HERMANN STEGEMANN

Der Krieg

Sein Wesen und seine Wandlung

16589/73

10--
4V

250

Hermann Stegemann / Der Krieg

Sein Wesen und seine Wandlung

Hermann Stegemann / Der Krieg

Sein Wesen und seine Wandlung



Die Königsstele von Lagash

Hermann Stegemann

Der Krieg

Sein Wesen und seine Wandlung

Erster Band

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart Berlin

WI 1c
WI 8a

Elftes bis fünfzehntes Tausend

465152
II

K-73/16589
27.11. 20,-

Biblioteka Śląska

z księg. Komfantego

Printed in Germany
Copyright 1939 by Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg
Schutzumschlag und Einband von Albert Rahmer

Inhalt

I. Das Wesen des Krieges 1

Der Krieg als Beweger — Ein Akt der Gewalt — Clausewitz — Mittel der Politik — Krieg und Friedenszustand — Ein Spiel von Möglichkeiten — Krieg und Lebensform — Krieg als Lebenselement — Im Anfang war der Krieg — Kriegerstand und Kriegführung — Der Feldherr — Die Königsstele von Lagash — Die Phalanx als sakrale Form — Krieg und Tradition — Die Lebensbedingungen des Krieges

II. Der Krieg in der assyro-babylonisch-ägyptischen Welt 23

Die Dämonie des Krieges — Kriegerkaste und Königliche Heere — Die Pharaonen und Ägyptens strategische Lage — Die Babylonier — Das Reich der Hethiter — Die Hyksos und der Kampf um Ägypten — Amosis, der Pharao-Befreier — Die Taktik der Wagenkämpfer — Thutmosis III. als Feldherr — Die Schlacht bei Megiddo — Kriegspolitik und Priesterschaft — Ramses II. bei Kadesch — Sein strategisch bedingter Friedensschluß — Die Schlüsselstellung Syriens in Vorderasien — Die Landbrücke Palästina — Die Assyrerkönige — Krieg und Staat — Die Perser — Krieg und Invasion — Das Gesetz der Beschleunigung im Kriege

III. Der Krieg und die Welt der Griechen vom Aufkommen der Perserkriege bis zum Tode Alexanders des Großen 55

Der Trojanische Krieg — Die Griechen als Staatsvolk in ihrem Verhältnis zum Kriege — Der Aspekt der Perserkriege — Spieß und Bogen — Persische und griechische Taktik — Der Feldzug von Marathon — Die erste taktisch bewegte Phalangenschlacht — Miltiades als Feldherr — Die Vergeistigung des kriegerischen Aktes — Der Krieg und seine Führung — Bewegung und Überraschung — Vom stärkeren Antrieb im Kriege — Der Feldzug des Mardonius — Die Thermopylen — Land- und Seefront — Die Seeschlacht bei Salamis — Der große Krieg — Die Schlacht bei Platää — Der Krieg als Macht- und Bewährungsprobe — Polis und abstrakter Krieg — Magie,

Taktik und Strategie — Perikles und das strategische Problem des Peloponnesischen Krieges — Stillstand im kriegerischen Akt und politische Zielsetzung — Die Phalanx im Bewegungskrieg — Die Schlacht bei Delion — Xenophon bei Kunaxa und die Anabasis — Soldatische Erziehung — Vom Genius der Kriegsgestaltung — Epaminondas — Leuktra und Mantinea — Die Flügelschlacht — Die Militärmonarchie Mazedonien — Die Schlacht bei Chäronea — Der Aufbruch Alexanders des Großen nach Asien — Grundstellung und Heer — Soldatenkrieg und Völkerkrieg — Die Schlacht am Granikus — Die Schlacht bei Issus — Der Krieg als geistiger Prozeß — Die Schlacht bei Gaugamela — Verfolgung als Operation — Der Feldzug nach Baktrien und Indien — Die Schlacht am Hydaspes — Die Elefanten — Das Moment der Überraschung — Alexanders kriegerische Erscheinung — Die Diadochen

IV. Der Krieg und seine Wandlungen im Zeitalter der Scipionen, Hannibals und Cäsars 113

Krieg und Sklaverei — Pyrrhus und die Römer — Die römische Auffassung vom Kriege — Montesquieu — Bellum justum — Das römische Staatswesen und die Legion — Der Krieg als Prinzip — Das Problem der Punischen Kriege — Hannibals Kriegsplan — Roms erste Gegenzüge — P. Cornelius Scipio und Tiberius Sempronius — Vom Rhodanus bis zum Aufidus — Kannä als Vernichtungsschlacht — Die Umfassungsschlacht — Hannibal und Scipio bei Zama — Das Geheimnis letzter Schlachten — Roms Stellung nach dem Zweiten Punischen Krieg — Legion und Phalanx — Kynoskephalä und Pydna — Die Heeresreform des Marius — Zimbern und Teutonen — Bürgerkrieg — Vom römischen Staatsgedanken — Der Krieg als Halt — Cäsars Aufstieg — Cäsars Politik — Der Weg nach Gallien — Die Schlacht bei Bibrakte — Der Feldzug des Ariovist — Geographische Bestimmung und Eroberung Galliens — Cäsars Kriegführung — Die Eroberung der Staatsgewalt — Die Grundstellung Oberitalien — Schlacht und Operation im Bürgerkrieg — Konzentriertester Krieg — Die Schlacht bei Pharsalus — Der Krieg als Appell an die Leidenschaft — Cäsars Ende und sein Glück — Die Idee eines unzerstörbaren Reiches — Die Divinität der Cäsaren — Befriedungskriege — In hoc signo vinces

V. Die Wandlungen des Krieges und die Verteidigung des römischen Weltreiches während der Völkerwanderung 183

Der Geist der Kaiserlichen Heere — Trajan und der Übergang zur Defensive — Die Armeen der Soldatenkaiser — Die Germanen und die Reiterwaffe — Gallien als kontinentale Operationsbasis — Julian Apostata — Die Schlacht bei Straßburg — Der Rheinfeldzug Valentinians — Der aufgelockerte Krieg — Die kontinentalen militär-geographischen Grundlagen des sinkenden Rö-

merreiches — Die erste kontinentale Grenzsetzung — Von der Rheinmündung zur Donaumündung — Europa als Erdteil — Die Ostbühne des Kontinents — Die Hunnen — Die Westgoten — Valens und Gratian — Die Schlacht bei Adrianopel — Theodosius und der Erlaß von Thessalonike — Die norddeutsche Tiefebene — Stilicho und Alarich — Die Preisgabe der Rheingrenze — Germanenvölker als Soldaten Roms — Völkerwanderung und Nomadismus — Das Prinzip der Hochlandweiden — Das Prinzip der Steppen — Die Taktik der Reitervölker — Attila — Die Hunnen in der Champagne — Aëtius und die Westgoten — Die Schlacht auf den Katalaunischen Feldern — Vernichtungsschlacht und Entscheidungsschlacht — Attilas Feldzug in Italien — König Etzels Tod — Einzelkämpfer und Masse — Die Ostgoten in Italien — Theodorich der Große — Die Schlacht bei Taginä — Die Langobarden — Reiterkrieg in ritterlicher Gestalt

VI. Die Wandlungen des Krieges vom Aufkommen der Araber, der Gründung des Karolingerreiches und des Römischen Reiches Deutscher Nation bis zu den Kreuzzügen und den Mongolenstürmen 235

Standeskriegertum und Massenkrieg — Der Fanatismus im Kriege — Morgen- und Abendwelt — Der Islam als kriegerische Erscheinung — Doppelangriff der Araber auf Europa — Die Wehrkraft des Byzantinischen Reiches — Abderrhaman und Karl Martell — Die Schlacht bei Poitiers — Karl der Große und die Marken — Die Treuepflicht als Grundlage des Reiches und im Kriege — Die Wehrreform Heinrichs I. — Abkehr von der Schwerfälligkeit — Die Ungarn — Die Schlacht auf dem Lechfeld — Reiterkrieg und Reichsverteidigung — Die strategische Bedeutung der Alpen im Rahmen des Römischen Reiches Deutscher Nation — Die ritterlichen Heere um die Jahrtausendwende — Die Schlacht als Massenturnier — Die Normannen — Robert Guiscard und Wilhelm der Eroberer — Die Schlacht bei Hastings — Ritter und Fußkämpfer — Die Schlacht bei Durazzo — Ritterschlachten — Kaiser Heinrich IV. im Felde — Die Schlacht an der Elster — Der Abt von Aura — Die kriegerische Gestaltung der Kreuzzüge — Grenzen abend- und morgenländischer Kriegführung — Die Ausprägung des Rittertums — Der Krieg als Erweiterer des Horizonts — Friedrich Rotbart im Kampfe mit den Lombarden — Die Schlachten bei Carcano, Tusculum und Legnano — Das Aufkommen selbständigen Fußvolks in der Ritterschlacht — König Philipp August von Frankreich — Die Schlacht bei Bouvines — Ihre europäischen Folgen — Ritter, Söldner und Milizen — Die Mongolen — Die Unruhezentren Asiens — Dschingis-Chan der Welteroberer — Die Ruhelosigkeit der Hirtenvölker — Das Reich der Chwarasmier — Die Kriegsordnung der Mongolen — Die Eroberung Irans — Die Schlacht bei Osch — Die Be-

lagerung Samarkands — Die Mongolen am Golf von Oman und an der Wolga — Das Ende Dschingis-Chans — Das Lebensgesetz des Welteroberers — Die Mongolen in Rußland — Bedrohung des Okzidents — Ein Brief Kaiser Friedrichs II. — Die Schlacht bei Liegnitz — Volkskraft und Standeskriegertum — Das Kreuz als Aushilfe — Die Überflutung Ungarns — Die Schlacht an der Soja — Der Rückzug der Mongolen — Timur — Die Schlacht bei Angora — Die Kriegführung des Ostens

VII. Die Kriegführung vom Aufkommen des Fußvolks in der Ritterschlacht zu Ende des 13. Jahrhunderts, in den englisch-französischen Thronkriegen und von der Einführung der Feuerwaffen bis zu den Burgunderkriegen und dem Kriege um Italien, abschließend mit Kaiser Maximilians Tode 303

Neue Waffengattungen — Fußvolk und Ritterschaft in den Schlachten auf dem Marchfeld, bei Worringen und Courtray — Vom Freiheitsdrang des Volkes — Die Schlachten bei Bannockburn, am Morgarten und bei Rosebeke — Ritter zu Fuß in der Schlacht bei Sempach — Die Schweizer und die Alpenpässe — Karl der Kühne und die Eidgenossen — Der Kampf zweier Zeitanschauungen — Der staatspolitische Moment im Kriege — Nikopoli und Tannenberg — Die Wiedergeburt des Bogens in den Schlachten des englisch-französischen Thronkrieges — Die letzten Wandlungen der Rittertaktik — Die Schlachten bei Crécy, Maupertuis und Azincourt — Jeanne d'Arc — Der aristokratisch gehandhabte Krieg — Die Wehrgewalt des Volkes — Das Militärstatut Karls des Kühnen — Seine Machtgründung und er selbst — Die Burgunderkriege — Die Schlachten bei Grandson, Murten und Nancy — Die Taktik der Schweizer Gevierthaufen — Einzelkämpfertum, Soldkompanien und geschulte Masse — Die Großartigkeit des Krieges um die 15. Jahrhundertwende — Das Aufkommen der Großmächte und die Universalidee — Die Machtentfaltung der Türken — Dreiteilung Europas — Die Alpen als zentrale Flankenstellung — Das Feuergewehr in der Schlacht — Orient und Okzident — Frankreich und Österreich in ihrer Stellung zu den Türken — Die Könige Karl VIII. und Ludwig XII. von Frankreich in Italien — Der Befreiungskrieg der Eidgenossen und Kaiser Maximilian — Die Schlacht bei Dornach und der Basler Frieden — Die Mailänderzüge der Schweizer — Die Schlacht bei Novara — Der Kampf der Langen Spieße — Die Schlacht bei Ravenna als kombinierte Schlacht aller Waffengattungen — Die Schlacht bei Marignano und der Rückzug der Eidgenossen — Vom germanischen Wehrrecht — Kaiser Maximilian und die Türkengefahr — Maximilians Ausgang

VIII. Der Krieg im Zeitalter Kaiser Karls V. im Hinblick auf den Kampf um die Hegemonie im Abendland und die Machtentfaltung der Türken bis zum Tode König Heinrichs IV. von Frankreich 367

Kaiser Karl V. und Spanien — Die Fortsetzung des Kampfes um Italien — König Franz I. von Frankreich — Die Schlacht bei La Bicocca — Die Schweizer als Soldaten — Die Türken in Karls Flanke — Das strategische Problem im Kriege um Italien — Die Schlacht bei Pavia — Die teuern Mietheere — Die Schlacht als bittere Arznei — Sebastian Schertlin in Rom — Krieg und Pestilenz — Die Schlacht bei Mohacz — Die Kriegführung der Türken — Die Ungarische Ordonnanz — Karl V. in Afrika — Die Kampfbereitschaft des Zeitalters — Wiedererwachen der großen Strategie — Das französisch-türkische Bündnis — Die Schlacht bei Ceresole — Karls strategische Offensive in der Champagne — Der Frieden von Crespy — Der Schmalkaldener Krieg — Das Treffen bei Mühlberg — Wandlung des Krieges und der Heere — Die neue Taktik und das Feuergewehr — Der Frieden von Cateau-Cambrésis — Der Marsch Herzog Albas nach den Niederlanden — Der Osten Europas und seine Kriegführung — Die Strelitzen — Baber erobert Indien — Der Feldherr und die Masse — Alba in den Niederlanden — Die ersten großen Manöverfeldzüge — Der Niederländische Befreiungskrieg — Mietvolk und Kriegszucht — Moritz von Oranien — Die Niederländische Ordonnanz — Neue Taktik — Das Prinzip der Beschleunigung und die Feuerkraft — Die Tertios — Taktik in den Hugenottenkriegen — Die Ermordung Heinrichs IV.

IX. Die Wandlung des Krieges und seine Gestaltung vom Feldherrn aus in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges und Cromwells und mit Bezugnahme auf die veränderte Weltlage Europas 411

Bismarck und die Schlacht am Weißen Berge — Ordonnanz und Schlachtfeld — Der Feldzug am Rhein — Tilly, Mansfeld und Markgraf Georg Friedrich von Baden — Die Schlachten bei Wiesloch, bei Wimpfen am Berg und bei Höchst — Der Ausgang Friedrichs V. von der Pfalz — Tilly in Norddeutschland — Der Sieg des Kaisers — Die Kriegführung der Zeit — Eine „wandernde Welt" — Volk und Krieg — Der Niedersächsisch-Dänische Krieg — Die Erscheinung Wallensteins — Die Schlacht bei Dessau — Wallenstein und Bethlen Gabor — Tilly und Christian IV. von Dänemark — Wallensteins Militärverwaltung — Die Überhandnahme des Krieges — Das Erscheinen Gustav Adolfs — Die Schlacht bei Breitenfeld — Eine taktische und strategische Entscheidung — Die Umkehr in der Schlacht — Gustav

Adolf in Franken und am Rhein — Feldherr und Armee — Wallensteins Wiederkehr — Krisis der Kriegführung — Gustav Adolfs strategisches Kalkül — Der König stellt die Uhr um — Die Schlacht bei Lützen — Strategische Folgen — Gustav Adolf als Feldherr und König — Rückblick auf die Beherrschung des Raumes im Kriege — Die Dämonie des Krieges und die Macht des Staates — Politik und Kriegführung — Das Feldherrntum Wallensteins — Die Schlacht bei Nördlingen — Zweiteilung des deutschen Kriegstheaters — Die Kämpfe der Schweden im Norden — Das Hervortreten Frankreichs — Herzog Bernhard von Weimar am Oberrhein und sein Tod — „Le chapelet de l'Espagne" — Die Eidgenossen und die Bündnerpässe — Das „Defensional von Wyl" — Frankreichs Offensive — Condé in der Schlacht bei Rocroi — Das Ende der Tertios — Die Verwahrlosung des Krieges — Das Treffen bei Zusmarshausen — Das Ende des Krieges — Die Scheidung von Krieg und Frieden — Der bewaffnete Friede — Cromwell — Die Schlacht bei Naseby — Prinz Rupert von der Pfalz — Cromwell als Feldherr und Diktator — Das Militärische und der Krieg — Der Soldat und die Feuerwaffe — Vom Aspekt der Schlachten — Die „neuen Manoeuvres" — Die geistigen Kräfte im Kriege — Die Renaissance und der Krieg — Machiavelli und der Krieg — Antike Vorbilder — Der Krieg vom Feldherrn aus gesehen — Heinrich von Rohan und Descartes — Vom Religionskriege — Der Dreißigjährige Krieg als erster allgemeiner Krieg — Die veränderte Weltlage Europas — Krieg und Völkerrecht — Der Weg ins 18. Jahrhundert — Der Krieg als Lebensverhältnis

Verzeichnis der Karten

Die Perserkriege 492—480 v. Chr. 59
Schlacht bei Marathon 490 v. Chr. 62
Schlacht bei den Thermopylen 480 v. Chr 73
Schlacht bei Salamis 480 v. Chr. 76
Anabasis 401 v. Chr. 87
Schlacht bei Leuktra 371 v. Chr. 92
Die Züge Alexanders des Großen 334—323 v. Chr. 97
Schlacht bei Gaugamela 331 v. Chr 106
Die Züge des Pyrrhus 280—275 v. Chr. 117
Hannibals Zug 218—216 v. Chr. 127
Schlacht bei Kannä 216 v. Chr. 135
Schlacht bei Zama 202 v. Chr. 138
Die Züge der Zimbern und Teutonen 151
Cäsars Krieg in Gallien 58—52 v. Chr. 161
Die Eroberung des römischen Weltreiches durch Cäsar 49—45 v. Chr . 171
Die Chinesische Mauer 190
Julians Feldzug am Rhein. Schlacht bei Straßburg 357 195
Das römische Reich in seiner größten Ausdehnung zu Anfang des 2. Jahrhunderts n. Chr. 205
Die Völkerwanderung 224
Der Ansturm des Islam 241
Schlacht auf dem Lechfeld 955 249
Friedrich Barbarossas Zug nach Italien 1158—1160 267
Dschingis-Chans Feldzug gegen die Chwarasmier 1218—1222 279
Schlacht bei Courtray 1302 309
Schlacht bei Grandson 1476 327
Schlacht bei Murten 1476 329
Der Schmalkaldische Krieg 1546/47 393
Herzog Alba in den Niederlanden 403
Schlacht am Weißen Berge 1620 413
Schlacht bei Breitenfeld 1631 435
Schlacht bei Lützen 1632 447
Schlacht bei Nördlingen 1634 459
Schlacht bei Naseby 1647 471

I.

Das Wesen des Krieges

Der Krieg als Beweger — Ein Akt der Gewalt — Clausewitz — Mittel der Politik — Krieg und Friedenszustand — Ein Spiel von Möglichkeiten — Krieg und Lebensform — Krieg als Lebenselement — Im Anfang war der Krieg — Kriegerstand und Kriegführung — Der Feldherr — Die Königsstele von Lagash — Die Phalanx als sakrale Form — Krieg und Tradition — Die Lebensbedingungen des Krieges

Der Krieg steht am Anfang der Geschichte und beherrscht das Leben der Völker, so viele ihrer auch zum Lichte drängten, kamen und gingen. Er ist als der Kampf um den Raum und als Bewährung zur Freiheit und Größe bis auf unsere Tage in Kraft geblieben, so oft er auch, seiner Natur gemäß, von der Bühne abtrat, um einem Friedenszustande Platz zu machen, der nie ein vollkommener sein konnte, weil das Prinzip der Bewegung immer wieder neue Verschiebungen aufkommen ließ. Der Krieg ist, auf seine dynamische Natur hin betrachtet, eine gewaltsame Bewegung im Raume. Er erfaßt als solche Völker und Staaten und ist, als politische Erscheinung angesehen, das urtümliche Mittel, die Dinge in Fluß zu bringen und Wachstumsstockungen auszuräumen. Krieg war in ältesten Zeiten der größte Beweger und ein natürlicher Vorgang, und es ist kennzeichnend, daß die Menschheit seiner nie entraten konnte. Als natürliches Verhältnis hat im Altertum unter den Völkern nicht der Friedenszustand gewaltet, sondern Krieg geherrscht. Er ist erst dadurch zu einem Ausnahmezustand geworden, daß er in Regeln gefaßt wurde, durch die man ihn völkerrechtlich zu umschreiben und zu binden suchte. Erst als er ausdrücklich erklärt und auf diese Erklärung hin geführt wurde, trat er aus dem natürlichen Verhältnis eines Urzustandes heraus, aber nie hat er seinen dynamischen Charakter verloren, nie ist er der dämonischen Vorstellungen entledigt worden, die ihn als den älteren und primitiveren, um nicht zu sagen natürlicheren Zustand erscheinen lassen. Der Kriegszustand ist als völkerrechtlicher Begriff bestimmt worden.

Als ein Mittel der Gewalt, sich zu behaupten und durchzusetzen, ist der Krieg keinem Zeitalter verlorengegangen. Stets hat er den Zustand gespiegelt, in dem die Menschheit und das Völkerleben jeweilen sich befanden. Jeder Krieg trägt das Gesicht seiner Zeit, keine Errungenschaft ist an ihm vorbeigegangen, und vieles hat er erst

in Gang gebracht. Als der größte Erreger und Zerstörer schreitet er über die Männererde, eine doppelsichtige Erscheinung, die nicht zur Ruhe kommen kann, solange Bewegung im Wellenzuge des Entstehens und Vergehens Geschichte wird. Es ist die elementare Gewaltsamkeit des Vorgangs, die den Krieg als das natürlichere, ursprünglichere Verhältnis erscheinen läßt.

Als Karl von Clausewitz, der Philosoph unter den Militärwissenschaftlern, nach den napoleonischen Kriegen daranging, sich mit dem Kriege als Phänomen auseinanderzusetzen, um eine Theorie des Krieges zu entwerfen, war dieses natürlichste aller menschlichen Verhältnisse schon so oft erprobt worden, daß nichts einfacher schien als die Niederschrift eines Buches, in dem die Erfahrungen und Erkenntnisse einiger tausend Jahre sich niederschlagen und klären sollten. Doch bald zeigte sich, daß es zwar möglich war, von dem Kriege als Kriegführung zu handeln, ohne sich in unfruchtbaren Erörterungen zu verlieren, daß es aber unendlich schwierig war, das Phänomen selbst über die Darstellung der Kriegsmittel und der Kriegsarten zu erheben und als solches sichtbar zu machen. Clausewitz darf den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, in der Erfassung des Phänomens so weit gelangt zu sein, daß der Krieg ihm nicht mehr als ein isolierter Akt erschien, sondern daß er von dem Betrachter tief in die Geschichte und in das menschliche Leben eingebettet werden konnte, um als elementare Erscheinung zu bestehen. Als Clausewitz sich im Bemühen um sein Werk von allem Fachwissen zu dem einfachen Satz zurückgefunden hatte: „Der Krieg ist ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen", setzte er dem Krieg als Erscheinung das Ziel, das, worum es auch immer gehe, die Natur des Krieges als ein gewaltiges Zwangsmittel bestimmt. Er erkannte in ihm das dynamische Element, das in keinem andern menschlichen Verhältnis so durchschlägt wie im Kriege.

Aber auch Clausewitz war ein Sohn seiner Zeit, jener Zeit der Befriedung im Schatten der Heiligen Allianz, als die großen Kriege der Jahrhundertwende sich ausgetobt hatten. Auch er konnte in dieser Umwelt nicht anders als hoffen, daß mit der neu aufsteigenden Ordnung des 19. Jahrhunderts der Krieg sich wieder leichter binden lasse.

Er hat das in Sätzen zum Ausdruck gebracht, die wir hier nicht außer acht lassen dürfen, weil sie sich wieder melden werden, wenn wir nun darangehen, den Krieg, sein Wesen und seine Wandlungen durch die Jahrhunderte zu verfolgen, um in dieser Betrachtung das ganze Phänomen kennenzulernen, das wie kein anderes zum Absoluten drängt.

Clausewitz hat den „Akt der Gewalt" als solchen nicht mit Vorbehalten umgeben. Der General hat erkannt, daß im Kriege der Rücksichtslosere, der sich zweckbewußt des Blutes und der Intelligenz bedient, um sein Ziel zu erreichen, nicht anders als zweckentsprechend handle; und er hat festgestellt, daß dieser das Übergewicht erhalte; endlich fand er, daß gegenseitiges Steigern dann die Dinge bis zum Äußersten treibe, ohne daß es andere Schranken gäbe als die der innen wohnenden Gegengewichte. Clausewitz hat aber geglaubt, daß die Kriege gebildeter Völker viel weniger grausam und zerstörend seien als die der ungebildeten. In dieser Auffassung hat er einem in der Zeit wurzelnden Empfinden Ausdruck gegeben und zugleich eine Hoffnung genährt, die hundert Jahre später als tragischer Irrtum beiseitegelegt werden mußte. Der Dämonie, die dem Kriege als solchem eingeboren ist, hat Clausewitz nichts geschenkt. Er hat die Natur des Krieges als eines Mittels elementarer Gewalt stofflich und geistig genau abgeschätzt und sich darüber Rechenschaft gegeben, indem er erklärte, „nie könne man in die Philosophie des Krieges selbst ein Prinzip der Ermäßigung hineintragen, ohne eine Absurdität zu begehen. Mit diesem Satz hat er den Drang des Krieges zum Absoluten hin aller Erweichung zum Trotz noch einmal ausdrücklich festgestellt.

Damit gelangen wir zu einem Punkt, der einen neuen Ausblick fordert und uns den Krieg in seinen wechselnden Ausdrucksformen erst ganz nahe bringt. Der Krieg als Mittel der Politik kann um so relativer auftreten, je leichter man sich zu seiner Anwendung entschließt, und drängt um so entschiedener zum Absoluten, je ausschließlicher er auf den äußersten Fall verspart wird.

*

Nichts bewegt den von Kriegen umfangenen und bedrohten Menschen des 20. Jahrhunderts stärker als der Gedanke, daß der Krieg nicht aufgehört hat, im Völkerleben den Ausschlag zu geben, obwohl er sich als Zerstörer in einen immer größeren Gegensatz zu der Entwicklung stellt, die ganz auf die Vermehrung an sich zerstörbarer Güter gerichtet ist. Der Krieg übt also immer größere Zerstörung und wirkt in Ländern und Kontinenten mit ausgebreiteter Zivilisation unverhältnismäßig zerstörender als einst. Doch das tut nichts zur Sache: der Krieg ist und war immer auf die Brechung des gegnerischen Willens, auf das Obsiegen gerichtet. Er *zerstörte* um des *Zweckes* willen. Zwecklose Zerstörung wurde stets als nicht dem Kriege gemäß, sondern aus der Wildheit oder aus der Verwilderung stammend, abgelehnt und beklagt. Der Krieg ist nicht an sich grausamer oder zerstörerischer geworden, sondern erleidet das Schicksal, mehr zerstören zu müssen, weil es mehr zu zerstören gibt und die Kriegführung dadurch vervielfältigt und schärfer zugespitzt worden ist. An Leib und Leben hat er in alten Zeiten nicht weniger, sondern eher mehr gefordert als heute. Die größere Zerstörung fußt auf der umfangreicheren Kultur. Aber auch das ist nicht so zu verstehen, als ob der Krieg gestern und heute größere Werte zerstörte als einst. Die unersetzlicheren Werte sind im Altertum und im frühen Mittelalter vernichtet worden, als die ganze antike Welt in Eroberungskriegen zu Trümmern ging. Und doch — wir wiederholen — wohnt dem modernen Kriege eine größere Zerstörungskraft inne, nicht weil er besser zu töten und zu vernichten vermag, sondern weil die Welt mehr zu zerstören läßt.

Der Krieg ist auch raumsüchtiger geworden. Kriegszüge alter Zeit haben ganz Eurasien durchmessen, aber nur Streifen gezogen, die Kriege der Neuzeit räumen ganze Länderbreiten aus. Da die größere Anhäufung von Zivilisationsmitteln von einer größeren Menschenansammlung ausgegangen ist und auch der Krieg der Tendenz der Massenbildung folgte, um ein entsprechendes Gewicht in die Waagschale zu werfen, hat er sich auch auf die Benützung und Ausräumung größerer Kriegstheater eingerichtet. Das ist um so natürlicher, als durch die Kriege nicht mehr einzelne, verloren im Raume stehende Gegner ins Feld gerufen werden, sondern die ganze ausgefüllte Welt

in Mitleidenschaft gezogen wird. So bilden sich weit größere Kriegslager, die Millionenarmeen ausspeien, so werden ganze Länderbreiten zu Werk- und Wohnstätten des Krieges, der jetzt einem Feldzug von vornherein das Gepräge einer Daueinrichtung aufdrückt. Damit ist auch die Tendenz gestiegen, den Krieg möglichst aus allen Quellen zu speisen und auf alle Lebensverhältnisse zu erstrecken, um der Waffenwirkung sicher zu sein. Da aber Völker und Staaten ganz und gar zum Kriege gerufen werden und Waffe alles ist, was zum Kampfe, zum Durchhalten, zum Wehrlosmachen und Zerstören geeignet erscheint und vieles immer wieder neu hergestellt werden muß, ergibt sich von der Vorbereitung zum Kriege bis zur Durchführung desselben entsprechend dem Stande der Technik und der Industrialisierung unserer Zeit heute schon im Frieden eine solche Ansammlung von Energien und Zerstörungsmitteln, daß der „totale" Krieg im 20. Jahrhundert der vollkommenen Ausprägung näher gekommen ist als je zuvor. Der Vernichtungsdrang ist ins Unberechenbare gesteigert worden. Dieser Umstand hat zwar auf eine Zurückbindung des Krieges als des letzten Mittels der Politik gewirkt, aber es ist nicht möglich geworden, ihn ganz aus der Politik herauszusetzen. Tritt er in Erscheinung, so wirkt er rücksichtslos auf völlige Vernichtung hin. Keine völkerrechtliche Regelung hat dieser Entwicklung Halt gebieten können. Der Krieg beherrscht heute, so selten und unerwünscht er auch erscheinen möge, den Friedenszustand um der Rüstung willen aus Nähe und Ferne. Um so näher liegt der Gedanke, den Krieg als solchen aus der Kriegsgeschichte zu erfassen und an der Kriegführung der Jahrhunderte zu prüfen. Es gilt festzustellen, wie die Kriegskunst das Phänomen im Laufe der Jahrhunderte gewandelt hat, das noch keiner Zeit größere Probleme gestellt hat als der unseren.

Das Wesen des Krieges ruht in seiner Unveränderlichkeit als des gewaltsamen Mittels, Willen und Widerstand des Gegners zu brechen. Er setzt also den Gegner voraus und mit dem Gegner eine Zweiteilung des Raumes, der Interessen und der Güter, zu deren Aufhebung und Sammlung in einer Hand er in seiner absoluten Gestalt berufen ist. Er erscheint, so betrachtet, von vornherein und aus der Bewegung gesehen als Angriffskrieg. Damit enthüllt sich

das Phänomen als doppelt bezogen, denn dem Angreifer entspricht der Verteidiger, der den Krieg von der andern Seite her gestaltet.

Der Krieg erwächst also aus dem Zusammenstoß. Aus der Wechselwirkung steigt dann das Spiel der lebendigen Kräfte auf, die sich im Felde messen. Der Krieg ist aber nicht nur kein isolierter Akt, er ist auch nicht aus sich selbst zu verstehen. Er ist nur noch als ein Mittel der Politik und einzig aus dieser zu begreifen. Er kann also auch selbst nicht aufhören, Politik zu sein und wird dies bleiben, solange die Politik als entstehende Geschichte sich seiner als des gewaltsamen Mittels zur Erreichung ihrer Ziele bedient.

Wir sehen also das eigentümliche Spiel des Gestaltens sich im Kriege mit einer Erscheinung abgeben, die auf sich selbst ruht, aber ganz im Dienste einer übergeordneten Instanz steht. Der Krieg darf nicht aufhören, Politik zu sein. Er könnte somit nur von der Politik aus gewandelt werden. Er ist ein Verfahren und als solches zweckgebunden. Deshalb kann auch die Kriegführung sich nicht entfalten, ohne selbst wieder zu Politik zu werden. Auf diesem Verhältnis beruht auch das schwierige Problem „Politik und Kriegführung", das seit alters die Gemüter beschäftigt und in jedem Kriege neu aufgeworfen wird. Da aber der Krieg nichts anderes sein kann als ein Instrument, ist es ihm nicht gegeben, sich selbst zu bestätigen, sondern er empfängt seine Signatur von der Politik. Je machtvoller die Politik, desto höher steigt, zum Absoluten strebend und alles an alles setzend, der Krieg. Das Altertum hat dieser Erkenntnis gehorcht, indem es seine Völker im Einklang mit der von ihnen vorgetragenen Politik bis zum selbstherrlichen Triumph oder bis zum heroischen Untergang fechten hieß.

So gesehen und begriffen wird der Krieg zu einer Erscheinung, die im Leben der Völker wurzelt und vom Staate nicht fremd angesehen werden darf, da er des Staates ultima ratio ist. Je weniger die Politik seiner bedarf, desto höher steht die politische Leistung; je richtiger er geführt wird, desto politischer ordnet er sich in die Staatsführung ein. Kein Staat kann sich, historisch betrachtet, der Notwendigkeit begeben, dem Kriege Tribut zu zollen, und es gibt kein Volk, das nicht durch ihn hindurchgegangen wäre. Er vertritt das

männliche Prinzip und bringt den Drang zur Gemeinschaft zum höchsten, durch den Opfertod zu besiegelnden Ausdruck.

Wer aber auch Krieg führe, der wird dem Kriege untertänig, obwohl dieser nur als ein Instrument der Politik zu denken ist und sich selbst als solches bestätigen lassen muß. Die Dämonie, die aus dieser Verklammerung spricht, läßt den Krieg erst recht als unsicheres Element erscheinen und macht ihn zu einem Beweger, der unberechenbare Bahnen zieht. Ihn einzufangen und zu bändigen, ist daher die vornehmste Aufgabe und die höchste Leistung der Staatskunst. Der Krieg beruht eben, wie Clausewitz sich ausdrückt, auf einem Spiel von Möglichkeiten, Glück und Unglück, in dem die strenge, logische Folgerung sich oft ganz verliert. Vielleicht ist es gerade dieses Spielerische, was ihn so dämonisch erscheinen läßt und immer wieder zur Erprobung reizt.

Nun ist aber klar, daß der Krieg nicht spielerisch empfunden wird, so lustvoll er auch im Anhieb oft erscheine, ja selbst dann erscheinen kann, wenn es sich um Sein oder Nichtsein eines Volkes oder Staates handeln sollte. Stets waltet über ihm des Schicksals dunkle Hand, und es gibt auch keinen Feldherrn, der sich Kriegsgott genug gedünkt hätte, dem Kriege gottähnlich zu befehlen. Sie haben alle der Götter bedurft, ohne doch ihrer Hilfe sicher zu sein und sich als Beauftragte gefühlt, die der Gnade oder doch eines Sternes nicht entraten konnten. Als Napoleon zur höchsten Stufe aufstieg, war nicht er der Verkünder der Omnipotenz. Seine Bewunderer und Adepten haben ihn zum „Kriegsgott" gemacht, aber im Grunde waren alle von der Unbeherrschbarkeit des Krieges überzeugt. So ist auch der Krieger oder der Soldat schlechthin dem Kriege als Objekt verhaftet und ihm dienstbar. Den Krieg zu ertragen, ohne an ihm zu verderben aber, gelingt nur, wenn der Krieg als politischer Akt empfunden wird. Das Volk, der Staat, das Heer und der Feldherr, die ihn führen, müssen ihn als politische Notwendigkeit auf sich nehmen und sich selbst zum Opfer bringen. Erst aus dieser Opferbereitschaft, die auf ein sittliches Bedürfnis zurückgeht, zieht der Krieg die ihm verliehene höhere Gewalt.

So erwächst der Krieg, ob glücklich oder unglücklich geführt, zu dem gewaltigsten Erlebnis, das den Völkern wie dem einzelnen

vorbehalten ist. Er ist in allen Wandlungen menschlichen Verkehrs und menschlicher Gemeinschaft, vom Nomadismus und der Seßhaftwerdung bis zur Völker- und Staatenbildung großen Stils nachgewiesen, und es ist noch nie gelungen, ihn anders zu bekämpfen als durch ihn selbst.

*

Der Krieg ist an den Raum gebunden, aber zugleich eine Schule des Raumes. Friedrich Ratzel, der das Wort geprägt hat, faßte den Krieg geographisch auf, um ihn als gewaltsame Bewegung in die Ökumene einzubetten, an deren Bildung und Entwicklung er den elementarsten Anteil hat. Als der Krieg die Länder ergriff und die Meere durchdrang, vollzog sich in unendlicher Mannigfaltigkeit und ständigem Wechsel, aber nicht ohne Hervortreibung bestimmter Punkte und Räume, die politische Gestaltung, die ohne den Krieg und kriegsgemäßes Handeln nicht zur Bildung großer Staaten und zum Aufbau blühender Reiche fortgeschritten wäre.

Die ganze Ökumene ist von Kriegen erfaßt worden. Sie bildet heute noch einen Kriegsschauplatz von tellurischen Ausmaßen. Als Kampf um den Erdraum hob sich die kriegerische Bewegung aus dem Urgrund der Geschichte, löste sich zu Einzelzügen, die um bestimmte Landschaften und ausgesonderte Meeresteile kreisten, und entfaltete sich unter großen Kriegsfürsten und dem Antrieb völkerversetzender Leidenschaften zu mächtigen Strömen, die im Laufe der Jahrtausende beinahe die ganze Erde durchmessen haben.

Der Krieg ist jeder Staatenbildung eingeboren. Er hat, gleichviel ob er als Wander- und Eroberungskrieg oder als Abwehr- und Sicherungskrieg auftrat, allen Kulturgebieten strategische Züge abgewonnen und alle Wege auf ihre Eignung als Vor- und Durchmarschstraßen geprüft. Länder und Meere sind vielleicht nicht so sehr nach Handelsstraßen durchforscht als vielmehr auf ihre militärgeographischen Eigenschaften hin erfaßt und zueinander in Beziehung gesetzt worden. Ein uraltes Bündnis vereinigt Elle und Schwert an einem Gurt.

Der Krieg war von jeher bewegende Kraft, aber er ist erst zu einer gefestigten Erscheinung geworden, als Völker aufstanden und Staaten

sich bildeten. Solange locker gefügte Horden ziellos umherschweiften und einzelne Sippen sich in Fluchtburgen zusammenfanden, war der Krieg noch embryonal gebunden. Er ist es überall geblieben, wo diese Entwicklungsstufe nicht überschritten wurde. Es bedarf festerer Gliederung und eines herrschenden Willens, also einer Ordnung in größeren Verbänden, die den Krieg als zweckvolle Bewegung zur Erweiterung und Sicherung der Lebensräume erkennen, denn der Krieg setzt eine Organisation voraus und ist selbst auf die Unterordnung und das Gemeinschaftsbedürfnis zusammengefaßter und bewußt geführter Lebensgenossen gegründet. Er erschien, als die Stammesbildung so weit vorgeschritten war, daß Häuptlinge befahlen und der Bund der Männer die Kraft des Stammes oder des Clans sammelte und mit dem Blutzauber geheimnisvoller Zeremonien umgab. Er galt schon als solcher, als die Waffen noch primitivster Art waren, aber er gewann erst Haltung und Gestalt, wenn der Kampf zur sittlichen Pflicht wurde und der Mann den Geist und die Tugenden des Kriegers entwickelte, um durch seine Opferbereitschaft das Ausharren bis zum bittern Ende oder bis zum rauschenden Triumph zu gewährleisten.

Mochten die Kriegssitten der Urvölker noch so barbarisch sein und die Finsternis religiöser Urbräuche noch lange auf den grauenvollen Walstätten der Vorzeit lasten, so gewann die Menschheit doch mit dem bewußt geführten Kriege die Möglichkeit, von der Stammesgenossenschaft zum Volkstum aufzusteigen. Erst der Einsatz von Leib und Leben und gemeinsamer Opferdrang erhoben den Kämpfer ums Dasein zum Krieger. Als der Urkrieg der Primitiven die ersten Bindungen bewußten Zusammenlebens durch Zucht und Pflege kriegerischer Eigenschaften festmachte, wurde der Kampf als gemeinsame Verpflichtung ins Bewußtsein aufgenommen und der Krieger zum Träger des Geschickes. Viele tausend Jahre sind vergangen, seit diese Entwicklung vor sich ging, aber wir finden alle Entwicklungsstufen des Kriegertums und des Krieges im Buche der Menschheit wohl verzeichnet.

*

Der Kampf um den Boden ist von Hirten- und Jägervölkern und von den seßhaft gewordenen Ackerbauern zum Kriege ausgebildet worden, als die Ansprüche auf Vorrang und Geltung, auf Nutzung und Besitz sich stießen. Dem Kriege fremd geblieben ist keine Lebensform. Weder der Nomadismus, der als die schweifendste Form eher anstieß, noch Halbnomaden, die kamen und gingen, noch die Seßhaftgewordenen, die Grenzen zogen und feste Städte bauten, haben seiner entraten können. Er ist aber keiner Lebensform tiefer eingegangen als dem Ackerbauer, der Grund und Boden nicht mehr aus der Pflege entließ und im Laufe der Entwicklung beinahe die ganze Erde gewann. Da die Seßhaftwerdung die Staatenbildung im Schoße trug, ergab sich diese Entwicklung von selbst.

Der Krieg hat je nach den Umständen der Lebensgestaltung verschiedene Formen angenommen, aber er hat als Mittel der Selbstbehauptung und der Selbsterhöhung nirgends auf sich warten lassen und alle zum Lichte Strebenden begleitet.

Je größer die Unbeweglichkeit wurde, je enger die Nachbarschaft, desto seßhafter und damit ausbildungsfähiger wurde auch der Krieg. Die Nomaden brachten ihn früh zu einem gewissen Abschluß, da ihrer Lebensform nur eine Waffe, die Reiterei, entsprach. Diese ist bald zu Kampfformen gelangt, die Jahrtausende überdauerten. Auch die Jägervölker, die als Halbnomaden gelten können, obwohl ihre Jagdgründe deutlich voneinander abgesetzt wurden, bildeten im Grunde nur eine Waffe und diese in einer Richtung aus. Sie brachten den Fußkampf in zerstreuter Ordnung zu Ehren, der einzeln von Schützen geübt und bis zum Überfall mit blanker Waffe fortgeführt wurde, und verharrten dabei. Nur der Ackerbauer, ob locker siedelnd oder gedrängt hausend, sah sich von vornherein genötigt, den Krieg mit reicheren Formen auszustatten. Er mußte als Fußvolk marschieren und auf abgesteckten Plan oder hinter Wällen und Mauern fechten können und zugleich durch den Einsatz berittener Kämpfer und Geschosse schleudernder Maschinen auch aus der Ferne zu wirken wissen. Je größer die Siedlung, je rascher der Aufstieg zu volkhafter Gestaltung und je kraftvoller das daraus erwachsende Reich, desto formenreicher der Krieg.

Der Krieg erfuhr also eine um so reichere Ausbildung, je fester die

Völker saßen, wurde jedoch von den beweglicheren Völkern rascher einer gewissen Formvollendung zugeführt. Der Kriegszustand als solcher aber blieb in ältesten Zeiten überall bewußt gewahrt, weil er da mit dem Naturzustand noch völlig übereinstimmte. Der Nomade war gewissermaßen ständig auf der Flucht oder im Angriff, der Halbnomade blieb im unausgefüllten Raum auf Sicherung bedacht, der Ackerbauer schuf eine Militärgrenze, die das besiedelte Land als Wüstungszone umgab und als solche gewaltsam öde und leer gehalten werden mußte, oder er saß in Reichen gedrängt, die sich gegenseitig stießen.

Die Lebensform hat also dem Kriege das Gepräge aufgedrückt. Er wird dadurch als Mittel der Lebensgestaltung ausgewiesen. Und es ist wichtig, festzuhalten, daß die höheren und reicheren Kampfformen dort gefunden werden, wo mit der Seßhaftigkeit und der Verteidigung erworbenen Bodens und künstlicher Wohnstätten eine größere Differenzierung und Ausbildung der Kultur vor sich ging. Der Krieg trägt die Züge des Kulturzustandes, in den er hineingeboren ist. Er ist nie hinter der Zeit zurückgeblieben. Wo er erstarrt und die Entwicklung stillesteht, liegt dies nicht an ihm, sondern an dem Beharrungszustand der Kultur, die den Krieg nicht aus ihrem Bann entlassen konnte und ihn an dieser mißt und formt.

Auch die Kriegssitten unterlagen der Ausbildung durch wohlverstandene Notwendigkeiten. Ob der Gegner vernichtet und ausgerottet oder entwehrt, verstümmelt und versklavt wurde, ob man ihm seine Weiber und seine Wohnsitze nahm oder beließ, ihn brandschatzte oder ihm Abgaben auferlegte und ihn zum Kriegsdienst heranzog, all diese und andere Maßnahmen waren auf Bedürfnisse gegründet, die sich aus der Lage ergaben. Sie erfuhren als solche sorgsame Ausbildung, um erst verlassen zu werden, wenn eine veränderte Natur-, Kultur- und Seelenlage ihre Umgestaltung verlangte. So trat der Krieg als Lebenselement in das aufkommende Völkerleben und schlug in ihm als lebendiger Puls. Er wurde vom ersten Tage an von einer Dämonie getragen, die ihn den dunkeln Göttern näher brachte als irgendein anderes menschliches Verhältnis. Er ist bis auf unsere Tage aus diesem Verhältnis nicht herausgetreten.

*

Die Weltgeschichte wird im Hinblick auf den Ablauf des Geschehens vom Orient aus erfaßt. Vorgestaltet liegt, was während der großen vorgeschichtlichen Wanderungen, zu Wasser wie zu Lande abströmend, auf dem Erdball sich begab. Viele Jahrtausende sind in Dunkel gehüllt, aber das erste Aufblitzen geschichtlicher Erkenntnisse rührt vom Zusammenprall der Waffen her.

Im Anfang war der Krieg. Er tritt uns als fertige Erscheinung im noch nebelhaft verhüllten China der Hya-Dynastie und näher und greifbarer im Umkreis der Sonnenländer entgegen, die sich zwischen dem Indischen Ozean und dem Mittelmeer hinziehen, wo die alten asiatischen und afrikanischen Reiche sich drängten. Er trägt schon unter Ägyptern, Babyloniern, Phöniziern, Assyrern und Medern alle Züge zweckvoller Ausgestaltung zur Schau, ist schon Krieg im Sinne spätgeborener Philosophen und als solcher das stärkste Mittel frühgeborener Politik. Kein Volk weicht, und kein Reich gibt sich ohne Krieg geschlagen, alle suchen in ihm den höchsten Preis zu gewinnen. Er beherrscht als Eroberungs- und Verteidigungskrieg die rasch sich füllende und gestaltende Welt.

Schon die ersten Kriegszüge, von denen Mythos und Frühgeschichte Kunde geben, atmen volle Kraft. Der Krieg forderte den Krieger, und Krieger war, wer gewaffnet zu Felde zog. Das war zu Anfang wohl die gesamte waffenfähige Mannschaft, dann eine Auslese, die den Waffendienst zuerst als solche, später der Überlieferung folgend versah und schließlich als Kriegerstand oder -kaste des Schwertes waltete. Völker, die nicht genügend Bewaffnete stellen konnten oder von der Scholle, von Schiffahrt und Handel so in Anspruch genommen waren, daß der Kriegsdienst über ihre Kräfte ging und von ihnen abrückte, warben Mietstruppen, die ihre Dienste verkauften. Nichts verrät deutlicher, wie rasch und tief der Krieg ins Völkerleben griff, als die Tatsache, daß diese verschiedenen Formen des Kriegertums sich nach- und nebeneinander entwickelten, und daß der Waffendienst dem Mann mehr Ehre brachte als Beute und Lohn. So sehen wir schon Jahrtausende vor Christi Geburt Aufgebote mancherlei Herkunft zu Truppenverbänden werden, die geschult und zur Hingabe bereit, unter einheitlicher Leitung ins Feld rückten, um eine Staatsaufgabe zu erfüllen. Das Aufgebot wurde

dadurch zum Instrument des Krieges, der selbst ein Instrument der Politik geworden war. Die Kriegführung aber gab sich schon im ersten Dämmer der Zeiten als eine Kunst zu erkennen, die nur wenigen verliehen ist und als solche an besondere Gaben geknüpft bleibt.

Der Feldherr ist mit dem Kriege geboren worden. Man verstand sich ohne Zweifel von Anfang an darauf, den Krieg durch die Aufstellung bewaffneter Streitkräfte vorzubereiten, und hat gewiß rasch eingesehen, daß die Überlegenheit der Zahl im Kriege einen Vorteil bietet, der nicht wegzuleugnen ist. Aber es war schon eine geistige Überlegung nötig, um sich klarzumachen, daß diese Überlegenheit nur dann in Erscheinung tritt, wenn es gelingt, sie im entscheidenden Augenblick und an entscheidender Stelle zur Geltung zu bringen. Dies eingesehen zu haben, danach zu handeln und den Akt folgerichtig zu vollziehen, war der erste Inbegriff einer Kriegskunst, die von der Beherrschung der materiellen Kraft zur geistigen Führung fortschritt. Es ist der Prüfpunkt aller Feldherrnschaft. Von hier aus gestaltet sich, zum Feldzug entwickelt und auf die Schlacht als erlösende Tat konzentriert, der Krieg.

Wir haben damit die wichtigste Voraussetzung für den Einblick in die Natur des Krieges gewonnen und können nun von den Kriegen sprechen, die als die ersten noch schattenhaft, aber doch schon bekannte Erscheinungen spiegelnd, auf uns gekommen sind. Sie wurden im dritten Jahrtausend vor Christi Geburt dort geschlagen, wo die staatliche Gemeinschaftsform schon vom Geschlechterstaat zum Territorialstaat fortgeschritten war. Königtum und Priestertum waren damals in den Reichen der großen Stromländer und der dichtbesiedelten Küsten zwischen dem Indischen Ozean und dem Mittelmeer schon zur Ausscheidung ihrer Macht gekommen. Es ist die Zeit, da mit der Bronze die Metalltechnik zur Herrschaft gelangte, aber Holz und Stein noch manche Waffe lieferten.

Mesopotamien und seine Randländer bildeten ein nach innen gewendetes Universum, dem Ägypten als exzentrisches Imperium vorgelagert war. Elam, Babylonien, Assyrien und Syrien stellten die stärksten Komponenten des ost-westlich gerichteten Zentralraumes dar, der durch die Landbrücke Palästina und die Sinaihalbinsel mit

Ägypten verbunden war. Am Unterlauf der Zwillingsströme drängten sich von Ur und Lagash aufwärts bis Assur zahlreiche Stadtkönigreiche, die einander den Rang streitig machten und über die bald dieser, bald jener Eroberer die Hand schlug, um als Großkönig eine neue Dynastie zu gründen und ein größeres Reich zu schaffen. Es ist uns nicht um die Geschichte der Sumerer, um Babylonien und Assyrien oder um Ägypten als Kulturreiche und die zwischen ihnen ausgewürfelte Vorherrschaft eines Staatensystems von dreitausendjähriger Dauer zu tun. Wir suchen nur die Erscheinung des Krieges festzustellen, die als solche auf dem Hintergrund dieses ersten Weltkomplexes sichtbar wurde.

*

Aus dem Schutt der Königsstadt Lagash ist eine Königsstele gegraben worden, die den ersten überlieferten Schlachtengang der Zeit im Bilde zeigt. Da sieht man schweres Fußvolk Schulter an Schulter, Schild an Schild, auf dem Kopf die Sturmhaube und wohlbeschuht, mit gefällten Spießen zum Angriff schreiten. Vor der Front steht, am linken Flügel, Eannadu, der Fürst von Lagash, der in dieser Schlacht eine Königskrone gewinnt. Er hat das Königskleid umgeschlagen und führt das gekrümmte Wurfholz als Waffe. Auf einem andern Bruchstück der Stele sieht man den König an der Spitze der Seinen auf geschütztem Streitwagen mit vorgestreckter Lanze in den Feind brechen. Hinter ihm erscheint, die Speere geschultert, in Reih und Glied zusammengehalten, noch einmal seine siegreiche Infanterie. Sie hat den Gegner unter die Füße getreten, Geier nagen an den Gefallenen. Diese Darstellung aus dem Jahre 3000 zeigt den Krieg schon in militärischer Zucht und Form. Der Einzelkampf zerstreut Kämpfender, nur auf sich bedachter Fechter ist überwunden. Es ist der typische Angriff schwerbewaffneten Fußvolks, beinahe zeitlos in seiner geschlossenen Wucht. Wir stehen vor dem ersten überlieferten Bild der Phalanx, die im Laufe der Jahrtausende und im Wandel der Kriegsgeschichte mannigfache Ausbildung erhalten hat, aber schon hier zu wesentlicher Gestalt gekommen ist. Noch tritt der lineare Zusammenschluß stärker hervor als die Aufstellung in sechs Glieder, aber es ist der Schritt des Krieges, der uns entgegenschlägt.

So schritt die Phalanx über die Schlachtfelder des Altertums, um bei den Mazedoniern zu ihrer ersten Höchstform zu gelangen, dann der römischen Manipulartaktik zu erliegen, aber nach der Barbarisierung des römischen Heeres selbst in diesem in gelockerten Umrissen wiederaufzuleben. Es ist dieselbe Form, die mit dem Zurücktreten des Fußvolks und dem Aufkommen der Ritterschaft im Felde kaum noch sichtbar wurde, aber plötzlich wieder die Schlacht beherrschte, als die Volksaufgebote im 13. und 14. Jahrhundert der Infanterie den Vorrang erstritten. Da wurde der typische Angriff, der auf der Königsstele von Lagasch vorgeführt wird, von Schweizern zu neuer Höchstform entwickelt, um in den Landsknechtschlachten die letzte Ausbildung zu erhalten. Später wieder aufgelockert, wird die alte Form von den Pikenieren des 17. Jahrhunderts im spanischen Tertio noch einmal zu Ehren gebracht und kehrt selbst dann wieder, als statt des Schneckenfeuers ganze Salven abgebrannt werden. In neuer Abwandlung erscheint sie im Lauf der Revolutionskriege als Gewaltstoß zusammengefaßter Milizen und findet erst bei Königgrätz ihr Grab, wo die Stoßtaktik der österreichischen Brigaden am Schnellfeuer des moderneren Gewehrs endgültig zerbrach.

Es ist aber nicht nur die erste Einsicht in die Frühgestaltung wichtigster Formen taktischer Ordnung, die uns durch die Königsstele von Lagasch vermittelt wird. Wir stehen auch vor der Erkenntnis, daß schon in ältester Zeit das Bild einer Schlacht Züge militärischer Gestaltung trägt. Es ist nicht die Wiedergabe blutiger Szenen, wie sich unzählige erhalten haben, sondern ein Ausschnitt zweckbewußten Handelns in kraftvoller Bewegung, also ein Hinweis auf das Ganze, das dahinter als konzentrierter Krieg sichtbar wird. Ergänzen wir das Bild in diesem Sinne, dann sehen wir Schützen und Schleuderer als Flankenschutz erscheinen und den Vormarsch der Hopliten in zerstreuter Ordnung begleiten, um die empfindlichen Flanken zu decken und selbst die Flanken der feindlichen Phalanx zu bedrohen. Die Schlachtordnung, von der die Stele von Lagasch erzählt, war also, auf den Grundzug gesehen, ein fertiges Gebilde. Sie ist das geblieben, solange das Schema geeignet war, das aufgebotene Heer rasch und geschlossen an den Feind zu bringen und ihn zu werfen. Es war der Aufbau einer vorwiegend auf schwere Infanterie ge-

stützten Streitmacht zur geordneten Schlacht, die im Abringen der Kräfte entschieden werden mußte. Kam Reiterei ins Spiel, so fiel dieser die Aufstellung auf den Flügeln zu, wo auch sie sich gegenseitig bekämpfte und dem Sieger im Reitergefecht dann die Aufgabe zufiel, gegen die Infanterie einzuschwenken. Fuhren Streitwagen auf, wie dies gerade im babylonischen und in späterer Zeit im ägyptischen Kulturkreis der Fall war, so kam der Vorkampf an diese. Die Wagenkämpfer waren somit bestimmt, den Einbruch in die feindliche Front vorzubereiten. Die hier schematisch abgewandelte Feldschlacht erwuchs also aus der Grundaufstellung gleichbewaffneter Heere, eine Aufstellung, die wie keine andere der Ordnung seßhaft gewordener, zu Ackerland und Städtebau gekommener Völker und sozial differenzierter Staaten entsprach.

Wer den Blick von der Form auf das Wesen richtet, erkennt in diesem Schema ein sakrales Gebilde. Das Gottesurteil spricht aus dem Aufmarsch der Heere, die sich auf der Walstatt gegenübertreten, wo die Entscheidung im Zusammenprall ausgefochten wird. Auf dieser Walstatt standen die Armeen Gewehr bei Fuß, bis die Priester den Göttern geopfert und die Zeichen erforscht hatten, und empfingen dann von dem König und Kriegsherrn, der sie zu Roß, zu Wagen oder im Tragsessel besichtigte, die Aufforderung zum Kampf. Wenn dann das Königszeichen erhoben wurde und das Blachfeld vom vieltausendstimmigen Schlachtruf der Männer, vom Dröhnen der Trommeln, von Zinken und Trompeten widerhallte, brach der Kampfrausch aus der Tiefe der Erinnerung der Naturvölker und riß die Streiter mit sich fort. Dann setzten sich die Armeen, Mann für Mann an seinem Platz, in Bewegung, um im Zusammenprall der Kräfte den Tag und den Sieg und damit, wenn immer möglich, auch den Krieg zu entscheiden. Der Krieg als solcher ist also in dieser Konzentration zu seiner typischen Erscheinung gekommen.

Es ist etwas Eigentümliches um die Macht der Tradition, die der Krieg als Inbegriff gezügelter Gewalt zur Schau trägt. So viele Neuerungen im Laufe der Jahrtausende erfolgt sind, so sehr die Waffentechnik sich verändert, verstärkt und vervielfältigt hat, die Tradition erhält sich weit über die nackte Zweckmäßigkeit erprobter und ererbter Formen hinaus. Keine neue Waffe, keine neue Gefechts-

art findet mit ihrer Einführung sofort die ihr entsprechende und sie erschöpfende Verwendung. Alles wird an der Tradition gemessen und von ihr im Zaum gehalten, ja gehemmt, bis nach vielen blutigen Exempeln die Neuerung zur Errungenschaft wird und zu eigenen Gesetzen kommt. Die Tradition hat auch der dreigeteilten Schlachtordnung, die von den seßhaften, zu hoher Kultur aufgestiegenen Völkern des Altertums eingeführt wurde, eine Kraft zugesprochen, die Jahrtausende hindurch wirksam geblieben ist. Wie die Phalanx sich wandelte und zurechtrückte, ohne die Urform ganz abzustoßen, so blieb auch die auf sie gegründete Schlachtordnung trotz des Wandels und der in diesem Wandel sich auslebenden Vervielfältigung des Ur- und Vorbildes bestehen, bis kein Rahmen mehr groß genug war, die Erscheinung zu fassen. Sie verlor erst Umriß und Gestalt, als die Entwicklung zu reicheren Formen und phantastischer Raumbeherrschung alle Verhältnisse sprengte.

Fällt von dem hier gewonnenen Standpunkt der Blick noch einmal auf die Geschichte der Phalanx, die oben mit zwei Strichen aufgezeichnet wurde, so wird der sakrale Charakter des traditiongebundenen Kriegsaktes deutlich sichtbar.

Der Zauber, der von der ältesten Schlachtordnung ausging, ist in Griechen- und Römerschlachten zur Auswirkung gekommen und ist lebendig geblieben, solange und wo auch immer Fußvolk späterhin zum Hauptkampf aufgeboten wurde. Selbst in den Schlachten des Feudaladels spukte noch die Erinnerung an die Geschlossenheit des alten Aufmarschs, der sich nun um den Fahnenwagen der ausrückenden Streitmacht ballte und in den Lombardenschlachten der Hohenstaufer zu Kraft und Ehre kam. Als die Kriege des 14. Jahrhunderts das Fußvolk wieder aus dem Schatten der Ritterherrlichkeit hervorholten und Bauern und Bürger zu Kriegern wurden, trat man sofort wieder zum Gevierthaufen zusammen und verwies die Reisigen auf die Flügel. Weder das aufkommende Geschütz noch die Einführung des Feuergewehrs haben das Schema getötet. Die Gliederung wurde reicher, die Aufstellung tiefer, Raum ausgespart für die Artillerie, Reserven ausgeschieden, einzelne Treffen gebildet und die Front nach Gefallen verkehrt und in Bewegung gesetzt, aber noch im 18. Jahrhundert stand das Fußvolk in der

Mitte, ritt die Kavallerie auf den Flügeln auf, und allzeit und überall verlangte die aufmarschierte Armee, solange sie noch als Ganzes in der Aufstellung überblickt und von zentraler Stelle gelenkt werden konnte, die Heiligung der Schlacht. Gottes Hilfe wurde angerufen, bevor der Prince-Connétable oder der Feldherr das Zeichen zum Angriff gab.

Erst der Skeptizismus des 18. Jahrhunderts und die feinere Fäden spinnende Linearaktik entzogen dieser Tradition die Kraft, aber auch Fontenoy, Leuthen und Zorndorf sahen noch dichtaufgeschlossene Formationen, und der alte Dessauer hat bei Kesselsdorf noch ein unbekümmertes Gebet gesprochen. Als in den Revolutionskriegen die dicken Kolonnen der Massenaufgebote wiederkehrten und im 19. Jahrhundert Schlachten geschlagen wurden, die Hunderttausende im Wirbel schwenkten, lebte die Überlieferung trotz der Raumerweiterung durch die Strategie, trotz der Sprengung des taktischen Rahmens durch die Masse der Streiter noch einmal auf. Napoleon bei Waterloo wirkt als eine Erscheinung von dämonischer Größe und ruft, wie er inmitten seiner Garde vor den englisch-hannoverschen Karrees Attacke auf Attacke befiehlt, die Erinnerung an die Gedrungenheit und das Gewürge der ursprünglichsten Geviertschlachten und ein Gottesurteil wach. Die Königsstele von Lagash mit dem Vormarsch der Hopliten über die Niedergetretenen und den Geiern, die sich in die Schöpfe der Enthaupteten krallen, zeigt den Krieg nicht anders als das Schlachtfeld von Belle-Alliance. Beides war zweckhaft geballte Vernichtung, hier von der Urform getragen, dort in der Verkämpfung auf diese zurückgebracht. Erst über den Schlachtfeldern von Magenta, Solferino, Königgrätz, Gravelotte und Sedan lag's wie Abendröte, die dem kurzgefaßten heroischen Kriege blitzender Entscheidungsschlachten auf abgestecktem Feld den Abschied winkte.

*

Der Krieg wird von der realen Macht und den idealen Kräften getragen, die in einem Volke zusammenwirken. Je nach der Höhe, die ein Volk erstiegen hat, stuft sich das aus dieser Verbindung hervorgehende Kriegspotential verschieden ab. Unweigerlich aber wird

ein Volk sich an die Lebensbedingungen gebunden fühlen, die ihm die Naturlage und die Kraftquellen des Reiches zubereitet haben, in dem es sich eingerichtet und staatlich organisiert hat. Das gilt von allen Zeiten und Verhältnissen, so verschieden auch die Umstände sein mögen, die im Einzelfalle vorwalten. Als zwischen dem Indischen Ozean und dem Mittelländischen Meer, im ältesten der uns geschichtlich erschlossenen Erdräume, während mehr als dreitausend Jahren um Besitz, Ordnung und Größe eines universal gedachten Staatensystems gekämpft wurde, fanden sich dort Kräfte genug, diese Welt auszufüllen. Es war also sehr wohl möglich, durch fortgesetzten Kampf den Vorherrscher zu ermitteln, der das ganze weitgespannte Naturgebiet in einem Reiche von universaler Größe zusammenfassen konnte, dadurch Frieden schuf und alle Kraftquellen zum Sprudeln brachte, um dieses Weltreich gegen die peripherisch geordneten Länder abzusetzen und den Einbrüchen der Barbarenvölker zu wehren. Der Krieg war daher in diesem von außen bedrohten, im Innern zu ständiger Bewegung verhaltenen Völkerbecken zur Dominante aller Politik geworden. Er hat sich hier zuerst über seine Doppelrolle als Gestalter und Zerstörer ausgewiesen und hat hier auch alle Phasen der Entwicklung durchlaufen.

II.

Der Krieg in der assyro-babylonisch-ägyptischen Welt

Die Dämonie des Krieges — Kriegerkaste und Königliche Heere — Die Pharaonen und Ägyptens strategische Lage — Die Babylonier — Das Reich der Hethiter — Die Hyksos und der Kampf um Ägypten — Amosis, der Pharao-Befreier — Die Taktik der Wagenkämpfer — Thutmosis III. als Feldherr — Die Schlacht bei Megiddo — Kriegspolitik und Priesterschaft — Ramses II. bei Kadesch — Sein strategisch bedingter Friedensschluß — Die Schlüsselstellung Syriens in Vorderasien — Die Landbrücke Palästina — Die Assyrerkönige — Krieg und Staat — Die Perser — Krieg und Invasion — Das Gesetz der Beschleunigung im Kriege

Der Krieg hat seinen dämonischen Charakter in der ägyptisch-babylonischen Welt ungeschwächt durch die Jahrtausende bewahrt. Er ist von vornherein auf Vernichtung ausgegangen. Menschenleben, Kulturen, Städte und Tempel wurden zerstört, die Götterbilder entführt und der mit dem Siegespreis ausgezeichnete Gott auf den obersten Thron gesetzt. Die ägyptischen Heiligtümer haben viele bildliche und schriftliche Zeugnisse aufbewahrt, die von der Unveränderlichkeit des Krieges und der mit ihm verbundenen Opferhandlungen zeugen. Den Feind nicht nur zu schlagen, sondern auch zu entmannen, und abgehauene Köpfe, Hände und Schamteile zu Tausenden vor dem Thron der Pharaonen auszuschütten, war sakrale Pflicht. Alle Stärke sollte in den Sieger eingehen und der Krieg selbst gesättigt werden. Anschauungen der Naturvölker leben in diesen Kriegssitten auf, sind aber mit religiösen Beziehungen verflochten worden und wurden den Notwendigkeiten dienstbar. So kam es zu Umwandlungen, die den Krieg als zweckbewußt geübte Handlung von der Kette der blinden Zerstörungswut lösten. Also kein unterschiedloses Morden, sondern wohlüberlegtes Handeln. Wenn die Umstände zu Maßnahmen rieten, die auf die Erhaltung feindlichen Lebens zielten, ließ man es bei der Zehntung der Niedergeworfenen oder führte ganze Stämme und Völker weg, um sie entwaffnet in anderen Gegenden anzusiedeln und in der Fron zu halten. Das geschah Nubiern und Hebräern und warf auch in den Hoch- und Tiefländern Vorderasiens die Völker durcheinander.

Der ursprüngliche kriegerische Sinn ist aber nicht lange Gemeingut geblieben. Die angespannte Tätigkeit als Landbebauer und Städtebewohner und die riesige Ausbreitung der Gewerbe und einer in Bergwerken und Fabriken betriebenen Industrie hat die Bevölkerung Ägyptens, Syriens und Babyloniens dem Kriegsdienst mehr und mehr entzogen. Der Krieg ist der Kriegerkaste und den König-

lichen Heeren vorbehalten worden, die sich aus Vasallen, Söldnern und Mietvölkern zusammensetzten. In Assyrien ruhte zuletzt die ganze Landskraft auf dem königlichen Heer, das der Oberherr als das vornehmste Instrument seiner Politik bewertete, rücksichtslos gebrauchte und aus seinen Kriegen speiste. Die Kriegführung selbst aber tritt uns, wie wir schon an der Königsstele von Lagash sahen, von Anfang an in einer Form entgegen, die auf eine frühgefestigte Erscheinung schließen läßt. Der Krieg war damals schon lange nicht mehr um Sinn und Form verlegen, sondern bereits ganz in die Politik hineingenommen worden und stand in engster Beziehung zu der hochentwickelten Kultur.

Reiche und Könige der assyro-babylonischen und ägyptischen Welt führten unter sich zur Ausmittelung der Vorherrschaft und gegen die von außen andrängenden Eroberer in der Abwehr Krieg. Sie haben ihre Politik, also auch ihre Kriegsordnung, danach eingerichtet. Den Pharaonen ist in diesem Völkerringen die beigeordnete Rolle zugefallen. Diese Rolle wird immer dem zuteil oder dargeboten, der eine exzentrische Stellung innehat und an der geschützteren, vom Feinde wie vom Rivalen abgesetzten Seite siedelt und daraus größere Freiheit und Abgeschlossenheit zieht. Dies tritt bei dem Aufbau des vorderasiatischen Machtkomplexes zum erstenmal deutlich hervor. Hier wurde der Vorteil der peripherischen Lage außerhalb und rückwärts des eigentlichen Kriegsschauplatzes durch Jahrtausende erprobt. Wohl mußten die Ägypter auch vor Überfällen der Nomaden auf der Hut sein, die aus der Öde Libyens oder dem Dunkel Nubiens auftauchten, aber die großen Wanderzüge kriegerischer Barbarenvölker kamen aus der Tiefe Asiens, andere brachen als Volksüberschuß aus dem Schoße Arabiens hervor. Die asiatischen Fernvölker gelangten also erst an die Grenzen des heiligen Nillandes, wenn sie den Euphrat überschritten, Assyrien und Syrien überflutet, die Landbrücke Palästina erobert und die Sinaihalbinsel in ihrer ganzen Breite durchquert hatten, oder der Feind kam, von diesen rückwärts stehenden Völkern aus dem Stand gehoben, aus Europa herüber und fiel über den Hellespont in Kleinasien ein. So saß der Ägypter im Delta gesicherter als alle ihm vorgelagerten Reiche und saß selbst jedem in der Flanke. Alle seine Kriege

waren daher auf eine und dieselbe Basis gegründet. Auch der Aufmarsch seiner Armeen in einem geschützten, dem Gegner zugewendeten, aber auch aus der Flanke leicht zu verteidigenden Raume war dadurch von vornherein gesichert. Daraus ergab sich aber auch eine Abwehrstellung, die als solche zum Beharren in der Defensive einlud und es den Pharaonen schwer machte, auf Eroberungen im syro-mesopotamischen Bereich auszugehen. In der Tat hat Ägypten, ohnedies eine Welt für sich, sehr lang auf Eroberungskriege im vorderasiatischen Raume verzichtet und sich auf politische Wirkung aus der Ferne beschränkt, um durch diplomatische Künste an der Küste Phöniziens, in Syrien und Babylonien zu vorherrschendem Einfluß zu gelangen und den Handelsverkehr zwischen den Großmächten dieses weitgespannten Kulturkreises durch subtilere Mittel in Gang zu halten. Als Snofru, der Begründer der 4. Dynastie, die Beduinen der Sinaihalbinsel besiegte und unter seinen Fuß beugte, geschah dies sicher nicht zum erstenmal, aber diesmal handelte es sich um eine strategische Grenzsicherung großen Stils. Sie umgab das Delta mit einem weiträumigen Glacis und legte dieses mit den darin ruhenden Kupferminen in die königliche Hand. Defensiven Charakter hatte auch ein um diese Zeit erneuerter Vorstoß nilaufwärts, der bis in den Sudan gelangte und dem Pharao Tausende von schwarzen Sklaven zuführte. Ägypten war damals schon zur Höhe seiner eigentümlichen, an das Naturwalten des Nilstroms geknüpften Kultur aufgestiegen. Nun erschien es im Glanze einer allgemeinen Erneuerung als ein Imperium, dem das Beharren auf einer Defensive, die selbst die Gegenoffensive scheute, nicht mehr genügen konnte. Aber es sind noch andere Dynastien gekommen und gegangen, und das Reich ist noch einmal einer Erneuerung unterworfen worden, bevor es zu Beginn des zweiten Jahrtausends vor Christi Geburt die Ziele stromaufwärts und an der Nordostflanke des Reiches in die Weite steckte. Der Bogen, den wir zur Verbindung dieser beiden strategischen Zielsetzungen über zwei Jahrtausende ausgespannt haben, fußt auf dem Jahre 2840 und auf dem Jahre 1850. Da es sich nicht um eine Geschichtserzählung handelt, sondern um die Feststellung des kriegerischen Phänomens in dem babylonisch-assyrisch-ägyptischen Weltsystem geht, stellen wir

nun dieser Konstruktion aus ägyptischer Schau das babylonische Machtgebilde gegenüber, um es auf dieselben Zeiten zu beziehen und auch von hier aus einen strategischen Ausblick zu gewinnen.

*

Wie vor den Zeiten der 4. Dynastie in Ägypten noch rund tausend Jahre liegen mögen, die, angefangen bei König Menes, schon ägyptische Geschichte spiegeln, so war auch Babylonien schon mindestens ein Jahrtausend geschichtskräftig, als Sargon I. ungefähr um das Jahr 2800 vor Christi Geburt als Großherr auftrat. Er hat seine Macht im Norden Mesopotamiens begründet und sie rasch gen Westen und Süden ausgedehnt. Wir folgen Hugo Winckler, der hierüber Licht verbreitet hat und berichtet, wie es dem Emporkömmling semitischer Herkunft gelungen sei, das zerbröckelnde Erbe der Sumerer und ihrer Rechtsnachfolger im Zweistromland an sich zu ziehen und das Reich der „vier Weltgegenden" zu erneuern. Er hat zuerst das Bauernvolk der semitischen Akkader in Bewegung gebracht, dann um dieses alles geballt, was an halbnomadischen Berg- und Steppenvölkern in Westiran und Assyrien saß, und zuletzt in Mesopotamien Ordnung gemacht. Das Städteland zwischen den Unterläufen der Zwillingsströme wurde Stadt um Stadt unterworfen. Aber die Akkader selbst sind von der sumerisch-babylonischen Kultur überwältigt worden. Sargon und sein Sohn und Nachfolger Naram-Sin haben also den Kämpfen der Stadtkönige ein Ende gesetzt, von denen uns die Königsstele von Lagash erzählte. Das Reich Sargons erscheint als ein semitisch-babylonisches Weltreich, das in breitgeschwungenem Bogen über das Zweistromland hinausgriff und vom Persischen Golf bis zur Mittelmeerküste ausstrahlte. Es war eine kriegsgewaltige Neugründung auf uralter Kulturgrundlage. Die Akkader müssen gute Soldaten gewesen sein, denn die Heeresstraßen Babyloniens gehen auf ihre Feldzüge zurück. Sie haben die Elamiten besiegt, die den Babyloniern so oft gefährlich geworden sind, sie haben die phönizischen Küstenstädte zu Tribut gezwungen und die Zeltaraber hinter den Hauran geworfen. Aber auch Sargons Reich war nur eine Verwandlung. Es ist von der

Tradition der babylonischen Königsgewalten aufgesprengt und von neuen Wandereinflüssen ausgezehrt worden.

Die altbabylonischen Stadtfürstentümer rührten sich zuerst. Dann brach aus dem geheimnisvollen Schoß Arabiens eine Flutwelle streitbarer Auswanderer hervor und setzte sich zur Erneuerung des zerfallenden Reiches auf dem überschwemmten Boden. Die babylonische Kultur wurde auch mit diesen Elementen fertig. Der Kampf der Städtekönige ging weiter und verdichtete sich zum Zweikampf Nord- und Südbabyloniens, in dem der Norden endgültig das Übergewicht errang. Südbabylonien fiel zurück. Jetzt erst wurde Babylon zur Residenz erkoren und überstrahlte alle Städte des erneuerten Imperiums. Babylonien erstand als ein neugekräftigtes, zentral geordnetes Reich unter arabischen Dynasten, die auf einer neuen Königsliste mit den glänzendsten Namen verzeichnet stehen. Mit Hammu-rabi, der um das Jahr 2260 zur Macht kam, sei nur der berühmteste genannt. Unter seiner Herrschaft erhob sich Babylonien zu einem Reiche mit vollkommen durchgebildeter Königs- und Gesetzesgewalt, die einer weitvorgeschrittenen Zivilisation Halt und Sicherheit gab. Hammu-rabi hat nicht nur das Recht kodifiziert und die Verwaltung des Reichs neugestaltet, sondern auch mit Glück das Schwert geführt. Als es ihm gelang, einen neuen Vorstoß der Elamiten abzuwehren und außer der Nordostflanke auch die Nordflanke zu sichern, wo sich im Quellgebiete des Tigris und im Halysbogen nordische Eindringlinge in ihren festen Burgen und Felsennestern zu rühren begannen, erschien Babylonien nach allen Seiten abgerundet und gefestigt. Offen lag es nur nach Südwesten, wo syrische und kanaanäische Fürstentümer zwischen dem König von Babylonien und dem Pharao wie Weberschifflein hin und her glitten. Die ägyptisch-babylonische Auseinandersetzung hing noch in der Schwebe. Die Politik Ägyptens hatte die letzten Folgerungen aus der natürlichen Lage noch nicht gezogen, und die Politik Babyloniens fußte noch auf den alten Errungenschaften. Babylonien vertraute auf seine militärische Stärke, Ägypten auf seine exzentrische Lage. Das Los war noch nicht geworfen. In beiden Imperien herrschten hohe Zeiten, die von voller Blüte und tätigstem Wettbewerb zeugten. Es mußte daher zu einer Entscheidung kommen.

Erfaßt man das Problem vom Kriege her, so wird es durchsichtiger. Babyloniens militärische Stärke fand auch in Ägypten einen Gegenpol, aber am Euphrat herrschte mehr militärischer Sinn als am Nil. Die Kriegführung stand vor einer neuen Wandlung. Das schwerbewaffnete Fußvolk schwindet als Miliz dahin und macht weithergeholten Soldtruppen Platz, die in der Phalanx unterkommen. Halbnomadische Völkerschaften drängen sich zum Dienst in der leichten Infanterie und werden durch Vertragsabschlüsse mit ihren Häuptlingen angeworben. Ägypten hat das Nildelta in eine Befestigungszone von größter Dichte eingefangen. Babylonien vertraute vor allem auf seine festen Städte. Über dem Mauerschutt der Jahrhunderte wurden immer wieder neue Befestigungen aufgeführt und der Mauerring immer weiter ausgedehnt, um Ackerland und Weide innerhalb der äußeren Umwallung vorzubehalten. Von mehr als hundert Ellen hohen Türmen überschauten die Späher das flache Land, damit man vor Überfällen freiziehender Wüstenbeduinen sicher sei. Den Himmel aber suchten die Augen weiser Priester ab, die die heiligen Gestirne erforschten, um nach ihnen den Wandel der Zeiten zu berechnen und die Geheimnisse des Erdenlebens mit dem Gange der Himmelskörper in Einklang zu bringen.

So ist um die Wende des dritten Jahrtausends und späterhin ein Spannungsverhältnis eingetreten, das diese hochgestiegene Welt in zwei Hälften schied und als solche band. Ägypten und Babylonien waren einander näher gekommen und rüsteten gegeneinander. Das Zwischenland Syrien und die große Landbrücke, die zwischen Meer und Wüste der phönizischen Küste parallel lief, war zur strategischen Gefahrenzone für beide geworden. Wer dort Tribute holte, Wehrstellungen bezog und Lager schlug, beherrschte die Zugänge Syriens und Ägyptens zugleich. Über 800 Kilometer sind es von den Bitterseen, der äußersten Nordostflanke des Nildeltas, bis zum Knie des Euphrats östlich von Aleppo. Keiner der beiden Rivalen durfte mit der halben Strecke fürlieb nehmen, denn der Libanon beherrschte aus der Mittellage den Vormarsch nach beiden Richtungen. Beide Imperien sahen sich daher gezwungen, die Herrschaft über Syrien und Kanaan in Anspruch zu nehmen und mußten darauf bedacht sein, zugleich die phönizische Küstenzone in die Hand

zu bekommen. Wer zudem über die Flotten der phönizischen Seestädte gebot, beherrschte auch das flüssige Feld, das die Zufuhren aus dem Abendland heranbrachte und der Ausfuhr die Wege freigab.

So gesehen wird der Wettstreit der Pharaonen der 12. und 13. Dynastie und der babylonischen Großkönige, die von Hammurabi ausgehen, zu einem politischen Konflikt, der beide Imperien auf Tod und Leben zu verfeinden drohte.

*

Der Kampf um die Herrschaft in Syrien und damit um die Vorgewalt im zweigeteilten babylonisch-ägyptischen Macht- und Kulturkreis hatte begonnen. Schon erwogen die kleinen syrischen Völkerschaften, wem sie sich eher anvertrauen sollten, dem Großherrn zu Babylon oder dem Pharao; schon gingen Tribute hierhin und dorthin, schon warf der Babylonier seine militärische Macht, der Ägypter sein Gold in die Waagschale, um die Verhandlungen zu würzen und die Zukunft vorzubereiten. Da stürzte ein neuer gewaltiger Vorstoß aus dem Norden plötzlich alles um. Völkerschaften, die schon lange in Armenien und auf der Wasserscheide Kleinasiens in den Quellgebieten des Euphrat, des Tigris, des Halys und Lykos saßen, brachen, einem Anstoß aus Norden folgend, in die vorderasiatische Welt und erschienen als Eroberer im babylonischen Nordland und in Syrien. Mit ihnen kam, keck zwischen den Rivalen, an der begehrtesten und gefährlichsten Stelle aufgerichtet und vom Hochland Kleinasiens überschattet, ein neues Reich. Die von indogermanischen Führerschichten gelenkten Hethiter wendeten ihre Herrschaft auf beide an.

Sie erschienen als reisiges Volk, das sich zur Eroberung der besonnten Welt entschlossen hat, aber so lange hinter den Hochweiden Lykiens und in den kaukasischen Flußtälern gesessen hatte, bis es überquellend im Laufe von Jahrhunderten an Mesopotamien herangekommen war. Nun brach es, von dem Anstoß westwärts flutender Szythenstämme und anderer noch unbekannter Völkerschaften in Bewegung gesetzt, mit vielen tausend gezäumten Rossen über das syrische Flachland herein. Sie kamen als Eroberer, nachdem sie, wer

weiß wie lange schon, den Babyloniern Pferde verkauft und Soldaten gestellt hatten. Es war kriegerisches, buntgewürfeltes Eroberervolk, das die Weizenfelder und Fruchtgärten Mesopotamiens begehrenswert fand und seinen Anteil forderte. Sie haben ihre eigene Bilderschrift geschrieben und ihre Herrschaft nach eigenen Gesetzen ausgeübt. Sie waren keine Barbaren mehr. Die Hauptstätte Hattusa, die sie im anatolischen Hochland zurückgelassen haben, hatte riesige Tempel- und Burgenanlagen aufzuweisen, zwischen deren Trümmern heute Schafe und Ziegen weiden. Damals saßen dort stolze Könige zu Hof. Von diesen ist der Auszug ausgegangen.

Bevor noch Babylon sich zurechtgefunden und die Ägypter den Anprall auf der Sinaihalbinsel spürten, standen sie schon am Knie des Euphrats aufmarschiert. Hier machten sie Karchemisch zu ihrer Hauptstadt und überrannten dann die syrischen Gaue bis zum Libanon und querab bis zur Meeresküste. Sie haben zwei Menschenalter an diese Aufgabe gewandt. Damit war zwischen die babylonische und die ägyptische Einflußzone ein Keil getrieben, der rasch die Gestalt eines eigenen Reiches annahm und bald einem hethitischen Großkönige gehorchte. Um das Jahr 1500 erhob sich dieses Mitanireich als meridionale Machtschöpfung der Hethiter zu seiner höchsten Blüte.

Das Reich der Hethiter hat, an der Geschichte Babyloniens gemessen, keine lange Dauer gehabt, aber ihre Dazwischenkunft stellte Ägypten und Babylonien vor eine völlig veränderte Sachlage. Das neue Reich der Mitte wurde beider Feind oder je nach dem Gange der Politik des einen Freund und des andern Gegner. Aber es ist weder zu gemeinsamem Handeln der beiden Großmächte noch zu wechselnden Bündnissen gekommen. Die Pharaonen haben es vorgezogen, sich diplomatischer Mittel zu bedienen und in der Defensive zu verharren, und die Dynastie Hammu-rabis ist unversehens einem Doppelangriff der Hethiter und der Kassiten, eines zweiten Eroberervolkes aus dem Nordosten, zum Opfer gefallen. Aber nicht die Hethiter, sondern die Kassiten stellten die neue babylonische Dynastie, die um 1760 zur Herrschaft kam und 600 Jahre den Thron der Throne innehatte.

Die Ägypter hielten die Landbrücke gegenüber dem Königreiche der

Hethiter fest, ohne es zunächst auf eine Gegenoffensive ankommen zu lassen. Sie wurde von dem aufgewühlten Norden auf andere Weise selbst erreicht. Eine Abzweigung des großen Völkerstrudels erfaßte sie über Elam, Babylonien und Syrien hinweg. Die Hykſos kamen als streitbare Hirten mit Roß und Wagen gezogen, überfluteten die Sinaihalbinsel und brachen in das schlechtverteidigte Delta ein. Wie sie auch den Weg gefunden und wie lange Zeit sie gebraucht haben mögen, fest steht wohl, daß auch sie aus dem Völkerbecken Asien stammen. Sie sind der militärisch unbeholfenen Milizen der Provinzgouverneure und der Palastgarden der schwachgewordenen Pharaonen rasch Herr geworden. Mit ihnen kam, vorher kaum gekannt, das Pferd als Zugtier und Kriegsgenoß nach Ägypten. Da erkannten die „schnellfüßigen" Ägypter, daß der Krieg einen Schritt angeschlagen hatte, der sie weit hinter sich ließ. Die Hykſos erstürmten die Grenzbastionen, überflügelten die Bauernaufgebote und jagten die Flüchtlinge in die Sümpfe. Es ist in Südägypten offenbar zu keiner geordneten Schlacht gekommen, vielmehr sind die Ägypter schon im Anmarsch zersprengt worden. Die Kräfte, die Streitmittel und die Taktik waren zu verschieden.

Der Krieg fand anfangs keinen Widerhall im ägyptischen Volke. Ober- und Unterägypten waren von Thronwirren durchwühlt, und kein Pharao riß das Reich und die Doppelkrone in die Höhe. Als die Hykſos in Unterägypten selbst die Dynastie stellten, zerbrach die Einheit des Nilreiches, und die Zeiten vor Menes kehrten wieder. In Oberägypten behaupteten sich die Nachkommen der alten Herrscher noch und suchten mit Nubiern und äthiopischen Garden ein Stück Unabhängigkeit zu behaupten, aber auch sie mußten vor den Kampfwagen das Feld räumen und sich auf stärkere Mittel besinnen. Der Krieg hatte sein Gesicht verloren.

In Ägypten ist also um diese Zeit die Abschwächung des kriegerischen Sinnes und der Verzicht auf die Erhaltung einer Wehrmacht, die im Volke wurzelt, einheitlich gelenkt und mit allen Errungenschaften der Kriegskunst ausgestattet wird, furchtbar gebüßt worden. Eine irregewordene Politik hatte imperiale Ziele verfolgen wollen, ohne den Krieg als letztes und äußerstes Mittel in der Hand zu behalten. Nun saßen in Karchemiſh, in Babylon und in Avaris im Nil-

delta halbbarbarische Könige und beherrschten mit ihrer Kriegsmacht die schönsten Kulturländer des Ostens und eine ganz auf diese Kultur gegründete Welt. In dieser Not ist Memphis zur Zuflucht der altägyptischen Tradition geworden. Die Kultur erwies sich wiederum als die stärkere Macht und zwang die Eroberer auch diesmal in ihren Bann. Die babylonische Kultur unterwarf sich Hethiter und Kassiten, und die ägyptische Kultur nahm den Hyksos die Kraft. Aber was in Babylonien sich wie von selbst regelte, wurde in Ägypten erst in schwerem Kampf gewonnen. Die Kassiten wurden rasch und völlig aufgesogen, die Hyksos sind nur zum Teil verwandelt, zum andern Teil aber wieder ausgeschieden worden. Nicht der kriegerische Sinn, sondern das religiöse Gefühl befähigte die Ägypter zu dieser Leistung.

Über hundert Jahre militärisch gesicherter Herrschaft im Unterland haben den Hyksos nicht erlaubt, die Ägypter als unterjocht zu betrachten. Vergebens warfen die streitbaren Fremdlinge Aufstand auf Aufstand nieder. Das Delta blieb ihnen untertan, aber in Oberägypten ist schon um das Jahr 1650 wieder altägyptisches Regiment an der Macht, und Theben ist wieder zu einer Residenz geworden, die Avaris die Waage hält. Auf beiden Seiten standen Pharaonen im Kampf, hier die echten, dort die fremden Usurpatoren. Die Hyksoskönige füllten das ägyptische Pantheon umsonst mit den von ihnen eingebrachten Göttern, die Ägypter versagten diesen Dienst und Gebet. Als die Hyksos, von Theben her bedrängt, das Delta nur noch als Fruchtkammer behaupteten, entglitt ihnen die Reichsgewalt ganz. Vergebens dehnten sie ihre Herrschaft über die Sinaihalbinsel und Palästina aus. Es war eine Eroberung, aber sie leitete einen Rückzug ein, der nirgends mehr Fuß faßte. Die Religionskämpfe waren den Ägyptern zum nationalen Befreiungskrieg geworden.

Wohl schlugen die Hyksos die Thebaiden im offenen Felde und hieben sogar einen Pharao, Sekenen-Ra, in Stücke, aber der Boden schwand ihnen unter den Füßen. Als Amosis im Jahre 1562 zu Theben gekrönt wurde, erstand dem zweitausendjährigen Reiche der Pharao-Befreier. Es kam zu Schlachten auf dem Nil, in denen die oberägyptische Flotte die Oberhand gewann, und zu Gefechten

im Delta, in denen die Ägypter zum erstenmal die Taktik der Hyksos meisterten und sich der Streitwagen auf den Dämmen und im offenen Gelände mit Überlegenheit bedienten. Eine Erweckung des altägyptischen Kampfgeistes kündigte sich an, und militärisches Geschick fand seinen Lohn. Amosis wuchs als Feldherr auf dem Throne zum Imperator heran. Die Politik der alten Pharaonen ward von Grund aus erneuert und gipfelte nach der Befreiung des Deltas in der Erhebung Ägyptens zu einem militärisch geordneten Imperium. Amosis erwirkte als Begründer der 18. Dynastie dem damit aufkommenden Neuen Reich das Recht, aus der Gegenoffensive herauszutreten und sich zur Eroberung Vorderasiens bis zum Knie des Euphrats aufzumachen, um Syrien, das Schlüsselgebiet Vorderasiens, in seine Gewalt zu bringen.

Es ist eine der größten Umstellungen der Kriegsgeschichte, eine Verwandlung, die den Krieg in erneuerter Gestalt und als gegebenes Mittel einer wahrhaft königlichen Politik endlich von der Kette löste. Die 18. Dynastie hat nach Amosis noch fünf Kriegsfürsten erzeugt, unter ihnen Thutmosis III., einen der größten gekrönten Feldherren, von denen wir wissen. Mit ihm ist das Reich zur Beherrschung des Sudans, zur Sicherung des libyschen Grenzsaums und zur Oberherrschaft in Kanaan und Syrien bis zum Knie des Euphrats und den Gebirgstoren Kleinasiens befähigt worden. Krieg war der nun nicht mehr klüglich zurückgestellte, sondern machtvoll hervortretende Beweger dieses religiös und militärisch erneuerten Imperiums. Eine großartige Politik fand in großgeführten Kriegen ihren Lohn. Nun erst machten die Pharaonen sich die übergeordnete Rolle zu eigen, die ihnen die peripherische Lage ihres Reiches am Westsaum einer naturgegebenen, in sich abgeschlossenen Welt vorbehalten hatte. Nun gewannen sie in exzentrisch angesetzten Feldzügen Sicherheit und damit die Vorherrschaft in diesem Teile der Welt. Altägypten ging seiner letzten und größten Blüte und einem heroisch geführten Kampf entgegen, der zu zwei Malen, unter König Thutmosis III. und unter den Ramessiden, in höchstem Aufschwung gipfelte. Was war geschehen, um einer solchen Politik das Instrument in die Hand zu geben, das im Kriege nicht versagte?

Das ägyptische Heer ist aus dem nationalen Befreiungskrieg als

schlagkräftige Armee hervorgegangen. Diese suchte nicht mehr in den Aufgeboten der Provinzen ihre Stärke, sondern bestand zum größeren Teil aus königlichen Haustruppen und erlesenen Söldnern fremder Herkunft. Zu den Nubiern und Libyern, die schon früher angeworben worden waren, traten nun auch schwergerüstete Söldner, deren Handwerk der Krieg war. Vor allem die Sarden. Diese schwärmten als Land- und Seeräuber an den Gestaden des Mittelmeers und waren als schweres Fußvolk rühmlich bekannt. Mit ihnen erscheint das soldatische Reisläufertum im Bilde der Kriegsgeschichte. Sie trugen ihre Dienste vor allem den Phöniziern an und waren als Sturmtruppen und Schwertkämpfer berühmt. Nun fanden sie auch unter den Pharaonen Gelegenheit, in großen Feldschlachten und bei Belagerungen Ruhm und Beute zu sammeln. Die Beduinen der Sinaihalbinsel und des Jordanlandes stellten wie bisher Bogenschützen und Schleuderer. Die Aristokratie des Landes aber, die von den Hyksos gelernt hatte, bildete sich in der neuen Waffe der Wagenkämpfer aus, die jetzt nicht mehr vereinzelt als Truppenführer, sondern zu Geschwadern zusammengefaßt, im Felde erschienen. Sie wurden zur wichtigsten Waffe einer Armee, die raumverschlingende Feldzüge vor sich sieht und die Schlachtfelder schon im Anmarsch beherrschen muß, um nicht die Bewegungsfreiheit zu verlieren.

Der Krieg hatte einen größeren und freieren Ausblick gewonnen. Die Schlacht steht nicht mehr am Anfang und Ende eines im Zusammenprall sich erschöpfenden Feldzuges von kürzester Dauer. Sie setzt einen langen Anmarsch voraus, der mehr als früher Vor- und Zwischenkämpfe und kunstreiche Bewegungen verlangte, und wird erst möglich, wenn dies gelang. Die Schlacht selbst aber ist nicht mehr ein kurzer, heftiger Zusammenprall Stirn gegen Stirn, sondern wird zu einer fortgesetzten Handlung, deren einzelne Phasen Überlegung und Zusammenhang fordern. Die Aufstellung der Fronten war von jeher das wichtigste Erfordernis, aber es bleibt jetzt nicht mehr dabei. Jetzt wird die bislang auf gleiche Frontbreite mit dem Gegner ausgehende Schlachtordnung je nach den Umständen verschieden abgestuft und gestreckt. Man hält das schwere Fußvolk immer noch zusammen, aber man verlangt von den Infanterieflügeln selbst, daß

sie den Gegner umfassen. Das führt zu einer Vorbewegung der Flügel über den Feind hinaus, die dem zugut kommt, der seiner Mitte sicher ist und seine Flanken zu schützen weiß. Die Wagenkämpfer werden daher nicht mehr im Vorkampf verbraucht, sondern sowohl in diesem selbst als auch während des Zusammenpralls und zur Verfolgung eingesetzt.

Diese Darstellung eilt der Entwicklung voraus, denn noch lassen die Schlachten, die in Syrien geschlagen werden, die aufziehende Wandlung nicht deutlich erkennen, aber der Weg zur Entfaltung der Schlacht aus einem kurzen Zusammenprall zur bewegten und zusammengesetzten Handlung ist beschritten. Die Ägypter sind diesen Weg nicht zuerst gegangen. Vielleicht haben die Babylonier das Schema vorweggenommen, aber die Entwicklung läßt sich nicht auf einen Teil allein beziehen. Jedenfalls hat Vorderasien mit seinen geräumigen Schlachtfeldern und dem Drange seiner Völker zur weithinrollenden Bewegung diese Form nach der Masseneinführung des Pferdes nicht mehr aufgegeben und den Wagenkampf bald durch die Schwarmattacken berittener Schützen ergänzt. Vorderasiatisches Kriegsvolk ist noch im Zeitalter Alexanders des Großen so zur Schlacht aufmarschiert. Da waren Babylonier, Assyrer und Meder schon lange in den Armeen der Perserkönige aufgegangen und wieder ausgeschieden worden, um den persischen Reisigen und den griechischen Söldner-Hopliten den Krieg zu überlassen.

*

Als die Pharaonen der 18. Dynastie ins Feld rückten, ist es wohl selten zur geordneten Schlacht gekommen. Sie trafen vorerst meist auf leichter gerüstete Gegner, die, zu Fuß und mit Wurfholz, Schleuder, Pfeil und Bogen bewaffnet, den Kampf in aufgelöster Ordnung suchten. Da waren die Wagenkämpfer, die wie jene den Bogen führten, weit im Vorteil und machten aus dem Zusammenstoß von vornherein ein Verfolgungsgefecht. Nur wo die Hethiter sich zur Schlacht stellten, prallte Macht auf Macht. Dann war es wohl an den „Schirtani", den Sturmhaufen der Sarden, das Beste zu tun und die feindliche Front aufzubrechen. Sie sind denn auch bald zu

Ehren gekommen und später von den Rameſſiden als Kerntruppe ewigen Ruhmes wert gehalten worden.

Schon Amenophis I., der zweite König der 18. Dynaſtie, hat die Landbrücke wieder frei gemacht und ſeine Waffen nach Syrien getragen. Dort verteidigten die Hethiter am Knie des Euphrats und weiter nördlich das Reich Mitani, aber zwiſchen ihnen und den Ägyptern lag noch immer, wie eine Kuhhaut ausgeſpannt und hin- und hergezogen, das ſyriſch-phöniziſch-kanaanäiſche Zwiſchenland.

Die Hethiter hielten in der Mitte des ganzen Machtkomplexes eine zentrale Stellung feſt. Aber dieſe war nun bedroht. Babylonien war ihrem Einfluß entglitten und neugeordnet, im Norden herrſchte Unruhe, die von unaufhörlichem Wogengang heran- und vorüberziehender Wandervölker zeugte, und im Süden und Südweſten zog hinter der abgelaufenen Hykſosflut nun der Ägypter heran, um mit ungewohntem Machteinſatz eine ihm bislang fremde Eroberungspolitik zum Siege zu führen. Noch kam es nicht zum Zuſammenſtoß, aber das Hethiterreich ſah ſich in die Defenſive geworfen und mußte die Abwanderung der Tribute Südſyriens nach dem Nillande dulden. Syrer und Kanaanäer hatten es jedoch damit nicht ſo eilig und vergaßen bald dieſer Pflicht ganz. Da fühlte Thutmoſis I. ſich nach einem glücklichen Feldzug in Nubien ſtark genug, die Machtprobe zu wagen. Mit ihm ging Ägypten zur Eroberungspolitik über. Er muß bis zum Euphratknie gelangt ſein und dort den Abgefallenen und dem Hethiterkönig eine Niederlage bereitet haben, denn Grabſchriften erzählen davon, und Thutmoſis III. fand auf ſeinem großen Siegeszuge noch die Siegesſäule, die der Erſte ſeines Namens in Syrien zurückgelaſſen hatte. Thutmoſis III. iſt um das Jahr 1460 zu dieſem Feldzug aufgebrochen. Es iſt der erſte Feldzug, über den ein militäriſcher Bericht vorliegt, der erſte Krieg, der einem Feldherrn das Wort gibt.

Napoleon hat vom Feldherrn als Erſtes und Wichtigſtes verlangt, daß er den Blick für die Möglichkeiten eines Feldzuges und die zu ſchlagende Schlacht beſitze. Thutmoſis III. iſt der erſte, der ſich über dieſen „coup d'oiel" ausweiſt. Er hatte zwar erfahrene Feldhauptleute, und wir hören auch von einem Kriegsrat, den er in kritiſchen

Lagen einzuberufen pflegte, aber es ist wohl kein Zweifel an seiner überlegenen Führung gestattet, mag er auch wie Friedrich der Große dem „Metier" als solchem zuerst fremd gegenübergestanden haben. Es ist immer so gewesen, daß der Feldherr, der als Prince-Connétable zu Felde zog und zugleich der Lenker des Staates war, die Höchstform der Kriegführung verkörperte, wenn ihm die Götter die dazu nötigen Gaben verliehen hatten. Der Krieg als Mittel der Politik und Ausdruck der Staatsenergie kennt keinen geeigneteren Kriegsherrn als den, der alle Gewalten in sich vereinigt und beherrscht. Der Genius des Feldherrn wird sich seines Hochfluges erst ganz bewußt, wenn sich der Staatsmann mit dem Heerführer in ihm zu einer Personalunion zusammengefunden hat, die auf einer Ebenbürtigkeit der beiden Anlagen ruht. Nur solche Feldherren werden zu wahren Polemarchen, zu Kriegsherren, die den Krieg als Krieg und als Mittel der Politik im Rahmen der Staatsmöglichkeiten meistern und daraus ein Ganzes machen. Wir wissen nicht, in welchem Ausmaß der Pharao Thutmosis III. diesem Idealbild entsprach, aber er ist ohne Frage ein tatkräftiger Feldherr und ein kluger, weitsichtiger Staatslenker gewesen. Mit ihm gewinnen wir den ersten Begriff von den seelischen Kräften, die im Kriege wirksam sind, wenn dieser das Heer, den Staat und den König und Feldherrn selbst auf die ihnen innewohnenden Energien prüft. Wir erhalten im Ammontempel zu Karnak darüber Bescheid. Dort wurde als eine zum großen Teil wohlerhaltene Bilderschrift der Rechenschaftsbericht aufbewahrt, den König Thutmosis III. über seine Feldzüge abgelegt hat. Dort liest man, daß der erste Feldzug ihn von vornherein vor eine schwierige Aufgabe stellte. Nur eine Armee, die fest in der Hand der Führung war und, mit allen Bewegungs- und Erhaltungsmitteln ausgerüstet, voller Zuversicht zum Fernmarsch antrat, durfte es wagen, 800 Kilometer Wegs unter die Füße zu nehmen, um durch aufrührerisches und feindliches Land an den Hauptfeind zu gelangen und fern der Heimat die entscheidende Schlacht zu schlagen. Und nur ein Feldherr, der als König befahl, konnte seinen ersten großen Feldzug kühnlich aus der Hand des Sonnengottes nehmen und fern der Heimat und den geheiligten Nekropolen in Syrien eine große Schlacht wagen.

Der Pharao hat auf dem Vormarsch Städte gebrochen, Gefechte geliefert und Etappen angelegt und ist am Karmel vor die erste große Entscheidung gestellt worden. Sein Heer lagerte noch bei der Wegsperre Jehem am Fuße des Karmel, als jenseit des Höhenzugs der Feind schon von Kadesch auf Megiddo vorrückte und sich dieser Schlüsselstellung als wichtigsten strategischen Punktes bemächtigte. Nun stand Thutmosis vor einem strategischen Entschluß, der seiner Offensive erst Gestalt lieh. Er sah drei Wege vor sich: einen, der weiter nördlich nach Zefta, einen, der weiter südlich nach Taanak führte, beide also seitlich ausbiegend und Megiddo im Bogen angehend, und endlich den, auf dem man bis Jehem gekommen war und der geradeaus führend den Höhenzug des Karmel als Paß von Aaluna überschritt und unmittelbar auf Megiddo zuhielt. Der Pharao rief seine Generale zusammen und hielt Rat. Er erklärte ihnen, daß der Feind mit gesammelter Macht von Kadesch vorgerückt sei und Megiddo genommen habe. Alle Gaufürsten Syriens, die von Ägypten abgefallen seien, hätten sich dort zusammengefunden. Es sei daher zu erwarten, daß der Feind dort Lager geschlagen habe und die Entscheidungsschlacht annehmen werde. Die Frage sei nun, wie man die Armee in Marsch setzen und an den Feind bringen wolle, der vor ihr den Aufmarsch und die Versammlung zur Schlacht voraus habe und auch zuerst den Angriff einleiten könne. Der König war also entschlossen, den Vormarsch fortzusetzen und die Schlacht zu wagen, die über den Besitz Syriens entscheiden sollte. Er forderte von seinen Generalen nur die Erwägung der Umstände und Beratung über die einzuschlagende Vormarschstraße. Die Feldhauptleute berieten den Pharao dahin, daß einer der beiden bequemeren Seitenwege gewählt werden müsse, denn der Paß von Aaluna sei nur Mann hinter Mann, Roß hinter Roß und kaum für Streitwagen begehbar. Die Armee könne auf dieser Marschstraße gänzlich auseinandergerissen werden und die Vorhut vielleicht vor Megiddo schon in schwerem Gefechte stehen, während der Nachtrab noch in Aaluna festliege. Da fand der König, sofern der der Nachwelt überlieferte Bericht den geringsten Glauben verdient, den richtigen strategischen Gedanken bei sich selbst. Er hatte den Rat seiner Generale gehört, ihn erwogen und antwortete als Feldherr, König und Herr:

„So wahr ich lebe und Ra mich liebt, Ammon mich lobt und mein Hauch Leben und Wohlsein gibt, eben diesen Weg über Aaluna will ich gehen." Es war ein Entschluß, der in der Überraschung des Gegners und im Vertrauen auf die eigene Kraft und Geschicklichkeit das Heil suchte. Er wurde zur Tat. Zwei Tage wandten sie an die Überwindung der gefährlichen Engen, indem sie die Begleithöhen mit Seitenabteilungen besetzten und die Bogenschützen auf Nebenwege verwiesen, um das Gros der Armee, dicht aufgeschlossen, im Gewaltmarsch durch den Paß zu bringen. Sie folgten dem Pharao, der sie zu so kühner Tat aufgerufen, mit gläubigem Vertrauen und ließen keinen Mann, kein Roß und keinen Wagen dahinten. Ehe der Feind sich dessen versah, stand Thutmosis mit versammelter Macht vor Megiddo und griff an.

Wir wissen nichts über den Gang der Schlacht, die Thutmosis III. vor Megiddo geschlagen hat. Die Annalen, die im Ammontempel von Karnak aufgezeichnet sind, nehmen den Sieg vorweg, indem sie nur die Aufstellung des Heers südlich vom Bache Kina mit Anlehnung des rechten Flügels an das Hügelland festhalten. Dann lassen sie den Feind bei dem Anblick der ägyptischen Macht und des furchtbaren Gott-Königs, der auf seinem vergoldeten Streitwagen hoch vor der Mitte des Heeres ragte, die Flucht ergreifen. Da Megiddo schon die Tore geschlossen hatte, seien die Flüchtlinge mit Stricken und Tüchern über die Mauern gezogen worden. Die Furcht des Herrn war auf sie gefallen und lähmte jede Offensive. Es blieb ihnen nichts als standhafte Verteidigung. Nun rückten die Ägypter vor Megiddo und umschlossen die Stadt mit Wall und Graben. Aus dieser Zirkumvallation erwuchs die Belagerung der Stadt, in der die Stammes- und Stadthäupter der Syrer schon wie gefangen saßen. Es kam, wie es kommen mußte. Megiddo hat sich dem Pharao nach Aufzehrung der Lebensmittel ergeben, und die Besiegten haben vor ihm den Boden geküßt und die so lange verweigerten Tribute zu seinen Füßen niedergelegt. Da alle in derselben Falle waren, hielt Thutmosis Syrien jetzt in seiner Hand.

*

Der Feldzug ist in den Dokumenten, die im Ammontempel zu Karnak aufbewahrt worden sind, umständlich beschrieben und vor allem die Beute sorglich aufgezeichnet worden. Es ist aber den Zahlenangaben nur so weit zu trauen, als sie dazu da sind, die Bedeutung dieses siegreichen Feldzuges hervorzuheben. An sich haben sie wenig Wert, denn der Orient hat nie darauf gehalten, daß Zahlenangaben genau zu nehmen seien, und die Kriegsgeschichte ist nie dazu dagewesen, Streitkräfte, Verluste und Beutezahlen bis aufs letzte mit einer Wirklichkeit in Übereinstimmung zu bringen, die in der Ferne der Zeiten und in der Vorstellung der Beteiligten verschwimmt. Erst der spätgeborene Abendländer, der sich an nackte Zahlen hielt, versuchte den Krieg als Zahlenmeer auszuschöpfen und genaue Angaben zu gewinnen, um aus diesen auf das Ganze zu schließen und Feldzüge, Siege und Niederlagen abzuschätzen. Das 19. Jahrhundert hat hierin Großes geleistet, und es ist ein Verdienst Hans Delbrücks, daraus nicht nur Schlüsse auf das gegenseitige Verhältnis der Streitkräfte, sondern auch auf die Bedeutung der Zahlenangaben als Illustrationsmittel und Abglanz einer mythisch verklärten Wirklichkeit gezogen zu haben. Der Krieg mit seinen Zufällen und Unberechenbarkeiten ist weder ein Rechenexempel noch ein Schachspiel. Er wurzelt im Dämonischen und wiegt sich im Imaginären. Ihn mit Zahlen ausrüsten, heißt ihn als ungeheuerstes Erlebnis verständlich machen. Die Zahlen sind also nicht dazu dagewesen, gegeneinander abgewogen zu werden, sondern standen im Dienste der den Krieg führenden und den Krieg beschreibenden Partei. So sind also auch die Angaben der ägyptischen Tempel- und Grabinschriften über die Kriegsbeute samt den Darstellungen abgeschnittener Hände und Glieder nicht wörtlich zu nehmen. Aber wir empfangen von ihnen doch Eindrücke, die sonst nicht zu Gestalt kämen. Ziehen an der Wand der Grabkammer des Militärintendanten von Zenone Truppen auf, die Rotte um Rotte, mit an die Hüften gedrückten Wurfhölzern, den Fähnrich am linken Flügel, die Offiziere mit den Kommandostäben vor der Front und von schwarzen Spielleuten begleitet, im Gleichschritt vorbeimarschieren, so gibt uns das einen Begriff von der neuerstandenen ägyptischen Armee, den wir nicht missen möchten.

Von der Schlacht bei Megiddo wissen wir nicht, ob sie durchgeschlagen oder nach dem Aufmarsch der Ägypter von den noch im Lager überraschten Syrern aufgegeben worden ist, wohl aber, daß sie dazu bestimmt war, den Pharao im Glanze seiner Macht und Unbesiegbarkeit zu verherrlichen. Es ist nicht viel anders als auf den Gobelins, in die man die Siegeszüge Ludwigs XIV. eingewirkt hat. Auch auf diesen verbleicht, wie vor Megiddo, alles vor dem Glanz des königlichen Kriegsherrn, auf den das Ganze bezogen wird. Aber wie weit sich auch der Zusammenstoß bei Megiddo bis zu einer großen Schlacht entwickelt haben möge, eins verrät er deutlich: den Aufmarsch neugeordneter Truppengattungen zur Entscheidung im freien Felde, verbunden mit sicherem Blick für Waffenwirkung und Gelände. Da es um Zahlen geht, sei schon hier festgestellt, daß die Feldzüge und Schlachten dieser Zeit keine großen Truppenmengen in Bewegung brachten. Der Pharao hat keine große, wohl aber eine kampfbereite kleine Armee ins Feld geführt. Das schwere Fußvolk war eine sehr teure Waffengattung. Aus den Palastgarden hervorgegangen und nun zum größten Teile von kriegsfertigen Söldnern gestellt, ist es nur mit wenig tausend Spießen ausgezogen. Es bildete den festen Kern des Heeres, eine im Kampf erprobte und geordnete Macht, und kann wohl als Phalanx angesprochen werden. Diese stand noch nicht tief gegliedert, sondern focht noch in linearer Aufstellung und ging nicht gern weiter vor, als ihr kurzer Atem und das Aufrechterhalten der Front gestatteten. Sie kam daher erst bei durchgeschlagener Schlacht zum Einsatz und wirkte vorerst nur als verhaltene Kraft. Einzig der Gewalthaufe der Sarden hat vielleicht schon Tiefe und Beweglichkeit genug besessen, vom Fleck weg anzulaufen, einzubrechen und dann überquellend den Schwertkampf im Gemenge auszutragen.

Dieses, hier schon als Phalanx erfaßte, schwere Fußvolk stand wohl auch bei Megiddo im Zentrum, in seiner Mitte, auf vergoldetem Streitwagen, der Feldherr und König. Nur von seinem Wagen ist hier wie überall die Rede, und doch ist diese Waffengattung jetzt die entscheidende geworden. Sie hat bei Megiddo vielleicht schon im Auffahren den Ausschlag gegeben und den überraschten Feind zur Räumung des Feldes und seines Lagers veranlaßt. Die

leichte Infanterie ist eher ins Treffen gekommen, aber sie war immer noch ein aufgelöster Bienenschwarm, der viel mehr Streiter zählte als die Phalanx und sich mit Pfeil und Bogen, Bumerang und Schleuder fleißig tummelte, aber den Nahkampf mied und von Exerzitien noch nichts wußte. An eine Leitung dieser summenden Scharen war also noch nicht zu denken. Und doch haben sie in den vorderasiatischen Schlachten als behende Fußkämpfer noch lange eine große Rolle gespielt und selbst unter den Griechen und Mazedoniern manchen Hopliten getötet. Entzieht sich also die Schlacht bei Megiddo als solche auch der Betrachtung, so gibt sie als erste kriegsgeschichtlich festgelegte doch Gelegenheit, das in der Abwandlung begriffene Schema neu aufzuzeichnen. Schlachten, in denen alle Waffengattungen als solche zum Schlagen kamen, sind sicher sehr selten gewesen und erst ausgefochten worden, als die Parallelschlacht, die sich deutlich sichtbar zu entwickeln beginnt, völlig ausgebildet war. An dieser Entwicklung hat das Aufkommen des Pferdes in Vorderasien und Afrika größeren Anteil als in Griechenland und auch im entfernteren Okzident. Es führte zunächst durch Massenverwendung der Streitwagen zur Auflockerung, dann aber, als diese Waffengattung sich des Schlachtfeldes ganz bemächtigte, zur Auflösung der Schlacht. Das schwere Fußvolk ist immer seltener zum Einsatz gekommen und zuletzt einfach stehengelassen worden.

Der Übergang vom Wagenkampf zum Reiterkampf, mit dem dann auch der Beduine auf den Rücken des Pferdes kam, hat diese Entwicklung in Vorderasien zum Abschluß gebracht. Aber die Schlachten vorderasiatischer und nordafrikanischer Völker sind dadurch, woher sie auch gekommen sein mögen, vom Boden gelöst worden. Sie erscheinen als große Fluchten, in denen nicht der Besitz des Schlachtfeldes, sondern der größere Verlust und das Auskosten der Verfolgung den Sieg entschieden.

*

Die Karnaker Annalen melden, daß Thutmosis bei Megiddo 924 Kriegswagen und mehr als 200 Panzerhemden erbeutet habe. Nicht die genaue Zahlenangabe, sondern die Tatsache, daß die Syrer

im Besitze der modernsten Kampfmittel der Zeit waren, beweist, daß Macht gegen Macht stand und der Krieg damals auf gleichartiger Kultur fußte. Der Pharao hatte mit Megiddo die Widerstandskraft der Syrer gebrochen. Sie waren in Megiddo in die Falle gegangen und wurden als Kriegsgefangene und Geiseln nach Ägypten verschickt. Das Reich Mitani war dadurch noch nicht tödlich getroffen, denn es stand nicht unter den Besiegten, sondern hinter diesen in zurückgesetzten Marken, aber der Schrecken flog über es hin, und Assur, das noch weit entfernte und verschattete, sandte bezeichnenderweise schon Geschenke. So erscheint dieser erste, strategisch erfaßbare Feldzug der Pharaonen im vorderasiatischen Machtkreis im Lichte einer neugeordneten Politik. Diese ging nicht mehr darauf aus, alten Machtansprüchen zur Geltung zu verhelfen und ein paar Eroberungen zu machen, sondern setzte diese voraus und trat jetzt mit den Ansprüchen imperialer Gewalten vor die Welt. Das führte zu ganz neuen Aspekten, denn der siegreiche Pharao war verpflichtet, die Ergebnisse sicherzustellen und auszubeuten, indem er fortan mit dem siegreichen Heere als Machtfaktor Politik machte. Er hat dies getan und Feldzug auf Feldzug folgen lassen, um diese imperialistische Politik zu rechtfertigen und zu krönen. Die ägyptische Theokratie hat dadurch eine Wandlung erfahren. Carl Niebuhr, der sich nicht gescheut hat, Thutmosis III. einen Soldatenkönig zu heißen, gibt scharfsinnig zu erkennen, daß Ägypten damals einem Militärstaate ähnlich geworden sei. Uns aber erscheint, vom Kriege als Mittel der Politik aus gesehen, der Umstand wichtig, daß der Krieg erst volle Kraft gewann, als er von der Staatsleitung als Gestalter der Reichsgröße erkannt wurde.

Thutmosis III. hat noch mehr als zwanzig Jahre in Vorderasien Krieg geführt und ist immer wieder siegreich gegen den Euphrat vorgerückt. Er schlug die Hethiter, stürmte syrische und phönizische Städte, nahm endlich auch das wichtige Kadesch und warf die Macht der Hethiter in einer Verfolgungsschlacht über den Orontes, um ihnen dann den Frieden aufzuerlegen. Die Hierarchie Ägyptens ist dadurch nicht berührt worden, da der Pharao als „getreuer Sohn seiner Kirche" die Riesentribute dazu benützte, die Tempel zu verschönern, neue zu bauen und der Priesterherrschaft große Spenden zukommen

zu lassen, während er den Kultus unberührt ließ. Erst als sein vierter Nachfolger Amenophis IV. sich anschickte, die alte Götterlehre zu reformieren, entstanden als Folge eines Gegenschlages der „Schreiber" gegen die „Soldaten" religiöse Wirren, die Ägypten von der Außenpolitik abzogen, hier aber aus der Darstellung fallen.

*

Die Größe des Pharao Thutmosis III. ist von keinem Dynasten seines Hauses mehr erreicht worden. Die Vorherrschaft Ägyptens in Syrien bis zum Euphrat hin, die selbst Babylonien zu spüren bekam und durch „Geschenke" anerkannte, ist im Laufe der Zeit zu Tributverpflichtungen zurückgebildet worden, die Gegengeschenke in sich schlossen, aber die gewaltige Erscheinung Thutmosis' III. hat sich nicht verflüchtigt. Er ist der erste beglaubigte Feldherr der Geschichte. Die Hethiter haben sich von dem Schrecken, der vor Thutmosis herging, später erholt und ihr Reich Mitani wieder gen Süden ausgedehnt, doch taten sie zuviel des Guten. Als mit Sethos I., dem zweiten Pharao der 19. Dynastie und Sohne Ramses' I., der Kriegsgeist im Nillande wieder erstarkte, zeigte sich, daß Ägypten noch zur Offensive fähig war. Die Hethiter wurden am Karmel geschlagen und auf den Euphrat zurückgeworfen. Aber es fehlte die nachhaltende Kraft. Das Ägypterreich war zu weit fortgeschritten und seine Kultur zu sehr differenziert, um es noch Kriege führen zu lassen, die aus der Fülle der Kraft gespeist werden mußten. Das erfuhr Ramses II., mit dem das Reich um die Wende des 13. Jahrhunderts in den Abendglanz eintrat.

Ramses II. war sicher kein Prince-Connétable von der Größe des Thutmosis, aber er erscheint in der Überlieferung noch als solcher und wird von ihr als Sieger über Äthiopier und Hethiter mit Lorbeeren gekrönt. Er erfocht durch persönlichen Einsatz einen Sieg bei Kadesch, der angeblich aus beinahe verlorener Schlacht herausgeholt wurde und einen hochgepriesenen Frieden nach sich zog. Wie es scheint, waren es diesmal die Ägypter, die im Aufmarsch überrascht wurden oder ihre Streitkräfte verzettelt hatten und sie infolgedessen nicht geschlossen an den Feind brachten. Es wäre aber verfrüht, auf eine

kombinierte Schlacht oder gar eine Operation zu schließen, obwohl der Papyrus mit dem episch verklärten Siegesbericht die Vorstellung erweckt, als ob das Schema verlassen worden sei. Wahrscheinlich hat der Pharao sich inmitten der zuletzt zum Stoß kommenden Elite seiner Haustruppen befunden, als die anderen, sei es in der Schlacht selbst oder in vorausgegangenen Gefechten, schon geschlagen waren, und hat so die Niederlage an einen Erfolg getauscht.

Es gilt diesmal nicht von einer zweiten mythisch verklärten Schlacht Auskunft über das Wesen des Krieges und der Feldherrschaft zu erlangen. Jetzt heißt es, den ersten, aus einer Schlachtentscheidung herausgeholten, geschichtlich bezeugten Vertrags- und Friedensschluß festhalten. Dieser ist in einem Auszuge des unterfertigten Aktes auf uns gekommen. Wir finden ihn an den Wänden ägyptischer Tempel verewigt, wo er von Erman entziffert und übersetzt wurde. Niebuhr macht darauf aufmerksam, daß es der erste überlieferte Staatsvertrag sei, fügt aber hinzu, daß darin Paragraphen unterdrückt worden seien, die den Ägyptern unlieb waren. Vor allem ist es die Grenzziehung, über die nichts Bestimmtes verlautet. Aber der Vertrag zeigt eine solche Fertigkeit in der Aufstellung verzwickter Bestimmungen und Klauseln, daß daraus auf eine vielhundertjährige Entwicklung engmaschiger und fortgeschrittener Staatsverhältnisse geschlossen werden muß, und man hört von völkerrechtlichen Beziehungen, die sich wohl sehen lassen dürfen. Von diesem Friedensschluß aus betrachtet, erscheint der Sieg, den Ramses II. bei Kadesch erfochten hat, als eine nach wechselvollem Feldzug unentschieden verlaufene Schlacht. Sie hat offenbar beiden Teilen so große Opfer auferlegt, daß ein Waffenstillstand geboten war und der Abschluß eines Vertrags mit dauernder Geltung sich lohnte. Es war nicht die letzte Ägypterschlacht im syrischen Schlüsselgebiet, aber die erste, die nachhaltende Ordnung schuf. Syrien fällt jetzt ungeschmälert unter die Oberhoheit des Hethiterkönigs. Dagegen behauptete der Pharao die Landbrücke als zugesicherten Besitz, soweit er diesen zu verwalten vermag, und führte eine hethitische Prinzessin in sein Frauenhaus. Der Friedensschluß erfaßt die Feldzüge der Ramessiden und die poetisch verklärte Entscheidungsschlacht aus der politischen Schau und stellt sie in unausgesprochener Weise richtig. In diesem

Vertragsschluß wirkte eine Staatskunst, die militärische Tatsachen, wie sie auch im einzelnen sich gestaltet hatten, beidseitig zu nützen verstand, um zu einem Vergleichsfrieden mit positiven Vorzeichen zu gelangen.

Der Krieg erscheint als Mittel und zugleich als Regulator der Politik. Er hat in diesem Falle die Grenzsetzung Ägyptens gegen den asiatischen Kontinent auf einer Linie vorbereitet, die der Rückbildung der ägyptischen Kraft entsprach und zwischen dem Euphratknie und den Bitterseen einer Stückelung der von den Hethitern überrannten Territorien Raum ließ. Noch jahrhundertelang erhielten sich hier kleine hethitische Fürstentümer, die zwar hierhin und dorthin Geschenke sendeten, aber ihr Eigengewicht bewahrten. Auch das Kernland Mitani, das vom Euphratknie nördlich und östlich ausstrahlend Nordmesopotamien füllte, ist späterhin in Kleinstaaten aufgelöst worden. Ein neuer Einbruch aus dem Norden riß es auseinander und überflutete ganz Syrien. Meisterlose Mietvölker liefen hinzu, und in hellen Haufen ging's zu Lande und zur See die Küsten entlang gen Ägypten. Da zeigte sich, daß der Rückzug Ägyptens aus Syrien dem Verhältnis der Kräfte entsprochen hatte. Diesmal fiel die Entscheidung vor den Eingangspforten des Nillandes. Ein dritter Ramses, der Begründer der 20. Dynastie, schlug, gestützt auf das schon von Ramses II. neuausgebaute Festungssystem des Ostdeltas, die Raub- und Wanderscharen zu Wasser und zu Lande siegreich zurück. Sie verliefen sich im aufgebrochenen Raume. Mit diesem Feldzug trat die erste durchorganisierte Grenzverteidigung in einer großen Prüfung ans Licht. Das zerfallende Hethiterreich ist das Opfer seiner Nachbarn geworden. Die Zeit Assurs war gekommen. Das Assyrerreich zog als letzte alte vorderasiatische Großmacht herauf. Auch ihm waren Jahrhunderte vorherrschender Macht beschieden.

Das Schicksal des vorderasiatischen, an den Gebirgsstöcken Kleinasiens abgesetzten Machtkreises vollendete sich dann im Austrag des Zweikampfes Assyrien — Babylonien, in dem der härtere Assyrer den Preis davontrug. In dem Assyrerkönig Assur-Nasirbal ist noch einmal kriegerische Kraft zu großen Feldherrngaben gekommen. Er hat die Babylonier geschlagen und das Reich wieder vom Tigris bis zur phönizischen Küste und zum Libanon ausgedehnt. Es war

Assyriens zweite Hochblüte, die etwa um das Jahr 880 begann. Dann ging es in Auf- und Abschwüngen, die des heroischen Charakters nicht entbehren, dem Ende zu. Ausgelebtes Volkstum und verbrauchte Kraft ergaben sich jüngeren Völkern, nachdem letzter Spätglanz Babylon und Ninive noch einmal mit Gold überschüttet hatte.

Die Meder kamen, und nach ihnen, alle überflügelnd, die Perser. Iran wird sichtbar bis zu den grauen Ländern zwischen dem Kaspischen Meer und zu den Gebirgsmauern, die vom Himalaja niedersteigen. Hier bildete sich, von indogermanischem Blut gespeist, die kommende Macht und eroberte unter einem großen Führer den westlichen Orient bis zum Mittelländischen Meer; als sie Ägypten überrannte und über die Dardanellen nach Europa übergriff, begannen die Kontinente sich voneinander abzuheben.

*

Dieser Überblick ist an dem neubabylonischen Reich vorbeigegangen, das sich nach Assyriens Aufstieg, Blüte und Zerfall noch einmal erhoben hat und nun erst jene Könige zeugte, von denen die Bibel erzählt. Auch von Assyrien selbst wird nichts gesagt, denn wir haben die Erscheinung des Krieges, so wie sie in Vorderasien zum erstenmal aus dem Mythos herausgetreten ist, als solche vorweggenommen. Nur zwei wesentliche militärische Ereignisse verlangen noch Gehör, damit der Kreis sich schließe. Die Assyrer sind auf ihren letzten großen Kriegszügen nicht nur bis Palästina gekommen, sondern sind unter ihrem König Assar-Haddon auch in Ägypten eingebrochen und haben das Nilland erobert. Als Assar-Haddon im Jahre 668 auf einem zweiten ägyptischen Feldzug starb, erneuerte der Pharao Psammetich, Nechos Sohn, das Ägypterreich. Necho war der letzte Pharao, der noch einmal bis zum Euphratknie vorgedrungen ist. Es war ein Luftstoß, der nichts mehr eintrug. Sein Sohn hat sich dann mit der Defensivlinie der 4. Dynastie beschieden. Von den Assyrern aber gilt, was schon früher sichtbar wurde: sie sind des Krieges, der sie zur Höhe getragen, nicht mehr Herr geworden. Die assyrische Herrschaft ruhte nach der Erschöpfung des Bauernstandes und der Ausblutung des

Feudaladels ganz auf dem königlichen Heer, das als Soldtruppe und Berufsarmee das Reich und seine Könige trug.

Das gibt einen neuen Einblick in das Wesen des Krieges, der hier den Prinzipien politischer Kriegführung nicht mehr entspricht. Das Verhältnis kehrte sich um, denn unter solchen Umständen erschöpfte sich die Politik in der Aufstellung und Erhaltung der Kriegsmacht, die nur noch entlohnt werden konnte, wenn der Kriegsherr für Beschäftigung sorgte. Der König konnte wohl Steuern treiben, um die stehende Armee sicherzustellen, aber diese war weder damit zufrieden noch zahlreich genug, um ohne den Zuzug auf Zeit angeworbener Söldnerscharen ins Feld zu rücken. Also mußte Krieg geführt werden. Das kam auf eine Verzerrung des Problems hinaus.

Assyrerschlachten zeigen keinen neuen Zug, aber sie sind mit stärkerem Andrang und wilderer Lust begonnen und oft bis zur Vernichtung ausgefochten worden. Nicht die selbstverständliche Vernichtung des Feindes, sondern das zur Plünderung bestimmte feindliche Lager lockte. Das galt auch von den Belagerungskriegen der Assyrer. Ihre Belagerungen zeugten von fortgeschrittener Kriegskunst. Die assyrischen Belagerungsmaschinen haben viele Lehm- und Ziegelmauern im Zweistromland zu Fall gebracht. Assyrische Sappeure haben manche hochragende Stadtmauer untergraben, mit Streben unterfangen und dann eingerissen. Der Krieg aber wurde zum Selbstzweck und der Politik entfremdet. Er war kein Mittel der Politik mehr, sondern die Politik wurde auf ihn hin gemacht. Sie war nur noch dienende Magd. Das Instrument war zum Gebieter geworden. Zwar bildete der Staat, von dessen Erweiterungs- und Bereicherungsdrang im noch erreichbaren Raume der Krieg ausging, noch die Grundlage des Geschehens, aber er selbst verlor seinen Sinn. Die Kriege entarteten zu riesenhaften Plünderungszügen. Wenn, wie es vorkam, die Pest einfiel und eine Armee im Lager zugrunde ging oder die Assyrer in einem raumverschlingenden Feldzug aufgerieben wurden, verlor der König mit dem Heer alles, nicht nur den Krieg. Dann mußte sein Nachfolger die Aufstellung eines neuen Heeres betreiben, um seine und Assyriens Macht wieder auf die Lanzenspitzen seiner Haus- und Soldtruppen zu stützen. Als Ni-

nive zu Beginn des 6. Jahrhunderts vor Christi Geburt von den Medern erobert wurde und der letzte König der Assyrer sich mit seinem Palast und dem Hofstaate verbrannte, zerfiel ein Reich, das schon lange keinen Wurzelgrund mehr hatte. Der Krieg verzehrte sich selbst, da kein lebendiger Staat mehr dahinter stand.

*

Der Krieg ist uns bis anhin nicht nur als gefestigte Erscheinung entgegengetreten, er hat sich sogar schon, auf den gegebenen Kultur- und Bewegungsraum hin betrachtet, so gut wie vollendet. Aber der Krieg ist in Vorderasien bis zuletzt noch in hohem Maße von dunkeln, unvorhergesehenen und unberechenbaren elementaren Gewalten überschattet worden, die ihn vorübergehend wieder auf eine Naturkatastrophe zurückbildeten. Die Invasionen der Wandervölker spalteten ihn immer wieder auf. Diese Kennzeichnung bedarf der Erklärung und diese eines Rückblickes.

Das Perserreich ist als Weltreich nach all den anderen aus einer Eroberung hervorgegangen und von dieser getragen und erhalten worden, aber die Perser haben ihre alten Sitze nicht aufgegeben, sondern sie mit in das Weltreich eingebracht. Iran erschien jetzt bis zum Hindukusch aufgeschlagen. Der Druck der aus Hochasien westwärts drängenden Völker lastete auch auf den Persern, aber sie sind der Krisis Herr geworden, indem sie die eigenen Kräfte zu einer großen Reichsgründung zusammenrafften. Es ist die erste sichtbar gewordene Machtversetzung im erweiterten Raume. Da Eroberung eine Krisis voraussetzt, die zur Völkerbewegung den Anstoß gab, ist dem Erobererstaate größere Gewalt eingeboren als jedem andern. Jacob Burckhardt zieht daraus den einleuchtenden Schluß: „Ist die Krisis eine Eroberung gewesen, so ist der früheste Inhalt des Staates, seine Haltung, seine Aufgabe, ja sein Pathos, wesentlich die Knechtung der Unterworfenen.“ Dieses Urteil trifft auch auf die vorderasiatischen Staatsgründungen zu, muß jedoch zugunsten der Perser gemildert werden. Hinzugefügt sei, daß die immer wiederkehrenden Invasionen halbbarbarischer, aber auch kulturfähiger Elemente die vorgefundene Kultur nicht vernichtet haben.

So ist in Vorderasien der Krieg als Kulturerscheinung immer wieder zu seiner vorbestimmten Gestalt gekommen. Er hat alle Phasen der Entwicklung treulich nachgezeichnet und sich dem Charakter des Landes, der Völker und der Reichsbildungen angepaßt. Diese Entwicklung erfordert noch eine kurze Betrachtung, denn es gilt nun, daraus den Blick zu gewinnen, der die Fortbildung des Krieges über den erreichten Stand deutlich macht.

Wir haben gesehen, daß der Krieg vorübergehend immer wieder barbarisiert worden ist, wenn Wandervölker in Vorderasien einbrachen, weil die Stoßkraft der Fremden stärker war als die Kriegskunst der Einheimischen. Der Krieg führte dann zu einer Umwälzung des Bestehenden, so oberflächlich diese auch als Einlagerung einer neuen Herrenschicht zum Ausdruck kommt. Siegreich wälzt sich die barbarische Kriegführung über den ausgestalteten Krieg hin, den wir zwischen den Staaten als ein Mittel der Politik aufwachsen sahen. Ja, sie straft ihn geradezu mit Mißachtung. Die Leidenschaftlichkeit des Vorgangs ist zweifellos dieselbe, und diese barbarisierten Kriege haben viele kleine Einzelvölker ausgerottet, aber wir wissen nichts davon. Die Invasionen entbehren, auf die kriegerischen Vorgänge hin betrachtet, des gegenständlichen Interesses, obwohl in ihnen das natürliche Streben nach Land und Brot, nach Frauenraub und Ausbreitung, also nach Erhaltung der Art und Machtgewinn, unbeschwert und ungeleckt zum Ausdruck drängt. Nur die Resonanz fehlt. Sie konnte nicht aufkommen, weil nicht Volk gegen Volk gekämpft wurde. Es war immer nur eine neue Herrenschicht, die über eine abgelebte Herr wurde. Es ist Krieg, aber Krieg vor der Erfüllung des Tatbestandes, der den Krieg zu einem Mittel der Politik macht. Und doch sind es gerade diese Wanderzüge, die die Geschichte in Gang gehalten und den vorderasiatischen Kulturkreis vor früher Verstockung und Verödung bewahrt haben.

Trotzdem wirkte in diesen Invasionen die militärische Entwicklung fort. Der Krieg der seßhaft gewordenen, zur Staatenbildung gekommenen und in Despotien erstarrten Völker ist durch die einströmenden urkriegerischen Kräfte aufgefrischt und aufgerüstet worden. Er ist vor allem — und das ist das Entscheidende — beweglicher geworden. Nicht die Auflockerung der Schlachten, von der wir unter

taktischen Gesichtspunkten gesprochen, sondern die Beschwingtheit des Krieges steht hier zur Frage. Sie wird zur Dominante der Kriegführung schlechthin. Fortschreitende, stets sich erneuernde Bewegung kennzeichnet den Krieg als dynamische Kraft. Das raschere Bewegungsmittel und die bessere Bewaffnung sind die Vorgestalter des Erfolgs. Beschleunigung wird zu einem fortschreitenden Prinzip. Dahinter stehen außer den Streitern, die hier auf beiden Seiten in annähernd gleicher Stärke vorausgesetzt werden, die geistigen Kräfte und der seelische Schwung, ohne die kein Krieg fruchtet. Damit haben wir den Punkt erreicht, von dem der Blick den Krieg und seine Wandlungen beherrscht.

III.

Der Krieg und die Welt der Griechen vom Aufkommen der Perserkriege bis zum Tode Alexanders des Großen

Der Trojanische Krieg — Die Griechen als Staatsvolk in ihrem Verhältnis zum Kriege — Der Aspekt der Perserkriege — Spieß und Bogen — Persische und griechische Taktik — Der Feldzug von Marathon — Die erste taktisch bewegte Phalangenschlacht — Miltiades als Feldherr — Der Krieg und seine Führung — Bewegung und Überraschung — Vom stärkeren Antrieb im Kriege — Der Feldzug des Mardonius — Die Thermopylen — Land- und Seefront — Die Seeschlacht bei Salamis — Der große Krieg — Die Schlacht bei Platää — Der Krieg als Macht- und Bewährungsprobe — Polis und abstrakter Krieg — Magie, Taktik und Strategie — Perikles und das strategische Problem des Peloponnesischen Krieges — Stillstand im kriegerischen Akt und politische Zielsetzung — Die Phalanx im Bewegungskrieg — Die Schlacht bei Delion — Xenophon bei Kunaxa und die Anabasis — Soldatische Erziehung — Vom Genius der Kriegsgestaltung — Epaminondas — Leuktra und Mantinea — Die Flügelschlacht — Die Militärmonarchie Mazedonien — Die Schlacht bei Chäronea — Der Aufbruch Alexanders des Großen nach Asien — Grundstellung und Heer — Soldatenkrieg und Völkerkrieg — Die Schlacht am Granikus — Die Schlacht bei Issus — Der Krieg als geistiger Prozeß — Die Schlacht bei Gaugamela — Verfolgung als Operation — Der Feldzug nach Baktrien und Indien — Die Schlacht am Hydaspes — Die Elefanten — Das Moment der Überraschung — Alexanders kriegerische Erscheinung — Die Diadochen

Karten

Die Perserkriege 492—480 v. Chr. — Schlacht bei Marathon 490 v. Chr. — Schlacht bei den Thermopylen 480 v. Chr. — Schlacht bei Salamis 480 v. Chr. — Anabasis 401 v. Chr. — Schlacht bei Leuktra 371 v. Chr. — Züge Alexanders des Großen 334—323 v. Chr. — Schlacht bei Gaugamela 331 v. Chr.

Die Perser traten die Vorgewalt in Westasien um die Mitte des 6. Jahrhunderts an. Da waren der Kulturschichten in Kleinasien schon so viele, daß der Urgrund tief unter der Oberfläche begraben lag. Als Heinrich Schliemann die Fundamente Trojas ausgrub, als wäre das die selbstverständlichste Sache der Welt, fand er die Trümmer der homerischen Stadtfeste in der sechsten Schicht gebettet. Der Trojanische Krieg steigt als epische Dichtung vor uns auf: die Griechen rücken ins Feld. Wer die Ilias aufblättert, der findet in ihr noch den Krieg in mythischer Gestalt als Vorkampf der Könige und Zank eifersüchtiger olympischer Götter dargestellt. Aber er wird gerade dadurch als ein „Spiel von Möglichkeiten, Wahrscheinlichkeiten, Glück und Unglück" gekennzeichnet, und das ist er gewesen und geblieben. Nicht die Gunstbezeigungen der Götter, sondern die Beweggründe adeln dieses dämonische Spiel. Als die Hellenen gegen die heranziehende Persermacht aufstanden, um ihre Altäre und die Freiheit zu verteidigen, stellte sich Kraft gegen Gewalt. Die geistigen Potenzen und die seelischen Impulse, die bis anhin noch keinen Ausdruck fanden, fordern jetzt Gehör. So gesehen schufen die Griechen den Krieg neu.

Die vorderasiatisch-ägyptische Staatenwelt hat den Despotismus als Bezwinger und Ordnungsstifter gestaltet und sich in ihm vollendet. Der Krieg ist selten als Befreiungskrieg erschienen, denn es gab nichts zu befreien außer den entthronten und weggeführten Nationalgöttern. Die Masse diente weiter. Nun sehen wir ihn aus Gemeinwesen aufwachsen, die sich ihre Gesetze selbst geben und auch den Krieg unter das Gesetz stellen. Vielleicht darf man sagen, daß schon die viel älteren phönizischen Gemeinwesen dem Kriege eine abgewogene Bedeutung zuerkannten und ihn in den Dienst der Landes-, richtiger Stadtverteidigung stellten, aber sie haben ihn so rasch mit Söldnern bestritten, daß er nur als Verzweiflungsakt, wenn der

Babylonier, der Ägypter, der Assyrer oder ein Eroberer wie Alexander der Große an die Tore schlug, ins Bewußtsein des Stadtvolkes aufgenommen wurde. Die Griechen, die den Krieg als Staatsvolk selbst auf die Schultern nahmen, trugen ihn als Beschluß der Gemeinschaft und als Staatsaktion in höhere Sphären. Sie waren damals die einzigen, die ihn als Kulturelement in die Ferne sandten, indem sie nicht Garnisonen in unterjochte Länder legten, sondern Bürger als gerüstete Hopliten aufbrachten, um Kolonien anzulegen, die zu Pflanzstätten griechischer Kultur geworden sind.

Das Griechenland, von dem die homerischen Gesänge ausgegangen sind, hatte den Krieg schon ganz in den Staat hineingenommen. Es selbst ist noch eine zerklüftete, von Natur auf Unterscheidung und Teilung angelegte Welt kleinsten Ausmaßes, aber es erscheint, als die Perser kommen, mit denen die Kriegsgeschichte der Griechen anhebt, in seiner politischen Vielgestalt schon als ein Mikrokosmos ausgesuchter Art. Nur durch den schmalen Strandweg der Thermopylen mit der Grundfeste der Balkanhalbinsel verbunden, lebten die Griechen sich selbst. Nun werden sie zum Nationalkampf aufgerufen. Sie sind sich dessen erst ganz bewußt geworden, als Herodot ihnen von den Perserkriegen erzählte.

Hans Delbrück hat in der Einleitung seiner „Geschichte der Kriegskunst" darauf hingewiesen, daß die Perserkriege in unklarer Gestalt auf uns gekommen seien. Aber auch er hält den Wirklichkeitskern für bedeutend genug, daraus auf das Ganze zu schließen und die militärischen Züge festzulegen. Er sieht daher in den Perserkriegen den natürlichen Ausgangspunkt für eine Geschichte der Kriegskunst. Wer nicht eine Geschichte der Kriegskunst schreiben, sondern die Kriegsgeschichte zum Faden nehmen will, um sich zum Wesen des Krieges durchzufühlen und den Krieg selbst zu erkennen, der hat freiere Bahn. Doch bleibt ihm die Bedingung auferlegt, Zusammenhänge aufzusuchen und festzustellen, die sich nicht aus der Nahschau gewinnen lassen; Zusammenhänge, um welche die Geschichte der Kriegskunst sich weniger zu sorgen braucht als um die Rekonstruktion unklar überlieferter Schlachten und die Richtig-

stellung phantastischer Zahlen. Es handelt sich also hier nicht um die Perserkriege, sondern um das Bild des Krieges, das sie uns vermitteln.

*

Orient und Okzident treten sich gegenüber. Aber sie wissen es noch nicht. Erst die Perserkriege brachten die Scheidung, die zugleich eine Entscheidung war. Erst in diesen Kriegen ist das Ägäische Meer mit dem Hellespont als hellenisches Binnenmeer mit Küsten und



Die Perserkriege 492—480 v. Chr.

Gegenküsten gegen die asiatische Landfeste abgesetzt worden, während das Ionische Meer sich gen Westen als neues Griechenmeer auftat. Wichtiger ist die militärgeographische Betrachtung. Länder der Weite und der Enge treten sich in Fechterstellung gegenüber. Die Länder der Weite sind in ein Weltreich gefaßt, das der Zerstreuung im Raume durch straffe Königsgewalt und militärische Beaufsichtigung der Unterworfenen entgegenwirkt und dank der Weltoffenheit der Perser nach allen Seiten ausstrahlt. Die Länder der Enge dagegen sind durch viele Zwischenteilungen und politische Zellen-

bildung zu größerer Fülle gekommen. Der zu eng angelegte Raum erscheint dadurch erweitert. Es ist ein Ausgleich, der sofort fühlbar wurde, als Darius sich zur Bestrafung der Athener und Spartaner aufmachte, nachdem sie die Unterwerfung verweigert und seine Gesandten getötet hatten. Schon der Anmarsch wurde dadurch aus dem Rahmen gesprengt.

Wenn man aus der orientalischen Schau an die Perserkriege herantritt, erscheint der erste Feldzug, den der Perserkönig den Griechen auferlegte, als eine Unternehmung, die den Expeditionsstil nicht verleugnete. Er wurde von abgezweigten Streitkräften ausgeführt und deren Stärke knapp bemessen. Man gab zunächst den Landwegen den Vorzug. Mardonius führte das Heer im Jahre 491 über den Hellespont. Der Großherr ist nicht ausgezogen. Wozu auch? Darius saß schon 29 Jahre auf dem Throne, den Cyrus über Kleinasien und den Euphratländern aufgerichtet hatte. Es war ihm gelungen, das Reich, das von seinem Vorgänger Kambyses überanstrengt worden war, wieder fest zu machen und Thrazien und Mazedonien zu unterwerfen. Also noch keine Scheidung zwischen Ländern, die militärgeographisch zusammengehörten, solange sie in einer Hand gesammelt werden konnten. Das war schon sichtbar geworden, als Cyrus bis zur Donaumündung vorgedrungen war, um den Szythen in die Flanke zu fallen. Jetzt bildete der Balkan die militärisch gesicherte Grenze. Der Kriegszug war keine Unternehmung außerhalb der naturgegebenen Grenzen, aber er ließ die militärgeographischen Grundlagen der persischen Kriegskunst hinter sich. Soweit persische Ritterschaft als Reiterei sich frei bewegen und tummeln konnte, soweit geschultes Fußvolk marschieren konnte, ohne in drangvolle Enge zu geraten, wo es keinen Raum mehr fand, mit den Reitern zusammen den Fernkampf zu führen — so weit beherrschte der Perser das Feld und so weit reichte, die Weite des Raumes und die zerstreuten Völker beherrschend, seine Königsmacht.

Darius war kein kriegsdurstiger Assyrerkönig, der den Krieg um des Krieges willen betrieb. Als er seinen Schwertträger Mardonius gen Hellas sandte, galt es nur, vor der Schwelle Ordnung zu machen. Das erschien noch nicht als Überstreckung des beherrschbaren Raumes. Darius kannte die Fechtweise der Griechen.

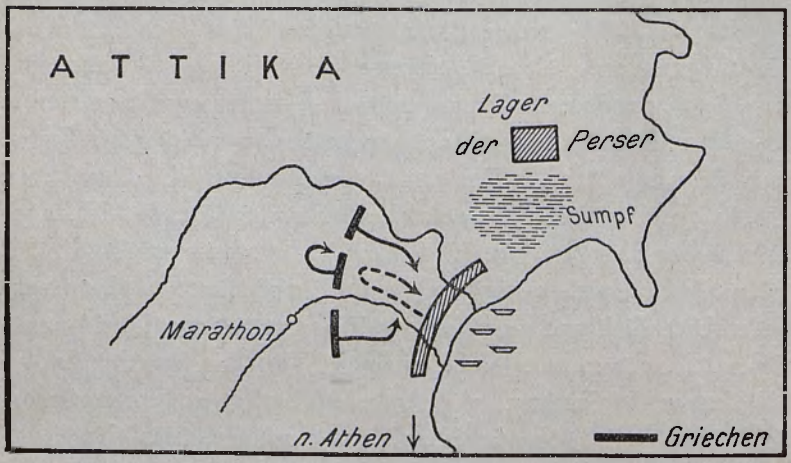
Er hatte genug griechische und vaterlandslose Kriegsgesellen als Phalangiten antreten sehen. Es war leicht, so weit an sie heranzukommen, als Bogen und Schleuder trugen, rasch einen Pfeilregen auszuschütten und dann abzuschwenken und sie stehen zu lassen, bis man zu neuem Vorprall fähig war und sie geschwächt und ermüdet vom Kampfe ließen oder in aufgelöster Ordnung dem so lange aufgesparten Schock der zusammengefaßten Reisigen erlagen. Der König wußte aber auch, daß die persische Fechtweise größere Streitkräfte forderte, denn der Kampf wurde in der Bewegung geführt und verlangte die Auswechslung der angespannt fechtenden Verbände. Da die Perser jener Zeit aber noch in der Vollkraft standen und die königlichen Haustruppen die Taktik meisterten, glaubte man keiner großen Überzahl zu bedürfen.

Wir stehen vor einer neuen Verwandlung des Krieges. Der Bogen rückte gegen den Spieß ins Feld, das Geschoß stritt gegen die „blanke Waffe". Der raumverschwendende, aber auch des Raumes bedürftige Krieg wurde in die Enge einer verwinkelten, an Raum armen Landschaft versetzt. Das war etwas Neues, denn nun wurde das Problem lebendig, ob zerstreut fechtende Bogner zu Fuß und zu Pferde und behende Schleuderer, unterstützt von etlichem Fußvolk, gegen schwer gerüstete, also durchweg gepanzerte Phalangiten, zum Siege kamen. Es war aber nicht etwa Kampf von Milizen gegen Berufskrieger. Die Griechen konnten als durchgebildete Bürger-Soldaten gelten. Nicht nur die Spartaner, die als Krieger erzogen und geschult waren und eine stets kampfbereite Truppe bildeten, sondern auch die Athener, Korinther, Argiver und alle anderen standen in militärischer Zucht; auch sie waren der Waffen gewohnt und gymnastisch ausgebildet. Ob sie das Land bebauten oder ein Gewerbe trieben, das Meer befuhren oder noch den Hirtenstab führten, tat nichts zur Sache. Die Olympischen Spiele waren schon im 7. Jahrhundert zu einem panhellenischen Fest und zur Probe geistiger und körperlicher Ertüchtigung geworden, und der Gemeingeist, den die Griechen in die Phalangen mitbrachten, war schon militärisch ausgewertet worden. Die Hopliten konnten jeden Befehl erfassen, der ihrer Fechtweise Genüge tat, und verstanden auch danach zu handeln.

Von den Persern gilt, wenn auch anders geartet, das gleiche. Das Volk berittener Hirten, das sich aufgemacht hatte, als Kerntruppe der im Iran und weiter hinaus siedelnden Völkerschaften Kleinasien und Mesopotamien, ja den ganzen vorderasiatisch-ägyptischen Machtraum zu erobern, war ein helläugiges Herrenvolk, und seine Söhne drängten sich in des Königs Dienst. Die Hirten waren zu Reisigen geworden und bildeten eine stolze Ritterschaft, und auch wer zu Fuß focht, war des Kriegshandwerks in der überkommenen Taktik wohl gewohnt. Die „Barbarenfluchten" waren, taktisch betrachtet, Evolutionen. Bei Marathon und Platää ist es hart auf hart gegangen, und auch als Alexander der Große gegen Asien zog, war's nicht Feigheit, sondern strategische und taktische Unterlegenheit und die Verlockung des grenzenlosen Raumes zur zerstreuenden Flucht, die die letzten altpersischen Heere in die Weite streute.

*

Und nun steige herauf, du kleines Schlachtfeld Marathon an der im Lichte badenden Küste Attikas, Schlachtfeld, das wie keins vom Zauber der Geschichte verklärt wird und doch so sehr Wirklichkeit geblieben ist, daß keine Legende das Schlachtbild zu fälschen vermochte ... Der Feldzug des Mardonius war nach schweren Marsch-



Schlacht bei Marathon 490 v. Chr.

verlusten zu Wasser und zu Lande in Mazedonien und an der Küste der Chalkidike liegengeblieben. Er hat aber so auf die Völker gedrückt, daß viele barbarische Völkerschaften und die meisten Inselgriechen dem Großkönig gehuldigt haben. Bis Böotien wirkte der Schrecken. Nun sandte Darius, im Vertrauen auf die Beherrschung der See und die daraus sich ergebende Überraschung, ein Landungskorps nach Attika. Er wollte Athen nehmen und züchtigen, bevor den Athenern von verbündeter Seite Hilfe kommen konnte. Es war ein knapp zusammengefaßtes, kühnes und doch wohlabgewogenes Unternehmen; ein Stoß in des Gegners Flanke, der alles umstürzen konnte.

Überfahrt und Landung der Perser, Operationen, die zu den schwierigsten gehören, verliefen glatt. Die Perser steuerten zuerst Euböa an und nahmen und zerstörten Eretria, dessen Einwohner nach Persien verpflanzt wurden. Dann ging's den Athenern an den Leib. Der Meder Datis und ein Neffe des Königs führten die Expedition im Sommer 490 an den Feind. Wieder schwanken die Zahlen; wir lassen es bei der Feststellung einer unberechenbaren Übermacht. Sie stand schon schlagfertig im Lager, als die Athener mit den hinzugetretenen Platäern am Westsaume der Ebene erschienen. Die kamen, um eine geordnete Schlacht zu liefern. Es waren ihrer 10000 Mann, vielleicht sogar weniger, weitaus die Mehrzahl Vollbürger, also schwergewappnete Hopliten. Sie verlegten den Persern die Wege durch das vielgespaltene Bergland nach Athen und waren zum Äußersten entschlossen. Das ganze Aufgebot hatte Marschbefehl erhalten, und ein Läufer war nach Sparta gesandt worden, um Hilfe zu holen. Aber kämpfen mußten sie allein, denn alles drängte zum Angriff, und Sparta war weit entfernt.

Es ist sommerliches Wetter. Beide Teile lagern unter den Waffen. Die Perser wissen, daß sie rasch schlagen müssen, die Griechen, daß sie den Feind erwarten, aber die Schlacht nicht ablehnen können. Keiner der beiden Gegner kann sich auf eine Teilung seiner Kräfte einlassen. Dazu sind beide nicht stark genug und zu sehr auf den Zusammenhalt bedacht. Entscheidend aber wird, daß die Perser Mann gegen Mann fechten müssen. Sie können auf diesem schmalen Feld, das sich nur gegen die See öffnet und wenig Tiefe hat, kein zerstreutes Gefecht liefern. Sie unterliegen dem Zwange, den das

Gelände und der Charakter der überseeischen Expedition auf sie ausüben. Selbst wenn sie eine große Übermacht vorführen, um gegen knapp 10000 ein Schützengefecht zu unterhalten, das den Gegner aufreiben soll, sind sie in Not, denn diesem ermüdenden Gefecht ist keine freie Entwicklung im Raum und in der Zeit gegönnt. Es muß im Zusammenprall und als Schlacht mit entscheidendem Ausgang ausgetragen werden.

Die Griechen waren besser daran. Miltiades hatte die Phalanx am Ausgang des Vranatales aufgestellt. Vor ihr zog sich der Strandweg hin, der nach Athen führte. Die Flanken waren durch Verhack und aufsteigendes Gelände geschützt. Sie konnte also nicht umfaßt werden. Es war eine Abwehrstellung, an der der Feind nicht vorbeigehen konnte. Aber nicht viel mehr als das. Ging es nach der Väter Sitte, so mußte man beinahe auf dem Fleck schlagen. Aber die persischen Bogen trugen weit und schossen genau. Was dann, wenn der Feind es dabei ließ? Die Frage konnte nur von Miltiades, dem Feldherrn, beantwortet werden, dem seine Mitfeldherren die Leitung der Schlacht übertragen hatten. Dieser wußte Rat.

So kam es zu einer Schlacht, in der der Angriff bei den Persern lag. Sie haben ihn nicht gescheut. Aber sie sind nicht aus ihrer Taktik herausgetreten, als sie gegen die athenische Phalanx vorrückten, in der schwere Infanterie Mann an Mann stand. Sie wollten in der Tat nur in gute Schußweite kommen, ohne den Zusammenprall herauszufordern. Das war alterprobte Taktik. Wenn sie hundert Schritt vom Feind die Schilde auf den Boden setzen und zwei, drei und mehr Glieder tief mit vorgebogenen Flügeln Pfeil auf Pfeil in einem Sturzregen abschießen konnten, geriet die Phalanx je nach den erlittenen Verlusten früher oder später ins Wanken. Fiel sie auseinander, so war die Schlacht gewonnen. Und doch war den persischen Generalen sicher nicht wohl zumute, als sie gegen die eisenstarrende Wand vorrückten, denn sie ermangelten im Halbrund des begrenzten Raumes der Bewegungsfreiheit, und sie hatten im fremden Lande keine Rückzugslinie; nichts als die teils vertäuten, teils hoch auf den Strand gezogenen Schiffe.

Die Athener sahen sie kommen, nahmen Richtung und hoben die Schilde zum Munde. Sie wußten, daß sie um alles fochten und

waren bereit, dem merkwürdigen Befehle zu gehorchen, der ihnen kurz vor dem Schlachtgang eingeschärft worden war. Miltiades hatte den Oberbefehl in seiner Hand gesammelt. Der Polemarch Kallimachos stand am rechten Flügel, die Führer der einzelnen Phylen standen auf ihren Posten in den Intervallen. Die Phalanx war gut angelehnt. Der Feind konnte ihr in dieser Abwehrstellung zwischen Sumpf und Gebirge nicht in den Rücken fallen. Aber damit und mit Stehenbleiben oder mit kurzem Vorprall war es nicht getan. Der Feind mußte gefaßt und unter das Schwert gebeugt werden. Miltiades hatte auf Abhilfe gesonnen und diese in einer kühnen Vorbewegung gefunden. Ob sie sich bewährte, ja, ob sie überhaupt vom Fleck kam, mußte die Schlacht lehren. Es handelte sich für die Griechen darum, den Zusammenprall herbeizuführen, bevor das verderbliche Schützengefecht Gestalt gewann. Miltiades wollte die Phalanx im Sturmlauf an den Feind bringen, ehe der Pfeilhagel sie durchlöcherte. Die Schlacht begann auf die gewöhnliche Weise. Als die Perser gegen die stillstehende Phalanx vorrückten und die Griechen den Päan anstimmten, schien noch alles der Regel verpflichtet. Selbst als die Phalanx langsam in Bewegung kam, war noch alles so, wie die Überlieferung lehrte. Aber als die Perser die Schilde niedersetzten und zum Bogen griffen, begab sich etwas Unerhörtes. Da rief bei den Griechen plötzlich die Trompete zum Sturm. Der gemessene Vormarsch der Schwergewappneten wurde zum Sturmlauf. Und das Unerhörte gelang. Ehe noch die Schützen zu vollem Einsatz gekommen waren oder der persische Generalissimus an eine Abhilfe denken konnte, durchlief die eisenstarrende Front der Schwergewappneten das Wirkungsfeld der gefürchteten Schützen. Der Zusammenprall war da. Die schwerbeschossene Mitte der Athener zersprang zwar bei diesem niegesehenen Ansturm der Hopliten, aber die festgeschlossenen Flügel brachen in die feindliche Front, sprengten sie nach beiden Seiten auseinander und traten jeden Widerstand nieder. Über tausend Schritt weit wälzte sich das Gewühl, dann schwenkten die Hopliten in richtiger Erfassung der Lage gegen das Zentrum der Perser ein, das sich schon als Sieger fühlte, und hieben es in mörderischem Kampf zusammen. Die persische Reiterei fand im Strudel der kaum begonnenen, schon verlorenen Schlacht nichts

mehr zu bestellen und wandte sich mit zur Flucht. Es blieb ihnen nichts übrig, als alles verloren zu geben und sich auf die Flotte zu retten, ehe der Verfolger heran war. Das ist ihnen noch geglückt. Die Athener eroberten nur sieben Schiffe, aber die persische Armee hatte mit der Schlacht den Feldzug verloren.

Die Athener haben 192 Hopliten auf dem Schlachtfeld bestattet und ihnen dort ein Ehrenmal errichtet. Heute noch ist der Erdaufwurf sichtbar, der die Gebeine der gefallenen Vorkämpfer, vorab die des Polemarchen Kallimachos, deckt. Wer den Verlust der Perser an Toten und Verwundeten auf etwa tausend Mann schätzt, wie Delbrück vorschlägt, wird schwerlich fehlgreifen. Ein überwältigender Sieg war erfochten. Er wurde in der Verklärung der Beweggründe und auf die strategische Führung und die taktische Ausführung hin betrachtet, zu einem Beispiel und Vorbild für alle Zeiten. Es war die erste geschichtlich bezeugte Schlacht, in der die starre Phalanx von dem ihr bisher auferlegten Zwang erlöst wurde. Sie ist in dieser Vorgestalt nicht ein zweites Mal geschlagen worden.

*

Der Krieg zeigt sich uns im Feldzug und in der Schlacht von Marathon in seiner konzentriertesten und reinsten Gestalt. Es ist also nicht die Schilderung der Schlacht an sich und die Rekonstruktion eines kriegsgeschichtlichen Vorgangs, die hier von Wichtigkeit sind, sondern es handelt sich um die Feststellung der Kräfte, die wir hier am Werke sahen, und um die Schlüsse, die wir aus ihrer Bewertung ziehen. Wenn der Krieg etwas Abgeleitetes ist, das aus Zuständen sich ergibt, die aufeinander folgen, ohne immer in ihren Zusammenhängen erkannt zu werden, so ist er anderseits auch etwas Elementares, das gleichsam aus dem Nichts entspringt und doch von Leidenschaften getragen wird, die nicht anders als durch das Zusammenwirken unberechenbarer Gewalten erklärt werden können. Der Feldzug von Marathon ist kein isolierter Akt, sondern eine Episode, die sich aus dem Stehenbleiben des Mardonius in Mazedonien ergab. Der Feldzug des Mardonius war durch Spartas und Athens Verhalten in dem persisch-griechischen Konflikt hervorgerufen worden, und

dieser ist aus der Hilfeleistung im ionischen Aufstand erwachsen. Der ionische Aufstand aber führt zu der Begründung der persischen Macht in Kleinasien und der Eroberung der Westküste von der Propontis bis zum phönizischen Städtekranz zurück.

Von all dem und der dahinterstehenden kolonialen Ausbreitung der griechischen Stämme und Gemeinwesen muß der Chronist schweigen, der den attischen Feldzug als isolierten Akt betrachten will. Trotzdem kann dieser Feldzug, der im Grunde nur eine Diversion war, sich selbst genügen. Es wohnt ihm eigenes Leben inne, er ist eine Erscheinung für sich und bleibt das auch dann, wenn er in die weitergehende Entwicklung eingefügt und mit dem Feldzuge des Mardonius und dem Auszuge des Großkönigs selbst, also mit Platää und Salamis, in Verbindung gebracht wird, wie sich das gehört. Was gibt ihm nun diese einzigartige Bedeutung, woher stammt die Kraft, die ihn aus allen Zusammenhängen löst und ihn als elementaren Vorgang mit Blitzesschnelle ins Bild setzt und zu eigener Gestalt kommen läßt? Diese Frage ist der Beantwortung wert.

Erfaßt man ihn als militärische Operation, so sind es vor allem zwei Umstände, die zeitliche und räumliche Abgelöstheit und die rasche, auf eine einzige Schlachtentscheidung gestellte Durchführung des Vorgangs, die ihn so aus den Zusammenhängen herausheben. Nichts fehlt ihm in dieser Hinsicht zur Abfertigung als Krieg, als eine auf ihn ausgehende Kriegserklärung und ein von ihm herbeigeführter Friedensschluß. Da aber auch ein feierlich erklärter und durch Vertrag abgeschlossener Krieg nicht einen isolierten Akt darstellt, sondern der Politik verhaftet bleibt, tut dies nichts zur Sache. Der Feldzug von Marathon ist kein isolierter Akt, aber er ist konzentrierter Krieg.

Ganz auf den Austrag der ihm vorangehenden Spannung hin gesammelt und zusammengefaßt, ganz in zugespitzter strategischer Anlage und Zielsetzung und im Drange und der Verdichtung der taktischen Entscheidung sich entladend, ist der Feldzug von Marathon konzentriertester, um nicht zu sagen abstrakter Krieg. Dazu kommt als ergänzendes Kriterium das den Ausschlag gebende Moment: die in ihm gesuchte und gefundene, sofort in entscheidender Schlacht erprobte Fortbildung der Phalangentaktik, die nicht nur auf Bewegung, sondern auch auf eine Beschleunigung hinwirkte und die dem

Kriege innewohnende Dynamik als gelenkte Kraft hervortreten ließ. Das ist etwas Neues.

Der Feldzug ist von beiden Seiten planmäßig betrieben worden. Darius hat ihn als strategische Überraschung gedacht und ins Werk gesetzt. Miltiades hat beides zusammengefaßt und auf dem Schlachtfeld vergolten. Jener suchte die Überraschung in der Kühnheit der Konzeption, dieser fand sie in der Kühnheit der aus genialer Eingebung hervorgehenden Tat. Offensive und Defensive zeigen sich zum erstenmal taktisch und strategisch gebunden in ihrer vielfältigen, rasch wechselnden Gestalt. Die Schlacht bei Marathon zeigt als erste, trotz der Einfachheit der Grundformen und der parallelen Abwicklung der Fronten, Züge einer zusammengesetzten Handlung, die vom Feldherrn vorbedacht, gelenkt, abgewandelt, vollzogen und zum Abschluß gebracht wird. Es ist noch eine Parallelschlacht, sie wird noch im Zusammenprall entschieden, aber dieser setzt komplizierte Bewegungen voraus. Zum erstenmal wird für uns sichtbar über Leben und Tod der einzelnen in Abwägung der Umstände, vor allem der Zeit, des Raumes und der Zahl sinnvoll und überlegen verfügt und der Führer durch Gehorsam und Sieg als solcher anerkannt und belohnt. Nun wäre das aber nicht genug, den Feldzug von Marathon so für sich herauszuheben, daß er als Ganzes ohne Anhang sich zeigte. Die militärischen Vorgänge und die ihnen innewohnende Entwicklung zu neuen Formen, selbst die darin waltende Vergeistigung der Kriegskunst hätten nicht genügt, ihn den Athenern und der Mit- und Nachwelt so eindrücklich zu machen. Es kommt ein anderes hinzu: die Aufhellung und Ausdeutung der politischen Beweggründe, die ihn, ganz auf sich bezogen, als vorbildlich und beispielhaft erscheinen lassen.

Athen stand damals, kaum zwanzig Jahre nach der Abschüttelung der Tyrannis und dem Übergang zum Bürgerregiment, in seiner ersten Blüte vor der Bedrohung mit dem Untergange. Untergang oder Unterwerfung bedrohten den Staat und seine Kultur im Aufblühen. Darüber gab es keinen Zweifel, denn man wußte wohl, daß im nahen Asien viele Einzelvölker dem persischen Schwert erlegen und ausgerottet worden waren und war selbst immer auf Vernichtung des Feindes ausgegangen. Die Vorstellung von der Macht des Großkönigs

war den Griechen längst deutlich geworden. Zu rege waren die Beziehungen zwischen Kleinasien und Griechenland, zu viele Emigranten und Verbannte waren aus den Bürgerkriegen zu den persischen Vizekönigen und an den Hof des Großherrn geflüchtet, als daß man darüber im unklaren gewesen wäre, ganz abgesehen von den geistigen Strömungen, die die ionischen Kulturstätten in Asien und im Archipel mit Attika verbanden.

Es ging also erkanntermaßen um alles, um Hab und Gut, um Sein und Werden, Selbstbehauptung oder völliges Verderben. Als die Perser bei Marathon landeten und die Hopliten auszogen, war kein Raum mehr für Unterhandlungen. Der Krieg verlangte das volle Opfer. Das gab ihm einen Antrieb, der ihn hoch über die griechischen Einzelfehden und alle Zwischenkriege emporhob, obwohl auch diese bis aufs äußerste durchgefochten wurden. Aber nicht auf Untergang und noch weniger auf Unterwerfung, sondern auf Selbstbehauptung und Erhöhung war der Sinn dieser Bürgerschaft gerichtet, die als erste die Gemeinschaft auf der Gesamtheit selbstbewußter und verantwortlicher Einzelmenschen errichtet hatte. Es ging um die Heimaterde, um Weib und Kind und das eigene Leben. Der Opfertod brachte Kränze und Nachrufe, aber man wollte *siegen* und ging daher mit der Zuversicht aufstrebender und des eigenen Wertes bewußter Völker in den Krieg. Diese hochgespannten Gefühle verschatteten die politischen Erwägungen. Es gab nichts mehr als Krieg. Das war's, was den Feldzug von Marathon zu einem besonderen Akt stempelte, so tief er auch in der allgemeinen griechisch-persischen Auseinandersetzung eingebettet lag. Er hat über die Zugehörigkeit Attikas und Griechenlands zum Okzident entschieden.

Einer der treffendsten Sätze Clausewitzens möge diesen Zustand und mit ihm auch den Feldzug von Marathon kennzeichnen und für sich ins Licht heben. Er lautet: „Je großartiger und stärker die Motive des Krieges sind, je mehr sie das ganze Dasein der Völker erfassen, je gewaltsamer die Spannung ist, die dem Kriege vorausgeht, um so mehr wird der Krieg sich seiner abstrakten Gestalt nähern, um so mehr wird es sich um das Niederwerfen des Feindes handeln, um so mehr fallen das kriegerische Ziel und der politische Zweck zusammen, um so reiner kriegerisch, weniger politisch scheint der Krieg zu sein."

Die Perserkriege haben Richtung und Entwicklung der griechischen Kriegskunst vorbestimmt. Die griechische Kultur setzte sich am Westsaum Asiens zur Verteidigung und suchte ihre Ausbreitung gen Westen, die griechische Politik aber wurde gen Osten festgelegt und ging aus der Defensive zur Gegenoffensive über, und mit ihr wurde deren vornehmstes, nun geadeltes Mittel: der Krieg und seine Führung, nach Osten umgelenkt. In diesem Zusammenhange gewinnt das Festhalten an der Phalangenschlacht, die als Frontalschlacht durchgefochten wird, schicksalhafte Bedeutung. Der Erbfeind, zu dem der Perser heranwuchs, bestimmte die Entwicklung der griechischen Taktik. Nur unter sich waren die griechischen Staaten in der Lage, Spieß gegen Spieß unter gleichen Umständen zum Kampf anzutreten, fochten sie gegen die Perser, so kam es immer wieder auf den Kampf des Spießes mit dem Bogen heraus, auf Feststehen in der Verteidigung und Beschleunigung des Gegenangriffes und auf das Vorwerfen der Flügel zum Zangengriff, um den flüchtigen Feind zu erdrücken oder ihn zerschlagen in die Weite zu sprengen. So kam es, daß die Griechen nicht gelernt haben, die Phalanx aufzulösen, in kleinere Kampfkörper zu zerlegen und zur Treffentaktik überzugehen, die ihnen im Kampfe mit den Asiaten nichts genützt hätte.

Als die Mazedonier das griechische Erbe antraten und Philipp II. und Alexander aus den Perserkriegen eine Ideologie ableiteten, die Alexander gestattete, seine Eroberungsfeldzüge in Asien und die Aufrichtung eines mazedonisch-griechisch-asiatischen Weltreiches als siegreichen Abschluß der alten Perserkriege erscheinen zu lassen, gipfelte diese Kriegführung in Feldzügen und Schlachten von unerreichter Größe. Da führte die Entwicklung zur Zusammenfassung der Phalangentaktik mit der Fechtweise der berittenen mazedonischen Ritterschaft zu einer Dreiteilung der Front in der Breite: Reiterei rechts und links, das Fußvolk in der Mitte. Diese Fechtweise ist von dem genialen Feldherrn Alexander im Aufmarsch, ja selbst noch in der Krisis der Schlacht souverän gestaltet und gehandhabt worden. Aber auch diese Entwicklung ergab sich in ihrer vollen Größe erst aus der Versetzung des Krieges nach Asien und der dadurch notwendig gewordenen Beherrschung weiträumiger Schlachtfelder. Sie hat das Kerngebilde der Phalanx als solches unberührt gelassen. So wurde

sie zur „Zitadelle in der Schlacht"; um sie her aber entbrannte in beschleunigter Gangart, völlig aufs Manöver gestellt, der Kampf selbständig bewegter Truppenkörper, die den Feind faßten und hielten, bis er, überall angefallen, unter dem Zentrumsstoß zusammenbrach. Wich er aus und mußte der Feldherr auf Abhilfe sinnen, so verließ er sich zuvörderst auf die Phalanx als letztes Gebilde. Die Kriegführung wird nicht nur vom eigenen Ermessen, sondern auch vom Feinde her bestimmt. Das gibt ihr ein doppeltes Gesicht.

*

Der Tag von Marathon steht also, auf das Kriegsgeschehen hin betrachtet, am Anfang einer Entwicklung, die den Griechen den Krieg nach außen in einer eindeutig bestimmten Richtung und Ausbildung auferlegte. Für die Theorie des Krieges aber gewinnen wir aus ihm so viel, daß es sich lohnt, die Ergebnisse und Erfahrungen noch einmal kurz zusammenzufassen. Die Dämonie des Krieges ist bei Marathon zu einem geistigen Phänomen gestaltet worden. Ist der Krieg eine gewaltsame Bewegung, so fand diese Lehre bei Marathon dank der Eingebung und Erkenntnis eines genial veranlagten, naturgeborenen Feldherrn eine sinnvolle Bestätigung, denn diese Bewegung wurde beschleunigt. Ist die Überraschung ein Moment, das strategisch wie taktisch, den Krieg als ein unberechenbares Spiel erscheinen läßt, so hat sie bei Marathon dieses Spiel mit einem Wurf entschieden, der weit mehr Augen zeigte, als jemals aus dem Becher rollten. Auch was Konzentration der Kräfte und bessere Bewaffnung vermögen, wenn die Umstände sich zwingen lassen, kommt bei Marathon zu bestechendem Ausdruck. Nicht die Art der Waffe, sondern die Herbeiführung der Umstände, unter denen sie ihre Eigenart und Wirkungsweise entfalten kann, bestimmen Wert und Erfolg. Die Frage, ob Spieß oder Bogen, Nahkampf oder Fernkampf das richtige sei, ist in diesem Falle dadurch zugunsten des Spießes entschieden worden, daß Miltiades sein gewappnetes, verbunden fechtendes Fußvolk an den Feind brachte, ehe der Bogen das Schußfeld nützen und seine Fernwirkung voll zur Geltung bringen konnte. Dazu gesellen sich noch andere Momente. Wir erkennen, daß der stärkere Antrieb

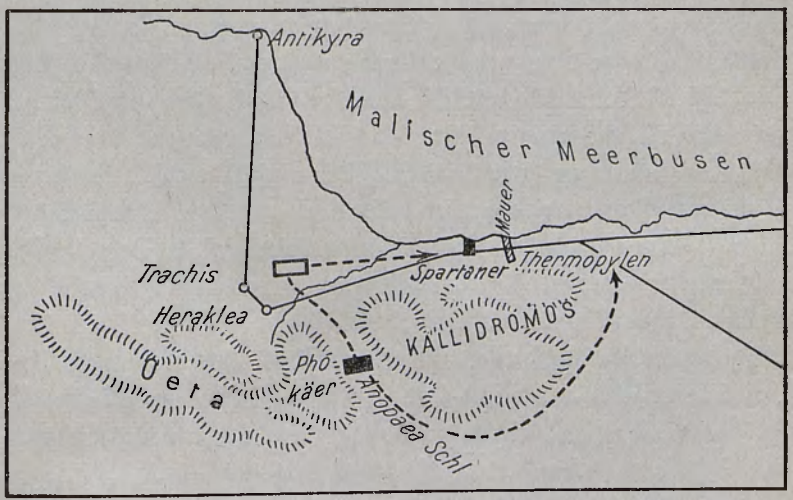
größere Kraft verleiht, also die seelische Vorbereitung den Mut beflügelt; und wir ersehen, daß Durchhalten auch den gefahrvollsten Augenblick zu überwinden vermag. Wie aber der Feldherr wirklich zum Schlachtenlenker wird, indem er die Truppen, ihren Einsatz, ihre Verwendung und Ausnützung während der Schlachthandlung fest in der Hand behält, das hat Miltiades unter Umständen vorgeführt, die nur darum einfach gelagert erscheinen, weil er verstanden hat, sie zu vereinfachen und elastisch zu gestalten, indem er jedem Augenblick das Seine gab, ohne den Überblick zu verlieren. Es ist der Triumph der Führung in durchgefochtener, durch einen Verfolgungsakt abgeschlossener Schlacht.

All das hat unvergängliche Bedeutung und ist der Kriegführung, vor allem der Feldherrnschaft, als Erkenntnis mit auf den Weg gegeben worden. In diesem Sinne hat Marathon — vom Schlachtfeld abgelöst, aus den Zusammenhängen herausgehoben und als Paradigma behandelt — noch hundertmal Gestalt gewonnen. Auch der Krieg wiederholt sich nicht, auch er spielt nur mit Analogien und ist — so frevelhaft es klinge — ein Schöpfungsakt, aber auch in ihm sind konstante Größen wirksam, die sein Wesen, allen Verwandlungen zum Trotz, als unveränderlich bestimmen. Dem Perserkönig aber erwuchs nun nach einer entscheidend gedachten Expedition, die als verunglückte Diversion geendet hatte, die Aufgabe, den Feldzug des Mardonius wieder aufleben zu lassen.

*

Darius beschloß, große und auserlesene Streitkräfte zu einem methodisch zu führenden Feldzug zu Wasser und zu Lande aufzubieten. Er ist darüber gestorben, da ein solches Aufgebot viel Zeit erforderte und zuerst ein ägyptischer Aufstand niedergeschlagen werden mußte. So kam es, daß Xerxes zur Erfüllung des väterlichen Racheschwurs berufen wurde. Diesmal war's ein Reichsfeldzug und ein Eroberungskrieg. Die Perser führten Heer und Flotte nach wohlerwogenem Kriegsplan zu gemeinsamem Handeln vor. Die Griechen ließen ihre Fehden ruhen und rafften sich zu einem Waffenbunde zusammen. Sie suchten Xerxes den Vormarsch schon vor den

Außentoren des Landes zu verwehren, wichen aber dann auf die Thermopylen. Hier boten die Enge des Schauplatzes und die von den Phokern errichtete Sperrmauer Halt; aber die Grundstellung wurde nur schwach, ja allzu schwach, mit etwa 7000 Mann peloponnesischer und böotischer Truppen besetzt. Die Hauptkräfte mußten auf die Verteidigung der großen Halbinsel verspart werden, von der Sparta sich nicht entfernen konnte. Athen konnte nichts dagegen tun, verließ sich aber diesmal auf seine Flotte, die in den letzten zehn Jahren auf Grund einer völligen Hinwendung zur Rüstungspolitik zum Angriffsinstrument ausgebaut worden war. Athen wird Seemacht. Daraus ergaben sich ganz neue strategische Voraussetzungen. Wie danach handeln — das war die Frage. Man versuchte das Problem im allgriechischen Sinne zu lösen, indem man auf ein Zusammenwirken von Heer und Flotte ausging, ohne sich zu binden. Die vereinigte Griechenflotte ging daher bei Artemision in der Seeflanke der Thermopylen in Stellung, um der persischen Armada, die ja zu Wasser und zu Lande vorrückte, die Umfassung von der See her zu verwehren und vertraute auf die Unangreifbarkeit der Thermopylen. Man hatte einer Umfassung dieser Sperrstellung über das Gebirge hinweg zuwenig Bedeutung beigemessen.



Schlacht bei den Thermopylen 480 v. Chr.

Die Perser nehmen die Thermopylen nach verlustreichen Frontangriffen durch eine Umgehung im Gebirge, und die Griechen ziehen ab. Nur Leonidas bleibt zur Deckung des Rückzuges und zur Wahrung der spartanischen Kriegerehre stehen und stirbt mit 300 Spartanern in der vorbereiteten Flankenstellung, von Pfeilen überschüttet, den vorbestimmten Opfertod. Die Perser drängen nach und holen die Nachhut der Griechen, Thespier und Thebaner, ein. Die Thespier fechten bis zum bittern Ende, die Thebaner bieten Unterwerfung an. Unterdessen haben die Flotten in einer Parallelhandlung drei Tage ohne Entscheidung gestritten. Diese ist wider Erwarten auf fester Erde gefallen. Nun müssen die Griechen Böotien und Attika preisgeben und auf den Isthmus zurückgehen. Der spartanische Kriegsplan scheint sich als richtig zu erweisen, aber die Verstrickung ist größer geworden als vorbedacht. Auch die Flotte hat die Bewegungsfreiheit verloren, denn sie muß als rechte Flügelgruppe wie bisher jeder Umfassung wehren, ohne imstande zu sein, sich vor Attika zu behaupten. Sie bleibt dem Heere eng verbunden. Die Griechen haben erkannt, daß sie weder auf offener See noch im freien Felde schlagen können, sondern eine gemeinsame Grundstellung mit fester Anlehnung und in engster Verbindung ihrer Streitmittel suchen müssen.

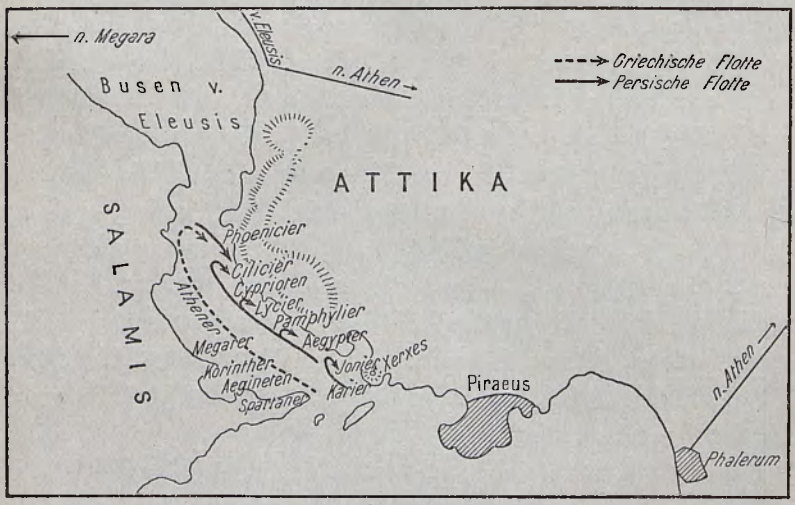
Nicht ohne schwere Opfer gebracht zu haben, aber vom Erfolg getragen, ziehen die Perser gen Athen. Sie sind diesmal im Vollbesitze ihrer Mittel und haben genug Fußvolk aufgeboten, um einen Schildwall aufzurichten, der ihnen die Annahme einer Feldschlacht erlaubt. Sie dürfen sich nur nicht ins Hügelland locken lassen, wo ihre Reiterei nicht zur Wirkung kommen kann. Noch stärker ist die von Phöniziern, Ägyptern und den ionischen Seestädten gestellte Flotte, deren schwereres Gewicht und größere Segelfertigkeit den Griechen das Heraustreten aus den Küstengewässern verbieten. Alle Vorteile sind auf seiten der Perser. Böotien wird zur Operationsbasis des Mardonius, Athen ist verloren. Die Griechen sind in die strategische Defensive gedrängt, und diese ist nur möglich, weil die Athener sich auf ihre maritime Lage besonnen und ihre Flotte zur Hauptwaffe ausgebildet haben. Sie geben Attika preis, aber sie stellen weitaus die meisten Schiffe zur Entscheidungsschlacht. Diese muß bald geschlagen werden, denn der Isthmus schützt nur in der Front, und Attika

wird rasch vom Feind überflutet. Theben ist zum Stützpunkt des Mardonius geworden, und Athen liegt in Trümmern. Aber es sind noch andere Trümpfe im Spiel. Auch Xerxes drängt auf rasche Entscheidung, um bald nach den unruhigen Küstenländern Kleinasiens zurückzukehren, wo die Jonier zu neuem Aufstand rüsten. Der Krieg gipfelt unversehens und läßt keinen Stillstand der Operationen mehr zu. Das kommt dem Schwächeren und Gehetzteren zugut.

Wiederum stehen Land- und Seefront im engsten Zusammenhang. Aber diesmal liegt wider Erwarten die Entscheidung bei den Flotten. Sie suchen und begegnen sich zwischen Attika und Peloponnes im inselreichen Golf von Ägina, unweit der Hauptinsel Salamis, während die Armeen vor dem Isthmus gefesselt stehen. Und das Unerwartete geschieht. Die von den Griechen, besonders von den Athenern, mit voller Hingabe erstrebte Entscheidung fällt auch zur See zugunsten der hellenischen Waffen. Die persische Flotte, die schon auf dem Vormarsch vom Hellespont her und bei Artemision durch die Elemente und den Feind geschädigt worden war, kommt nicht mehr mit Übermacht zum Schlagen. Sie muß dem Feind auf den Leib rücken und sieht sich genötigt, mit ihren schwereren Schiffen dicht unter Land zu fechten. Themistokles, der Berater des griechischen Admiralstabes, bringt die Perser dadurch um die Entwicklung und die Vorhand im Gefecht.

Die Seeschlacht bei Salamis stürzt das strategische Verhältnis mit einem Schlage zugunsten der Griechen um. Sie wird nicht als durchgefochtene Schlacht, sondern schon im Auffahren entschieden. Themistokles hat den Feind, der mit seinen ionischen und phönizischen Galeeren das offene Meer beherrschte, durch die Zurücknahme der Griechenflotte in den Sund von Megara gezwungen, im engen Fahrwasser und dazu auch noch getrennt zu schlagen. Wiederum ist es Zeitnot, die die Perser unter ungünstigen Umständen zum Handeln zwingt. Nicht nur Xerxes drängt, auch die Umstände fordern den Kampf. Sie müssen schlagen, bevor die Griechen durch weiteren Zuzug aus den sizilischen und süditalischen Griechenstädten zu Wasser die Übermacht erlangen und das persische Landheer sich am Isthmus den Kopf einrennt. Da das nautische Übergewicht bei ihnen liegt, wagen sie den Einbruch in den von Inseln gesperrten Sund. Aber sie

kommen nicht einmal zum richtigen Auffahren, geschweige denn zur vollen Entwicklung. Die anrudernden Geschwader werden beim Austritt aus den Durchgängen von dem beweglicheren und gesammelten Feind in der Marschkolonne angegriffen, nacheinander geschlagen und zurückgeworfen. Die Enge des Fahrwassers macht alle nautischen Künste zunichte. Bord an Bord entscheidet sich der Kampf. Viele persische Schiffe, darunter das Admiralschiff, gehen mit Mann und Maus verloren. Die persische Armada sieht sich unter den schwersten Verlusten zum Rückzug gezwungen. Sie verliert nicht nur die



Schlacht bei Salamis 480 v. Chr.

Schlacht, sondern auch den Zusammenhang mit dem Landheer und die unbedingte Herrschaft über die See. Da sie diese nicht mehr wiedererlangen kann, weil die Griechen sich verstärken, und im Archipel Aufstand droht, fällt sie aus dem Spiel, das nun von Mardonius zu Lande entschieden werden muß. Der Krieg ist für Xerxes noch nicht verloren, aber aus dem kurzbefristeten Feldzug ist eine langwierige Operation geworden, die erst Früchte zeitigen kann, wenn die Griechen sich diesseits des Isthmus im offenen Feld, also auf den Fluren Mittelgriechenlands, zum Kampfe stellen. Doch, damit das geschehe, muß der persische Feldherr selbst weit zurückgehen, und das ist das Eingeständnis einer Niederlage, die Mardonius nicht ver-

schuldet hat. Aber es bleibt nichts anderes übrig, denn Xerxes drängt nicht ohne Grund nach Hause. Die griechische Flotte hat die Seeherrschaft an sich gerissen. Mardonius fügt sich den Umständen und übernimmt die Verantwortung für die Fortsetzung des Feldzugs. Xerxes zieht zu Lande ab und läßt seinen Feldherrn mit der Hauptmacht in Thessalien zurück. Böotien bleibt zwar besetzt, aber hinter der böotischen Front muß alles neu geordnet werden. Gut Ding will Weile haben. Das gilt auch für die Griechen, die mit dem Hervortreten aus der Defensive zur Aufstellung eines neuen Feldzugsplanes genötigt werden. Wir stehen vor dem ersten bewegten, aus wechselnden Lagen und Glück und Unglück sich ergebenden Bewegungsspiel. Das ist der große Krieg! Aber auch dieser ist schon über die eigentliche Kriegssphäre hinausgewachsen. Zum erstenmal sehen wir ihn zu einem Zusammenspiele werden, das auf verschiedenen Kriegstheatern und unter Gegnern seinen Fortgang nimmt, die nicht als Alliierte, sondern als in der Not Verbundene zu Felde ziehen. Sizilien ist als Nebenschauplatz sichtbar geworden. Dort ist es zwischen den dem Xerxes nahestehenden Karthagern und den großen Griechenstädten zu einem Zusammenstoß gekommen, der den Puniern die Eroberung ganz Siziliens verspricht. Aber der Krieg erwies sich wieder einmal als unberechenbares Element. Die Karthager wurden geschlagen und auf die Westküste der Insel beschränkt. Auch das war ein großer hellenischer Sieg. Er kam zur rechten Stunde. Das panhellenische Gefühl war überall, wo Griechen siedelten, so mächtig geworden, daß zum ersten- und letztenmal in der griechischen Geschichte von einem griechischen Nationalismus imperialen Zuschnitts gesprochen werden kann. Er hat sich in diesem Doppelerfolg der griechischen Waffen ausgelebt. Das war es auch, was die Athener hinderte, sich mit einem Vermittlungsvorschlag des Mardonius zu befassen, der ihnen die Wiederherstellung ihrer Stadt und großen Landbesitz angeboten hatte, wenn sie sich bereit erklärten, aus der hellenischen Front zu scheiden.

So kam es in Böotien zur Entscheidungsschlacht, während die Flotten sich auf der Höhe der Zykladen gegenseitig beobachteten. Es ist die letzte Perserschlacht auf griechischem Boden. Auch hier ging es noch einmal hart auf hart. Wiederum wurde die nicht bedeutende

zahlenmäßige Übermacht der Perser durch die stärkere Wappnung der Griechen ausgeglichen. Wiederum focht der Spieß gegen den Bogen. Wiederum entschied der stärkere Antrieb die Schlacht. Auch diesmal hielt der Perser stich, bis er durch den Zusammenbruch seines rechten Flügels und die Überrennung seines Zentrums aus dem Felde gesprengt wurde.

Die Schlacht bei Platää fesselt weniger durch ihren Verlauf als durch die einleitenden Manöver. Beide Teile suchten das Gelände auszunützen und taten dies in weitausholenden Bewegungen, um sich einer Zwangslage zu entziehen. Wir kommen damit zu einer Erweiterung des kriegerischen Bildes. Es ist die Kunst des Manövrierens, die uns hier frei geübt entgegentritt. Hierauf liegt der Nachdruck, nicht auf der Durchführung der Schlacht, in der die Lehre von Marathon schon völlig verarbeitet erscheint. Die Gegner haben viele Tage gebraucht, um sich auszurichten, und sind dann doch überraschend in die Schlacht verwickelt worden. Die Griechen suchten während des Manövrierens das Hügelland, die Perser suchten die Ebene zu gewinnen. Als die Griechen über Nacht abermals eine Frontveränderung einleiteten, fiel Mardonius sie an, noch ehe sie ihren Aufmarsch vollendet hatten. Aber sie hatten diesmal den Vorteil des Geländes für sich und ließen ihn so weit herankommen, daß sie den Anlauf wagen konnten. Die Athener warfen die griechische Gefolgschaft der Perser im Zusammenprall der Phalangen, die Spartaner hielten den Pfeilhagel des persischen Fußvolkes trotz starker Verluste aus, bis der Feind sich festgerannt hatte und im Vertrauen auf seinen Schildwall zum stehenden Gefecht überging; dann warfen sie im Ansturm die Elite des Perserheeres über den Haufen. Die persische Reiterei ist wieder nicht zum Einsatz gekommen. Sie mußte sich begnügen, den Rückzug der auseinandergebrochenen Armee zu decken. Mardonius ist gefallen. Der Feldzug war für die Perser verloren und führte sie auf der Flucht über den Hellespont zurück. Sie haben ihn nicht wieder aufgenommen.

Die Griechen sind nach dem Siege verschiedene Wege gegangen. Die Athener machten sich zur Offensive an der kleinasiatischen Küste auf, die Spartaner setzten der gemeinsamen Sache ein Ziel. Der Waffen-

bund endete in einer Zweiteilung der Interessen und des gemeinsamen Raumes. Die Schlacht bei Platää ist dadurch zu einer Wegscheide geworden.

*

Jeder Krieg wird durch die Führung, die er von beiden Seiten erfährt, auf seine Gewaltsamkeit und die „Totalität" hin bestimmt, die je nach ihrer Abstufung eine mehr oder minder vollständige ist. Je gewaltsamer der Krieg, desto leichter ist der Rückschluß auf die ihm vorausgegangene Spannung und Stauung. Je totaler er geführt wird, das heißt je rücksichtsloser und erschöpfender der kriegführende Staat sich ihm hingibt, indem er alle Mittel für ihn bereitstellt und alle Staatsangehörigen in ihm auf die eine oder andere Weise zum Einsatz bringt, desto schicksalhafter wirkt der Krieg. Die höchste und rücksichtsloseste Anstrengung nicht nur des Heeres, sondern auch des Volkes wirkt also auf die Erfassung des Krieges als einer Macht- und Bewährungsprobe hin. Das ist in Hellas zuerst sichtbar geworden.

Die Griechen haben selbst in den Perserkriegen ihrer oft beklagten Streitsucht untereinander keine Zügel angelegt und noch Staat gegen Staat, also meistens Polis gegen Polis, gewütet, als der gemeinsame Feind schon den zweiten Feldzug vorbereitete. Erst der große Feldzug des Xerxes hat sie notgedrungen zur Einsicht gebracht und bewogen, das allen gemeinsame Blut, ihre Götter, ihre Mythen und vor allem Sprache und Kultur als verpflichtende Bindemittel anzuerkennen. Da wußten sie, daß das Schicksal eine nationale Zusammenfassung zum Zweck der Selbstbehauptung und der Verteidigung einer ganz auf Eigenleben gestellten Freiheit verlangte. Aber wie vorbehaltlos sie den Krieg als eine Lebensäußerung des Staates anerkannten und welche Dämonie sie der kriegerischen Gewalt zubilligten, die nach dem Kriege wieder als gesättigte Kraft zu anerkannten Gesetzen zurückkehren mußte, das haben sie vornehmlich in ihren inneren Kriegen — Griechen gegen Griechen — zum Ausdruck gebracht.

Die politischen Lebensformen Altgriechenlands sind aus der individualistischen Anlage der Hellenen hervorgegangen, und diese ist

von der Natur des differenziertesten aller für sich abgeschlossenen Siedlungsräume geprägt worden. Hätte Hellas nicht überall freien Ausblick und die Ausfahrt auf das Meer geboten, so wäre das noch viel ausschließlicher hervorgetreten. Der Grieche lebte sich selbst und seiner Heimatflur, eine Lebensauffassung, die in den für sich abgeschlossenen engen Talschaften und in der Polis als der konzentriertesten Formgestaltung griechischen Lebens gipfelte. Polis gegen Polis sind die erbittertsten Kämpfe ausgefochten worden. Da wurde der Krieg zum Zerstörer schlechthin. Im Kriege Polis gegen Polis gab es kein Erbarmen. Das galt noch in höherem Maße von der Kriegführung der Spartaner, dieses Kriegerstaates, der in die Landschaft eingebettet und zu einer aristokratischen Prägung gekommen, in ständiger Kriegsbereitschaft lebte und nicht eine Militärmonarchie war, sondern sich als Kriegergemeinschaft erkannte. Aus diesen Zusammenhängen zog der Krieg, von Griechen gegen Griechen geführt, die unheimliche Kraft, die selbst kleinen Fehden das Aussehen und den Charakter von Vernichtungskriegen verlieh. Hieraus ergab sich auch die Bereitschaft, ja die Notwendigkeit, bis zum Äußersten zu fechten. Sieg oder Untergang war die Losung, und mühsame Neubildung aus zerstreuten Samen oder verlorengegebenen Wurzeln die letzte Folge, wenn die Entscheidung ungeschmälert zugunsten des Siegers fiel. Nur der ungeheuern Lebenskraft dieses beflügelten Volkes ist es zu danken, daß die Griechen dieses Ausbluten ein paar Jahrhunderte ertragen haben, ohne sich zu erschöpfen. Erst als sie sich zu oft aneinander gemessen, hat das geschwächte Lebensgefühl Kompromissen das Wort geredet.

Die Binnenkriege der griechischen Hoch-Zeit sind beinahe alle auf den abstrakten Krieg hin gerichtet, gleichviel ob die Beweggründe als so hochstehende erschienen und erkannt worden sind wie die, von denen Marathon zeugte oder nicht. So ist auch der Peloponnesische Krieg geschlagen worden, der 27 Jahre für sich in Anspruch nahm, und unter diesem Zeichen stehen auch die Griechenschlachten, die bis zum Erscheinen des Thebaners Epaminondas den Boden Griechenlands befleckten. Nichts oder sehr wenig aber ist aus ihnen und aus den Feldzügen, aus denen sie entsprangen, für die Theorie des Krieges und die Kriegführung zu gewinnen, denn keine Verfeinerung

der Taktik führte über die Phalangenschlacht hinaus. Erst als es Epaminondas gelang, eine sich von jeher und beinahe von selbst ergebende Schrägziehung der Schlachtlinie dank einer genialen Eingebung zu einer Veränderung des Aufmarsches zu gestalten, sprang die Fessel, die die griechische Kriegführung band. Da gelang der Übergang von der Parallelschlacht zur vorbedachten Flügelschlacht. Fortan beherrschte der Feldherr, der dieses Geheimnisses mächtig und der Truppen sicher war, gegenüber einem Feinde gleicher Ausrüstung und Stärke das Feld.

Davon ist in den Feldzügen des 5. Jahrhunderts noch nichts zu spüren. Da erfolgte der Stoß im Gefechte noch Mann gegen Mann auf gleicher Breite und Tiefe, und bestimmend war der kräftigere Antritt. Reserven kannte man nicht, denn alles lag an der Wucht des Anpralls. Wenn dieser nicht zum Erfolg führte, war durch Nachschub oder neuen Einsatz einer Reserve nichts mehr zu gewinnen. Dieser Grundsatz hat noch die Germanen befeuert, die, auf ihn gestützt, konsularische Heere aus dem Stand hoben, obwohl die Römer längst zur Treffentaktik und zur Ausscheidung von Reserven übergegangen waren. Was aber über allen Griechenschlachten der hohen Zeit am sichtbarsten waltete, das war nicht Feldherrnkunst und Kriegsgewandtheit, sondern die Magie, mit der das Griechenvolk sein Leben und seine Kriege umgab. Der Zauberer Herodot, selbst noch ein Wundergläubiger, hat uns das besonders eindrücklich gemacht, und keine Schlacht wird dadurch strategisch und taktisch heller ins Licht gesetzt als Platää. Da hat die Beachtung der heiligen Bräuche wahre Wunder gewirkt. Herodot erzählt, daß Mardonius das Orakel, das ihm von der Schlacht abriet, mißachtet und die Griechen während des Stellungswechsels angegriffen habe, daß Pausanias, der Feldherr und Spartanerkönig, aber noch während der Schlacht den vom Angriff abratenden Opferspruch befolgt habe und den Befehl zum Hoplitensturm im Pfeilschauer erst erteilt habe, als ihm Hera auf sein Flehen die Hände freigab. Das geschah offenbar im richtigen Augenblick, als die Front sich zu lockern drohte und die Perser die Schilde schon niedergesetzt hatten. So umgab sich die Kriegführung mit Hilfskräften, die sie aus der seelischen und geistigen Bereitschaft zur Erkennung des psychologischen Augenblicks gewann. Dieser aber war

immer der strategische. Wie in der Ilias, so stritten auch hier und anderswo die Götter, von Kriegsherren und Priestern beraten und diese selbst beratend, immer noch mit! Auch das ist Kriegskunst und vielleicht eine bessere als jene, die sich der Magie erst erinnert, wenn die Siegesglocken geläutet werden sollen.

Auch in der großen Strategie, die in der Anlage des Feldzuges zu suchen ist, waltet Magie, aber sie ist zur Verzauberung weniger günstig als Schlachtbefehle und ihre Ausführung. Als die Athener die Polis vor den Persern räumen mußten und Themistokles auf Gedeih und Verderb die Flotte einsetzen wollte, hat es einer klugen Auslegung des delphischen Orakels bedurft, die Stadtbürger von der Notwendigkeit dieser strategischen Maßnahmen zu überzeugen. Die „hölzernen Mauern", von denen das berichtigte Orakel sprach, um die Athener auf ihre Flotte zu verweisen, sind dabei zu einer so schönen Auslegung gekommen, daß die Briten sich mehr als zweitausend Jahre später darauf zurückbesonnen haben. Das war mehr als klug, denn erst dadurch ist ihre insulare Politik zu dem magischen Aspekt gekommen, den sie immer wieder angerufen haben, wenn sie zum Entscheidungskampf antraten.

*

Die Magie mythischer Geschichtserklärung ist von den Griechen meisterlich beherrscht worden. Aber auch von der ihnen innewohnenden Ratio weiß ihre Geschichtsschreibung zu berichten. Wer zu Thukydides greift und die Rede des Perikles nachliest, in der dieser den Athenern das strategische Problem des Peloponnesischen Krieges klarzumachen suchte, findet darin die Vernunft am Werke und jene Klarheit in der Darstellung verwickelter Probleme, der sich vor allem die Franzosen rühmen. Thukydides hat Wert darauf gelegt, schon auf den ersten Seiten seiner Kriegsgeschichte zu sagen, daß die Griechen bald nach der Vertreibung der Perser wieder in Uneinigkeit verfallen seien. Er hat dann den Gegensatz zwischen den Hegemonien der Lazedämonier und der Athener herausgestellt, die Griechenland in zwei feindliche Lager spalteten. Es ist leicht, daraus auf den Krieg selbst zu schließen. Landmacht und Seemacht stritten

wider einander, beide so sehr auf ihr Element angewiesen, daß sie in diesem Kriege eigentlich aneinander vorbeimanövrierten. Das macht den Peloponnesischen Krieg zu einem Beispiel, an dem die Theorie nicht vorbeigehen kann. Er ist nur durch den Verbrauch der darauf verwandten Anstrengungen und Mittel und durch Fehlleitungen der Operationen entschieden worden. Irregegangene Politik gebar einen irregehenden Krieg. Aber vom Antagonismus Athens und Spartas aus gesehen, war es ein unvermeidlicher Krieg. Er ist von beiden Seiten methodisch begonnen worden, um dann in der Zerstreuung der Kräfte sich zu verlieren, eine Entwicklung, die allen Kriegen eigen ist, denen keine rasche Entscheidung winkt.

Man spricht von einem perikleischen Kriegsplan, aber Perikles, der führende Staatsmann der Zeit, hat keinen Kriegsplan vorgelegt, als er den Athenern vor Beginn und kurz nach Ausbruch der Feindseligkeiten die Sachlage schilderte, der Athen bei der Kriegführung Rechnung tragen mußte. Er war zu sehr Politiker, um den Krieg abstrakt zu erfassen und hat ihn als Mittel der Politik ganz von der politischen Widerstandsfähigkeit Athens aus gesehen und betrachtet. Er ging nicht auf Zermürbungsstrategie aus, als er den Athenern riet, sich zu Lande keiner großen Niederlage auszusetzen und hinter den Mauern zu bleiben, um den Feind durch Vorstöße zur See und indirekte Operationen zu schädigen und zum Frieden willig zu machen, sondern er trug einfach den Verhältnissen Rechnung, als er zur Defensive zu Lande riet. Es war eine Betrachtung, keine Planung. Aber sie war sehr klar gedacht und enthielt ein Eingeständnis, das durchaus am Platze war. Um dieses Eingeständnis militärischer Unterlegenheit zu Lande politisch unschädlich zu machen, hat Perikles die günstigen Aspekte, die von der finanziellen Stärke Athens und seiner Beherrschung der See aus gestellt werden konnten, überstark betont. Ein Kriegsplan ergab sich daraus nicht, wohl aber ein Verzicht, der die Kriegführung bestimmte. Doch damit ist nicht das Wichtigste gesagt. Perikles hat in dieser Rede nebenhin einen Satz gesprochen, der das Problem wie ein Blitz erhellt, und auf diesen Satz kommt es an. Der Redner bedauerte, daß Athen nicht auf einer Insel läge. Mit dieser Feststellung traf er ins Schwarze. Die Athener mußten insulare Kriegspolitik treiben, als sie gegen den

kleinen griechischen „Kontinent" fochten, ohne sich der exzentrischen Lage eines Inselreiches zu erfreuen. Das ist das schlechthin bestimmende und entscheidende Moment, so viele Fehler die überschäumende und zerstreuende Politik der Athener auch begangen haben mag. Der Peloponnesische Krieg ist von Thukydides so klar und verständig dargestellt worden, daß sein Werk trotz des fehlenden Abschlusses diesem Riesenringen inkommensurabler Mächte die letzte Zweifelsfrage abgewinnt. Vor allem *eins* wird nicht nur deutlich, sondern auch verständlich gemacht, nämlich die Tatsache, daß ein großer Krieg, zumal ein *Koalitionskrieg*, als kriegerischer Akt von unzähligen Ruhepausen heimgesucht wird und weder in der Zeit noch im Raume beherrscht werden kann.

Der *Stillstand im kriegerischen Akt* ist eine natürliche Folge der aus gewaltsamen Bewegungen sich ergebenden Ermüdung und der immer wieder nötig werdenden Erneuerung und Umstellung der Streitkräfte. Er ergibt sich nicht nur aus unentschiedenen Zusammenstößen, sondern wird gerade nach großen, mit voller Wucht ausgeteilten Schlägen oft zur Notwendigkeit. Aber er drängt sich in einem Koalitionskrieg, der mit mehreren Kriegstheatern rechnet und Feinde gegeneinander ins Feld ruft, die verschiedenartige Wirkungssphären haben, so sehr in den Vordergrund, daß der kriegerische Akt als solcher völlig aufgespalten wird. Das ist im Peloponnesischen Kriege zum erstenmal in Erscheinung getreten. Die Leidenschaftlichkeit, also die vorherrschende Gewalt im Kriege, wird dadurch nicht geschwächt, sondern eher gesteigert. Dagegen wird die *politische Zielsetzung* erschwert und nicht selten ganz in Frage gestellt. Das Kriegsziel, ohnehin schon ein Problem, das durch die Spannung zwischen Ideal und Wirklichkeit in Schwingung versetzt und vom Boden abgehoben wird, erleidet durch den Stillstand im kriegerischen Akt oft größere Umbildungen als durch entscheidend gedachte und rasch durchgeführte Schläge. Es kommt alles darauf an, solchen Stillstand zu vermeiden oder abzukürzen, oder aber, wenn die Handlung sich nicht beschleunigen läßt, den Stillstand selbst vernünftig auszunützen und den Krieg als *politischen* Akt neu zu erfassen und aus der bereinigten Sachlage zu gestalten.

*

Betrachten wir die Schlachten des Peloponnesischen Krieges auf die darin zum Ausdruck kommende Kriegsfertigkeit hin, so wird deutlich, daß die Griechen im Kampfe der Phalangen keine wesentlichen Fortschritte machten. Die zunehmende Beweglichkeit führte nur dort zu taktischen Neuerungen, wo die Ungunst des Geländes oder fehlerhafte Aufstellung Aushilfen erforderten. Folgerungen sind daraus nicht gezogen worden. Die Phalanx wird 8, manchmal auch 24 Glieder tief aufgestellt, die Peltasten erscheinen immer noch als auf sich angewiesene Fernkämpfer, und die ohne Bügel im Sattel sitzende Reiterei weiß noch nichts von Attacken. Man hört wohl von Hinterhalten, die von abgezweigten Abteilungen gelegt werden, vom Hinundherwogen aus der Ordnung gebrochener Phalangen, die dann als geteilte Stoßkörper aufeinander losgehen, von Umfassungen, die sich von selbst ergeben, aber es bleibt bei der geordneten Phalangenschlacht. Selbst auf dem sizilianischen Kriegsschauplatz, den die Athener durch ihr Eingreifen in die syrakusische Politik geschaffen haben, ist der Krieg nicht von der einseitig ausgebildeten Phalangentaktik losgekommen. Und doch ist gerade dort sichtbar geworden, daß die Phalanx im Bewegungskriege der Erstarrung verfällt, wenn sie nicht als Infanteriekörper zu selbständigen Evolutionen befähigt wird. Wollten und mußten die Griechen bei der Infanterieschlacht bleiben, ohne die Peltasten und die Ritterschaft mit ihr in engere, auf eine Verbindung der Waffengattungen bedachte Beziehungen zu bringen, so ergaben sich taktische Folgerungen, denen sie nicht länger ausweichen durften. Sie mußten nicht nur zu einer Beschleunigung der Stoßtaktik, sondern auch von der gleichgeordneten Parallelschlacht zur Flügelschlacht übergehen und durften sich nicht mehr auf Aushilfen verlassen, die der gefahrvolle Augenblick im Drange der Schlacht gebar.

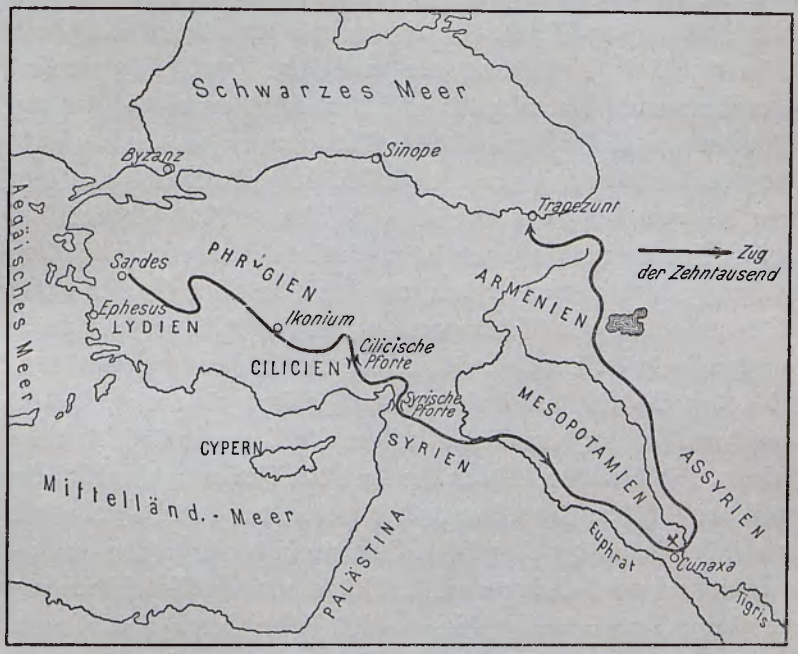
Als Athener und Böotier im Jahre 424 bei Delion in eine Schlacht verwickelt wurden, die aus einer ungewöhnlichen strategischen Lage hervorgegangen ist, wurde das deutlich sichtbar. Da standen die Thebaner auf dem rechten Flügel der böotischen Schlachtordnung nicht weniger als 25 Glieder tief gestaffelt, während die anderen böotischen Kontingente und auf der Gegenseite die Athener durchweg 8 Glieder tief aufmarschiert waren. Der Zusammenprall

ging auf absteigendem Gelände vor sich. Die Athener waren als die bergwärts Angreifenden im Nachteil. Der linke Flügel der Böotier wurde durch einen Bachriß aufgehalten, kam ins Gedränge, verlor seine Flankendeckung und sah sich überflügelt und in blutigem Handgemenge geworfen. Aber die Athener sind dieser Glückswendung nicht froh geworden, denn der tiefgestaffelten thebanischen Stoßkolonne war der stärkere Erfolg beschieden. Sie kam zu vollem Anlauf, zersprengte den linken Flügel der Athener und schwenkte dann gegen das verkämpfte Zentrum ein. Als zudem noch thebanische Reiterei überraschend im Rücken der Athener erschien, löste sich die attische Schlachtordnung auf. In dieser Schlacht wird zum erstenmal die Verlegung des Schwergewichts auf einen Flügel der Schlachtordnung klar zum Ausdruck gebracht und diese Verschiebung des Schlachtkörpers auch sofort belohnt. Sie erfolgte jedoch wahrscheinlich nicht vorbedacht, sondern ergab sich wohl aus der Aufstellung nach „Völkern" von selbst. So kam das thebanische Kontingent, das auf dem Ehrenflügel stand, als größte Masse zum entscheidenden Gewicht. Erst Epaminondas hat diese Erfahrung späterhin zu Nutzen gezogen und daraus ein neues Bild gewonnen. Wie aber die Entwicklung zu größerer Beweglichkeit auf dem Marsche und in der Schlacht gegenüber dem asiatischen Feind sich fortsetzte, das erfahren wir von Xenophon, dem Erzähler der Anabasis und Verfasser der Cyropädie, der bei Delion als zwanzigjähriger Jüngling mitgefochten hatte. Er hat uns die Geschichte des Aufstandes, den der jüngere Cyrus gegen seinen Bruder Artaxerxes erregte, als Mithandelnder in Gestalt eines kriegerischen Abenteuers großen Stils auf die anmutigste Weise und zugleich mit seltener Objektivität erzählt. Er ist der erste, der uns in seiner Person den gebildeten Truppenführer und Soldaten als Historiker und Militärpädagogen vor Augen stellt.

*

Nicht die Cyropädie stehe hier zur Erörterung, sondern einzig die Anabasis, und aus ihr sei nur hervorgehoben, was dem Thema frommt. Noch einmal ziehen in dieser Darstellung die Perser zu Hunderttausenden auf, ohne daß wir sie nachzählen dürften, da die

mitgeteilten Zahlen lediglich zur Feststellung der Übermacht dienen. Noch einmal kämpft der Spieß mit dem Bogen, denn die griechischen Hopliten gehen als Soldtruppe auf sich gestellt in die Schlacht. Noch einmal eine Schlacht, wie aus den Perserkriegen entlehnt, aber diesmal schon vom Griechenschrecken überschattet, obwohl sie in der mesopotamischen Ebene geschlagen wird, wo die Gunst des Geländes und die Tiefe des Raumes der Fechtweise der Perser



Anabasis 401 v. Chr.

entgegenkamen. Da stehen die Griechen als geschultes, in Exerzitien und Feldzügen wohlgeübtes Fußvolk gleichmäßig gewappnet und bekleidet auf dem rechten Flügel der Armee, die Cyrus seinem Bruder und König entgegenführt. Xenophon stellt uns die Phalanx in ihrer vollendetsten Gestalt alter Ordnung und Bewaffnung vor Augen. Rund 10000 Mann kämpfen, von Griechen- und Kriegerstolz erfüllt, in der mesopotamischen Ebene, die bislang nur von Asiatenschlachten widerhallte. Sie lehnten sich an den Euphrat, wo die Peltasten und eine Tausendschaft paphlagonischer Reiter des

Cyrus als Flankendeckung Stand faßten. Links schlossen die persischen Truppen des Prätendenten an, deren hochgespannte Zahl im ungewissen bleibe. Bezeichnenderweise hatte Cyrus selbst nur 600 gewappnete Reisige um sich, als er zur Attacke auf die königlichen Leibgarden ansetzte. Das geschah, als die Griechen schon in Bewegung gekommen waren und ergab sich offenbar aus einer gewissen Unsicherheit der Befehlsgebung des Prätendenten.

Cyrus hatte den griechischen Führern nahegelegt, den Stoß gegen das Zentrum des Feindes zu richten, wo der König hielt. Dazu wäre eine starke Linksziehung der griechischen Front nötig gewesen. Der Polemarch Klearchos trug Bedenken, sich auf ein so gewagtes Manöver einzulassen. Er wollte die Anlehnung an den Euphrat nicht aufgeben und beschloß, zunächst die Richtung geradeaus zu nehmen und den vor ihm stehenden Feind zu schlagen. Das entsprach der griechischen Taktik, die ja von jeher die Entscheidung an den rechten Flügel gab. Xenophon erzählt nun, daß das königliche Heer, in Vierecke geteilt, mit Sichelwagen vor der Front, in großen Massen angegriffen habe. Der linke Flügel, der die Griechen gegen sich hatte, hielt den Anblick des anstürmenden Feindes nicht aus, sondern entscharte sich vor dem Sturmlauf der Phalanx und flüchtete querfeldein. Die Griechen blieben ihm auf den Fersen und trieben ihn weit vor sich her. Xenophon erzählt weiter, daß das Zentrum und der rechte Flügel der königlichen Truppen in der Vorbewegung geblieben seien und dabei vom rechten Flügel aus eine Linksschwenkung ausführten, um ihre überschießende Masse zu Gewicht zu bringen. Gelang dies, so war der Sieg der Griechen mehr als wettgemacht. Ob Cyrus das erriet und ob es rechtzeitig erraten werden konnte, ja, ob die Bewegung überhaupt vorbedacht war, bleibe dahingestellt. So wie Xenophon den Schlachtverlauf darstellt, stieß Cyrus mit seiner Leibgarde mitten in diesen Vormarsch hinein, um durch eine Attacke an Artaxerxes selbst heranzukommen und dadurch zu einem Gottesurteil zu gelangen. Das mißglückte. Er zersprengte zwar die vor dem König herziehende Kavallerie, verlor dann aber seine Reiter aus der Hand und wurde im Handgemenge unter den Augen seines königlichen Bruders erstochen.

Der Fall des Prätendenten hat die Schlacht Perser gegen Perser

zugunsten des Königs entschieden. Die Schlachthandlung nahm jedoch ihren Fortgang, da die Griechen für sich weiterkämpften. Sie setzten die Verfolgung des feindlichen linken Flügels fort; Zentrum und rechter Flügel der königlichen Armee aber blieben im Vormarsch und warfen die Aufständischen in Auflösung gegen ihr Lager und darüber hinaus zurück. Nun mußte auf beiden Seiten neu aufmarschiert werden. Artaxerxes ging zu diesem Zweck zurück, um den Angriff noch einmal anzusetzen, die Griechen hingegen verkehrten die Front, brachten den Euphrat dadurch in ihren Rücken und liefen dann geschlossen noch einmal an. Diesmal waren sie ganz auf sich angewiesen, aber sie trafen spitz auf den Gegner, der dadurch um das Gewicht seiner Masse gebracht wurde. Noch ehe es recht zum Zusammenprall kam, ließen die Perser vom Kampf. Artaxerxes streute Nachhuten über das Feld, die das Schützengefecht noch eine Zeitlang aufrecht hielten, und zog ab. Die Schlacht endete also mit einem taktischen Siege der Griechen. Dieser ist von Bedeutung, weil er von Infanterie im freien Felde erfochten wurde und Manöver zeitigte, die eine ungewöhnliche Wendigkeit erkennen lassen. Aber damit war es nicht getan, denn Artaxerxes hatte nach dem Falle seines Bruders die Hände frei. Der Feldzug war für die Griechen verloren und zugleich gegenstandslos geworden.

Xenophon übt am Verhalten des Klearchos in der Schlacht keine Kritik. Er hat genug zu tun, die wirre, dreigeteilte Schlachthandlung als solche aufleben zu lassen und fragt nicht, ob der Polemarch anders hätte handeln sollen als geschehen. So schwierig aber auch die räumliche und zeitliche Bestimmung der einzelnen Phasen der Schlacht bei Kunaxa bleibt, eins ist gewiß: die Beweglichkeit im Gefecht, die Beherrschung der Manöver und das Draufgängertum der griechischen Söldner zeigen, wie sicher diese sich fühlten und wie sehr sie sich ihrer Überlegenheit bewußt waren. Von dem heroischen Rückzug der Griechen, die sich nach der Ermordung der griechischen Feldhauptleute zur Selbsthilfe bekannten und danach handelten, sei hier nicht mehr die Rede. Die Anabasis ist ein militärisches Abenteuer, das nur glücken konnte, weil soldatische Haltung und kriegerische Kraft selbst in Augenblicken nicht versagten, die den Abziehenden keine Hoffnung mehr zu lassen schienen. Die Phalanx wurde aufgelöst,

Hopliten zu Peltasten gemacht, ein Schock Reitkundiger auf Beutepferde gesetzt, um Reiterei vorzutäuschen, Kompanien als Flankenbedeckungen ausgeschieden — kurz, das starre Gebilde der Schlachtordnung so geschickt in eine Marschkolonne umgebildet und zugleich für taktische Reserven gesorgt, daß die Ablösung vom Feinde und der Rückzug durch ein Gebirgsland voll kriegerischer Stämme in der vorbestimmten Richtung über Erwarten gelang. Xenophons kluge und geschmeidige Führung, die nicht autoritär geübt werden konnte, sondern mit diplomatischen Mitteln sichergestellt werden mußte, hatte den Hauptanteil an diesem Erfolg.

Als die Hellenen von ragendem Gipfel den Pontus Euxinus erblickten und das graue Meer mit dem frohen Rufe „Thalatta, Thalatta!" begrüßten, war das Heimatgefühl in ihnen reger als das der Entlastung von einer militärischen Aufgabe, an deren Bewältigung sie trotz mancher dunkler Stunden nie gezweifelt hatten. Es ist das Soldatische, was in der Anabasis vor allem zum Ausdruck kommt. Die Kraft zum richtigen Handeln ergab sich aus der soldatischen Erziehung dieser zusammengewürfelten Söldner, die ihrem Mannesmut vertrauten, Kameradschaft hielten und fechten lernten, wie der Augenblick befahl. Das macht die Anabasis zu einem Unternehmen, das dank der Schilderungskraft Xenophons heute noch volles Leben atmet. Der Schriftsteller Xenophon hat Griechen und Mazedoniern mit seinem Buche Kleinasien militärisch-geographisch erschlossen und der Nachwelt ein Dokument von unvergänglichem Reiz überliefert. Feldherren aller Zeiten haben die Anabasis im Tornister geführt. Was daraus gelernt werden konnte, ist erst sichtbar geworden, als Xenophon die Cyropädie schrieb, diese aber ist bald durch die Wirklichkeit überboten und berichtigt worden. Der Krieg erträgt als solcher keine Lehrbücher. Er ist Wirklichkeit, die sich selbst immer wieder neugestaltet. Nur dem Philosophen ist es gegeben, ihn theoretisch zu erfassen, und auch ein Clausewitz bescheidet sich noch mit der Erkenntnis, daß der Krieg das Gebiet des Zufalls ist und Unsicherheit sein Lebenselement. Um so höher steht der Feldherr, der nicht nur Heere vorbereitet und bewegt und im Felde sachgemäß handelt, sondern auch den Genius der Kriegsgestaltung in sich trägt und zugleich den Krieg der Politik vermählt.

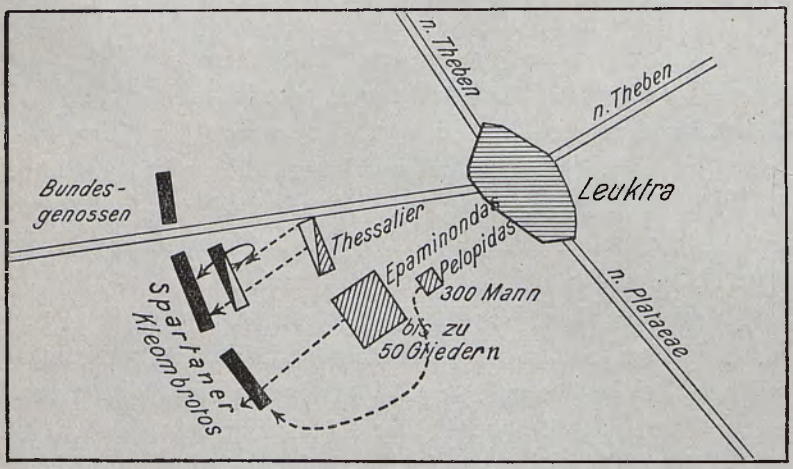
Mit diesem Satze sei rückwärts- wie vorwärtsblickend ein Markstein gesetzt. Nun führt die Darstellung, die wir durch Untersuchungen gefestigt haben, in Gipfelsprüngen von Leuktra, Mantinea und Chäronea zu den Feldzügen Alexanders des Großen, der als erster Welteroberer okzidentaler Prägung den Krieg einer großen Idee dienstbar machte und den Orient bezwang. Er hat den vorderasiatisch-ägyptischen Kulturkreis als Machtgebilde mit dem mazedonisch-griechischen Besitz vereinigt und dadurch die Grenzen versetzt, die der Mittelmeerwelt im Osten gesteckt waren.

*

Als Epaminandos im Spartanisch-Thebanischen Kriege den Oberbefehl über die Böotier übernahm, war die militärische Stärke Spartas noch ungebrochen. Trotz der Überspannung seiner Macht und des Raubbaus, den der Staat mit seinem Kriegerstand getrieben, war eine spartanische, von Zugewandten unterstützte Streitmacht noch das kraftvollste Kriegsinstrument, das in Griechenland zu finden war. Kriegskundiger, schlacht- und sieggewohnter gab es keins.

Der erste Wettkampf Spartas und Thebens war zugunsten Spartas entschieden worden. Trotzdem hielt der Böotarch Epaminondas auf dem Friedenskongreß, der 371 zu Sparta veranstaltet wurde, an der Vorherrschaft Thebens über Böotien fest und kehrte mit der spartanischen Kriegsdrohung in der Tasche gelassen nach Theben zurück. Die Spartaner rückten nach und brachen noch einmal in Böotien ein. Nun ging's auf Hauen und Stechen. Im Juli kam es in der Ebene von Leuktra zum entscheidenden Zusammenprall. Xenophon, Diodor und Plutarch haben darüber berichtet, und die Forschung des 19. Jahrhunderts hat sich um eine kritische Auslegung dieser Quellen und die Klarstellung dieser epochemachenden Griechenschlacht bemüht. Nicht alles ist geklärt worden, auch Delbrück hat nicht alle Streitfragen lösen können, aber das Wesentliche steht fest. Das gilt hier um so mehr, da es sich nicht um die Aufhellung der Schlacht in ihren Einzelzügen und den aus Versagen und Zwischenfällen sich ergebenden Ablauf handelt, sondern, wie immer, nur um die Erfassung des taktischen oder strategischen Prinzips, das als

neues Element aus der Entwicklung aufsteigt. Vermögen wir dieses klarzustellen, so ist von der Kriegskunst aus ein Rückschluß auf das Phänomen Krieg gestattet. Bei Leuktra hat Gestalt gewonnen, was Epaminondas ersonnen hatte, um den herkömmlichen Verlauf der Phalangenschlacht in ein Problem zurückzuverwandeln und damit dem Feldherrn die Lösung anheimzugeben. Das ist gelungen, und wieder ist es die Überraschung, die als solche zum taktischen Mittel erhoben wird und dann eine neue Taktik nach sich zieht. Die Phalangenschlacht hatte ihren Charakter als Parallelschlacht nicht verloren. Die Abdrehung der Schlachtlinie, die sich während



Schlacht bei Leuktra 371 v. Chr.

des Vormarsches von selbst ergab, weil der rechte Flügel als Ehrenflügel galt und aus erlesenen Kämpfern gebildet wurde, hatte das Schema unberührt gelassen, das ganz auf den Vormarsch gleichgeordneter Kräfte zugeschnitten war, aber es wurde dadurch als solches hervorgehoben. Dieses Schema hat Epaminondas bei Leuktra zerschlagen. Er stellte nicht die Phalanx in Frage, sondern reformierte die Phalangenschlacht. War bisher aushilfsweise zuweilen der rechte Flügel verstärkt worden, um dem Stoße mehr Kraft zu geben und überschießende Kräfte zu gewinnen, so machte Epaminondas sich nun von dieser Vorstellung frei, indem er das Schwergewicht auf den linken Flügel verlegte. Er gab diesem durch

eine Staffelung in der Tiefe bis zu 50 Gliedern eine solche Wucht, daß der feindliche rechte Flügel von vornherein in Nachteil geriet. Diese Umstellung der an sich unveränderten Schlachtordnung widersprach aller Tradition und wirkte bei Leuktra als Überraschung, aus der sofort ein taktischer Sieg hervorsprang. Richtig erfaßt ist darin eine prinzipielle Erweiterung der Phalangenschlacht zu sehen, die nun aus der ausgesprochenen Parallelschlacht zur Flügelschlacht wird. Daraus ergab sich je nach dem Gange der Schlacht der Übergang zur Umfassung des noch ungeschlagenen Flügels späterhin von selbst. Epaminondas hat aber auch auf bessere Flügeldeckung gewirkt, indem er die gute thebanische Reiterei zum Einsatz in den Flanken bereithielt und ihr Peltasten zuteilte, die in engstem Zusammenschluß mit den Reitern vorgingen. Auf diese Weise ist das Gerüst der Phalangenschlacht von Epaminondas völlig neugestaltet worden.

Zweimal, bei Leuktra und bei Mantinea, hat Epaminondas die Thebaner in dieser Aufstellung zum Siege geführt. Beide Male rammte der Gewaltstoß seines zur Kolonne gewordenen linken Flügels den rechten Flügel der Spartaner und riß ihn nieder. Aber Überraschungen halten nicht lange stand. Die Anlage der Schlacht bei Mantinea, die 361 geschlagen wurde, läßt noch das Beispiel von Leuktra gelten, die Schlacht selbst aber zeigt schon abweichende Züge. Bei Leuktra war ein Reitergefecht voraufgegangen, in dem die böotische Reiterei die spartanische warf, und der Sieg hat sich dann in der Phalangenschlacht schon aus dem Zusammenbruch des rechten Flügels der Spartaner ergeben, denn der linke Flügel der Spartaner versagte sich und trat rechtzeitig den Rückzug an. Er bekannte sich geschlagen, ehe er gefaßt werden konnte. Bei Mantinea war es anders. Da brach die thebanische Stoßkolonne unter der Führung des Feldherrn wieder tief in die spartanische Front und riß sie nieder, aber der andere Flügel war diesmal nicht gesonnen, sich geschlagen zu bekennen. Die dort auf der Gegenseite stehenden Athener fingen den Stoß des thebanischen rechten Flügels auf. Der thebanische Stoßflügel hätte also rechts schwenken müssen, um auch dort die Entscheidung zu bringen. Dazu ist es nicht gekommen, weil Epaminondas, von einem Wurfspeer in die Brust getroffen, fiel und

seine Leute erschüttert innehielten. Trotzdem geht auch von Mantinea der Glanz eines Sieges aus, denn die Spartaner waren dem Angriff erlegen und beinahe Mann für Mann gefallen.

Epaminondas ist noch auf dem Schlachtfeld mit dem Bewußtsein gestorben, zwei herrliche Töchter „Leuktra" und „Mantinea" gezeugt zu haben. Mit ihm starb einer der edelsten Griechen, ein Staatsmann und Feldherr, der den Krieg als Mittel der Politik meisterte und der Kriegskunst einen neuen Weg gewiesen hat. Wir werden taktische Züge, die er vorgedacht, nach Jahrhunderten wieder auftreten sehen. Der Übergang von der Parallelschlacht zur Flügelschlacht war vollzogen, dahinter drohte die Umfassungsschlacht.

Die erste große Umfassungsschlacht ist aber nicht von den auf die neue Taktik Eingeschworenen, sondern von geschulteren, im militärischen Beruf aufgehenden Truppenkörpern gewonnen worden. Das waren die Mazedonier. Eine Militärmonarchie meldet ihren Anspruch auf die Herrschaft an.

*

Als die Griechen im Jahre 338 den Mazedoniern bei Chäronea gegenübertraten, war darüber kein Zweifel mehr, daß nun eine Armee gegen Aufgebote und Söldner focht. Philipp II. hatte eine große Heeresreform durchgeführt und vor allem durch Drill und Erziehung gewirkt. Die Phalanx Philipps stand durchgehend tief gegliedert und streckte lange Spieße vor. Die Peltasten waren zu leichten Truppen geworden, die nicht mehr zerstreut fochten, und die Reiterei ritt unter dem Vortritt der Ritterschaft als „schwere" Kavallerie an, die sich geschlossen im Felde bewegte. Die Schlacht wird aus dem Raum begriffen und die Front je nach der taktischen Lage so oder anders bewegt. Auch das Verhältnis der Truppen zum Führer hat sich geändert. Die Truppen bilden einen Schlachtkörper, über den der Führer frei manövrierend verfügt. Er führt noch alles auf einmal in den Kampf, bildet noch keine Treffen und scheidet noch keine Reserven aus, aber er regelt Vormarsch und Angriff der Flügel nach einem Plan, der Varianten Spielraum läßt, und behält sich den letzten Entschluß vor.

Die Schlacht bei Chäronea, in der die Griechen um ihre Freiheit kämpften, gibt hiervon einen guten Begriff. Sie ist noch eine ausgesprochene Phalangenschlacht, aber sie wächst schon über die Flügelschlacht hinaus. Als sie anhebt, steht man in kurzer Entfernung Front gegen Front, doch als der Vormarsch beginnt, verhält der mazedonische Flügel, auf dem Philipp mit den Athenern zu kämpfen hat, den Schritt, damit Prinz Alexander den Angriffsflügel auf die Thebaner werfe. Er überflügelt sie mit seiner schweren Kavallerie und bricht nach blutigem Kampf in Front und Flanke der verzweifelt fechtenden Böotier ein. Als der Vormarsch gesichert ist, schreitet auch der König aus und wirft sich in kurzem Vorprall mit voller Wucht auf die nach vorn gelangten Athener. Beide griechische Flügel werden aufgerollt und im Gemenge zersprengt. Die Griechen haben nie tapferer gefochten als in dieser heroisch durchgehaltenen, schließlich aber ganz verlorengegangenen Schlacht. Auf das Ganze und die Gestaltung des Krieges hin betrachtet, ist Chäronea bedeutungsvoller als die vorangegangenen Griechenschlachten. Wieder einmal erscheint der Krieg in neuer Verwandlung. Wieder bricht der Feind siegreich und erobernd in ein fremdes Land. Aber diesmal wird der stärkere seelische Antrieb, der sicher bei den Griechen lag, weil sie um ihre heiligsten Güter fochten, von der überlegenen militärischen Kraft der Eroberer erdrückt. Die Mazedonier sind als das jüngere Volk auf der Walstatt erschienen und haben den Vorrang an sich gerissen. Eine Barbarisierung des Krieges war mit dieser Entscheidung nicht verbunden, weil der Sieger schon zur Kriegsform der Besiegten übergegangen ist und bereits der griechischen Kulturgemeinschaft angehört. Das unterscheidet diese Wandlung von ähnlichen Vorgängen der vorderasiatischen Kriegsgeschichte.

Auch die Politik ging neue Wege. Philipp gewährte den Athenern einen ehrenvollen Frieden, hielt über Theben ein Strafgericht, überzog die Peloponnesier mit Krieg und lud danach zu einem Friedenskongreß, auf dem er den Griechen die Anerkennung der mazedonischen Vorherrschaft so leicht als möglich machte, um sie zum Nationalkrieg gegen das Perserreich aufzurufen und erst dadurch ganz für sich und ein großes Reich zu gewinnen. Das Königreich Mazedonien und die Griechenstaaten wurden dadurch in einem Nationalverband

zusammengefaßt, der den König als Protektor anerkannte. Es kam also nicht zu den Folgerungen einer völkerversetzenden Invasion, sondern nur zur Herstellung eines Vasallenverhältnisses, das durch die Kulturgemeinschaft erträglicher gemacht wurde. Die Götter Griechenlands ließen sich die rauhen Mazedonier gefallen, indem sie diese der griechischen Kultur unterwarfen.

Der Krieg der Griechen verliert hiermit seine Eigengestalt. Er trägt nicht mehr das Gepräge einer immer wieder erneuerten, auf wechselnden Fronten ausgefochtenen Fehde, spitzt den Feldzug nicht mehr auf eine Schlacht zu, sondern besinnt sich auf einen gemeinsamen Feind, der eine Kriegführung größeren Stils verlangt. Wir kehren damit zum Eroberungskrieg auf asiatischem Boden zurück. Er wird von Alexander, dem Sohne Philipps, in einem heroischen Prozeß durchgeführt, der alle Vergleiche hinter sich läßt. Der brennende Ehrgeiz und der himmelstürmende Titanenstolz eines überreich begnadeten Jünglings werden zu politischen Triebkräften geformt, und ein Feldherr steht auf, der den Krieg aus der Adlerschau gestaltet. Die Folgen lassen nicht warten. Ein Reich wird zerstört und eine Welt geschaffen.

*

Als Alexander gen Asien zog, ist der Krieg als solcher zum erstenmal zum Lebensprinzip eines Reiches geworden, das erst im Kriege gestaltet werden konnte. Ganz aus der Sphäre und dem Gestaltungsbedürfnis des Menschen Alexander erfaßt und begriffen, wird er aus einer Lebensäußerung des Staates zur staatsbildenden und staatserhaltenden Macht, und dies in Erfüllung einer Sendung, die in Alexander, dem Feldherrn und König, ruht, umgeht, waltet und wirkt und ihren Träger in einem voll ausgekosteten Gestaltungsrausch verzehrt. Ein einzelner wird zum Träger einer Weltsendung, ein Feldherr schafft aus Zerstörung eine neue Welt. Alexander der Große hat nur einen Krieg geführt. Alles, was er unternahm, um das Erbe der Perser in seiner Hand zu vereinigen, entsprang einer und derselben strategischen Konzeption. Er, der im Leben so viel Unbeherrschtheit zur Schau trug, hat sein Lebenselement, den Krieg und die aus diesem hervorgehende politische



Die Züge Alexanders des Großen 334—323 v. Chr.

Schöpfung voll und meisterlich beherrscht und sich bis auf den letzten Tag in einer immer höher steigenden Bahn bewegt. Er starb, als der Kulminationspunkt erreicht war.

Alexander hat uns den Krieg als äußerste Gestaltungsmöglichkeit eines Herrschaftstraumes von universalen Umrissen deutlich gemacht und ihn zugleich in der politischen Wirklichkeit verankert. Vier Schlachten waren nötig, um ein Reich in eine Hand zu raffen, das Mazedonien, Griechenland, Kleinasien, Syrien, Iran, Arabien und Ägypten umfaßte und zwischen drei Meeren gebettet lag. Keine dieser vier Schlachten durfte verlorengehen. Jede trug die ganze Last. Der Feldzug hat wohl Abweichungen erlitten, Atempausen nötig gemacht, Jahre erfordert, und ist in Etappen geteilt worden, die mit dem Wechsel der Schauplätze und der Gegner ebenso viele neue Feldzüge als Ausgangspunkte festzulegen scheinen, aber er ist, strategisch betrachtet, ein einziges, am Enderfolg zu messendes kriegerisches Unternehmen. Daran messe man auch die fortreißende Kraft und das kriegerische Gestaltungsvermögen dieses jugendlichen Feldherrn. Er hat den Geist, die Mittel und die Menschen des Krieges wie kein anderer beherrscht.

Wie schmal und abgelegen war die Grundstellung, von der Alexander ausging, als er im Jahre 334 über den Hellespont setzte, um das zwar morsche, aber immer noch starr gebundene Riesenreich der Achämeniden zu erobern! Ein Reich, das ihn noch im Einsturz begraben konnte! Alexander hatte keine große Grundstellung hinter sich. Das angestammte Königreich Mazedonien, das gen Norden noch nicht einmal fest begrenzt war, konnte nur als Ausgangsstellung gelten. Griechenland war unterworfenes Land und stand in einem Treueverhältnis zu Alexander, das seine letzte Prüfung noch nicht bestanden hatte. Wohl hatten die griechischen Staaten ohne Sparta 20000 Mann gestellt, aber noch war bei den Griechen der Reislauf im Schwung. Zehntausende griechischer Söldner dienten in Persien, Spartanerkönige und Freikorpsführer liefen als Kondottieri durch die Welt. Alexander durfte auf griechische Gefolgschaft zählen, aber Mazedonien war und blieb die schmal zugeschnittene Grundlage, von der die Alexanderzüge ihren Ausgang nahmen. Mazedonien und Griechenland bildeten ein zweigeteiltes Sammelbecken militärischen

Nachwuchses. Von der Sicherstellung dieses Nachwuchses, der kriegfertig an die Front gehen mußte, hing alles ab. Ein Krieg, der auf weiteste Sicht angelegt war, einen Tagesmarsch an den andern reihte und die Armee auf dem Marsch, im Quartier und im Gefecht unaufhörlich abnutzte, konnte nur dann durchgehalten werden, wenn diese Kraftquelle nicht versickerte und die Armee auf unverbrauchten und unverdorbenen Ersatz rechnen konnte. Das Schwergewicht der Alexanderschen Kriegführung lag also ganz bei der Armee. Sie mußte dem königlichen Feldherrn so fest, ja so ausschließlich verbunden sein, daß kein Ungemach auf dem Marsch, keine Verlockung im Quartier, kein Unglück im Felde und kein Aufruhr der Heimat sie von ihm losreißen konnte. Sie mußte mit ihm fühlen und ihm blind vertrauen, in ihm leben und für ihn sterben. Sie war mehr als Kriegsmittel, sie war das beseelte Werkzeug seines Willens. Ob Tausende starben und ersetzt werden mußten, ob der Nachschub stockte und die Ergänzung zu wünschen ließ, ob auch die alten Soldaten murrten, wenn die Wege sich allzusehr streckten und sie sich gegenüber den Fremden zurückgesetzt fühlten, all das durfte keinen Einfluß auf den Geist und die Hingabe dieses Heeres haben. Nur dann konnte der Feldherr sich selbst zu Gewicht bringen und die Kräfte seines Geistes ungehemmt spielen lassen.

Alexander durfte bei Antritt des Feldzuges auf sein Heer rechnen und vertrauen. Es war die Kriegsmaschine, die Philipp II. ihm in kriegfertigem und kriegerprobtem Zustand hinterlassen hatte; eine aus allen Waffengattungen zusammengesetzte, taktisch durchgebildete und von jungen Offizieren geführte Armee, die innerlich an dem Kriegszuge beteiligt war, Ruhm und Ehre suchte und in Alexander den König, den Lenker des Staates und den Feldherrn sah, der Ehren und Spolien vergab. Aber mehr noch schwärmte man für den Jüngling, der wie der rachedürstende Achill ins Feld stürmte, um Persien zu erobern. Alexander der Große ist noch als Vorkämpfer in den Krieg gegangen und im Schlachtgewühl immer der Vorderste gewesen. Er hat also alles in sich vereinigt, was einem Führer die Herzen seiner Soldaten zuwendet und sie ihm durch gemeinsamen Aderschlag verbindet. Die Armee war zu allem erbötig, als es gegen den Feind ging. An Alexander lag's, von ihr den rechten Gebrauch

zu machen und mit ihr einen Krieg zu gewinnen, der keine Vorberechnung zuließ. Der König hat von vornherein dem elementaren Grundsatz nachgelebt, den Stoß gegen den Schwerpunkt der feindlichen Macht zu richten. Er machte sich nicht an die Eroberung der vor ihm liegenden Gebiete, indem er sie besetzte, sondern suchte den Feind auf, um ihn zu schlagen. Es war ein strategischer Angriff mit zusammengefaßten und zusammengehaltenen Kräften, der wie der Pfeil vom Bogen geraden Strich halten und ins Schwarze treffen mußte. Die Feststellung dieses Zieles war dem Feldherrn überbunden und nichts getan, wenn der Schuß zwar traf, aber infolge einer unrichtigen Bestimmung des feindlichen Widerstandzentrums, auf die Wirkung hin betrachtet, doch danebenging. Alexander hat Antipater mit einer Reservearmee von 14000 Mann in Mazedonien zurückgelassen und ist mit etwa 38000 Mann in Kleinasien eingerückt. Eine kleine Armee, wenn man die Größe des Unternehmens und die Weiträumigkeit des vielgestaltigen Kriegstheaters in Anschlag bringt, aber eine Armee, die auf das beste manövrieren konnte. Jahrtausende haben bestätigt, daß eine durchgebildete Armee von dieser Größe das vollkommenste Instrument ist, das einem genialen Feldherrn zur Hand gestellt werden kann, solange sich alles von einem Punkt aus überschauen, leiten und bewegen läßt. Wohl die Hälfte dieser Armee bestand aus Griechen, die andere aus Mazedoniern, aber es war eine homogene Masse, festgefügt, ungemein beweglich und vom Glauben an ihren Führer erfüllt und getragen.

Darius Codomannos hatte an national-persischen Truppen eher weniger als mehr einzusetzen, und diese waren über das ganze Riesenreich zerstreut. Aber er und seine Satrapen konnten genug griechische Söldner und Landsknechte anwerben, um das Übergewicht zu erlangen. Es focht also im Grunde Soldat gegen Soldat. Wir stehen vor einer abgeschlossenen Entwicklung; das Berufskriegertum ist zum Soldatentum geworden. Der Krieg erscheint jetzt ganz „militarisiert". Es ist aber nicht so wie bei den Babyloniern, Assyrern und Altägyptern, die ja auch schon Berufskrieger und Söldner vorführten. Damals war der Krieg eine Sache für sich, jetzt gehorchte er anderen Gesetzen. Der Krieg war nicht nur zum Soldatenkrieg, sondern auch zum Völkerkrieg geworden. Das Volk war als

solches in den Despotien des Ostens nicht beteiligt, Griechen und Mazedonier aber erlebten den Krieg, denn er rief ihr Volkstum ins Feld. Jedes Herz schlug mit, wenn die Hopliten auszogen und die Reisigen zu Pferde stiegen, um mit dem Schilde oder auf dem Schilde heimzukehren, so sie nicht neben den Siegeszeichen auf der Walstatt bestattet wurden.

Der Alexanderzug, der eine Armee in die Weite riß, immer wieder Ersatz verlangte und schließlich Zehntausende von der Heimaterde abhob, um sie in Asien bis zum Hindukusch abzusetzen und in Militärkolonien anzusiedeln, hat auch in dieser Hinsicht wesentliche Bedeutung gewonnen. Er hält den Höhepunkt einer Entwicklung fest, die das Griechentum mit Ausnahme der Spartaner als Gesamtvolk in Bewegung brachte. Der Hellenismus ist aus einer Epopöe hervorgegangen, die ohne den militärischen Einsatz der mazedonisch-griechischen Volkskraft niemals zustande gekommen wäre. Das steht, so klein das Heer auch schien, mit dem Alexander am Granikus seine erste Schlacht in Asien geschlagen hat, für alle Zeiten fest.

Die Schlacht am Granikus ist von Alexander als Angriffsschlacht, von den Satrapen Kleinasiens, die auf der Gegenseite kämpften und führten, als vorbedachte Verteidigungsschlacht in hiezu ausgesuchtem Gelände geliefert worden. Die Perser haben das Flußbett als Fronthindernis benützt und sich am Steilrand aufgestellt, aber, wie viele oder wie wenige es auch gewesen sein mögen, kein Angriffsgedanke belebte ihre Abwehr. Die Phalanx der griechischen Söldner erwartete den Anprall, und die auf den Flügeln stehenden Reiter und Schützen klebten an ihrer Stellung, bis sie im Gemenge geworfen wurden. Alexander führte den rechten Flügel weitausholend über den Fluß, fiel die persische Kavallerie mit seinen gewappneten Reisigen an und zersprengte sie nach hitzigem Gefecht, in dem der König mitten im Gewühl kämpfte. Als die Perser geworfen waren, wurde die Söldnerphalanx in der entblößten linken Flanke angegriffen und zugleich in der Front und von rechts gepackt. Sie konnte es in dieser Lage nicht mehr auf eine Entscheidung ankommen lassen. Die Griechen fochten wohl als tapfere Leute, solange gefochten werden mußte, ergaben sich aber, als man ihnen Quartier anbot, und lösten ihre Reihen. So war eine Eröffnungsschlacht ge-

schlagen, die geringe Opfer kostete. Sie gab dem König den Weg frei, aber dieser Weg war lang und blutig und der Großherr hatte Zeit, in Mesopotamien das Reichsheer zusammenzuziehen, um der Invasion an den Grenzpässen Kleinasiens und Syriens in einer entscheidend gedachten zweiten Schlacht Halt zu bieten. Wieder ist es zu einer Schlacht gekommen, die von den Persern hinter einem Flußhindernis angenommen wurde. Die Gegner waren zuerst im Gebirge aneinander vorbeimarschiert und traten einander schließlich mit verwandter Front entgegen. Darius, der von Osten kam, hatte sein Heer durch die Amanuspässe geführt, Alexander, der die syrischen Pässe schon hinter sich gebracht hatte, kam von Süden, indem er kehrtmachte, um noch vor dem Feinde den Strandpaß der Syrischen Tore zu erreichen. Nördlich davon, in der Strandebene von Issus, bot ihm Darius wohl oder übel die Schlacht. Wieder hängen die Streiterzahlen in der Luft. Selbst über die Aufstellung herrschten Zweifel, bis Janke und Delbrück das Flüßchen Pajas als das Fronthindernis ermittelten, hinter dem der Perserkönig sein Heer mit der Front nach Süden hatte aufmarschieren lassen, um die zweite Abwehrschlacht zu schlagen.

Die strategische Lage war ungeklärt, aber die Umstände den Persern günstig. Alexander hatte Westkleinasien auf blutigem Vormarsch in seine Gewalt gebracht und die Verbindung mit der Heimat sichergestellt, sah sich jetzt aber doppelt bedroht. Er hatte den Feind auf dem Vormarsch verfehlt, focht mit verwandter Front und hatte nur so viel feste Erde unter seinen Füßen, als dieses Schlachtfeld wert war. Da die persisch-phönizische Flotte noch die offene See hielt, spürte Alexander auch in seiner Seeflanke kalten Wind. Nur ein Sieg konnte ihn instand setzen, sich aus dieser Lage zu befreien. Wohl ihm, daß der Großherr sie ihm bot! Ob sie ihm auch unter ungünstigen strategischen Umständen dargeboten wurde, er mußte schlagen und den Sieg an sich reißen. Es war die erste Schlacht, in der er die Führung selbst im Gedränge nicht aus der Hand geben durfte, denn er stieß auch in eine ungeklärte taktische Lage hinein. Darius war wohlberaten, als er den Schlachtplan, der am Granikus gescheitert war, an den Pajas versetzte und unter günstigeren taktischen Umständen wieder aufleben ließ. Er stand am Unterlaufe des Flusses bis zum Gebirge hin auf-

marschiert und gedachte den vorprallenden Feind, wo er auch den Übergang wagte, in den Fluß zurückzuwerfen und im Nahkampf zu überwältigen. Alexander griff an. Er stellte Phalanx gegen Phalanx, nahm Reiterei und Peltasten auf die Flügel, verstärkte noch im letzten Augenblick, als er schon selbst auf dem rechten Flügel anritt, seinen linken Flügel, der sonst von der überlegenen persischen Reiterei zersprengt worden wäre, und überschritt mit dem rechten Flügel oberhalb des Feindes den tief eingeschnittenen Fluß. Unterdessen stieg seine Phalanx in der Mitte ins Flußbett ein und ging die Hopliten des Darius, die wieder unbeweglich standen, in der Front an. Es war eine Phalangenschlacht mit selbständig vorgehenden Reiterflügeln. Sie hatte sich schon weit vom Schema der Flügelschlacht entfernt. Es war nicht mehr eine Schlacht in der Ebene und tunlichst geglättetem Gelände, auch kein Zusammenprall sich vorbewegender Kräfte; es wurde nicht mehr auf dem vorbestimmten Flügel die Entscheidung gesucht, indem man den andern versagte, sondern eine Schlacht geliefert, die auf beiden Seiten von einem aus der Lage geschöpften strategischen Gedanken beherrscht wurde. Niemand wußte, wie sich alles im Brande der Schlacht klären würde.

Alexander hat die Schlacht bei Issus gewonnen, weil er der geistig Überlegene war und den Angriffsgedanken im Gewühl nicht untergehen ließ. Darius hat sie verloren, weil er zu starr an der Defensive festhielt. Er hat sich begnügt, den linken Flügel des Gegners über den Fluß zu werfen, statt der persischen Reiterei die Zügel zur Verfolgung freizugeben; er hat seine Phalanx nur zu kurzen Gegenstößen gebraucht, die den anstürmenden Mazedoniern nicht mehr gefährlich werden konnten, sobald Alexanders Mitte ihre ganze Wucht zur Geltung bringen konnte, und er gab sich geschlagen, als er seinen linken Flügel unter dem Anritt Alexanders zusammenbrechen sah und der Sieger einschwenkte, um die schon von vorn angegriffene Phalanx von der Seite anzufallen und aufzurollen. Der Flügelangriff Alexanders entschied also die Schlacht. Aber es ist im Zentrum doch noch zu schweren Kämpfen gekommen. Erst als seine Griechenphalanx wankte, wandte der Perserkönig das Gespann und gab dadurch das Zeichen zum Rückzug, der in den Gebirgspässen als allgemeine Flucht zerrann. So ist eine Abwehrschlacht verlorenge-

gangen, weil Darius zu sehr an seiner sorglich ausgetüftelten Stellung klebte. Der Angriff Alexanders aber ist durchgedrungen, weil er so weitsichtig angelegt war und so selbstsicher durchgeführt wurde, daß er die ganze Front des Gegners in Atem hielt und dort zur Umfassung reifte, wo der königliche Feldherr die taktische Schwäche des Gegners erspäht hatte; eine Schwäche, die zugleich einer Umfassung Raum ließ. Hier angreifend und unter Flankensicherung linksschwenkend warf Alexander die persische Aufstellung gegen das Meer hin über den Haufen. Er brachte den Gegner damit um seine Rückzugslinien, die dem Gebirge zuliefen. Deshalb gab Darius die Schlacht früher verloren, als die Lage auf seinem rechten Flügel und im Zentrum selbst erfordert hätte. Er konnte und wollte sich nicht einer Vernichtungsschlacht am Rande seines Herrschaftsgebietes aussetzen, das sich hier erst gegen Syrien und Mesopotamien hin öffnete und bis zum Hindukusch ausstrahlte, das ihm also noch weiten Spielraum ließ.

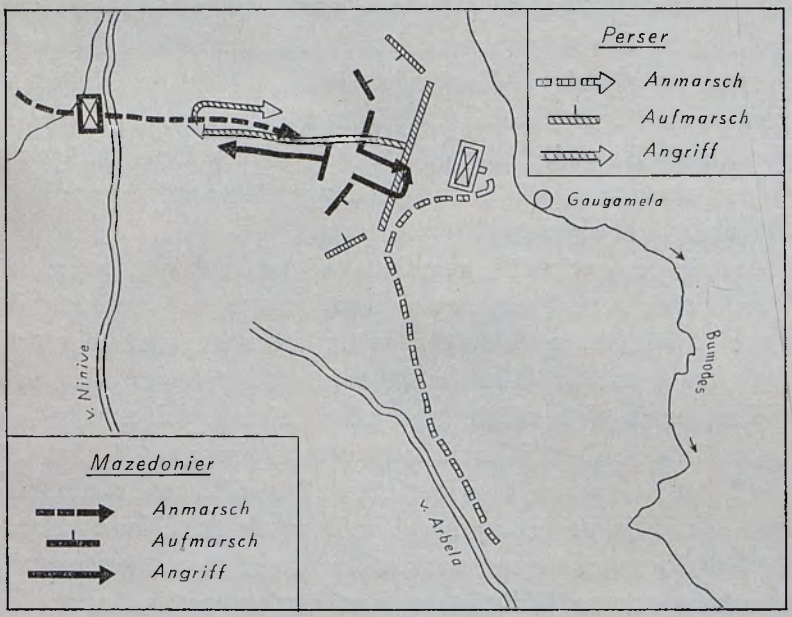
Auch bei der Betrachtung dieser zweiten Schlacht sind es nicht die strittigen Stärkeverhältnisse, sondern die aus der Kriegführung klar hervortretenden strategischen Grundzüge, die Beachtung fordern. Immer wieder wird der geistige Prozeß sichtbar, in dem der Krieg verwurzelt ist. Er verlangt eine Denkarbeit, die Überblick, Berechnung, Geistesgegenwart, Entschlußkraft und Bereitschaft zum Einsatz des letzten Mannes in rasendem Umlauf vereinigt, auf daß kein Augenblick verlorengehe und kein Wagnis der Vorerwägung ermangele. Erst hieraus ergibt sich die Kraft des Handelns, die im Kriege und besonders in seiner konzentriertesten Form, der plötzlich aus dem Nebel der Ungewißheit hervortretenden Schlacht, den Feldherrn macht. Der Erfolg wird dadurch nicht verbürgt, denn immer noch regiert der Zufall die Stunde, werden im dämonischen Spiele Kräfte in Bewegung gesetzt, von denen wir nichts wissen, bis sie sich selbst verraten, aber eins ist sicher: ohne die Anwendung geistiger Mittel ergibt sich überhaupt kein dauernder Erfolg.

Als Alexander nach der Schlacht bei Issus sein Glück ermaß, sah er sich im Besitze der Westprovinzen Kleinasiens und der Pässe, die ihm Syrien öffneten. Er wußte, daß kein Perserheer mehr fähig war, im Felde zu erscheinen, bevor Darius Codomannos nicht unter

unsäglichen Anstrengungen die Streitkräfte seiner entferntesten Provinzen aufgeboten, ausgerüstet und bei Susa vereinigt hatte. Eine dritte Schlacht konnte auf persischer Seite nur noch die Milizen der Ostprovinzen und die Ägypter aus der Kulisse rufen, denn Darius hatte den Zugang zum Mittelmeer verloren und war von frischem Zuzug griechischer Söldner abgeschnitten. Aber noch stand der Krieg als Eroberungskrieg weit von seinen letzten Zielen. Die aktive persische Streitmacht war so gut wie vernichtet, die Widerstandsfähigkeit des Reiches nicht. Solange der Großkönig die Krone trug und irgendwelche Kämpfer aufbieten konnte, war er dem Eroberer, der jetzt schon so tief in Feindesland stand, daß ihn der Nachschub nur noch als kampfbereite marschierende Truppe erreichen konnte, ebenbürtig. Die Entscheidungsschlacht asiatischen Stils, in breiter Ebene, wimmelnd von Reitermassen und gepflügt von Hunderten von Sichelwagen, war noch nicht geschlagen.

Der Eroberer würfelt jedesmal um den ganzen Einsatz, den er ins Spiel geworfen, und türmt einen Bau, der keine andere Grundfeste hat als die gelieferten Schlachten. Er darf daher das centrum gravitatis des feindlichen Widerstandes nicht aus den Augen lassen, und dieses war in diesem Falle die wiedererstehende Kriegsmacht des letzten Achämeniden. Aber Alexander besaß ein feines Gefühl für die Möglichkeiten, die dem Perserkönig noch blieben. Er erkannte, daß es wichtiger war, die Grundlagen der eigenen Macht zu verstärken als einem Gegner nachzurücken, dessen Hauptquartier noch leer stand und das beliebig weit zurückverlegt werden konnte. Er schwenkte daher nach Süden und Südwesten ab, durchzog Syrien, nahm Damaskus, zerstörte nach langwieriger Belagerung Tyrus und Gaza und erschien als ein Eroberer-Befreier in Ägypten. Dadurch verlor Darius die letzte Möglichkeit, ägyptische Truppen und griechische Söldner an sich zu ziehen. Nun mußte er sein Heer ganz aus den Völkerschaften des Ostens bilden und mit den letzten Söldnerhaufen fechten, die ihm noch geblieben waren. Auch diese Schlacht ist von beiden Seiten gesucht worden. Zwei Jahre waren vergangen, seit Alexander bei Issus gesiegt hatte. Auch er hatte Zeit gewonnen, nicht verloren. Starke Truppenkörper waren ihm aus Mazedonien zugeführt worden, und schon kämpften Asiaten in

seinen Reihen. Er zog mit einer größeren Armee ins Feld als zuvor. Sie war aus Veteranen und Rekruten zusammengesetzt und hatte herausgefunden, daß der König nicht mehr von ihr verlangen durfte, als sie leisten konnte, aber sie war des Krieges und der berauschenden Abenteuer noch nicht satt geworden. Alexander überschritt mit etwa 50000 Mann den Euphrat und den Tigris und traf bei Gaugamela auf den Feind. Das Perserheer lagerte in einer welligen Ebene, die



Schlacht bei Gaugamela 331 v. Chr.

zur raumverschlingenden Reiterschlacht einlud. Alexander schlug ein festes Lager auf und wartete nun auf die große Gelegenheit, die Reitermassen, die Sichelwagen und die persischen, baktrischen, skythischen und indischen Bogenschützen des Großkönigs mit der beweglich gewordenen Phalanx und seiner schweren Reiterei im offenen Felde anzugehen und zu schlagen.

Zwei Schlachten waren auf asiatischem Boden geschlagen, aber noch keine typische Perserschlacht. Beide Male hatten die Perser den Angriff verweigert und bei Issus sogar glückliche Gegenstöße nicht

weiter geführt, als der ärmliche Verteidigungsgedanke erlaubte. Erst bei Gaugamela kam es zu einer Schlacht, die den Persern die Hände freigab und ein Blachfeld vor ihnen aufrollte, das ihrer natürlichen Fechtweise entsprach. Und doch verlor Darius auch diese letzte große, wirklich entscheidend gedachte und in der Bewegung durchgefochtene Schlacht. Das Schlachtbild ist von Diodor und Arrian ausgemalt und von der modernen Kritik aus den Undeutlichkeiten dieser farbigen Darstellungen herausgehoben und neu gezeichnet worden. Aber die Schlachtordnung Alexanders, auf die alles ankommt, ist nicht klar zu erkennen. Wesentlich erscheint, daß auch in diesem Falle die Vorbewegung von den Mazedoniern ausging. Sie haben sich als geschlossene Masse in Bewegung gesetzt und bildeten beinahe ein Karree, dem Peltasten und Bogner angehängt waren, während die Reiterei die äußersten Flügel einnahm; eine Kampfweise, die in der Massenschlacht zweitausend Jahre überdauert hat. Wie auch die angeschlossenen leichten Truppen sich bewegt haben mögen, ob in Staffeln, in einem Haken oder in tiefgegliederter Marschkolonne — die Phalanx bildete ohne Zweifel ein mächtiges Gebäude, das diesmal den Charakter der „wandelnden Zitadelle" in seiner Vorbewegung deutlich zum Ausdruck brachte.

Der Perserkönig hielt wieder in der Mitte seiner Schlachtordnung hinter dem schweren Fußvolk, wo seine letzten Hoplitenstaffeln als eisernes Gerippe aufgestellt waren. Diese waren dazu bestimmt, erst als Phalanx gegen die Phalanx anzukämpfen, wenn der Feind schon erschüttert und in Verwirrung gebracht war. Ihn soweit zu bringen, war die Aufgabe der Reitermassen. Wir messen auch in diesem Falle den Streiterzahlen keine Beachtung bei. Es genügt zu wissen, daß Alexander an Fußvolk, Darius an Reiterei weit überlegen war. Die Vorbewegung der mazedonischen Schlachtordnung ist von Alexander wieder als allgemeiner Angriff gedacht worden. Diesem hat Darius diesmal einen Gegenangriff entgegengestellt, der von den Sichelwagen und der Reiterei getragen werden sollte. Er ist auch zustande gekommen, aber er ist offenbar zu kurz angesetzt worden und hat sich in wilden regellosen Gefechten verfangen. Der Hauptstoß versagte. Die Sichelwagen wurden von Alexanders leichten Truppen angegriffen, ehe sie in vollen Lauf gekommen waren und durch Abschießen der

Fahrer und der Gespanne außer Gefecht gesetzt. Wagen, die nach vorn durchbrachen und die mazedonische Phalanx anfielen, blieben in den ersten Gliedern stecken oder verliefen sich in den rasch geöffneten Intervallen. Aber noch war die Schlacht für Darius nicht verloren. Die Phalanx Alexanders war nicht ungestraft so weit vorgeführt worden. Sie ist offenbar in der Bewegung mitten durchgerissen; aber sie blieb in Bewegung. Die persische Reiterei nützte die Lage nicht richtig aus. Sie bedrohte zwar die mazedonischen Flanken auf den Flügeln mit Schwarmattacken, brach sogar durch das große, weit aufgesprungene Intervall der Mitte, stürzte sich aber, statt rechts und links zu schwenken und auch die inneren Flanken zu bedrohen, auf das mazedonische Lager und raufte und plünderte dort. Das nahm dem Glücksfall viel von seiner Kraft. Darius versuchte zwar mit der Masse des Fußvolks in die aufgerissene Front einzudringen, ist aber zu spät gekommen. Alexander gewann ihm kühnlich den Vorteil ab, indem er sich nicht mit der Wiederherstellung einer verbundenen Front aufhielt, sondern die auf dem rechten Flügel versammelte Masse herumwarf und mit voller Wucht auf den Feind schleuderte. Diesem Gewaltstoß gewappneter Phalangiten und Ritter hielten die Perser nicht stand. Ihre Infanterie wurde niedergestoßen und zerrann, ihre Reiterschwärme zerflatterten, nur die griechischen Söldner hielten fest. Doch das genügte nicht; die in Bedrängnis geratene linke Hälfte der mazedonischen Schlachtfront sah sich entlastet, und Alexander räumte unbarmherzig auf. Da gab der Perserkönig die Schlacht verloren und suchte unter dem Schutze seiner sperrebildenden Hopliten noch einmal das Weite. Er handelte weder unbesonnen noch aus Feigheit, sondern in der Erwägung, daß er seine Person in Sicherheit bringen mußte, um dem Perserreiche seinen legitimen Herrscher zu erhalten. Auf diesem ruhte jetzt das Schwergewicht, er allein verkörperte zunächst noch die Widerstandskraft des zerfallenden Reiches.

Deshalb jagte Alexander ihm nach. Weder die gewonnene dritte Schlacht noch der Besitz Babyloniens und Mediens konnte dem Eroberer die Herrschaft verbürgen, wenn der Großkönig nicht die Tiara in seine Hand legte, sondern in den fernsten Provinzen seines Reiches den Widerstand zum viertenmal organisierte. Solange

Darius die Krone trug, war der Eroberer nur ein Eindringling, dem kein Schlachtgewinn zu wurzelnder Macht verhalf. Die erste große Verfolgung nach siegreich durchgefochtener Schlacht setzte ein. Nicht eine Verfolgung mit kurzgesteckten Zielen, die nur den Sieg sichern und die eigene Sicherheit verbürgen soll, sondern eine Operation größten Ausmaßes, welche die Vernichtung des geschlagenen Gegners bezweckt. Sie galt der Zerstreuung der noch faßbaren feindlichen Truppen, der Eroberung der festen Stützpunkte und verlassenen Königsburgen und endlich der Person des Großkönigs selbst. Als dieser einer Verschwörung zum Opfer fiel und als Gefangener von dem Satrapen Bessus nach Baktrien verschleppt wurde, wandelte sich das Bild. Da jagte Alexander den Verschworenen nach, um das Leben des Achämeniden zu retten und die Tiara als Rächer und Rechtsnachfolger an sich zu nehmen. Als er um Haaresbreite zu spät kam und nur noch einen Ermordeten bergen konnte, erhob er sich zu voller Größe und erfaßte zugleich blitzschnell die Lage. Er bedeckte den Leichnam mit seinem Purpurmantel, geleitete ihn nach Ekbatana und machte sich dann zum Bluträcher seines unglücklichen Feindes. Von diesem Augenblick an handelte Alexander als der Eroberer und Erbe eines Riesenreiches. Er nahm jetzt den Thron des Königs der Könige ein und sah ein Reich zu seinen Füßen, das eine ganze Welt in sich schloß. Der Krieg aber war so lange nicht zu Ende, als er selbst ihm nicht ein Ende setzte; und das konnte er nicht, denn Bessus hatte sich als Artaxerxes zum Großkönig ausrufen lassen, und das Imperium ertrug weder einen Gegenkönig noch im ungewissen verlaufende Grenzen. Ein Eroberer wird nur so lang vom Kriege getragen, als er sich des Sieges sicher weiß und Grenzen aus eigener Machtfülle setzt.

Alexander trat den Marsch nach Ostiran an. Er handelte jetzt als König der Könige. Er hat Hausmacht, Erbe und Errungenschaft aufs Spiel gesetzt, um das Gebäude zu krönen und eine Herrschaft von unerhörtem Ausmaß auf fremdem Boden zu begründen. Der Alexanderzug wuchs ins Mythische, ohne sich im Unergründlichen zu verlieren. Es war kein neuer Krieg, es war die vom Errungenen her bestimmte Fortsetzung eines kriegerischen Unternehmens, das den Krieg als Träger des Erfolgs und als den „Vater aller Dinge"

begriff. Es galt, das Imperium so weit auszudehnen, daß seine Grenzen keiner Pressung und keiner Fragestellung mehr unterlagen.

Alexander brach mit seinen Kampfgenossen aus Mesopotamien nach dem ferneren Osten auf. Der Krieg wuchs aus Zerstörung und Neuschöpfung zur Faszination. Heer und Flotte wurden in Bewegung gesetzt, Gebirge und Wüsten durchzogen, Asien bis zum Jaxartes erobert, das Land, das wir heute Afghanistan nennen, wie eine Festung Burg für Burg gestürmt, Bessus zu Fall gebracht und dann, als alles schon zu Ende schien, das Tor Indiens aufgestoßen, hinter dem eine neue, für sich abgeschlossene Welt mit ungeheuern Fernblicken sichtbar ward. Hier wurde noch einmal alles Errungene in das Würfelspiel einer Entscheidungsschlacht geworfen. Alexander, der schon so oft Verwundete, bot dem Indierkönig Porus am Hydaspes die alles entscheidende Schlacht.

Wir wissen von dieser Schlacht so viel, daß sie, von allen unerklärlichen Zutaten befreit, als die gewagteste erscheint, die Alexander geschlagen hat, denn weiter entfernt von den Grundlagen seiner Macht ist keine von ihm geliefert worden. Er mußte angesichts des Feindes einen großen Fluß überschreiten und sich zum Kampfe stellen, bevor er den letzten Mann herangezogen hatte. Er mußte mit etwa 12000 Mann eine Streitmacht angreifen, die ihm an Zahl überlegen war und eine neue Waffengattung, die Elefanten, als erprobte Sturmtruppe vorführte. Das Moment der Überraschung, der gefährlichste aller Kriegszufälle, mischte sich ins Spiel. Alexander konnte nicht anders als durch Umfassung zu wirken suchen, während seine Phalanx sich den Ungetümen und dem hinter diesen heranwogenden Fußvolk des Porus entgegenstellte, um einen Durchbruch zu verhindern; das heißt die Phalanx mußte sich opfern, um den Durchbruch aufzufangen, der das Schicksal der Armee besiegeln konnte. Und das gefährliche Wagnis glückte, obwohl der Sieg aus völliger Verkämpfung herausgeholt werden mußte. Die Elefanten brachen ein, aber nicht durch, die Flankenangriffe gelangen.

Zum erstenmal erleben wir einen ganz aus der Schlachtanlage entwickelten und über die kritischsten Zwischenfälle hinweg erfochtenen Sieg. Das Manöver tritt in den Vordergrund, Überraschungen werden aufgefangen, das Augenmerk wird nie von der entscheidend

gedachten Angriffshandlung abgewendet und das Getümmel noch auf dem Schlachtfeld entwirrt. Es ist der Triumph einer einheitlich bewegten, im Schlachtgewühl von Fall zu Fall sich neuordnenden Armee, die, vom Geiste ihres Führers erfüllt, selbst im gefahrvollsten Augenblick ihre Geistesgegenwart und damit ihre Überlegenheit bewahrt. Alexander hatte seine letzte große Schlacht geschlagen. So viele Pläne auch noch in ihm schlummerten, so fabelhaft auch der Rückmarsch anmutet, den er zu Wasser und zu Lande antrat, um von Indien nach Babylonien zurückzukehren, so mächtig er auch als Bändiger aufgeregter Soldatenmassen und als Ordner eines Imperiums erscheint, das als solches kaum begriffen werden kann, nichts läßt ihn größer erscheinen als dieses Feldherrntum, das nicht nur die Schlacht mit allen ihren Tücken, nicht nur den Feldzug mit allen seinen Vorbereitungen, Zwischenfällen und Wagnissen, sondern auch den Krieg als Gesamterscheinung beherrscht. Nur einem dionysisch erregten Menschen, der seiner Unbeherrschtheit erst Zügel anlegte, wenn die Schwierigkeiten sich zu Bergen türmten, weil dann sein Wesen ganz ausgefüllt war, nur einem solchen, von allen Qualen und Wonnen zerstörender und schöpferischer Tätigkeit durchwühlten Genius erschloß sich der Krieg als dämonische Erscheinung ganz. Er mußte jung sterben. —

Seine Nachfolger, die Diadochen, die das Alexandererbe unter sich verteilten, hatten die Kriegskunde von ihm gelernt, und Feldherrntum war manchem von ihnen angeboren, aber das Pathos seines Lebens ist in keinen übergegangen. Sie waren große und glückliche Heerführer, aber ihre Kriegführung ist mehr und mehr von orientalischen Formen beherrscht worden. Alexander hatte sich dieser zuletzt auch bedient, um sein Heer, dessen Kern unberührt blieb, auf die Größe der Kriegsschauplätze und die Weiträumigkeit asiatischer Schlachtfelder umzustellen, aber er wäre nie von ihnen abhängig geworden. Die Diadochen fanden dazu nicht die richtige Distanz. In ihren Machtkämpfen ist dann, wie es Epigonen oft geschieht, eine Barbarisierung des Krieges eingetreten, die zuletzt in vollständiger Erstarrung endete.

Der Krieg hat im Bereiche der hellenistischen Staaten den Antrieb zur Neugestaltung verloren. Sein Wesen wird uns erst wieder in

seiner ganzen Größe verdeutlicht, wenn wir mit der Phalanx des Epirotenkönigs Pyrrhus nach Italien rücken und dort die Römer den Sariſſen und den Elefanten entgegentreten ſehen. Eine neue Perſpektive tut ſich auf. Die großen Herrſchergeſtalten, die an der Spitze ihrer Berufsarmeen über fronende Völker hinwegſchreiten, verſinken, und der Krieg gewinnt ein anderes Ausſehen. Er wird wieder aus der Fülle eines Volkes geſpeiſt. Aber dieſes Volk mißbraucht ihn nicht zum Austrage politiſcher Fehden, ſondern erkennt ihn als den großen Beweger und handelt danach. Wir ſehen ein Imperium aus einer Ackerſcholle aufwachſen und von einer Landesmark zur anderen fortſchreitend politiſche Geſtalt gewinnen und ſtehen vor einem Volk, das die durch den Krieg gewonnene Herrſchaft als Verpflichtung begreift.

IV.

Der Krieg und seine Wandlungen im Zeitalter der Scipionen, Hannibals und Cäsars

Krieg und Sklaverei — Pyrrhus und die Römer — Die römische Auffassung vom Kriege — Montesquieu — Bellum justum — Das römische Staatswesen und die Legion — Der Krieg als Prinzip — Das Problem der Punischen Kriege — Hannibals Kriegsplan — Roms erste Gegenzüge — P. Cornelius Scipio und Tiberius Sempronius — Vom Rhodanus bis zum Aufidus — Kannä als Vernichtungsschlacht — Die Umfassungsschlacht — Hannibal und Scipio bei Zama — Das Geheimnis letzter Schlachten — Roms Stellung nach dem Zweiten Punischen Krieg — Legion und Phalanx — Kynoskephalä und Pydna — Die Heeresreform des Marius — Zimbern und Teutonen — Bürgerkrieg — Vom römischen Staatsgedanken — Der Krieg als Halt — Cäsars Aufstieg — Cäsars Politik — Der Weg nach Gallien — Die Schlacht bei Bibracte — Der Feldzug des Ariovist — Geographische Bestimmung und Eroberung Galliens — Cäsars Kriegführung — Die Eroberung der Staatsgewalt — Die Grundstellung Oberitalien — Schlacht und Operation im Bürgerkrieg — Konzentriertester Krieg — Die Schlacht bei Pharsalus — Der Krieg als Appell an die Leidenschaft — Cäsars Ende und sein Glück — Die Idee eines unzerstörbaren Reiches — Die Divinität der Cäsaren — Befriedungskriege — In hoc signo vinces

Karten

Die Züge des Pyrrhus 280—275 v. Chr. — Hannibals Zug 218—216 v. Chr. — Schlacht bei Kannä 216 v. Chr. — Schlacht bei Zama 202 v. Chr. — Die Züge der Zimbern und Teutonen — Cäsars Krieg in Gallien 58—52 v. Chr. — Die Eroberung des römischen Weltreiches durch Cäsar 49—45 v. Chr.

Der Krieg fordert den freien Mann. Er verlangt, daß der Freie, der Bürger, der an Volk und Vaterland Gebundene und diesen ganz Hingegebene sich in Waffen stelle, um zu kämpfen. Nicht die besiegten und im Frondienst verknechteten Völker, sondern die Eroberer und die Besitzenden erscheinen auf der Walstatt. Die Hände der ungezählten Millionen, die die Pyramiden türmten und an den Wasserbauten und in den Bergwerken arbeiteten, um Ägypten und Mesopotamien zu Kulturzentren zu machen, haben keine Waffen getragen, und die vielen Tausende, die auf den phönizischen, ägyptischen und ionischen Galeeren und den Triremen der Festlandgriechen ruderten, waren Kriegsgefangene, also Sklaven oder Hörige, die nicht zum eigentlichen Waffendienst berufen waren.

Das soziale Wesen des Altertums war auf die Sklaverei als einen Zustand gegründet, der den Bürgern erst die Hingabe an den Staat erlaubte. Durch diese Einrichtung ist nicht nur eine Gliederung der Gesellschaft ermöglicht, sondern auch die politische Bildung und Betätigung der tragenden Schicht sichergestellt worden. Aber als Gefahrenquellen lagen darin verborgen die Beschränkung des Bürger- und Kriegerstandes auf eine verhältnismäßig geringe Menge von Individuen, das Anschwellen der Unfreien zu Massen, die mit Aufruhr und Selbstbefreiung drohten, und eine Zweiteilung der im Staate tätigen Kräfte, die keine volle Gemeinschaft aufkommen ließ. Die orientalischen Herrenvölker haben sich darüber hinweggesetzt, indem sie ausrotteten oder verpflanzten, was sich nicht willig fügte und ihre Staatsordnung in der Theokratie und im Despotismus verankerten, die Griechen, indem sie die Sklaverei als wirtschaftliche Grundlage ihres Staatslebens verschieden abstuften und die Lage der Unfreien erträglicher gestalteten. Die Römer als das stärkste und bewußteste Staatsvolk haben die mit dieser Gesellschaftsordnung verbundenen Schwierigkeiten überwunden, indem sie das Sklaven-

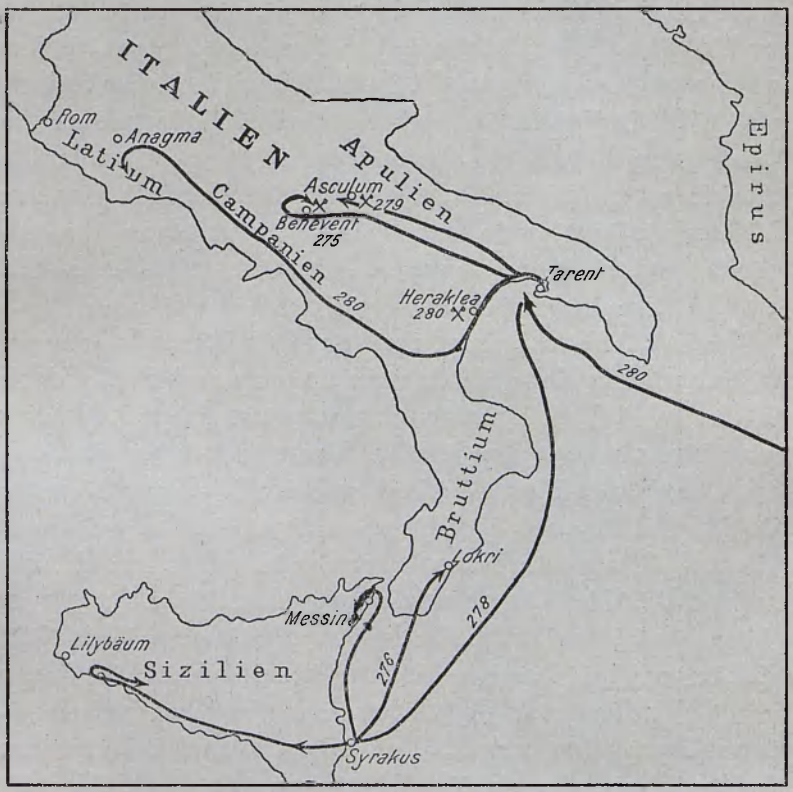
wesen so mit ihrer Staatswirtschaft und ihrer Staatspolitik verbanden, daß eins das andere trug, und sich zugleich eine Kriegsordnung gegeben, die den Gefahren entgegenwirkte. Erst als auch sie durch fortgesetzte glückliche Kriegführung und das dadurch bedingte Anschwellen der Sklavenmassen in Verhältnisse hineingezogen wurden, die den Herrschenden den Überblick erschwerten und die Unterschichten in Bewegung brachten, ist das Römerreich auf der unsicher gewordenen Grundlage ins Schwanken gekommen. Da drohten die weithin Unterworfenen mit Aufständen, da wuchs ein römisches Proletariat heran, das sich mit der ihm zugeteilten Rolle nicht mehr zufrieden gab.

Der Krieg hat diese Entwicklung gespiegelt. Er ist immer nur der Ausdruck der hinter ihm stehenden sozialen und staatlichen Ordnungen, insofern als er nicht ohne diese und nicht ohne Beziehungen zu diesen in Erscheinung treten kann. Krieg ist, aus dieser Perspektive betrachtet, der Widerschein einer mehr oder weniger gefestigten staatlichen Macht. Zerbricht diese in einer Revolution, so tritt er als Bürgerkrieg auf und holt aus einer nach innen gewendeten Krise die Kräfte einer Neugestaltung hervor.

*

Als Pyrrhus im Jahre 280 gen Italien zog, um den Tarentinern beizustehen und in einem Kolonialkrieg eine zweite und dritte Krone zu gewinnen, war der römische Staat noch an die Grenzen Mittelitaliens gebunden. Nun ging es um die Aufrichtung der römischen Vorherrschaft in Süditalien. Trat Pyrrhus als Protektor der Magna Graecia auf, so mußte er Rom vernichten, denn dieses ungriechische, ganz aus eigener Kraft erstandene Machtgebilde konnte den Begriff eines in Süditalien und Sizilien verankerten Großgriechenlands nicht gelten lassen, ohne auf ein italisches Reich zu verzichten. Pyrrhus war ein König, der als sein eigener Kondottiere zu Felde zog. Als er bei Heraklea von den Römern zur Schlacht gefordert wurde, wußte er noch nicht, mit wem er es zu tun hatte. Die militärische Schule, aus der er stammte, war sich der Überlegenheit der mazedonisch-griechischen Kriegführung bewußt. Daß Rom die

Gallier, die Etrusker, die Samniten und andere italische Völkerschaften geschlagen hatte, schreckte ihn nicht. Er stammte aus größeren Verhältnissen und kam an der Spitze eines Berufsheeres, das seiner Waffen völlig Herr und aller taktischen Bewegungen Meister war. Er selbst besaß den Blick, die Entschlußkraft und den Wagemut



Die Züge des Pyrrhus 280—275 v. Chr.

des Feldherrn, drei Eigenschaften seines großen Vorbildes Alexander, und er wußte auch, wann ein Spiel verloren war. Gegen wen trat er an? Gegen ein aus der festgestellten Dienstpflicht hervorgegangenes Heer von Stadt- und Ackerbürgern und gegen einen Staat, der sich eine eigene, sozial abgestufte Kriegsordnung geschaffen hatte, aber noch in den einfachsten Formen kämpfte. Ob der Römer seine Trup-

penkörper Legionen nannte und diese in drei Altersklassen gegliedert an den Feind führte, ob die Legionen in Manipel geteilt waren, die mit so breiten Intervallen aufgestellt wurden, daß das zweite Treffen beim Anmarsch auf die Intervalle des ersten zu stehen kam und das schwächere dritte als Unterstützung folgte, spielte keine Rolle. Das sprach wohl für ihre Disziplin und Exerzierkunst, brachte aber keinen neuen Zug ins Bild, denn im Vorgehen verschmolzen die Treffen zur Phalanx. Es war lediglich eine Versicherung gegen die Zerreißung der Front, nicht mehr. Die Aufstellung in Treffen bedingte noch keine Treffentaktik. Sobald die römische Infanterie an den Feind gelangte, stellte sie eine verbundene Front dar und mußte wie jede andere fechten. Dann hatten sich die Intervalle schon von selbst geschlossen oder sie waren zur Wiederherstellung der ausgeweiteten Front durch Einschub von hinten her geschlossen worden. Die Phalanx war's, die den Stoß führte.

Auch von Heraklea zeugen farbig belebte Schilderungen, aber wir wissen von dieser Schlacht nicht mehr als von mancher andern. Die Römer haben Flußhindernisse überwunden und sind an den Feind herangekommen, aber ihre Phalanx rannte sich vor der feindlichen fest. Entschieden wurde die Schlacht durch eine Attacke der Elefanten. Ob Pyrrhus diese nach abgeschlagenem Anprall auf die wieder vorgehenden Römer losließ oder sie ihnen in die Flanke sandte, bleibe dahingestellt. Die Römer verließen nach hartnäckigem Kampfe geschlagen das Feld. Die Legende erzählt von Tausenden, die in dieser Phalangenschlacht Mann an Mann gefallen seien, so daß der Sieger beim Abschreiten des Schlachtfeldes ausgerufen haben soll, mit solchen Männern könne man die Welt erobern. Das liest sich wie eine Ausschmückung, aber diese hat sicher einen guten Kern. Die militärischen Tugenden, die Rom groß gemacht haben, werden darin vorbedeutend festgehalten. Die Legionäre sind nicht nur als tapfere Leute, sondern auch als treffliche Soldaten erkannt worden. Bürgertugend und Soldatenstolz erscheinen in eins verschmolzen. Die Römer haben sich bei Asculum noch ein zweites Mal den überlegenen Kriegsmitteln des Königs beugen müssen, aber bei Benevent, in der dritten Schlacht, in der sie ihm drei Jahre später zum letztenmal begegneten, sind sie nicht mehr gewichen. Da haben sie dem Anprall

standgehalten und auch die Elefanten abgewehrt. Daraufhin gab Pyrrhus das allzu teure Spiel verloren. Er hatte auch auf Sizilien trotz der Verdrängung der Karthager aus dem griechischen Machtkreis nichts Rechtes vor sich gebracht und verließ das römische Interessengebiet, um nach Epirus zurückzukehren. Italien und Griechenland traten wieder auseinander. Pyrrhus nahm eine politische Lehre mit. Er hatte die Römer als die Vorkämpfer der Einheit Italiens kennengelernt, und mit ihm hat die Griechenwelt erfahren, daß in Latium ein Volk heranwuchs, das den Krieg ganz in sein Kredo aufgenommen hatte.

*

Das römische Volk hatte um die Mitte des 3. Jahrhunderts schon einen Staat aufgerichtet, der aus dem Raumgefühl des zisapenninischen Italien nicht mehr leben konnte, denn auf den Grenzen dieses Naturgebiets lasteten schon, die Vormacht Roms beengend, der Druck des transapenninischen Italien und der von Sizilien ausstrahlende Gegendruck artfremder, seegewohnter Völker.

Als Pyrrhus den Versuch aufgab, Süditalien und Sizilien aus einer griechischen Diaspora in ein Griechenreich umzuwandeln und mit Epirus und dem Peloponnes in seiner Hand zu einem meerumspülten Machtbesitz zusammenzufassen, war klargeworden, daß Rom bereit und fähig war, dieses erst noch festzustellende Erbe anzutreten und das transapenninische Italien als Etruskererbe damit zu verknüpfen. Eine geopolitische Notwendigkeit verlangte dies, und die Kraft des römischen Staatsgedankens war groß genug, daraus die Folgerungen zu ziehen. Es war nicht so sehr Vorausschauen, als vielmehr das aus der Dynamik sich ergebende Ausbreitungsbedürfnis des Staates, das dem römischen Volke immer wieder die Waffen in die Hand drückte. Aber es war nicht blindwütende Angriffslust, die Roms Kriege beseelte, sondern ein merkwürdiges Verständnis für die Notwendigkeit, den Staat angriffsweise zu verteidigen und sich stets als angegriffen oder bedroht zu betrachten. Roms Kriege kennzeichnen sich also in der Vorstellung des römischen Volkes als Verteidigungskriege. Es war die stärkere Form der Kriegführung, die auf diese Weise Gestalt gewann und auch dann erhalten blieb,

als die Römer die Grenzen ihres Reiches über die ganze Mittelmeerwelt ausdehnten. Der Krieg war völlig in den Staatsgedanken eingegangen und zu einer Notwendigkeit geworden, der sich weder der Staat noch der einzelne Bürger entziehen konnten. Der Krieg wurde im Staate und der Staat im Kriege verankert und die Einheit als eine so vollständige empfunden, daß Kriegführen aus einer Lebensäußerung zur Lebensbedingung des Staates erhoben wurde. In diesem Sinne wurde der Krieg Gesetz. Er ist auch selbst in die Gesetzestätigkeit einbezogen worden und wurde mit Sicherungen umgeben, die jedem Bürger Last und Nutzen der Kriegsverpflichtung vor Augen führten.

Montesquieu hat in seinen Betrachtungen „Über die Ursachen der Größe der Römer und ihres Verfalls" dazu einen grundlegenden Satz aufgestellt. Er schreibt: „Nun mußte aber ein immer im Kriege lebendes Volk, bei dem der Krieg sogar Regierungsgrundsatz war, notgedrungen entweder zugrunde gehen oder Herr über die andern Völker werden." In einer seiner andern Schriften, den „Lettres persanes", aber spitzt der geistvolle Franzose die Frage nach der Notwendigkeit und der Gerechtigkeit des Krieges auf eine Antwort zu, die als These in diesem Zusammenhang nicht weniger Beachtung verdient. Montesquieu sagt dort im 95. Brief: „Es gibt nur zwei Arten von gerechten Kriegen, die einen, die geführt werden, um einen angreifenden Feind zurückzuweisen, und die, welche unternommen werden, um einem angegriffenen Bundesgenossen zu helfen." In diesem Sinne haben die Römer nur gerechte Kriege geführt. Sie sind nach ihrer Auffassung stets als „Angegriffene" oder als „Helfer" ins Feld gezogen. Sie haben aber der Rechtsgültigkeit des Krieges, der feierlich erklärt werden mußte, noch größere Bedeutung zugemessen. Bellum justum nannten sie den unter Wahrung der Formen erklärten Krieg.

Rom bildete von Anfang an, wenn anders der Begriff Anfang die sichtbar gewordene Entwicklung bezeichnet, ein militärisch eingerichtetes Staatswesen. Seine militärischen Anfänge ruhen auf der Kriegsbereitschaft der alten Geschlechter, die Pferde halten und den Vorkampf führen konnten, bis man zum Volksaufgebot überging und die Kriegsmacht sich auf das organisierte, aus der besitzenden

Bürgerschaft gewonnene Fußvolk stützte. Die sozialen Einrichtungen und die militärischen Notwendigkeiten gingen Hand in Hand. Kriegsverfassung und Staatsverfassung wurzelten ineinander. Als die Römer gegen Pyrrhus auszogen, war die Legion, von der Vegetius später sagte, ein Gott müsse den Römern diese eingegeben haben, schon aus einem Verwaltungskörper zu einem erprobten Kriegsinstrument und zu einer stehenden Einrichtung geworden. In der Legion sammelte sich Roms staatsbildende und staatserhaltende Kraft. Welche Wandlungen die römische Fechtweise auch erfuhr, die Legion ist als Schlachtkörper von 4200 Mann zu 30 Manipeln mit beigestellten Reitern und Plänklern das Vorbild einer ständig zusammengefaßten, durch Exerzitien geschulten und an ihre Offiziere gebundenen Truppe geblieben. Von ihr geht der Zauber aus, der die Kriegführung der Römer bis in die späte kaiserliche Zeit umgab. Solange die Legionen noch als Phalangen fochten, wurde dieser Zauber mehr auf ihre verwaltungstechnischen Vorzüge und ihre Feldtüchtigkeit bezogen. Als sie sich durch Bewaffnung und Vorgehen von der Phalanx zu unterscheiden begannen, ging er auf ihre Fechtweise über, ohne sich von den andern Beziehungen zu lösen. Als aber sichtbar wurde, daß geborene Feldherren die Legionen wie selbständige Brigaden bewegen konnten und auf dem Marsch, im Lager und in der Schlacht daraus Kräfte entwickelten, die weit über das Vermögen gleich starker feindlicher Truppenkörper gingen, verdichtete sich dieser Zauber zu einem frommen Schauder, der jeden befiel, der gegen römische Legionen zu Felde zog.

In der römischen Kriegsordnung ist die allgemeine Wehrpflicht zu den höchsten Leistungen befähigt worden, die Bürgerheere je aufzuweisen hatten. Der römische Bürgersoldat war so sehr Bürger, daß ihn keine Anstrengung, kein Opfer reute, und so sehr Soldat, daß er Anstrengungen und Opfer als die selbstverständlichen Voraussetzungen der Kriegführung auf sich genommen hat. Wenn er mit Waffen und Gepäck ausrückte und im erlernten Marschtritt die Heeresstraßen maß, die zielsicher von Kastell zu Kastell zu den bedrohten Fronten führten, dann zog Rom aus, und in jedem lebte der Gedanke, daß Schlachten verlorengehen können, aber der Krieg gewonnen werden muß.

So kam es, daß in einem Staate, dessen inneres Leben von der hitzigsten Anteilnahme der Bürger am politischen Geschehen erfüllt und durchwühlt war, alles vor der „dira necessitas" erschwieg, die im Kriege unbedingten Gehorsam und rücksichtslos geübte Selbsthingabe forderte. So konnte es geschehen, daß selbst das in der Oligarchie verknöcherte, von Sezessionen und Revolutionen heimgesuchte Rom noch Kriege führen durfte, die den Staat als unteilbare Einheit zur Voraussetzung hatten. Der Krieg war keine von individuellen Gefühlen und dämonischen Trieben bestimmte Erscheinung mehr, sondern ein Prinzip, das in der Grundanschauung verankert war, nach der sich das staatliche Leben vollzog. Erst als konsularische Heere zu Plünderungs- und Bereicherungsfeldzügen in ferner gelegenen Ländern mißbraucht wurden und das altrömische Bürger- und Bauerntum nicht mehr imstande war, die Mannschaften zu stellen, die zur Aufrechterhaltung und Ausbreitung der römischen Herrschaft nötig waren, fielen die Schatten so dicht, daß diese Verklärung des Krieges ihre Kraft verlor und eine rein militärische Auffassung die Oberhand gewann.

*

Die Punischen Kriege haben Rom aus den Verhältnissen eines italischen Führerstaates herausgehoben und ihm die Herrschaft über das westliche Mittelmeer in die Hand gegeben. Der Erste Punische Krieg endete mit einem römischen Sieg, aber es war nicht die militärische Überlegenheit an sich, die Rom nach 23 Jahren schweren Ringens zu Wasser und zu Lande einen vorteilhaften Frieden ermöglichte, sondern vornehmlich die Überlegenheit seiner staatlichen Macht. Obwohl noch nicht Herr in Italien, war es als Vormund der italischen Völkerschaften und Bünde stark genug, Karthago so aufzuknien, daß diese von der wirtschaftlichen Hegemonie ausgehende Großmacht die Kraft nicht mehr fand, sich völlig aufzurichten; da suchte sie um einen als Waffenstillstand gedachten Frieden nach, um ihr afrikanisches Herrschaftsgebiet nicht in Gefahr zu bringen. Der Erste Punische Krieg ist durch Hartnäckigkeit und Anpassungsfähigkeit gewonnen worden. Rom war über sich hinaus-

gewachsen. Ein Staat, der die größte Seemacht der Zeit bezwang, indem er auf Sizilien gegen einen großen Feldherrn das Feld behauptete und aus kleinen Anfängen eine Flotte entwickelte, die aus Niederlagen nicht weniger Kraft zog als aus rühmlich erfochtenen Siegen, war nicht mehr aus der errungenen Machtstellung zu sprengen. Dazu hätte es eines Angriffs auf Italien selbst bedurft, und dieser ließ sich weder durch einen Übergang von Sizilien auf das Festland noch von der See aus durchführen. Das Problem, das der Krieg den Karthagern stellte, gab sich auch den Römern als solches zu erkennen. Sie hatten zwar versucht, Sizilien zu erobern und dann, als dies von Hamilkar Barkas unter Preisgabe wichtiger Positionen vereitelt wurde, den Krieg nach Afrika getragen, aber auch sie erkannten, daß der große Gegner nicht im Expeditionsstil zugrunde gerichtet werden konnte. Nicht wer den andern im Felde oder auf hoher See besiegte, sondern wer ihn auf seine Grundstellung zurückwarf und in dieser erdrückte, der stand vor den letzten Zielen. Es ist der erste Krieg, der das flüssige Feld so in die Operationen einbezog, daß es mit dem erdfesten Kriegsschauplatz zusammen eine Einheit bildete und keiner strategischen Zweiteilung der Kriegführung mehr Raum ließ.

Als Regulus vor den Toren Karthagos geschlagen wurde, erfuhr dieses Problem die letzte Aufhellung. Der Friedensschluß, in dem Karthago nach der Niederlage bei den Ägäischen Inseln Sizilien abtrat, ist zu einem Waffenstillstand „sine die" geworden. Zwei Großmächte hatten unter ungünstigen geopolitischen Bedingungen die Waffen gekreuzt. Wer von beiden an diesen Bedingungen etwas zu seinem Vorteil ändern konnte, bevor der zweite Krieg losbrach, gewann die Vorhand. Ob er damit auch den Erfolg sicherte, war eine andere Frage. Die Kriegführung hat also im Ersten Punischen Krieg die Erkenntnis gereift, daß Kriege nicht nur Einheit des Willens und der Anstrengungen erfordern, sondern auch an den geographischen Grundlagen geprüft werden müssen, die sich, je nach der Sachlage, ihnen entgegenstellen oder ihnen dienlich sind. Wie die daraus entstehenden Schwierigkeiten zu überwinden seien, mußte der Zweite Punische Krieg lehren. Er ist zum Lehrmeister aller verwickelten Kriegführung geworden und

hat die Kriegführung auf einen Gipfel gehoben, zu dem das Auge heute noch mit Bewunderung aufschaut. Er hat aber auch wie kein zweiter deutlich gemacht, daß der Krieg nur ein Mittel der Politik sein darf und als solches gehandhabt werden muß und daß kein Feldherr des Endsieges sicher ist. Wanken die politischen Grundlagen, auf denen ein Krieg geführt wird, dann verlieren sich alle Siege ins Ungewisse. Hält die politische Grundlage stand, dann werden die schwersten Niederlagen als Prüfungen des Nationalcharakters hingenommen. Der Krieg kann nicht frei schalten, sondern wird vom Staate durchblutet und ernährt, und er vergibt keinen größeren Triumph als den, der auf dem Forum im Angesichte des geretteten Staates gefeiert wird.

*

Hannibal war ausersehen, die militärgeographischen Grenzen des Okzidents neu abzustecken. Wir stehen vor der Einbeziehung der westlichen Länder in den mediterranischen Machtkreis. Das Mittelmeerbecken rundet sich zu einem noch dreigeteilten Machtbesitz, der nun zwischen Römern, Karthagern und den Nachfolgestaaten des Alexanderreiches ausgelost wird. Keltiberern, Galliern und Illyriern ist in diesem Kampfe nur eine Gehilfenrolle zugefallen, und die Epigonen Alexanders sind späterhin einzeln zugrunde gegangen; Rom und Karthago trugen das Spiel als Vorkämpfer zweier Rassen und verschiedener Lebensauffassungen unter sich aus.

Blicken wir auf den Alexanderzug zurück, der als einziger Feldzug okzidentaler Prägung eine Entwicklung im Raume von ungeahnten Größenverhältnissen mit sich brachte, so erschließt sich das Kriegstheater des Westens als ein Operationsgebiet, das nicht schwieriger gedacht werden kann. Alexander hatte den Raum zu bewältigen und den Feind zu bezwingen. Aber der Raum war gewissermaßen auf Bewältigung hin angelegt und die Stoßrichtung eine gegebene. Der feindliche Widerstand ergab sich stets an vorbestimmten Punkten und verlor sich, als Alexander die Entscheidungsschlacht bei Gaugamela, also im Zentralraum, gewonnen hatte, in der Unterwürfigkeit des zerfallenden Reiches. Alexander hatte

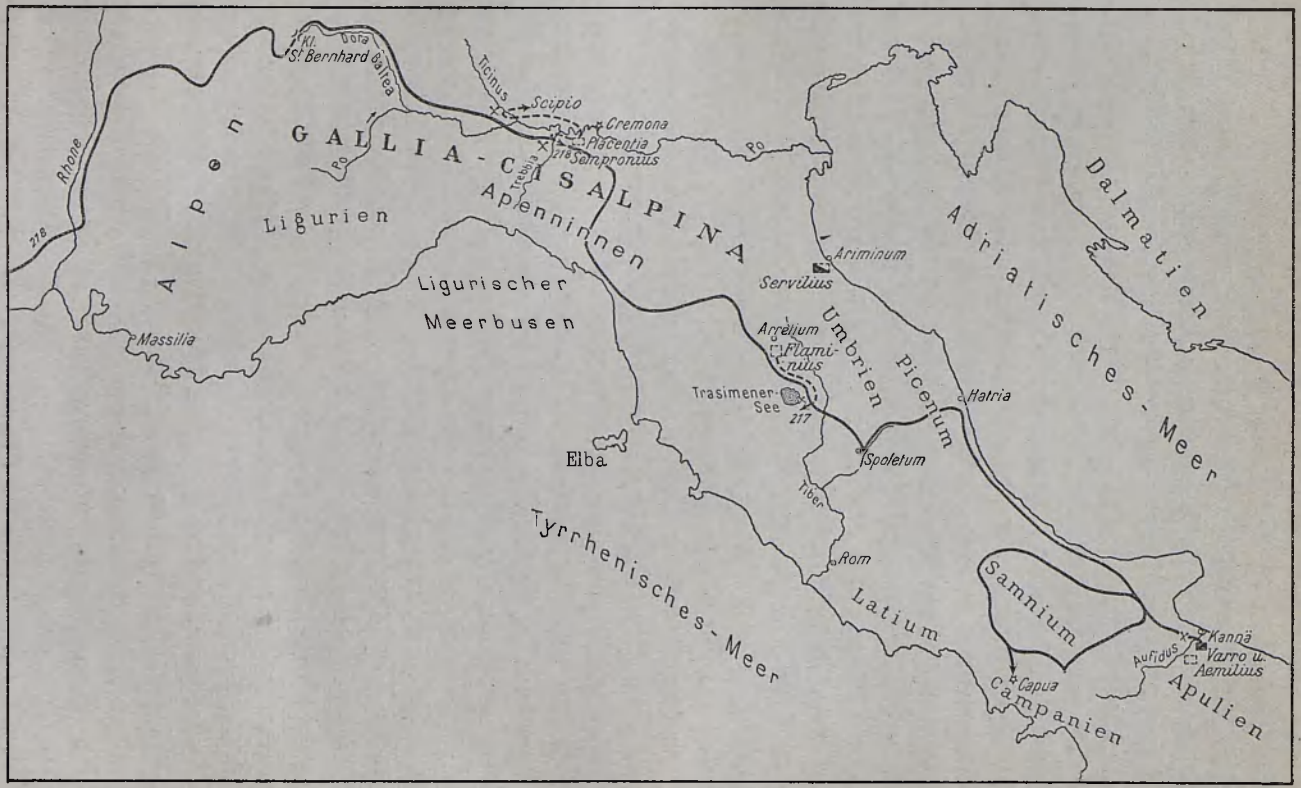
die militärgeographischen Verhältnisse ruhig hinnehmen können. Die Ausgangsstellung und die Grundlage seiner Macht sind nie in Gefahr gewesen und er hat auch die Etappenlinien stets beherrscht. Als dies einen Augenblick nicht mehr zutraf, machte er sich bei Issus mit einem Schlage die Bahn wieder frei. Die Welt öffnete sich vor ihm, ohne sich hinter ihm zu verschließen.

Anders im Westen, wo Rom und Karthago 23 Jahre nach dem Ersten Punischen Kriege, der selbst 23 Jahre gedauert hatte, im Jahre 218 zum zweitenmal die Waffen aufnahmen. Und doch ergibt sich, von Hannibal aus gesehen, eine merkwürdige Parallele zum Alexanderzug. Auch Hannibal war gezwungen, von einer weit zurückgelegenen Ausgangsstellung zu Felde zu ziehen, und auch ihm war das Meer nicht untertan. Auch er stützte sich einzig auf sein Heer und machte sich daraus eine Stärke, und wie Alexander mußte er den Weg am Rande eines Kontinents unter die Füße nehmen, um den Gegner auf einem weitgedehnten Anmarsch über Ströme und Gebirge hinweg zu erreichen. Nicht der afrikanische Küstenbesitz und Karthago selbst, sondern die Ostküste der Iberischen Halbinsel, die die Barkiden als Ersatz für das verlorengegangene Sizilien erobert hatten, bildeten seine Grundstellung. Das Mittelmeer war den Römern jetzt gefügiger als den Puniern. Rom hatte inzwischen auch Sardinien gewonnen und die zisalpinischen Kelten zur Unterwerfung gezwungen. Seine Herrschaft war also derart erweitert und zugleich die strategische Lage der römischen Hochburg so gesichert worden, daß Hannibal in ein Herrschaftsgebiet hineinstieß, das ihm von Schritt zu Schritt größere Hindernisse und stärkeren Widerstand entgegenstellen konnte. Er führte keinen Flankenangriff, und er wurde sicher unterwegs irgendwo vom Gegner erwartet. Ein Flankenangriff hätte höchstens von Ostia aus unternommen werden können, und auch dieser setzte die volle Beherrschung der See voraus. Wer Rom von Norden angriff, griff es in der Nordfront an, und gerade diese — die einzige, die Hannibal zugekehrt war — erschien von der Natur am stärksten geschützt. Sie behielt den römischen Armeen zwischen dem Apennin und den Alpen ein Glacis vor, auf dem sie sich dem Angreifer mit gesicherter Rückendeckung zur Schlacht stellen konnten, falls dieser so weit

gelangte und nicht schon an der Rhone zum Stillstand gebracht werden konnte.

Doch wie sich dies auch verhalten mochte — Hannibal mußte noch mit ganz anderen Schwierigkeiten rechnen. Er ging als Feldherr und mit einem erprobten, ihm ergebenen Heer auf die Kriegsreise, aber er war weder König noch Herr und der Staat der Karthager ließ ihn ziehen, ohne innerlich bereit und fähig zu sein, alles und das letzte an einen Krieg zu setzen, der von Rom als Kampf um Dasein, Macht und Größe der Republik geführt wurde. Eine Berufsarmee zog gegen Bürgerheere ins Feld, ein Feldherr forderte die ganze militärische und moralische Stärke eines Staatsvolkes zum Kampf. Alexander der Große hat mit 22 Jahren den Hellespont überschritten, mit 28 Jahren stieg Hannibal über die Alpen. Dieser Alpenübergang hat als Kriegszug seinesgleichen nicht mehr gefunden. Als der Punier den Fuß auf das Poland setzte, hatte er das Eröffnungsspiel gewonnen; nur auf dem Hauptkriegsschauplatz, nicht im ganzen Bereiche des Krieges. Der Zweite Punische Krieg ist der erste, in dem politische und strategische Erwägungen sich so durchdringen, daß der Krieg selbst nicht nur als Mittel, sondern auch als das wichtigste Element der Politik in Erscheinung tritt. Er wirkt sich in der Politik aus und bestimmt diese zugleich. Daraus ist die Folgerung zu ziehen, daß die kriegerische Auseinandersetzung in diesem Falle die Existenz der in ihr verkämpften Staaten in Frage stellte. Der Krieg mußte also ausgekämpft werden. Auf den Waffenstillstand „sine die" folgte, durch den Angriff Hannibals auf Sagunt vorbestimmt, nun die Fortsetzung des Ersten Punischen Krieges. Darin lag der Austrag eines Kampfes beschlossen, in welchem dem Sieger die Herrschaft über das Mittelmeer und seine Randländer, also ein universal gedachtes Weltreich winkte.

Hannibal spitzte den Krieg nicht auf Vernichtung zu, soweit er sich darüber mit Worten vernehmen ließ. Als er nach der Fußfassung in Italien erklärte, er komme nicht, um Rom zu zerstören, sondern nur, um die italischen Völker von der Herrschaft des römischen Senats zu befreien, hat er etwas sehr Politisches gesagt. Aber diese Kriegsauffassung war im Hinblick auf die römische Staatsauf-



Hannibals Zug 218—216 v. Chr.

fassung belanglos, denn Rom konnte von Römern nur in seinem Machtbestand, nicht aber als ein Staat begriffen werden, der auf eine längst überschrittene Machtstufe zurückverwiesen wurde. Diese Diskrepanz der Auffassungen hat den ganzen Krieg beherrscht und Hannibal von vornherein in moralische Unterlegenheit versetzt. Er mußte also diesen Krieg trotz seiner politischen Vorbehalte so führen, daß dem Gegner nichts übrig blieb als Unterwerfung. Stellte sich der Feind, so bot sich dazu Gelegenheit, und der Punier brannte darauf, diese wahrzunehmen. Er konnte aber nicht hoffen, Rom zur Kniebeuge zu zwingen, bevor er das letzte konsularische Heer vernichtet hatte und die römische Bürgerschaft unfähig war, ein neues aufzustellen. Er mußte also Schlacht um Schlacht liefern und gewinnen, um die Reserven des Gegners in Schlachten aufzureiben. Das kam auf einen Vernichtungskrieg heraus, der rasch auszufechten war, obwohl Vernichtung nicht das Ziel sein konnte. Hannibal, der die geopolitischen Voraussetzungen und seine eigenen und Karthagos Kriegsmittel genau kannte, wußte das wohl.

Er ist nicht auf Ermattung im strategischen Sinne ausgegangen, sondern auf die Zerstörung der feindlichen Armeen und auf die Isolierung Roms im italischen Machtkreis. Auch diese Ziele waren ineinander verschlungen. Die römischen Heere mußten geschlagen und Roms militärisches Ansehen mußte zunichte gemacht werden, um die unterworfenen und zugewandten Völkerschaften Italiens von Rom abzuziehen; und ob eins aus dem andern folgte und alles sich nachher zu einem Ganzen fügte, das blieb bis zuletzt eine offene Frage. So stand der Barkide vor einem Fragenknäuel, der sich weder entwirren noch durchhauen ließ, sondern sich selbst überlassen werden mußte. Er hat die Lösung der Zukunft anheimgestellt und Taten gehäuft, um diese vorzubereiten. Er hat als Staatsmann gedacht und als Feldherr gehandelt. Nichts fehlte ihm als die Gewalt über den eigenen Staat, um diesen ganz in den Dienst der schicksalhaft vorbestimmten Aufgabe zu zwingen. Daran ist er gescheitert. Karthago hat den Krieg erst als Kampf um die Existenz erfaßt, als er auf afrikanischem Boden ausgetragen wurde. Aber da entschied eine einzige Niederlage alles.

Blicken wir auf das Eröffnungsspiel zurück, in dem Hannibal

die Vorhand gewonnen hatte, so stoßen wir auf zwei Gegenzüge Roms, die scheinbar weitab führten, aber schon von richtiger strategischer Erfassung des Problems zeugen. Rom handelte spät, aber richtig, als es ein konsularisches Heer zu Schiff an die Rhonemündung sandte, um den Angreifer dort abzufangen. Und P. Cornelius Scipio, der Konsul, handelte noch richtiger, aber schneller, als er, dort zu spät gekommen, das Heer sofort auf dem Seeweg nach Spanien hinübersandte, selbst aber nach Oberitalien eilte. Auch ein zweiter Gegenzug, als Parallelaktion gedacht, entsprach der allgemeinen strategischen Lage. Man sandte den Konsul Tiberius Sempronius mit der zweiten Armee nach Sizilien, um den Übergang nach Afrika vorzubereiten, aber auch da geriet Rom in Zeitnot und mußte umspannen. Aus diesen Gegenzügen blickt Roms kriegerisches Selbstbewußtsein und spricht das strategische Verständnis für eine Lage, die erst dann gefährlich wurde, wenn Hannibal die Alpen überwand. Nachdem ihm das geglückt war, galt es, seine Grundstellung in Spanien und Afrika selbst zu bedrohen, bevor er sich im zisalpinischen Gallien einrichten konnte. Das ergab sich aber nicht von selbst. Der Gedanke des Konsuls P. Cornelius Scipio, seine Armee nach Spanien zu entsenden und selbst ins Poland zu eilen, um dort den Oberbefehl zu übernehmen, hatte Bestand; die nach Afrika bestimmte Armee des Konsuls Tiberius Sempronius ist nicht über Sizilien hinausgekommen. Sie entriß zwar im Bunde mit Hieron von Syrakus den Puniern den Hochsitz Malta, aber sie mußte dann umkehren, um zur See Ariminum zu erreichen, und rückte in Gewaltmärschen auf der Via Ämilia nach dem zisalpinischen Gallien. Es ist die erste großartige Marschbewegung zu Wasser und zu Lande, die von römischer Raumbeherrschung Kunde gibt.

So wurde die Geschichte des Krieges zu einer Epopöe, die wieder aus dem Feldherrntum eines einzelnen aufstieg. Aber dahinter ragte, diesmal alles überschattend, in noch nie erschauter Größe das Heldentum eines Staatsvolkes, wie noch keines in Erscheinung getreten war. Hannibal hat am Endsieg nicht gezweifelt. Er stand so fest in seiner Feldherrngröße und in seiner ganzen genialen Veranlagung, daß auch er in Erfüllung einer Sendung zu handeln glaubte. Auch er war

ein Gestalter, kein Zerstörer. Während er mit einer isolierten Streitmacht im fremden Lande kämpfte, hielt er die Verbindung mit allen umwohnenden Völkern und Mächten aufrecht und erregte Rom Feinde, wo immer dazu Gelegenheit war. So schritt er von Sieg zu Sieg, planend und handelnd seine Bahn. Im Jahre 216 stand er vor Rom. Mit 28 Jahren war er ausgezogen und mit 30 lieferte er seine größte Schlacht. Mit 30000 Mann hat er die Alpen überschritten und mit 55000 Mann ist er bei Kannä zweier konsularischer Armeen Herr geworden. Die Gallier waren ihm in hellen Haufen zugezogen. Es war die letzte große Feldschlacht, zu der die Römer sich vor der Peripetie stellten. Sie hatten nicht glauben wollen, daß Tapferkeit, Disziplin, die erprobte Taktik der Legionen und eine über alles erhabene Opferbereitschaft nicht hinreichen sollten, ihren Bürgerheeren den Sieg zu verschaffen, wenn sie auf ebenem Felde Mann gegen Mann, mit dem Einsatz der vollen Kraft in geordneter Schlacht fochten. Sie waren so sehr zu Soldaten geworden, daß sie in ihren Konsuln Feldherren sahen, die trotz des wechselnden Oberbefehls und des daraus sich ergebenden Zwiespalts die Einheit der Befehlsgewalt in einem Dioskurenverhältnis verkörperten. Sie hatten das erste Treffen am Tessin verloren, weil sie sich hatten überraschen lassen; sie waren an der Trebbia erlegen, weil sie von den Schützen, Schleuderern und Reitern Hannibals aus der Ordnung gebracht worden waren, bevor sie sich in Bewegung setzen konnten; sie waren am Trasimenischen See auf dem Marsch angefallen, überrascht und umgangen worden. Sie hatten nicht gewußt, daß Hannibal die Schlacht nicht als eine Herausforderung auf geebnetem Feld suchte, sondern sie aus dem Gelände und der Gelegenheit begriff und dann in voller Beweglichkeit je nach den Umständen als geordnete Schlacht, als Überfall oder als Verfolgungsgefecht durchführte.

Als es bei Kannä zu der großen Feldschlacht kam, die die Römer sich schon lange gewünscht hatten, war es zu spät, sich auf eine geschmeidigere, gegliedertere Taktik zu besinnen. Sie mußten eine römische Schlacht schlagen. Das haben sie getan und als tapfere Römer in der alten Aufstellung gefochten, bis der Geist über die Materie Herr ward und Hannibal den sieghaften Vorprall

ihrer Legionarphalanx in beispiellose Verstrickung verwandelte. Es war eine Vernichtungsschlacht, und sie ist als die erste voll durchgeschlagene, aus der Aufstellung, Vorbewegung und Verstrickung hervorgegangene Umfassungsschlacht vorbildlich geblieben. Sie ist zwar vielfach nachgeahmt und mit Glück von beschränkter Walstatt auf größere Räume übertragen worden, das darin waltende Problem aber wurde erst als abgetan beiseite gelegt, als im Jahre 1914 bei Tannenberg die letzte Umfassungsschlacht im offenen Feld geschlagen wurde. Nicht das Schlachtfeld steht hier zur Betrachtung, auch der in dieser Vernichtungsschlacht zum Ausdruck gelangenden Krisis des Zweiten Punischen Krieges sei nicht nachgegangen. Etwas ganz anderes fordert Gehör. Der Krieg hat bei Kannä gegipfelt, Hannibal hat eine Vernichtungsschlacht geliefert, aber eine Entscheidungsschlacht zugunsten des Siegers war es nicht. Sie hat nichts entschieden als den Ratschluß Roms, nun bis auf weiteres auf Feldschlachten großen Stils zu verzichten. Damit ist der Zweite Punische Krieg aus der Regel der römischen Feldzüge gefallen. Da es Hannibal nicht möglich war, Rom mit seinem geschwächten Heere zu belagern oder gar zu stürmen, und Karthago nicht fähig war, sofort eine große Expedition über See nach Ostia zu senden, ist Kannä als Sieg unfruchtbar geblieben und als Niederlage zu Ehren gekommen. Der Abfall der römischen Bundesgenossen von ihrem Vorort Rom hat daran nichts geändert. Die Entscheidung ist auf dem Gebiete der Politik gefallen und dann erst auf den Krieg als Mittel der Politik übertragen worden. Sie lag in der Charakterstärke der Römer, die den Mauerkranz der Stadt bemannten, Unterhandlungen ablehnten und den Krieg auf andere Weise weiterführten, bis ihnen die Kräfte nachwuchsen. Später haben sie die Schlacht nicht mehr gescheut.

Hannibal hat Rom nicht in eine Kapitulation zu schrecken vermocht noch zu bestürmen gewagt. Er mußte sich darauf beschränken, die Staaten und Bünde Italiens von Rom zu lösen. Gelang dies auch nicht völlig, so war der Sieg doch so groß, sein Nachhall so gewaltig, daß er als politischer Faktor noch Gewinn versprach, wenn er längst keine strategischen Folgerungen mehr zeitigte. Die Schlacht bei Kannä lehrt, daß Siege und Niederlagen nicht aus sich

wirken, sondern an dem Verhalten der Sieger und der Geschlagenen geprüft werden müssen. Als die Römer sich nicht mehr leichtfertig stellten und wieder Manöver, Märsche und Gegenmärsche, Überfälle und Belagerungen in den Vordergrund traten, wurde der Zweite Punische Krieg auf dem Schauplatz, den Hannibal zum Hauptschauplatz erkoren, zu einem Geduldspiel von ermüdender Länge. Als Ganzes genommen aber blieb der Krieg auf entscheidende Schläge gerichtet. Diese mußten jetzt von beiden Seiten vor allem in Spanien und gegebenenfalls im zisalpinischen Gallien und in Afrika ausgeteilt werden.

Hannibal hat den Römern in Mittel- und Süditalien noch 14 Jahre die Spitze geboten und sie das Gesetz des im Felde Überlegenen fühlen lassen, aber der Abfall der italischen Völker von Rom gedieh nicht mehr weiter, nachdem der Schrecken von Kannä sich verloren hatte, und die Entscheidung lag in eben dieser Unentschiedenheit des Kriegsspiels beschlossen. Als die Römer in Spanien die Oberhand gewannen und die Entsatzarmeen der Barkiden in Italien vernichtend geschlagen wurden, bevor sie ihre Vereinigung mit Hannibal vollziehen konnten, stand Hannibal, als Kondottiere unbesiegt, im Felde verlassen. Und als Karthago sich nicht einmal mehr stark genug zeigte, sein afrikanisches Reich selbst zu verteidigen, sondern seinen Feldherrn heimrief, damit er dem jüngeren Scipio die Spitze biete, der glücklicher als Regulus schon Karthago selbst bedrohte, da nahm der hochgespannte Feldzug in Italien ein tragisches Ende. Unbesiegt und ungebrochen verließ der Feldherr sein Siegesfeld. Aber er wußte besser als alle, daß mit diesem Abgang die ganze Siegesernte in Flammen aufging. Als er vor dem Abzug bei Kroton an geheiligter Stätte ein Verzeichnis seiner Taten anbringen ließ, setzte er sich selbst das erschütterndste Epitaph.

Unweit von Zama ist dann die letzte große Schlacht geschlagen worden. Der Angriffskrieg Hannibals war zum Verteidigungskrieg Karthagos geworden. Die Schale neigte sich zugunsten des römischen Volkes, das seine Volkskraft und seine Hilfsmittel bis zum letzten Mann und zum letzten Silbertaler ausschöpfte, aber der Krieg als Phänomen bewahrte immer noch seine dämonische Wandlungsfähigkeit. Kannä war eine Vernichtungsschlacht ohne Entscheidung

gewesen, nun kam es zur Entscheidungsschlacht schlechthin. Hannibal führte Karthagos letzte Armee ins Feld, Scipio befehligte Roms neuestes Aufgebot. Scipio hatte dieses nach der Eroberung Spaniens in Sizilien angemustert und kühn nach Afrika hinübergeführt. Römische Legionen überall! In Spanien, in Illyrien, in Italien, in Afrika — Roms Volkskraft und seine staatliche Macht hatten alles in Bewegung gebracht, was fechten konnte; 17jährige Jünglinge, Freigelassene, narbenbedeckte Veteranen und landfremde Söldner lagen im Feld; aber ihre Zahl ging in die Hunderttausende. Der König von Mazedonien war in Illyrien geschlagen worden, die beiden Entsatzarmeen, die die Barkiden ihrem Feldherrn und Bruder zugeführt hatten, lagen in Italien begraben, Spanien hatte zwar zwei Scipionen den Untergang gebracht, aber nun stand der dritte auf afrikanischem Boden und hatte schon Numidien zum Aufstand gestachelt — es gab nur noch diese eine Schlacht.

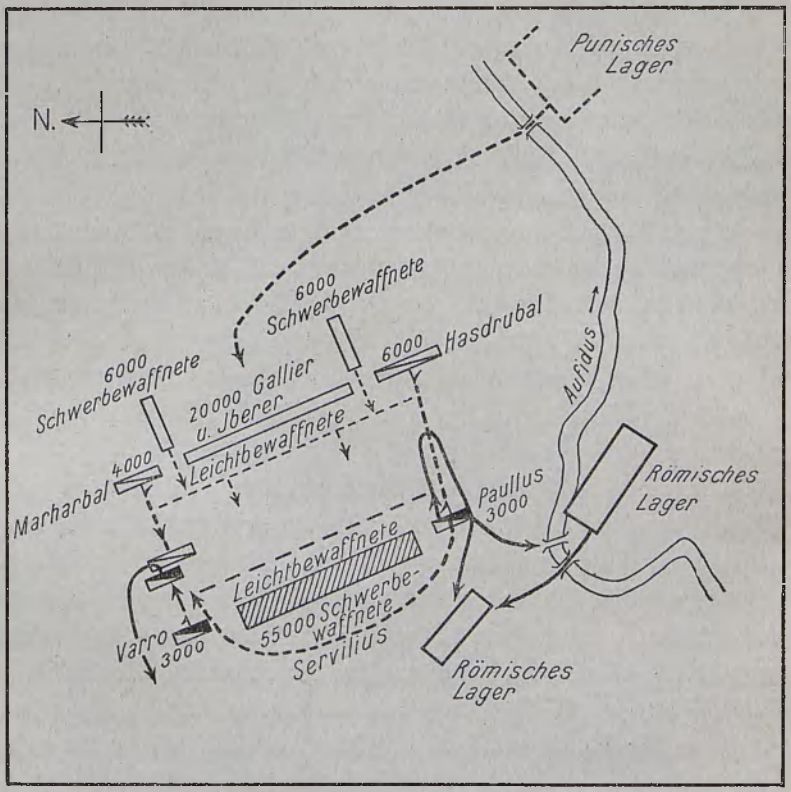
Und doch stand, von Hannibal aus gesehen, diese Schlacht noch im Rahmen einer strategischen Konzeption von unverkennbarer Größe. Sie war kein isolierter Akt, vereinsamt nur der Feldherr, der dies Stratagem erdacht. Er wußte, daß die Götter sich abgewendet hatten. Karthago hatte schon einen Verzichtfrieden angeboten, und um ihn her lauerte Verrat. Doch das war kein Grund, sich dem Schicksal zu versagen. Als der Feind sich stellte, schritt der Feldherr, der mit 44 Jahren im Feld ergraut war, entschlossen zur Schlacht. Sie war nicht nur vorbedacht, sondern erscheint auch aus einem Feldzug abgeleitet, der beide Gegner in voller Bewegung sah. Sie rückten, Scipio von Utika, Hannibal von Hadrumetum aus landeinwärts und begegneten sich westlich von Zama. Keiner war gesonnen, sich rückwärts zu konzentrieren, um der Entscheidung auszuweichen. Da Scipio von Westen, Hannibal von Osten anrückte, kam es zu einer Schlacht mit verwandter Front. Die Erinnerung an Kannä wird lebendig. Zwei Schlachten stellen sich uns in einer Schau: Kannä und Zama. Die Meisterung der Schlacht vom Standpunkt des alles bedenkenden, ordnenden und beseelenden Feldherrn wird in Sieg und Niederlage sichtbar gemacht. Nicht die Fortschritte in der Taktik und im Gebrauch der Waffengattungen, sondern die Planung als geistiges Prinzip der Kriegführung, die Beseelung der dämonischen Vorgänge und die

Charaktergröße des dort siegreichen, hier geschlagenen Feldherrn rücken ins Licht. Der Krieg in seiner konzentriertesten Form wird Gestalt und schöpft die Schlacht bis auf die Neige aus. Der griechisch gebildete, listenreiche Punier stand nicht mehr einem braven römischen Bürgergeneral gegenüber, sondern sah einen Feldherrn vor sich, der selbst auf der Höhe der Zeit stand, Kannä liegt weit dahinten, aber man muß von ihm ausgehen, um Zama ganz zu verstehen.

*

Die Schlacht bei Kannä ist von dem Grafen Schlieffen auf die kürzeste Formel gebracht worden. Er hat in ihr die Umfassungsschlacht erkannt, die mit dem Siege einer Minderheit endete und durch das gegenseitige, auf Umfassung hier und Durchbruch dort berechnete Verfahren so eindeutig bestimmt worden sei, daß sie als ewig gültiges Musterbeispiel in der Kriegsgeschichte vermerkt werden müsse. Die Schlacht bei Kannä bezeichnet den Gipfelpunkt der strategischen Offensive Hannibals, bei Zama liefert er nur noch eine Offensivschlacht. Wir lassen Kannä hier den Vortritt. Die Römer haben in der Ebene Kampaniens zwei feste Lager aufgeschlagen, aus denen sie, 70—80000 Mann stark, mit der Front nach Westen aufmarschieren. Hannibal nimmt die Schlacht mit 50—60000 Mann an. Die Römer sind die Angreifer. Der mit dem Oberbefehl betraute Konsul Terrentius Varro erblickte das Heil in einer Tiefenaufstellung seiner überlegenen Hoplitenmasse. Er läßt sie dicht aufgeschlossen in einer Frontbreite von 1500 bis 1600 Mann, 36 Glieder tief zum Stoß antreten und steift sie hinten durch Triarierkompanien ab. Schließen sich die Intervalle zur rechten Zeit, so wohnt dieser Masse eine ungeheure Stoßkraft inne. Die Reiterei deckt in zwei Haufen zu je 3000 Mann die freistehenden Flügel. Hannibal nimmt die Frontbreite des Gegners an, der ihm durch die enge Aufstellung entgegengekommen ist, und stellt auf dieser Breite 20000 Iberer und Gallier, 12 Glieder tief, dahinter aber, nach den Flügeln zu massiert, je 6000 seiner Veteranen auf. Die schwere Reiterei kommt auf den linken Flügel, rechts finden die Numidier als leichte Reiter ihren Platz. Das leichtbewaffnete Fußvolk fällt auf beiden Seiten außer Betracht.

Es ist ein heißer Sommertag mit südwestlichen Winden. Noch vor Mittag prallen die Massen aufeinander. Es gibt kein geschlosseneres, übersichtlicheres Schlachtfeld als das von Kannä. Noch einmal wandelt die Phalanx, zur Zitadelle gestaltet, über das Feld. Der Römer hat sie als ein Rechteck von 1600 Mann Frontbreite und 36 Mann



Schlacht bei Kannä 216 v. Chr.

Tiefe entwickelt und bringt alle Intervalle des ersten und zweiten Treffens bei dem Vormarsch zum Verschwinden, während die Triarier nachdrücken. Hannibal hat die Phalanx noch flacher gehalten, als das Zahlenverhältnis erforderte, ihr aber zwei tiefgehaltene Flügelkolonnen mitgegeben, die an die einseitig vorgenommene Flügelstützung durch Epaminondas erinnern. Masse gegen Masse sind

die Römer weit im Vorteil, und ihr Sieg wäre gewiß, wenn sie den Stoß mit voller Kraft durchführen und die feindliche Front aufsprengen und auseinanderwerfen könnten. Ihr ganzes Kalkül erschöpft sich in dieser Vorstellung. Es beruht auf einer Vereinfachung des Schlachtgedankens, der auf die intensive Ausnützung der zahlenmäßigen Übermacht zurückgeht. Hannibals Schlachtordnung ist nicht auf eine einfache Vorbewegung der Masse berechnet. Er will den Stoß auffangen und gegen Flanken und Rücken des Gegners zu wirken suchen. Sein Schlachtgedanke erschöpft sich also nicht in der Aufstellung, die schon auf überraschende Gegenwirkung aufgebaut ist, sondern gewinnt erst Leben und Gestalt, wenn die Massen schon aufeinander losgegangen sind. Die Schlacht wird entwickelt, nicht vorweg festgelegt. In den Veteranenstaffeln Hannibals lauert schon die Ausscheidung einer Schlachtreserve, und in dem Vorführen der schweren Kavallerie als Angriffsflügel kommt ein Stratagem Alexanders des Großen zu höherer Entwicklung. Dadurch ist die Schlacht, die wir uns hier nur bereinigt und auf die Theorie zurückgebildet vorstellen dürfen, zu ihrer beispielhaft wirkenden Fassung gekommen.

Während die Fronten aufeinanderprallten und Gallier und Iberer, von dem Stoß der Legionäre schwer getroffen, rückwärts gleitend mühsam rangen, warf sich der Reitergeneral Hasdrubal auf die römische Ritterschaft und sprengte sie in blutigem Gefecht auseinander, umritt dann das wandelnde Rechteck der Legionäre, vertrieb die römischen Peltasten, fiel der römischen Reiterei des linken Flügels, die schon von den Numidiern in Atem gehalten wurde, in die Flanke und fegte auch hier das Feld. Als er die rasch gesammelte Masse seiner 10000 Pferde der römischen Phalanx in den Rücken führte, schwenkten die Triarier so gut es ging kehrt, um eine Abwehrfront zu bilden. So kam die „wandelnde Zitadelle" zum Halten. Doch damit war es nicht getan; schon waren Hannibals Veteranenstaffeln rechts und links übergequollen, um gegen die Flanken der 36gliedrigen Phalanx einzuschwenken. Hannibal verließ den Standort, den er dicht hinter seinem gefährdeten Zentrum eingenommen hatte, übergab seinem Bruder Mago den Oberbefehl über die Hopliten, und umjagte befehlend und mahnend das mächtige

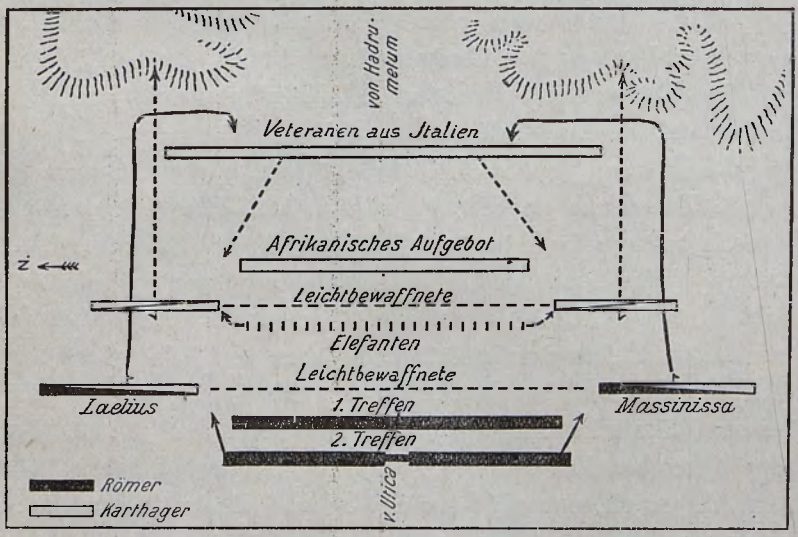
Schlachtgeviert, um die Umfassung zur Vernichtung des Feindes zu gestalten. Außen standen die Seinen, innen die Römer. Die Rollen waren vertauscht. Der Angreifer focht, unfähig zu manövrieren, in der Verteidigung festgebannt. Die Römer standen hilflos zusammengepfercht, den Wurfspießen der Reiterei, den Schleuderkugeln der Peltasten, den Hiebwaffen der Kelten und dem spanischen Kurzschwert der Veteranen in der Verstrickung preisgegeben. Sie wehrten sich nur noch um ihr Leben. Darin verkrampfte sich ihr unerschrockener Widerstand. Die Schlacht war daher für Hannibal gewonnen, aber noch nicht zu Ende. Deshalb trieb er ohne Unterlaß zum Kampf und rief als Racheengel zur Vernichtung des Feindes auf. Die Römer haben in diesem „Massaker" mehr als die Hälfte ihrer Stärke auf dem Schlachtfeld gelassen.

Schlieffen hat zu der Schlacht bei Kannä eine mit Ironie gewürzte Bemerkung gemacht, die alles in drei Sätze faßt, was die Theorie dazu zu sagen hat. Er schreibt: „Eine vollkommene Vernichtungsschlacht war geschlagen, bewunderungswürdig besonders dadurch, daß sie allen Theorien zum Trotz mit einer Minderheit gewonnen war. ‚Konzentrisches Wirken gegen den Feind ziemt dem Schwächeren nicht', hat Clausewitz, ‚der Schwächere darf nicht auf beiden Flügeln zugleich umgehen', hat Napoleon gelehrt. Der schwächere Hannibal hat aber, wenn auch unziemlicherweise, konzentrisch gewirkt, und nicht nur auf beiden Flügeln, sondern sogar gegen den Rücken des Feindes umgangen."

Kannä ist nicht nur ein Vorbild, sondern auch ein Begriff geworden. Deshalb wirkt es in dieser ganz auf Absicht und Erfolg bezogenen Analyse beinahe unnatürlich. —

Und nun die 14 Jahre später geschlagene Schlacht bei Zama als Gegenstück, das bei näherer Betrachtung schattenhaft schon aus der Anlage der Schlacht bei Kannä hervortritt, aber ebenfalls zu bestimmt in die Form gegossen worden ist, um noch als Wirklichkeitsbild vor uns zu erscheinen! Wiederum dehnt sich das Blachfeld zu geordneter Schlacht. Wiederum marschiert hüben und drüben das schwere Fußvolk zum schwersten aller Kämpfe, dem Zusammenprall der Phalangen, auf. Wiederum fechten die Reiter auf den Flügeln, schwärmen die Peltasten vor der Front zum Vor-

gefecht aus. Hannibal hat bei Zama noch eine Anzahl Elefanten vorgeführt, aber sie sind der eigentlichen Infanterieschlacht entzogen worden und nur zu einer Nebenrolle gekommen. Beide Armeen unterscheiden sich wesentlich von denen, die bei Kannä fochten. Bei Kannä focht das durchgebildete römische Bürgerheer gegen Hannibals Berufsarmee und die ihm zugewachsenen Söldner; bei Zama trat ein römisches Heer in den Kampf, das längst zu einer Berufsarmee geworden war und nun durch Söldner und Verbündete unterstützt



Schlacht bei Zama 202 v. Chr.

wurde, während Hannibal karthagische Bürgermilizen hatte aufnehmen müssen, um seine Veteranen nicht allein zu lassen. Der seelische Antrieb war auf beiden Seiten gleich groß, das Kräfteverhältnis anders zusammengesetzt, aber nicht entscheidend zuungunsten eines der beiden Gegner betont. Und doch war's Ironie des Schicksals, daß der Römer diesmal weniger Fußvolk und viel mehr Reiter vorführte als der Punier. Der Punier sah sich in der Entscheidungsschlacht und auf seinem eigenen Boden seiner überlegenen Kavallerie durch das Hinschwinden seiner schweren Reiterei und den Abfall eines Teils der Numidier beraubt. Das ist ihm zum Verhängnis geworden.

Hannibal hat seine Infanterie in zwei voneinander abgesetzten Treffen aufmarschieren lassen. Im ersten fochten in zwei hintereinander aufgestellten Linien die Bürgerhopliten, im zweiten standen seine Veteranen. Der Abstand der beiden Treffen soll so groß gewesen sein, daß beim Aufmarsch 2—300 Schritt freies Feld zwischen ihnen lag. Delbrück hat sich für 300 Schritt entschieden und Polybius dafür in Anspruch genommen. Scipio hat dieser Aufstellung ein Paroli geboten, indem er ebenfalls in zwei voneinander abgesetzten Treffen aufrückte und die Front in die Breite entfaltete, um je nach den Umständen zu verfahren. Die Schlachtleitung wird also von beiden Seiten auf das Prinzip der Beweglichkeit in der Schlacht und der Verschiebbarkeit des Schwergewichts während der Schlacht gegründet. Das ergab ungeahnte Möglichkeiten.

Die Schlacht entbrannte nach kurzem Vorgefecht, in dem die Elefanten den punischen Peltasten nur geringen Beistand leisten konnten und bald das Feld verließen, im Zentrum und auf den Flügeln. Hannibals schwächere Reiterei wurde nach wilden Gefechten geworfen und zog den Verfolger hinter sich her. Nun focht hüben und drüben das Fußvolk allein. Die Vordertreffen wälzten sich unter dem stärkern Druck der römischen Phalanx auf Hannibal zu. Als die Verstrickung der Vordertreffen zum Gewühl wurde und von der Reiterei nur noch abziehendes Staubgewölk Kunde gab, ersah Hannibals Feldherrnblick den Augenblick und warf die Veteranen zur Umfassung nach vorn. Da geschah etwas Unerwartetes: Scipio tat das gleiche. So kam es zu einer zweiseitigen Verlängerung der Schlachtlinie. Die Infanterieschlacht wurde zum Abringen der Kräfte in breitentfalteter Front. Da schwoll das Staubgewölk in der Ferne wieder dichter, kam, auf das Schlachtfeld zurückgeholt, die Kavallerie Scipios angesprengt und warf sich in den Rücken der verzweifelt fechtenden Karthager. Wie bei Kannä entschied auch hier der Rückenangriff über die Schlacht. Nicht in ein Karree zusammengedrängt, aber in Front und Rücken angegriffen und von einem mit allen Künsten des Handgemenges vertrauten Gegner gepackt, fochten Hannibals Truppen, bis die Front zersprang, und nichts blieb als beschleunigter Rückzug, der sich bald als Flucht über das verlorene Feld wälzte. Nur einzelne, fest zusammenhaltende Truppenteile ent-

rannen ungestraft. Hannibal hatte seine letzte Schlacht geschlagen, und er hatte sie verloren. Er rettete sich und die Trümmer seines Heeres nach Hadrumetum und riet zum Friedensschluß. In diesem ist auf alles verzichtet worden, was Karthagos Großmacht ausgemacht hatte; aber er ist noch unter den Waffen zustande gekommen.

Kein Feldherr hat Grund, auf seine letzte Schlacht mit beruhigterem Gewissen zurückzublicken als Hannibal. Der Schlachtenmeister hatte die Schlacht bis zum letzten Augenblick in der Schwebe gehalten. Der General, der ihn bezwang, selbst ein Feldherr von großen Gaben, hätte keinen ehrenvolleren Sieg erfechten können. Napoleon sagt einmal: „Man muß die Taktik alle zehn Jahre wechseln, wenn man die Überlegenheit bewahren will." Das ist zwischen Kannä und Zama geschehen, aber da der Römer diesmal den Wechsel mitmachte und das Stratagem des Gegners erriet, verlor sich die Überlegenheit ins Zufällige. Damit ist aber nicht gesagt, daß dieser Wechsel nicht richtig oder nicht nötig gewesen wäre. Was sich zwischen Kannä und Zama vollzogen hat, war viel mehr als ein Wechsel der Taktik. Es war eine Entwicklung, die sich auf vorbereiteter Grundlage vollzog und das, was bei Kannä in der Schlacht erprobt worden war, auf das ganze Kriegsverhältnis übertrug. Als Scipio Gleiches mit Gleichem vergalt, ist die Infanterieschlacht zur Parallelschlacht zurückgebildet worden, in der selbst die neubegründete Treffentaktik verlorenging. Der Zweikampf zwischen Rom und Karthago wurde über alle Kriegskunst hinweg im Abringen der Kräfte entschieden. Vielleicht ist das das Geheimnis letzter Schlachten.

*

Rom hatte gesiegt. Es war um das Jahr 200 vor Christi Geburt im westlichen Becken des Mittelmeeres über alle Küstenländer und Inseln Herr geworden, die der nördlichen Hemisphäre angehörten. Karthago war kein Gegner mehr, der den Krieg anrufen konnte, um der römischen Obmacht gefährlich zu werden. Auch seine wirtschaftliche Hegemonie war gebrochen. Der Krieg war als Kraft- und Machtprobe zugunsten des stärkeren Volkstums und der gefestigteren Staatsgewalt ausgefallen. Er hatte aber auch die Kriegs-

verfassung der römischen Republik umgewandelt. Bürgerheere, von Magistraten befehligt, hatten ihn durchgehalten, aber eine von einem Feldherrn geführte, völlig militarisierte Armee hatte ihn gewonnen. Das Phänomen Krieg beherrschte fortan die Perspektive so sehr, daß die Ausbreitung der römischen Macht sich rascher vollzog, als die Überanstrengung der römischen Volkskraft im Zweiten Punischen Krieg voraussehen ließ. Aus einem Regierungsprinzip war ein Zwang geworden, der über allen Prinzipien stand. Rom hatte keine Wahl mehr. Es konnte sich nicht auf der erreichten Machtstufe behaupten, wenn es sie nicht überschritt, und es war nie kriegsbereiter als nach diesem Kriege, der das Letzte aus ihm herausgeholt hatte.

Die Römer waren mit einer Bewaffnung und einer Taktik aus dem Kriege hervorgegangen, die sich erst im Kriege selbst gebildet hatten. Niederlagen sind aufgeklärtere und härtere Lehrmeister als siegreich durchgefochtene Schlachten. Was die karthagische Kriegskunst an orientalischen, spätmazedonischen und barbarischen Bestandteilen in sich aufgenommen hatte, war im Felde nachgeprüft und angenommen oder verworfen worden, ohne daß die Grundlagen der römischen Kriegsfertigkeit dadurch verrückt worden wären. Die Legion focht jetzt mit dem Pilum als Wurfspieß, der auf kurze Entfernung geschleudert Verderben säte, und ging dann dem Gegner mit dem spanischen Kurzschwert zu Leibe. Sie war noch ein Truppenkörper, der von sozialer Gliederung so viel ahnen ließ, daß er als ein Organ erschien, das aus sich selbst lebte, aber sie gab sich nicht mehr als Bürgeraufgebot zu erkennen, sondern war zu militärischem Eigenleben gekommen. Der Bürger war zum Krieger, der Vorgesetzte zum Offizier und der Führer war zum General geworden. P. Cornelius Scipio Africanus war, wenn auch nicht dem Namen und der Bestallung nach, der erste Imperator im Felde und als solcher etwas anderes als der bürgerliche Diktator, den man in verzweifelter Lage gewählt hatte, um den Oberbefehl für kurze Zeit in eine Hand zu geben. Es ist nicht gelungen, diese vom Kriege selbst gebildete Kriegsverfassung aufrechtzuerhalten, aber man wußte nun, daß der Krieg sich in verzweifelter Lage seine Verfassung selbst gab, wenn anders er gewonnen werden sollte. Rom war kein Militärstaat, sondern ein militarisierter Bürgerstaat, und der Krieg legte ihm nun als Be-

wahrer und Förderer der zur Vorherrschaft drängenden staatlichen Macht das Gesetz auf. Karthago war geschlagen, aber noch nicht zerstört, der Besitz Spaniens und die Sicherstellung der römischen Macht in Oberitalien noch nicht gewährleistet, aber alles war schon auf eine Hinausrückung der Festlandsgrenzen zugeschnitten. Es gab kein Halten mehr, denn wer das Mittelmeer beherrschen wollte, durfte nicht mit einer Zweiteilung sich bescheiden, die als solche nicht einseitig festgestellt werden konnte. Da der Zweite Punische Krieg die Römer schon über Illyrien hinweg mit Mazedonien verfeindet hatte, fielen hier, politisch gesehen, die ersten Entscheidungen, militärisch betrachtet, die letzten Schläge, die den mediterranischen Machtkreis, so weit er im Osten noch auf okzidentaler Grundlage ruhte, in eine Hand lieferten.

Noch einmal traten Gegner verschiedener Fechtweise an. Diesmal aber Gegner, die sich rassisch näherstanden und beide eine militärische Tradition von eigenem Gepräge entwickelt hatten. Die reformierte Legion und die neuaufgekommene Treffentaktik werden an der bis zur letzten Möglichkeit durchgebildeten Phalangentaktik der Sarissenträger gemessen; das Prinzip tunlichster Auflockerung und das Prinzip tunlichster Versteifung des Schlachtkörpers werden aneinander geprüft. Aber so nahe der Schluß liegt, daß höhere Beweglichkeit gegenüber erhöhter Starrheit den Vorzug verdiene, sofern sie sich als Manöver Geltung verschaffen kann, die Schlachten bei Kynoskephalä und Pydna haben darüber nicht entschieden. Sie sind als Begegnungsgefechte entstanden und aus der Begegnung heraus in Gang gekommen. Bei Kynoskephalä ließ Philipp V. von Mazedonien sich verleiten, die Schlacht im Hügelland anzunehmen, bevor die Phalanx vollständig aufmarschiert war. Er führte den rechten Flügel an den Feind, bevor der linke Tritt gefaßt hatte, drängte den linken Flügel der Römer zurück, verlor aber darüber den eigenen linken Flügel aus der Hand und sah diesen durch Geländehindernisse aus der Ordnung gebracht. Als der Feind ihn mit Elefanten und Legionären anfiel, zerbrach die aus dem Tritt gekommene Phalanx und wurde im Nahkampf aufgerieben. Damit war der Sieg der Legionen entschieden, denn der Einbruch in die aufgesprungene Flanke des ersten Schlachthaufens

ließ nicht auf sich warten. Ein paar Manipel wurden herumgeworfen und brachen sich Bahn. Dadurch wurde auch der schon zum Einstechen gekommene rechte Flügel Philipps aufgerissen und geworfen. Auch bei Pydna, wo Philipps Sohn Perseus als letzter Antigonide focht, raffte der Römer den Sieg an sich, weil die Sarissenträger im Gelände in Unordnung gerieten. Und doch muß der Anblick furchtbar gewesen sein, als die Phalanx als starrender Lanzenwald das Schlachtfeld betrat. Lucius Ämilius Paullus, der Konsul und Sieger, hat das selbst bezeugt. Mit ihr zerbrach aber nicht das Prinzip, sondern es wurde nur die Überspitzung gestraft, die man diesem hatte angedeihen lassen. So hat auch diesmal noch Phalanx gegen Phalanx gekämpft, und der beweglicheren, in sich teilbaren, ist der Sieg geblieben. Das Schlachtbild erscheint wieder einmal auf einfachere Formen zurückgebildet, wie es oft geschieht, wenn auf der einen Seite die Tradition erstarrt und auf der andern Neues noch nicht Gesetz geworden ist.

*

Es ist nicht unsere Aufgabe, die Kriegstaten der Römer zu verfolgen. Mit der Gegenüberstellung der aus dem Zweiten Punischen Kriege hervorgegangenen Legionen und der letzten mazedonischen Phalangen ist der Punkt erreicht, wo die antike Kriegführung zur römischen wird. Daß Mithridates und Antiochus der Große zum Kampf antraten und so viele kleine Kriege rings um das Mittelmeer auch zum Austrag kamen, bis Roms mediterranisches Reich sich rundete, all das tut nichts zur Sache. Der Krieg als solcher hat um die Mitte des 2. Jahrhunderts römische Haltung angenommen. In Glück und Unglück wird er fortan nicht müde, sich als die alles beherrschende Erscheinung vorzustellen, und es gibt keine Sicherheit als die von ihm her bestimmte. Er hat sich, mit der Zivilisation fortschreitend, zum Hüter des staatlichen Lebens entwickelt und dabei nichts von seiner Dämonie eingebüßt. Er ist der Träger der von Rom ausgehenden Weltherrschaft. Diese ist noch lange nicht zur Beherrschung der ganzen Ökumene gelangt, aber sie darf nicht aufhören, diese zu erstreben, da der Krieg als Pazifikator erst dann

gesättigt ist, wenn alle Errungenschaften in einem Reiche gebettet liegen und es nichts mehr zu erobern, also auch nichts mehr zu befrieden gibt, außer dem Imperium selbst, das die Grenzen der Welt von sich aus bestimmt. An diesem universalen, an sich unerfüllbaren Anspruch und der daraus erwachsenden Aufgabe ist der Krieg zuerst von den Römern geprüft worden. Er hat diese Prüfung bestanden. Die Pax Romana war auf die Beherrschung des Krieges gegründet, der damit in seine Funktion als Pazifikator eingesetzt wurde. Der Friede blieb an die Unteilbarkeit und die Alles-Erfassung des Reiches geknüpft.

*

Das römische Kriegswesen hat sich im 2. Jahrhundert vor Christi Geburt im Gegensatz zu der bürgerlichen Verfassung und doch aus ihr zu einem rein militärischen Gebilde entwickelt. Diese Entwicklung ist in der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts zum Abschluß gekommen. Als Marius den Oberbefehl und volle Gewalt über die Armeen erhielt, die den Zimbernschrecken von Rom abwenden sollten, nahm die römische Kriegführung imperiale Gestalt an. Da galt nur noch der Soldat. War doch Marius selbst nichts anderes als ein glückhafter Soldat, der den Marschallstab im Tornister mitgeführt hatte. Rom, Italien und die Mittelmeerwelt stehen vor der ersten großen Invasion aus dem Norden. Was in vor- und frühgeschichtlichen Zeiten an Wanderungen über die drei südlichen Halbinseln Europas hingegangen ist, steht hier nicht in Frage. Aber seit die Kelten seßhaft geworden sind und sich dem Römer gebeugt haben, um allmählich ins Römische Reich hineinzuwachsen, hatte kein barbarischer Landsucher mehr die Tore der besonnten Welt aufgestoßen. Blicken wir auf die vorderasiatische Welt zurück, wo die Flutwellen fernher wirkender Völkerbewegungen sich immer wieder heranwälzten, bis die nächstliegenden Grenzvölker von der Erde abgehoben wurden und die Sonnenländer überschwemmten, so erhalten diese Invasionen ein vertrautes Gesicht. Noch liegt das Festland Europas hinter den hohen Gebirgsmauern der Alpen verschattet, aber der Aufbruch der Zimbern und Teutonen läßt doch schon Vorgänge ahnen, die dem Römischen Reiche kriegerische Völker von

einer bisher unbekannten Stoßkraft nahebringen. Mit den Zimbern hatte sich eine Flutwelle nordischen Blutes über die herzynischen Wälder gen Süden Bahn gebrochen. Sie verlief sich nicht in den Keltengauen, die auf dem rechten Ufer des Rheins, am linken Ufer der Donau und in den Voralpen gebettet lagen, sondern riß auch dort Landsucher und unruhiges Volk von der ungastlichen Erde los, um mit ihnen die Fernfahrt fortzusetzen. Als Marius zum Oberbefehl berufen wurde, lagen zwei konsularische Armeen in den Ostalpen und am Rhonestrand gefällt. Die Sieger sind nicht in Italien einmarschiert, aber die Flut hat sich an den römischen Armeen nicht gebrochen, sondern nur gestoßen, um launisch gen Westen abzudrehen. Kehrt sie mit verstärkter Gewalt zurück und fordert Einlaß in die mediterranische Welt, so wird die Römische Republik zu schwerstem Kampfe geladen. In dieser Voraussicht hat Marius die Werbetrommel rühren lassen, um ein Heer aufzustellen und in Bewegung zu setzen, das solchem Anprall die Spitze bieten konnte, ohne zerschlagen zu werden.

Die Germanen treten als Krieger in die Weltgeschichte ein. Das barbarische Kriegertum des Nordens meldet seine Ansprüche auf die Männererde an. Mit ihm kommt noch einmal eine Kriegführung zu Ehren, die noch nichts von Flügel- und Umfassungsschlachten, von verfeinerter Manipeltaktik und der Verwendung verschiedener, aufeinander abgestimmter Waffengattungen weiß. Sie bringt etwas Elementareres ins Bild zurück, denn sie wurzelt wie keine zweite in der Selbsthingabe an den Krieg als den natürlichsten Beruf des freien Mannes. Noch ist diesen in Kampf und Not am Rande der Welt aufgewachsenen Völkerschaften nur die Aufstellung im Stammes- und Sippenverband geläufig; noch sind sie, abgesehen von den an der Spitze der Keile fechtenden Vorkämpfern, um Schutzwaffen, wie Helm und Panzer, verlegen; noch liegt ihre ganze Kraft in dem Ansturm der mehr oder weniger gebundenen Masse, die die Vorkämpfer opfert, um über ihre Leichen in den Speer- und Schildwall besonnen kämpfender Phalangen oder kunstvoll in Treffen und Staffeln manövrierender Legionen einzubrechen, aber schon ist in ihnen ein kriegerisches Hochgefühl lebendig, das den Tod auf dem Schlachtfeld über den Strohtod stellt und damit den Krieg als

Prüfung des Manneswertes und Erfüllung eines kämpferischen Daseins begreift. Das ist, auf den Urzustand zurückgeführt und von der Landsuche aus gesehen, nichts anderes, nichts Neues, aber in dieser Unbekümmertheit und Erfülltheit etwas so Gewaltiges, daß dem durch hundert Kriege gegangenen und in ihnen zur Herrschaft über die Kulturgebiete der abendländischen Welt gekommenen Römer der Atem stockte.

*

Das römische Heerwesen hatte eine Erneuerung dringend nötig, als Rom sich zur Festigung seiner Vorherrschaft in einen Kampf mit Gegnern verstrickt sah, denen es keine andere Magie entgegensetzen konnte als die Gewalt der Waffen. Diese durfte nicht noch einmal versagen. Rom war nach der Angliederung Mazedoniens, Griechenlands und Spaniens, der Zerstörung Karthagos und der Beerbung der Attaliden seines Reiches als eines Weltreiches noch nicht so sicher, daß es Norditalien vorübergehend preisgeben konnte. Es hatte zwar bezeichnenderweise schon die Provinzen „Afrika" und „Asia" gebildet, aber wieder waren diese Eroberungen nicht ohne Niederlagen vor sich gegangen. Der Zimbernschrecken war eine letzte Mahnung, dem Kriege wieder zurückzuerstatten, was innere Krisen ihm an Kraft entzogen hatten. Der Rahmen der römischen Kriegstätigkeit war so weit ausgespannt worden, daß die alte Heeresordnung nicht mehr genügte, ihn völlig auszufüllen, und die Revolution der Gracchen hatte so viel unterdrücktes Leben in Bewegung gebracht, daß neue Formen gefunden werden mußten, um die Kriegstüchtigkeit und den Mannschaftsbedarf des Heeres sicherzustellen.

Rom hatte nach der Bezwingung Karthagos und Mazedoniens seinen Machtkreis durch die Einbeziehung des Küstenbogens Massilia—Narbo—Tolosa und Numidiens gen Nord- und Südwesten erweitert und zugleich die Ostalpen freigelegt, indem es bis zum Oberlaufe der Donau vorstieß. Da erschien die Armee noch wohl imstande, die Staatsaufgaben zu erfüllen, die ihr als Instrument der römischen Weltpolitik oblagen. Aber als sie dem Ansturm der Zimbern und Teutonen erlag und die neueröffnete transalpine Politik einen Zusammenbruch erlitt, der alle Grenzversetzungen im Norden Italiens

in Frage stellte, war kein Zweifel mehr, daß die zurückgebliebene römische Kriegsverfassung von der auf ihr ruhenden Last erdrückt wurde. Da erhob sich der Schrei nach einem Feldherrn, der seit dem Jahre 216 schon mehr als einmal laut geworden war, mit zwingender Gewalt und verband sich mit dem Wunsche, diesmal allen Gefahren im voraus zu begegnen. Ein großer Soldat tat not und ein Mann, der das Vertrauen des Volkes besaß. Der klügelnde, auf seine Geschlechterherrschaft bedachte Senat besann sich auf einen Ausweg. Er fand den richtigen Mann und zugleich eine Beschwörung der drohenden Verfassungskrisis, indem er Marius zum Konsul und Feldherrn wählte und beide Ämter auf eigentümliche Weise in der Schwebe hielt.

Je länger die Germanen mit ihrem Einbruch in Italien säumten, desto mehr Zeit gewann der neubestellte Heeresmeister, das Heer auf die bevorstehende Prüfung vorzubereiten. Der Senat erneuerte daher das Konsulat des Marius von Jahr zu Jahr, um eine gesetzliche Grundlage für dieses Verfahren zu schaffen, ohne die Macht aus der Hand zu geben. Marius hat als erfahrener Truppenführer ganze Arbeit getan. Er hat eine Aufgabe gelöst, über deren Umfang und Entwicklung noch Zweifel bestehen mögen, aber er hat sicherlich dem Kriege gegeben, was des Krieges ist. War der Krieg ein Mittel der Politik und, wie Rüstow sich ausdrückt, ein Mittel zur Erreichung des Staatszwecks, so mußte auch zweckbewußt gehandelt werden. Die Mariussche Heeresreform ist von der Fragwürdigkeit der sozialen Verhältnisse ausgegangen, die von den Gracchen erkannt worden war und in Revolution und Reaktion zu großen Um- und Rückwälzungen geführt hatte. Es handelte sich um eine Krisis, die aus der fortschreitenden Diskrepanz der zivilen Rechte und Verpflichtungen und der militärischen Belange entstanden war. Sie wird hier nur von diesem Standpunkt aus betrachtet. Kriegerische Notwendigkeiten dulden keine Kompromisse. Stellt ein Staat sich auf den Grundsatz, daß der Krieg um des Staates willen Gesetz wird, das heißt, daß dem Kriege die Macht verliehen sei, das Dasein und die Größe des Staates durch einen „bewaffneten Prozeß" immer wieder neu zu erweisen, so obliegt dem Staatswesen auch die Verpflichtung, dem Kriege zu geben, was immer des Krieges ist.

Rom hatte den Kriegsdienst so hoch gestellt, daß gewisse Ämter erst verliehen werden konnten, wenn bestimmte militärische Leistungen vorlagen. Die militärische Dienstpflicht fiel nur auf Bürger, die einen gewissen Besitz ihr eigen nannten. Die Gemeinschaft der Besitzenden bildete also zugleich die Grundlage des Staates und des Heeres. Kriegspflicht war in diesem Sinne nicht nur ein Recht, sondern auch ein Vorrecht. Je volkreicher der auf Eroberung ausgehende Staat wurde und je zahlreicher zugleich die Recht- und Besitzlosen, desto schmäler wurde, an den Verhältnissen gemessen, das Grundgebiet, aus dem das Heer sich rekrutierte. Man konnte wohl für Kriege und Feldzüge noch genügend Bürgersoldaten aufbieten, aber es war weder möglich, diese jahrelang unter den Waffen zu halten, ohne ihre zivile Existenz zu gefährden, noch tunlich, Kriege in drei Erdteilen zu führen, die diese Kräfte zersplitterten. Es galt also nicht nur, den Aushebungskreis zu erweitern, sondern auch die Masse des Volkes am Kriegsdienst zu beteiligen. Das setzte die Anerkennung des militärischen Prinzips voraus und führte zu sozialen Folgerungen. Die Landverleihung an Veteranen ergab sich daraus von selbst.

Rom, das im Zweiten Punischen Krieg 18—20 Legionen im Felde gehabt hatte, war einer solchen Truppenstärke nur noch sicher, wenn die Werbetrommel gerührt und die nichtzensierte Masse des Volkes zum Waffendienst geladen wurde. Was der jüngere Scipio angestrebt und in der Gefahr auch durchgesetzt hatte, die Werbung von Freiwilligen und einen Oberbefehl, der auf die Person des Feldherrn zugeschnitten war und diesem volle Befehls- und Verfügungsgewalt zusprach, das ergab sich nun als dringende Notwendigkeit von selbst. Marius zog daraus die Folgerungen. Er warb Proletarier an, ließ die Einreihung nach Jahrgängen fallen und schuf die Truppe neu. Schon die letzten Scipionen hatten Mühe gehabt, die aus der Zucht geratenen Heere zu bücken, jetzt wurde gründlich Wandel geschaffen. Der Generalissimus wurde zum Soldatenvater. Marius, der Besieger Jugurthas, ein aus dem Volke aufgestiegener Führer, ist den Legionen als solcher erschienen. Er wußte um die Soldatenseele Bescheid und verstand es, den gemeinen Mann wie den Zenturio nach seinen Gaben zu behandeln. Der Senat ließ ihn

gewähren und erneuerte seine Vollmachten von Jahr zu Jahr, damit er das Heer in der Hand behalte und die Germanen vernichtend schlage. Dies war das Alpha und das Omega des Auftrags, vor dem alle anderen Belange zurücktraten. Zimbern und Teutonen haben das Ihre zum Erfolge dieser Maßnahmen beigetragen. Sie verweilten sich, die einen in Gallien, die andern in Spanien, und verbrachten und verprahten Jahre im Wanderkrieg, ehe sie sich wieder zum Kampfe stellten.

Als sie im Jahre 104 endlich im Felde erschienen, waren sie hochgerüstet und schon von der Zuchtlosigkeit vom Kriege lebender Raubscharen angesteckt; die Legionen aber waren umgeschaffen. Diese rückten fortan als einheitlich zusammengefaßte Truppenkörper auf, die in zehn Kohorten geteilt und, von durchgebildeten Offizieren befehligt, wohl fähig waren, Bewegungen auszuführen, die der alten Legion nicht zugemutet werden konnten. Aus dem Bürgerheer war eine Armee geworden, die im Feldherrn den gebietenden Führer sah, aus dessen Hand Lohn und Strafe fiel und der doch der Truppe als Erster im Felde und Herr über Leben und Tod enger verbunden war, als der erwählte Konsul oder ein in der Not bestellter, für kurze Frist ernannter Diktator. So wurde aus dem römischen Bürgerheer, das die Republik zur Weltherrschaft emporgetragen hatte, ein Berufsheer. Aus diesem ist dann ein Militärstand hervorgegangen, der zwar noch im Volke wurzelte, aber das militärische Prinzip über alles stellte. Nicht Söldner, wohl aber besoldete Krieger trugen fortan, vom Korpsgeist beseelt und in diesem ständig sich erneuernd, die Last der römischen Expansionspolitik. Marius verlieh ihnen als beredtes Feldzeichen den silbernen Legionsadler, der die Blitze Jupiters verwaltete und alsbald von entfalteten Schwingen zu neuen Siegen emporgetragen wurde. So ergab sich eine Wandlung des Heeres, die durch die Wandlung der sozialen Verhältnisse und die Ausbreitung der römischen Macht bedingt worden war. Darüber hinaus aber ergab sich eine Wandlung des Krieges, die diesen nicht nur wie bisher als den Vater aller Dinge, sondern auch als den Träger des Schicksals eines zur Weltherrschaft berufenen Staatsvolkes erkennen ließ. Doch wehe, wenn er sich von dieser Grundlage löste, um selbst Politik zu machen! Dann konnte es geschehen, daß

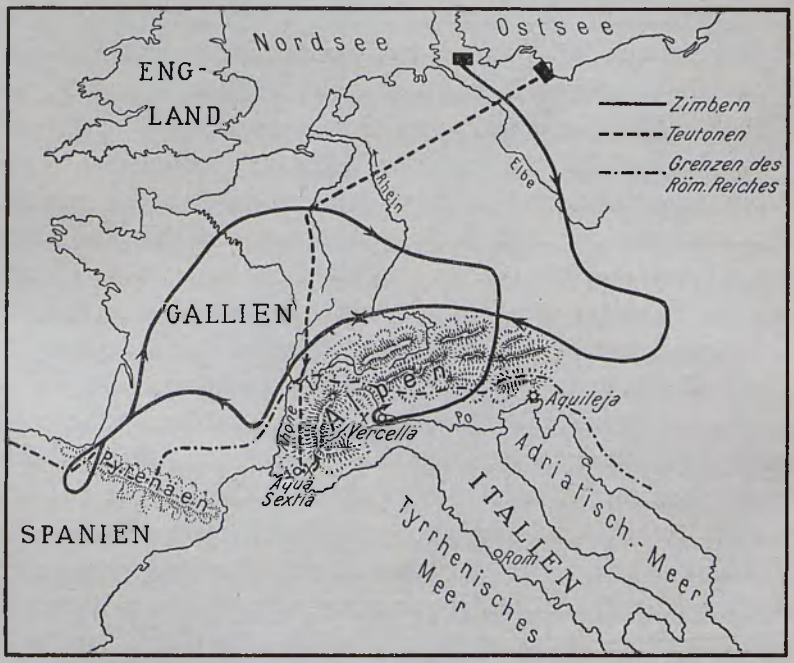
der Satz Heraklits, wonach der Krieg die einen als Götter, die andern als Menschen erweist und die einen zu Freien und die anderen zu Sklaven macht, eine Ausprägung fand, die nur noch der Militär-Monarchie Raum ließ. Doch noch war es nicht so weit, noch vollzog sich alles unter der Aufsicht und in den Formen einer wandlungsfähigen Republik, die ihr letztes Wort noch nicht gesprochen hatte.

*

Das Feldherrntum, das wir zuletzt mit Hannibal zum Gipfel steigen sahen, wird nun in einem Staate, der nicht aufhören will, Recht und Gesetz zu formen und die Welt von sich aus zu gestalten, zu einer Macht berufen, die der Krieg erst in allen seinen Ausstrahlungen erkennen läßt. Das ist etwas Neues. Nun kommt alles auf die geistige Größe des Feldherrn an, der mehr sein muß als ein glückhafter Soldat. Der Feldherr wird nicht mehr aus Siegen und Niederlagen erkannt, die immer noch und immer wieder der launischen Fortuna unterstehen, sondern als Sachwalter des Krieges und des Staates aus seiner ganzen Tätigkeit begriffen. Das ergab ganz neue Aspekte, denn es hat, wie Clausewitz als erster offen ausspricht, nie große, ausgezeichnete Feldherren beschränkten Geistes gegeben. Das Handwerk macht noch nicht den Feldherrn. Hoch über dem „Metier" erschließen sich erst die Höhen, wo die Feldherren, alles beherrschend und gelassen oder stürmisch sich bewegend, ihre Sternenbahnen ziehen.

Ein solcher Feldherr ist Gajus Marius nur bedingt gewesen. Aber er war ein Waffenmeister und ein Organisator von hohen Gaben und ein von seinem militärischen Instinkt wohlberatener, mit seinen Truppen bis aufs Blut verbundener General. Als er den Ansturm der Teutonen und Ambronen brach, die bis Spanien ausgeschweift waren und sich nun, in zwei Heerhaufen geteilt, bei Aquä Sextiä stellten, entschied nicht besondere taktische Kunst, sondern die Standfestigkeit des erneuerten römischen Heeres die Schlacht. Auch bei Vercellä, auf den Raudischen Feldern, wo die Zimbern und zugelaufene Keltengaue zur Entscheidungsschlacht antraten, war es nicht anders. Hielten die Legionen den Ansturm aus, indem sie durch

den Pilenabwurf die feindliche Front in Unordnung brachten, ehe die Germanen mit der ganzen Wucht ihrer Angriffskeile auf sie fallen konnten, so gewann die taktische Beweglichkeit der Kohorten im Gegenangriff den Sieg. Das haben Germanen und Kelten in diesen lodernden Schlachten erfahren. Sie verzehrten ihre Kraft, ohne den Sieg zu gewinnen. Aber der Endkampf der nordischen Barbaren, die lieber untergehen als von der Walstatt weichen woll-



Die Züge der Zimbern und Teutonen

ten und vor ihrem Wanderlager mit ihren Frauen bis zum bitteren Ende fochten, hat den Römern noch lang das Herz beschwert. Er hatte etwas Gigantisches an sich, und dieses Aufbäumen gegen das Schicksal ist als ein Nachhall aus fernster Zeit und Abglanz längst verschütteter Epochen in der Erinnerung der Sieger haften geblieben.

Marius hatte die Amtsgewalt, die im Konsulat verankert lag, an die Befehlsgewalt getauscht. Diese Umprägung der Begriffe hat auf dem Siegesfeld von Vercellä ihre letzte Ausprägung erhalten.

Da belohnte der Feldherr Italiker, die sich um den Ausgang der Schlacht verdient gemacht hatten, selbstherrlich mit dem römischen Bürgerrecht, statt mit diesem Vorschlag an Volk und Senat zu gelangen. Schwertgewalt schuf neues Recht. Wohl war schon im Jahre 211 aus dem Kreise der mit militärischer Gewalt ausgerüsteten Konsuln ein Feldherr mit konsularischer Gewalt erlesen worden, eine Würde, die man dem jüngeren Scipio bei seinem Abgang auf den spanischen Kriegsschauplatz zugesprochen hatte, aber das war eine Aushilfe, kein organisches Statut. Nun ist man zu einem Feldherrnamt gekommen, das über das damit verbundene Konsulat hinausgewachsen war. Aber Marius war nicht der Mann, daraus Folgerungen auf die Neugestaltung der Staatsgewalt zu ziehen. Er war zu einfach gestaltet, um sich in der Staatskrise zu behaupten, die den Bürgerkrieg hinter sich herzog, den nur ein Staatsmann beschwören konnte. Als ein glücklicherer Rivale aus altem Geschlecht den Purpur an sich raffte und die Gesetzesgewalt übte, verlor der Emporkömmling Marius nicht nur die usurpierte Gewalt über die Straße, sondern auch den Anspruch auf die Herrschaft im Felde. Sulla erneuerte die imperatorische Gewalt auf den Schlachtfeldern des Ostens, indem er Athen erstürmte und den großen Mithridates durch Bedrohung zu einem Vergleichsfrieden bewog, und machte dann den Marianischen Tumulten ein Ende. So wurde festgestellt, daß ein Titel nur so lang die Privilegien der Macht verleiht, als er selbst von Macht getragen wird. Der Krieg geht immer auf den Abruf der Kriegsgewaltigen aus. Nur das Schlachtfeld ist imstande, imperatorische Kräfte, die nicht zugleich im Volke oder in einer Krone verwurzelt sind, vor dem Abdorren zu bewahren, indem es frische Siegeskränze um die welkenden flicht.

*

Nicht die Bürgerkriege, die sich um das Jahr 90, das ist das Jahr 664 nach Gründung der Stadt, in Rom und Italien entwickelten und in die fernsten Provinzen ausstrahlten, stehen nun der Betrachtung offen. Einzig die Folgen, die sich daraus für die römische Kriegführung und die Erscheinung des Krieges selbst ergeben, fesseln

unsern Blick. Aber auch diese ziehen nur schattenhaft vorüber, denn das Wichtigste ist bereits ausgesprochen: die Erkenntnis, daß der Feldherr dem Schlachtfeld und seinem Triumph verhaftet bleibt, wenn in ihm nicht ein Staatsmann mit zur Welt gekommen ist. Marius, „der Mann der sechs Konsulate", war kein Staatsmann, ja nicht einmal ein großer Revolutionär. Er hat aber in den Bürgerkriegen auch jene Gaben vermissen lassen, die den Feldherrn groß gemacht hatten: die Beherrschung der Kräfte, die in seine Hand gegeben waren. Die große Heeresreform ist, auf ihre moralischen Vorzüge hin betrachtet, ein Opfer der Staatskrise geworden. Mommsen hat diese Entwicklung in wenigen Sätzen zusammengefaßt, in denen „der rasch fortschreitende Verfall der ehrbaren Kriegssitte und der militärischen Disziplin" gebrandmarkt wird. „Die Keime, welche die Einstellung der Proletarier in das Heer in sich trug, entwickelten sich mit erschreckender Geschwindigkeit während des demoralisierenden Insurgentenkrieges, der jeden waffenfähigen Mann ohne Unterschied zum Dienst zuzulassen nötigte und der vor allem unmittelbar in das Hauptquartier wie in das Soldatenzelt die politische Propaganda trug. Bald zeigten sich die Folgen in dem Erschlaffen aller Bande der militärischen Hierarchie." Hier wird eine Erfahrung ausgesprochen, die in der Kriegsgeschichte der Jahrtausende immer wieder aufgerührt worden ist und den Krieg in entstellender Larve zeigt. Es war aber nicht so sehr die Einstellung der Proletarier als vielmehr die Verwendung der Armee und ihrer Angehörigen im Bürgerkrieg, durch die der Verfall der Kriegssitten und der Disziplin verschuldet wurde. Es darf eben keine „Proletarier" geben. Bürger-, Seeräuber- und Sklavenkriege haben das Jahrhundert verschattet, in dem das Römische Reich die Mittelmeerwelt von den Säulen des Herakles bis zum Pontus und zum Euphrat in seinem Schoß vereinigte. Aber sie sind als soziale Erschütterungen nicht aus der Geschichte wegzudenken, so wenig sie auch im Rahmen dieser Darstellung bedeuten, die den Krieg in seiner großen Gestalt aufsucht und von seinem Wesen und den in ihm schlummernden Wandlungen Kunde gibt.

Die beiden großen Kriege, die Rom mit Mithridates austrug, und die Schlachten, die sich, von freigestaltender Phantasie

ausgeschmückt, in Kleinasien verlieren, fordern nicht zur Betrachtung heraus. Sie rufen zwar nach Sullas Abgang einen Feldherrn aus der Kulisse, der imperatorische Züge aufweist, aber auch Pompejus hat keinen Anspruch auf eine Feldherrnschaft vorbestimmender Größe. Der Krieg findet seinen Meister erst, als Gajus Julius Cäsar ihn sich dienstbar macht, um daraus das Anrecht auf die Beherrschung des Römischen Weltreichs abzuleiten. Cäsar hat den römischen Staatsgedanken in seiner vollen Majestät verkörpert und ihn von den Flecken gereinigt, die ihm seit der gierigen Eroberung der hellenistischen Welt anhafteten.

*

Der römische Staatsgedanke war so tief in der Überzeugung verwurzelt, daß die Ausbreitung der Macht an die Notwendigkeit gebunden sei, die aus Bündnisverpflichtungen oder der Selbstverteidigung hervorgingen, daß man schließlich als unfreiwillige Eroberung empfand, was eben um der Machterweiterung willen erobert und unterworfen worden war. Kein Geringerer als Cicero hat sich zum Verfechter dieser Idee gemacht. Als Rom von Straßenkämpfen widerhallte und Sulla dessenungeachtet Griechenland und Mazedonien eroberte und in Kleinasien ein Schreckensregiment aufrichtete, ist das zum Glaubenssatz geworden. Die hellenistische Welt hat sich nicht nur den römischen Waffen, sondern auch der römischen Staatsräson beugen müssen, die für alle politischen Maßnahmen einen Rechtsanspruch bereithielt. Rom erfaßte den Krieg so scharf als bewaffneten Prozeß, daß es kein anderes als römisches Recht anerkannte und, auf dieses gestützt, zur Besitznahme schritt. Die Legionen trugen dieses Recht auf der Stange vor sich her, auf der der Siegesadler horstete. Die römische Staatsphilosophie hat von Gerechtigkeit und Milde gesprochen, die römische Kriegführung aber lebte von der in ihr wirkenden Gewalt. Keine Eroberung wurde als solche anerkannt; alles ergab sich als Ausfluß einer Staatsräson, die des Staates Wohl als oberstes Gesetz bezeichnete und die Völker des Erdballs unterwarf, um sie dem römischen Staatsgedanken zu gewinnen. Der geistige Widerstand, den Rom in aller Welt fand, ist dagegen nicht aufgekommen. Die Kraft, die von Rom ausging, war

so stark, daß die Skrupellosigkeit und die Brutalität der römischen Politik durch die strenge Beobachtung der formaljuristischen Prozeduren gedeckt und gerechtfertigt erschienen. Krieg war immer römischer Krieg. Vergebens hat Mithridates die Welt des Ostens gegen die Römer, als „die Feinde der ganzen Welt", aufgerufen. Solche Beschwörungen versagten und mußten versagen, solange die römischen Waffen siegreich blieben. Selbst die Weltuntergangsstimmung, in die Cäsar hineingeboren wurde, hat Rom nicht an seiner militärischen Kraft verzweifeln lassen. Die Greuel der Bürgerkriege vermochten nicht, das römische Schwertrecht zu erschüttern. Wohl aber hoffte man nun auf einen Retter aus der Verwilderung und auf einen Friedenbringer im Innern, damit das Reich gesunde. So wurde der Krieg zu einem Halt, der alles Wankende abstützte, und die Hoffnung auf einen inneren Frieden zu einer Gewißheit, die sich an der Person eines siegreichen Imperators als Herrn über Leben und Tod emporrankte.

Als Cäsar nach dem Zepter griff, war es zunächst der siegreiche Imperator, der die Phantasie der Völker erregte. Der Heros, der sich den Krieg dienstbar gemacht hatte, ist allen, also Römern, Italikern, Hellenen, Asiaten und Barbaren, als Retter erschienen. Cäsar ist als Feldherr, also als Beherrscher des unberechenbarsten aller menschlichen Lebensverhältnisse, zu dem Hochsitz aufgestiegen, den der Staatsmann sich bereitet hatte. Der Krieg war das tragende Element, das unter den Füßen dieses römischsten Römers zu einer festen Masse zusammenschoß. Cäsars Feldzüge beherrschten, ob nach außen oder nach innen gewendet, Raum, Zeit und Gelegenheit; das sind die drei Größen, die der Krieg als nicht vorzubestimmende in die Rechnung einstellt, die er dem Feldherrn verschlossen in die Hand drückt. Die cäsarische Kriegführung schien aller Vorbehalte zu spotten, die sich hieraus ergaben. Der Krieg enthält viele unbekannte Größen; er ist im ständigen Umbau begriffen, wälzt Staubkörner vor sich her, als wögen sie Berge auf, und schleudert Hindernisse von Bergesschwere mit einem Fußtritt in die Weite — Cäsar schien sich darüber hinwegzusetzen. Es mußte also noch ein Faktor im Spiele sein, der als unbekannte Größe zu Cäsars Gunsten wirkte und von ihm mit unerhörter Kühnheit und Selbstsicherheit

gehandhabt wurde. Das „Wahrscheinlichkeitskalkül", an das der Krieg gebunden bleibt, erfährt erst durch diesen unbekannten Faktor seine volle Ausprägung. Man bezeichnet ihn gewöhnlich als Glück oder als glücklichen Zufall. Clausewitz hat dazu die Bemerkung gemacht, daß es keine menschliche Tätigkeit gebe, die so allgemein und so beständig mit dem Zufall in Berührung stehe als der Krieg und hinzugefügt: „Mit dem Zufall aber nimmt das Ungefähr und mit ihm das Glück einen großen Platz im Kriege ein." Dieses Wort stehe gerade hier mit Bedacht, denn es geht uns nun um „Cäsar und sein Glück".

*

Gajus Julius Cäsar ist als ein Jüngling von unheimlicher Selbstsicherheit und ein Verschwender von Fortunas Gnaden in das brausende, aller Beschränkungen entledigte politische Leben seiner Zeit eingetreten. Seine Abstammung verlieh ihm das Anrecht auf eine Stelle als Stabsoffizier; und das war das erste, was er sich ausbat, als er den Knabenjahren entwachsen war. Er wurde nach Asien befohlen. Dort hat er sich dank der allgemeinen Zerrüttung der hierarchischen Verhältnisse rasch durchgesetzt und als geborener „Diktator" seine bescheidene Funktion sofort zur Aufrichtung einer Befehlsgewalt benützt. Nicht Skrupellosigkeit, sondern gesteigertes Selbstgefühl verlieh ihm die Kraft, sich im Strudel zu behaupten. Als er mit 33 Jahren in die politische Laufbahn einlenkte, war das wiederum nichts anderes als divinatorische Erfassung der Gelegenheiten und scharfsinnige Erwägung der Möglichkeiten. Er war sein Leben lang ein Verschwender und hat Millionen Schulden gehäuft, bevor er noch zur Quästur als erster bürgerlicher Verdienst- und Ehrenstaffel gelangt war. Aber auch der Krieg ist ein Verschwender. Er rechnet weder mit Menschenleben noch mit Raum und Zeit, er streut nur Gelegenheiten aus und überläßt es dem, der Ungestaltetes zu gestalten vermag, in die Fülle zu greifen und daraus die Zukunft zu gewinnen.

Cäsars Anfänge werden vom Schatten des Gnäus Pompejus, des „glücklichsten Sullaners" verdunkelt, aber gerade in diesem Zwi-

schenlicht ist er so weit vorwärtsgekommen, daß er sich in das große Spiel um die Macht mischen konnte. Er hat seine Fäden nach allen Seiten gesponnen. Er liebäugelte mit der Volkspartei, er fühlte als Patrizier und ging plötzlich zu Markus Lizinius Krassus, dem Rivalen des großen Pompejus, über, um mit diesem eine neue Diktatur aufzurichten. Das mißlang, aber Cäsar zog seine Hand aus dem Spiel, ehe noch die Anzeichen einer Verschwörung vorlagen, und suchte sein Glück nun auf eigene Faust, indem er überall Hoffnungen auf sozial-politische Neuerungen erregte und das Geld mit vollen Händen ausstreute. Er tauchte einen Finger in die katilinarische Verschwörung und zog ihn rechtzeitig wieder zurück, um dann bei der Aburteilung der Verschworenen strengstes Gericht zu verlangen. Nun bezeichnete er die Angeklagten als „Mörder des Gemeinwesens", die zwar nicht zum Tode, wohl aber zu lebenslänglicher Haft in die Verbannung abgeführt werden sollten. Dieser „Vermittlungsantrag" ist nicht durchgedrungen, weil es dem strengern Kato gelang, den Senat zur Verhängung des Todesurteils hinzureißen, aber die politische Haltung Cäsars fand ihren Lohn, als sich zeigte, daß dadurch das Übel nur noch verschlimmert wurde. Der glücklich entronnene Katilina griff zum Schwert und mußte im Feld überwunden werden.

So kam Cäsar aus Irrungen und Wirrungen, in denen er nie die Richtung verlor, so oft er auch das Steuer herumwarf, im Jahre 62 zur Prätur. Damit gelangte er zu einer Stufe, von der er sich rasch zu selbstgefälliger Macht außerhalb des römischen Hexenkessels aufzuschwingen gedachte. Er hatte längst erkannt, daß er Rom nicht in Rom, sondern nur von der „Provinz" aus erobern konnte. Ein heißblütiger Frauenjäger und kaltherziger Menschenverächter, ein genialer Alleskönner und hochgebildeter Lebenskünstler suchte das Feld, das ins Unendliche gespannt, den ganzen Mann und einen großen Gestalter forderte. Als er im Jahre 61 zum Proprätor der Provinz Hispania ulterior berufen wurde, setzte er den Fuß in den Bügel. Tiefer verschuldet ist noch kein Anwärter auf das Konsulat in die Provinz abgegangen, und rascher hat keiner sich zum Gubernator entwickelt. Das Los hatte Cäsar eine der entlegensten Provinzen zugesprochen. Niemand beneidete ihn um das jenseitige Spanien, das von Italien abgewandt den Blick nur auf die Wasserweite des

Atlantischen Ozeans freigab. In diesem weltverlorenen Winkel erstand Cäsar, der Feldherr.

Der Gallische Krieg hat in Lusitanien ein Vorspiel gefunden, das als solches seine Bedeutung hat. Darüber hinaus aber ließ der Proprätor dem jenseitigen Spanien so viel Pflege und Fürsorge angedeihen und ordnete die Provinzverwaltung und die Munizipien zum Vorteil des Landes und der Zentralregierung so gut, daß er auf ein wohlbestelltes Feld zurückblicken konnte, als sein Prätorat zu Ende ging. Seinen persönlichen Vorteil hat er dabei nicht vergessen, aber er hat diesen stets einem politischen Zweck untergeordnet. Das Ganze war nur ein Vorspiel und als solches ein Schattenspiel, das rasch vorüberzog. Es wurde leichter Hand aufgelegt und brachte auf allen Gebieten geschickt in Szene gesetzte Erfolge. So wandte sich denn auch alles zum besten. Den Senatoren ist nichts übrig geblieben, als dem abtretenden Proprätor einen Triumph zu bewilligen. Cäsar hat diesen Triumph nicht gefeiert, um sich seiner Bewerbung um das Konsulat voll hingeben zu können, und erreichte sein Ziel allen Winkelzügen seiner Gegner zum Trotz, indem er diese in allen Ränken und Quertreibereien übertraf. Der große Pompejus feierte einen pomphaften Triumph über Mithridates und entließ 20000 Veteranen mit dem Versprechen, ihnen Land und Besitz zu verschaffen, Klein-Cäsar aber bestellte im Schatten dieses Triumphators sein eigenes Feld. Als er im Jahre 59 in das Konsulat gewählt wurde, erschien er manchem als ein Buhler um Macht und Gewinn, vielen aber schon als der kommende Mann. Sich als Konsul im Herzen des Volkes zu befestigen und die Anwartschaft auf ein Prokonsulat sicherzustellen, das ihm volle Bewegungsfreiheit ließ, war fortan das Ziel seiner Politik. Nun lohnte sich sein soziales Empfinden für die Mängel der Zeit. Er schuf sich durch eine Agrargesetzgebung, die den Veteranen und bedürftigen Bürgern weite Strecken Landes in Kampanien und im transapenninischen Italien überließ, eine so große Anhängerschaft, daß er seinen Mitkonsul völlig verschattete. Bald sprach der Volksmund von den Konsuln „Julius und Cäsar". Alles gelang, aber nichts gedieh ohne schwerste Kämpfe, Intrigen und wechselnde Bündnisse. So kam es, daß ihm seine Erfolge größere Feindschaften erregten als seine Mißerfolge und er sich mehr und mehr isoliert

fühlte. Als im Senat der Antrag eingebracht wurde, seine Amtshandlungen außer Kraft zu setzen, weil sie verfassungswidrig seien, schien er dem Fall nahe. Da beschwor er das Geschick durch einen raschen Frontwechsel, indem er sich gewissermaßen selbst verbannte. Cäsar verließ Rom, um das ihm zugesprochene Prokonsulat im zisalpinischen Gallien zu übernehmen, mit dem die Aufsicht über das bedrohte Rhonegebiet verbunden war. Er ging wie in eine Verbannung und ließ einen Abgrund hinter sich. Diesen auszufüllen, gab es nur ein Mittel: er mußte als Triumphator und Mehrer des Reiches zurückkehren. Niemand wußte besser als er, daß im Poland und an der Rhonemündung dazu alles bereit lag. Er fand dort eine Plattform und vier Legionen, die in ihm schon ihren Imperator sahen. Dies war seine Generalreserve, als er sich aufmachte, Gallien zu erobern und dem Römischen Reiche den innern Kontinent zu erschließen. Europa trat als Landfeste in das Licht der Mittelmeerwelt.

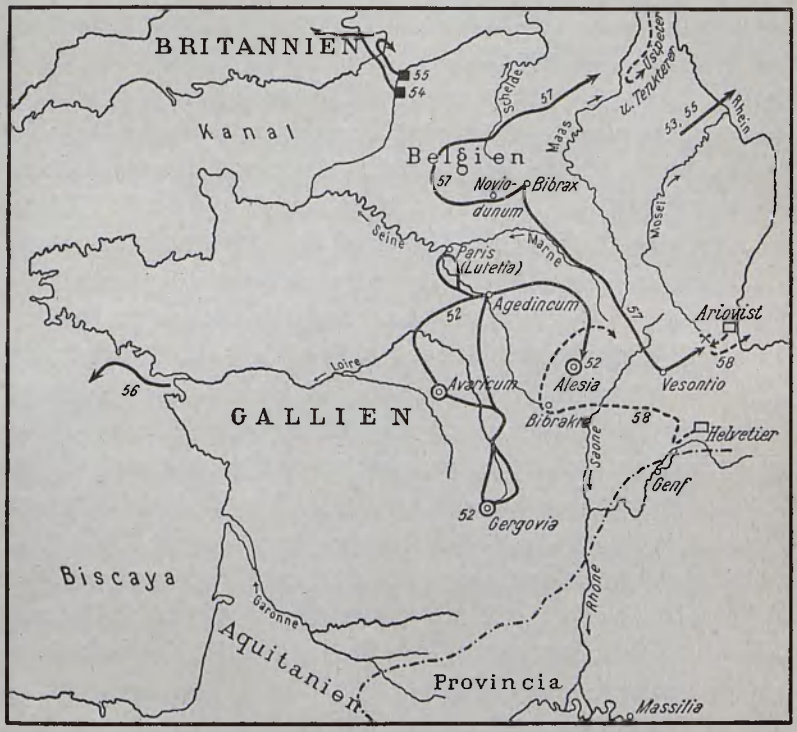
Der Krieg war dem Kontinent als Eröffner gesetzt. Krieg hieß die Losung, die ihm mitgegeben ward. Zwei Feldherren erschlossen Europas Tore. Hannibal gab den Anstoß zum politischen Zusammenschluß der mediterranischen Randgebiete mit dem kontinentalen Hinterland, indem er auf einem Kriegsmarsch von Spanien nach Italien zog, und Cäsar öffnete von der Rhone aus das zum Schemel seiner Macht bestimmte Gallien. Aber der Römer dachte nicht daran, das politische Schwergewicht des Imperiums zu verlegen, als er von der Rhone bis zur Themse zog. Die Längsachse des Reiches lag unverrückbar zwischen den Säulen des Herakles und dem Zusammenfluß des Euphrats und des Tigris fest. Die Rhein-Rhone-Linie wurde zur großen strategischen Bewegungsflanke, aus der der Römer Gallien beherrschte und Germanien und Britannien in Schach hielt, aber es war eine Beherrschung von Süden aus. Nicht die Eroberung Galliens als solche, nicht die Eroberung der Macht, die Cäsar mit dieser verband, indem er ein siegreiches Heer und ungeheure Spenden, Belohnungen und Bestechungen dazu verwandte, sich den Römern als kommenden Mann vorzustellen, stehen hier zur Erörterung, sondern einzig die Erscheinung Cäsars in ihrer vollen Größe ist es, die das Auge fesselt. Zum erstenmal tritt uns in

einer Person ein Feldherr als Staatsmann, ein Staatsmann als Feldherr entgegen, der in dieser Doppelgestalt einheitlich wirkt. Zum erstenmal wird deutlich, daß der Genius aus allen Befleckungen, die das unbarmherzige Kriegshandwerk und die skrupellose Betätigung in der Politik mit sich bringen, ungekränkt und ungeschwächt hervorgeht, wenn Machtgier sich in der Machtbetätigung läutert und imperiale Gewalt dazu benützt wird, ein aufgeschwemmtes Reich an Kopf und Gliedern zu erneuern.

*

Der Krieg hat in Cäsar mehr als einen glücklichen, überlegt und überlegen gestaltenden Feldherrn gefunden. Er hat sich diesmal so überzeugend als ein Mittel zur Erreichung des eigentlichen Staatszweckes erwiesen, daß er selbst dahinter verschwand. Krieg nach außen, Krieg nach innen ist von Cäsar so wenig um des Krieges willen geführt worden, daß die kriegerische Laufbahn eines der größten Feldherren aller Zeiten nur noch als Begleiterscheinung eines Lebens sichtbar wird, das sich in der Gestaltung einer Welt ausgibt und gefällt. Als Cäsar die Hand an Gallien legte, riß er den Westen Europas auf. Die Eroberung der westlich gelagerten Landmasse eines noch im ungewissen verschwindenden Kontinents war von Cäsar nicht als Raumerfüllung vorbedacht, aber jeder Schritt von der Erkenntnis begleitet, daß der Raum nicht vergewaltigt werden durfte. Cäsars Feldzüge waren politischer Natur. Er hat sie aus der geographischen Lage der Länder hergeleitet, indem er sich an diese hielt. Eins ergab sich aus dem andern, alles fügte sich, als Mosaik Stein für Stein ins Bild gesetzt, zum Ganzen, bis ganz Gallien offenlag. Cäsar ist mit vier Legionen ausgezogen. Als Gallien erobert war, standen zehn Legionen unter seinen Fahnen. Im Sommer im Felde tätig, im Winter von seinem Hauptquartier aus das Forum überwachend, hat er dem Reiche in sieben Jahren 500000 Quadratkilometer zugebracht und dieses Reich auf das cäsarische Gallien abgestützt, ohne daß seinen Rivalen die universale Bedeutung dieser Festlandseroberung aufgegangen wäre. Er galt noch als ein triumphsüchtiger Konsular, als er längst die Ausgangs-

stellung zur Eroberung der höchsten Macht im Staate vorbereitet, erobert und befestigt hatte. Es war kein Krieg mit barbarischen Völkerschaften, die noch der festen Sitze ermangeln und sich launisch, nur auf ihr Ungestüm vertrauend, im Felde bewegen, sondern es waren Feldzüge, die ein ganz auf seine eigenen Hilfsmittel angewiesener Feldherr in kultiviertem Feindesland führt, wo ihm Ver-



Cäsars Krieg in Gallien 58—52 v. Chr.

derben droht, wenn die Gegner sich nicht teilen und gegeneinander ausspielen lassen.

Als Cäsar sich zu Beginn seines Prokonsulats mit der einzigen, an der Rhone stehenden Legion den Helvetiern entgegenwarf, um diesen den Durchzug durch römisches Schutzland zu verwehren, tat er den ersten Schritt in einem Krieg, der sich nicht ermessen ließ. Dieser Krieg sollte ihn vom Lemansee bis zur Zuidersee und über den Rhein

und den Ärmelkanal führen, das keltische Staatengewimmel aufsprengen, unterwerfen und ordnen und die germanische Vorherrschaft diesseits des Rheines im Keime vernichten. Der Feldherr, der an der Rhone noch den Landsturm aufbieten mußte, um sich mit seiner vereinsamten Legion in einer Feldbefestigung zu behaupten, bis die zisalpinischen Legionen herangekommen waren, hat späterhin nie in der Unterlegenheit gefochten. Der Grundsatz des Teilens und Herrschens und das Zusammenhalten seiner Kräfte halfen ihm immer aus der Not. Das war schon zu Anfang so. Er lenkte den Kriegszug der Helvetier, die wohl mehr auf Eroberung ausgingen, als daß sie ihre angewärmten Sitze aus Wanderlust oder unter der Bedrohung vom Rheine her im Stiche ließen, nach Norden ab und schlug sie erst, als die Umstände ihn zur Annahme einer Feldschlacht zwangen. Die Treffentaktik siegte über den Ansturm kriegsgeübter Barbaren, die selbst schon so viel von der Schlachtenführung wußten, daß sie erst dem Flankenangriff des römischen zweiten Treffens erlagen. Die Schlacht bei Bibrakte ist die erste Schlacht, in der wir einen römischen Feldherrn eine Reserve in Gestalt zweier Rekrutenlegionen ausscheiden sehen, die für alle Fälle aufgespart werden und trotz einer gefahrdrohenden Krisis nicht mehr in die Schlacht geworfen werden. Damit war die Ausgestaltung der Schlacht zur zusammengesetzten Handlung gegeben. Die Krisis wird ohne Einsatz der Reserve, aber im Hinblick auf diese überwunden. Ein Beispiel, auf das noch Napoleon zurückblickte, der in der Bereitstellung und der Verwendung oder Aufsparung der Schlachtreserve das Höchste geleistet hat.

Als Cäsar sich gegen Ariovist in Bewegung setzte, hatte er seine rückwärtigen Verbindungen durch die Unterwerfung der Helvetier sichergestellt. Beide Operationen stehen also in organischem Zusammenhang. Wie sie sich politisch bedingen, erhellt aus der Tatsache, daß Cäsar die Eroberung Galliens nicht unmittelbar durch Bekriegung der Kelten, sondern vorerst durch die Zertrümmerung der Vorherrschaft des Suevenkönigs im linksrheinischen Gebiet vorbereitet hat. Vernichtete er diese, so öffnete sich ihm das vielgeteilte Keltenland von selbst. Dann erst begann die Unterwerfung, die solange als möglich als Befreiung verlarvt werden sollte. Die Schlacht, die

Cäsar und Ariovist einander lieferten, war die erste große, strategisch bedingte und taktisch geordnete Schlacht, die den Römern von den Germanen im freien Felde geboten wurde; die erste, zu der die Germanen als durchgebildete Kämpfer unter dem Oberbefehl eines Heerkönigs ausgezogen sind. Die Erinnerung an die Zimbern- und Teutonenstürme verblaßt. Heerwesen steht gegen Heerwesen, der Römer ist im Vollbesitz seiner kriegerischen Mittel und greift an, um seine Weltherrschaft zu sichern, der Germane verteidigt, gestützt auf das Schwertrecht, zum erstenmal eroberten Besitz. Die Schlacht ist irgendwo in der Nähe des Rheinknies, am Rande der oberrheinischen Ebene, geliefert worden, also dort, wo die Wege sich bündeln, die Gebirge sich scheiden, die Gewässer sich vereinigen und die Landschaften sich öffnen, die das Schlüsselgebiet der damals sichtbar gewordenen transalpinischen Landfeste ausmachen. Mit dieser Schlacht im oberen Elsaß beginnt der Kampf um den Rhein und um die erste Aufteilung Europas. So sei denn von dieser Schlacht an dieser Stelle so viel gesagt, daß sie als erste Entscheidungsschlacht zu ihrem Rechte komme und der Krieg etwas von der großen Wandlung ahnen lasse, die ihn nun in der von den Römern entwickelten und von Cäsar zur Vollendung gesteigerten Form zeigt. Sie zeige aber auch, daß der Krieg überall zur Gestaltung drängte und daß der Gegner, der hier erlag, ein Kriegsfürst war, der, des großen Cäsar würdig, in Bewegung und Schlacht mit einem eher schwächeren als stärkeren Heere sein Bestes gab. Die Germanen meldeten mit dieser Stellungnahme ihr Recht auf den Mitbesitz der besonnten Erde an.

Drei kleine Tagesmärsche auf Urboden, ausgeführt mit schwerem Gepäck, Karrentroß und Säumern, trennten die beiden Heere. Das Römerlager lag südlich oder südwestlich von den Germanen vor der Gebirgspforte der Vogesen, wo die Wasserläufe der Ill, der Vogesenbäche und des Rheins Kies und Fruchtland aufgeschüttet haben. Dieses Marschlager deckte zugleich die rückwärtigen, zur Rhone ziehenden Verbindungen. Man sucht die Stätte zwischen Altkirch und Schlettstadt am Gebirgsrand. Die Sueven lagerten nördlich oder nordöstlich davon zwischen den Hügeln. Täglich trafen Verpflegungskolonnen vom Doubs ein, um die Legionen vor Mangel zu schützen, täglich zogen die Germanen aus, um Erhaltungsmittel

beizutreiben. Da Cäsar etwa hundert Kilometer von Vesontio entfernt stand, hatte er alles getan, sich den Rücken zu decken. Er war bereit zu schlagen, sobald die Germanen sich zur Schlacht im freien Felde stellten. Doch diese säumten noch. Ihre Aufgebote waren noch nicht beisammen. Arioviſt wartete, solange er konnte, dann tat er einen überraschenden Zug. Er stürzte sich nicht in eine blinde Zimbernschlacht, sondern führte sein kleines, bewegliches Heer samt dem Karrentroß in einem Gewaltmarsch über die Vogesenhalde am Römerlager vorbei nach Südwesten und fuhr seine Wagen, zweitausend Schritt von den römischen Wällen entfernt, hart an Cäsars Verbindungs- und Rückzugslinie zu neuer Burg zusammen. Es ist das erste kriegsgeschichtlich bezeugte Manöver germanischer Kriegführung. Der Barbar hatte sich dadurch zum Meister der rückwärtigen Verbindungen der Römer gemacht, ohne schlagen zu müssen. Vergebens suchte Cäsar sich auf dem Fleck von der blitzschnell geworfenen Fessel zu befreien, indem er seine leichten Truppen fünf Tage lang gegen die Wagenburg sandte und die Germanen zur Schlacht im freien Felde lockte. Dann tat er, des Spieles müde und um seine Verpflegung besorgt, den entscheidenden Gegenzug, indem er Gleiches mit Gleichem vergalt und das Stratagem verfeinerte. Er bestellte eine Besatzung zum Schutze seines alten Lagers, führte die Masse des Heeres in Schlachtordnung unter der Karrenburg vorbei, schlug westlich von Arioviſt an der Kolonnenspur ein zweites Lager, warf zwei Legionen in die neuen Wälle und führte seine Hauptmacht dann in das alte Lager zurück. Nun saß Arioviſt zwischen zwei Feuern. Er versuchte sich zu befreien, indem er Cäsars Kräfte in der Teilung anfiel, und griff zunächst das kleine Lager an. Cäsar sah dem Kampf ruhig zu. Er wußte, daß Arioviſt nur einen raschen Überfall wagen konnte, und vertraute auf die Widerstandskraft seiner Legionen. Der Kampf war kurz und blutig und erstarb im Handgemenge auf den Wällen. Nun fühlte sich Arioviſt, um Erhaltungsmittel verlegen, zur offenen Schlacht gedrängt. Cäsar erriet seine Not und stellte sich zum Kampf.

Als Cäsars Legionen in der Ebene zwischen den beiden Lagern aufmarschierten, nahmen die Sueven die Herausforderung an. Die Schlacht wurde mit halbverwandter Front ausgekämpft. Der Ger-

mane focht, das Gesicht südwärts, der Römer nordwärts gewendet. Die Legionen standen breitgefächert in drei Treffen. Die Sueven ordneten sich auf einer einzigen Grundlinie zu schmalen tiefgegliederten Gevierthaufen. Beide Feldherren verstärkten den rechten Flügel, um den Gegner von seiner Rückzugslinie abzuschneiden. Die Entscheidung ruhte auf beiden Seiten bei der schweren Infanterie. Cäsar wagte die gallischen Auxilien nicht dem Barbarensturm auszusetzen und benutzte sie zur Aufrichtung einer Flankenstellung, Ariovist ließ einen Teil seiner Reiter absitzen und rief auch seine Leichtbewaffneten in die Schlachtlinie des schweren Fußvolkes, um die Wucht des Andrangs zu verstärken. Er konnte hierin nicht genug tun, denn der Zuzug aus der Pfalz und den rechtsrheinischen Gebieten ließ warten. Cäsar raffte daraufhin seine beiden ersten Treffen noch dichter zusammen, um dem feindlichen Anprall im Gegenangriff zu begegnen, und hielt das dritte Treffen nebst der Reiterei unter dem Befehle des Publius Krassus als Reserve zurück. Er war dem Gegner an Streitern mindestens ebenbürtig und an Hilfsmitteln weit überlegen. Die Sueven brachen mit voller Wucht los, aber der Anprall versagte. Das erste Römertreffen fing den Stoß, das zweite Treffen schloß die aufgesprungenen Lücken, der Kampf kam nach kurzem Schwanken zum Stehen. Damit entschwand den Sueven die Hoffnung auf einen raschen, entscheidenden Sieg. Aber sie ließen nicht vom Kampf, sondern machten sich bereit, die Schlacht durchzufechten. Was hinten stand, quoll auf den Flügeln nach vorn, die Keile verdichteten sich zu mächtigen Gevierthaufen. Aber sie wurden mit dem zeitraubenden Manöver nicht fertig. Die Legionäre brachen in die Intervalle ein und packten die entscharten Keile in den Flanken. Da blieb den Sueven nur noch ein Mittel. Sie lösten die aufgelockerte Ordnung vollends und ballten sich zu einzelnen Schildburgen, um sich so des Gegners zu erwehren. Beide Feldherren eilten auf den Entscheidungsflügel. Cäsar suchte den erschütterten Feind nach innen zu werfen, Ariovist raffte seine Tapfersten zusammen und brach in Cäsars linke Flanke. Die Schlacht rückte in die Krisis. Auf beiden Seiten ist der rechte Flügel in siegreichem Vordringen, der linke im Weichen, das Zentrum in der Zersplitterung verkämpft. Die Entscheidung lag bei der Reserve, und eine

solche besaß nur der Römer. Krassus führte das zurückgehaltene dritte Treffen auf Cäsars linkem Flügel zur Unterstützung vor, schwenkte ein, zersprengte den Feind und entschied den Tag zugunsten der Römer. Arioviſt flüchtete aus der Verfolgung, die sich in den Auwäldern rasch verlor, mit Trümmern seiner Macht über den Rhein. Der Sieg, den Cäsar vor der Burgunder Pforte errungen hatte, entschied nicht nur den Feldzug, den er gegen die Germanen unternommen, sondern auch über die Zukunft Galliens.

Als Arioviſt flüchtend über den Rhein setzte, erhob sich hinter ihm das Römerreich als Erbe seines linksrheinischen Besitzes. Dadurch wurde die natürliche Einheit des oberrheinischen Stromgebiets — des einzigen Stückes, das im Jahre 58 ins Licht der Geschichte getreten war — in Frage gestellt. Der Wildstrom des Oberrheins wurde zur politischen Grenze. Politik und Strategie gingen dabei Hand in Hand. Cäsar hatte nicht nur das Reich Arioviſts zerstört, sondern auch die Rhonelinie mit der Rheinlinie verknüpft und bedrohte fortan Gallier und Germanen aus der Flanke. Hierzu ist er fähig gewesen, weil er sich zuerst die Helvetier zinspflichtig gemacht hatte, die ihm nun den Rücken deckten. Er nannte mit Bedacht alles Land zwischen dem Rhein und dem Meere Gallien, um dadurch einen Rechtstitel auf seinen Besitz zu gewinnen; er trat nach dem Siege über Arioviſt als Schutzherr der Keltenstämme auf, die er von der Schwertherrschaft des germanischen Herrenvolkes befreit hatte, um sie dem Zepter Roms zu unterwerfen, und nahm alle sitzengebliebenen germanischen Siedler in die Unterwerfung auf. Er eroberte also das halbbarbarische Gallien von der Rhone und dem Rheine aus für die römische Zivilisation, nachdem er es vor den Barbaren gerettet hatte. So kam die Schlacht, die die Germanen vor der Öffnung der Senke zwischen den Vogesen und dem Jura an nicht bestimmbarer Stelle verloren hatten, zu weltgeschichtlicher Bedeutung.

*

Die Eroberung Galliens ist im Schatten der römischen Kurialpolitik vor sich gegangen. Das Keltengold, das Cäsar in Strömen nach Rom leitete, tat dort seine Wirkung. Es ist aber nicht die

Kriegführung als Schlachtenfolge, die den Gallischen Krieg vor anderen auszeichnet. Andere Umstände machen diese Feldzüge mit ihrer Verkettung politischer und militärischer Beweggründe zu Musterbeispielen operativen Handelns. Die Kelten haben bald die offene Schlacht verweigert. Aber das half ihnen nichts. Sie sind dann der Lager-, Marsch-, Manövrier- und Befestigungskunst Cäsars und auch ihrer eigenen Uneinigkeit und Unbeständigkeit um so sicherer erlegen. Legionen ausheben, bewaffnen, einüben und rasch zu kampftüchtigen und gehorsamen Truppenkörpern ausbilden, das war Cäsars Stärke. Er hat dabei, wenn nötig, den Senat hinter sich gebracht und sich von ihm dazu ermächtigen lassen, aber auch ohne ihn gehandelt und sich so ein mächtiges, wohlverteiltes Heer geschaffen, das — beinahe unsichtbar geworden — das gallische Schachbrett von der Adria bis zum Atlantischen Ozean und zum Ärmelkanal bedeckte. Er verstand es, die Soldaten durch ungewöhnliche Prisen- und Beutegelder und seine überlegene Kunst der Menschenbehandlung so für sich zu gewinnen, daß dem großen Verführer bald der Ruf eines gottbegnadeten Führers vorausging, unter dessen Adlern das Glück zu Hause war. Wenn er an ermüdenden Marschtagen seinen Stab und seine Kalesche im Stich ließ und sich bloßen Hauptes an die Spitze einer Marschkolonne setzte, um die Soldaten zur höchsten Anstrengung mitzureißen, reckten die hochbepackten Legionäre die Köpfe höher. Dann gaben sie das letzte her, so schwer der Tornister, Pilen, Schild und Schanzpfahl auch drückten. Als es nach der Überwindung der gallischen Mittelzone gegen die Nordgaue ging und die Römer auf diesem Feldzug an der Sambre von den vereinigten Nerviern, Atrebaten und Viromanduern beim Lagerschlagen überrascht wurden, sprengte er an die bedrohteste Stelle und rief die Führer der dort fechtenden Kohorten, ja sogar die Zenturionen, einzeln mit Namen auf, um sie zum Ausharren im Getümmel zu bewegen, bis die Schlachtordnung gebildet war. So sicher war er seines Gedächtnisses und so verbunden mit einem Heer, das nun schon sechs und mehr Legionen zählte. Es war also kein Kolonialkrieg, der nur vom Verbrauch lebte, sondern ein auf die Eroberung eines für sich selbst lebenden Landes ausgehendes Unternehmen, in dem ein Feldherr sich neuen Wurzelgrund erwarb und ein eigenes

Heer heranzog. Cäsar hat daraus mehr gemacht, als die Umstände erkennen ließen. Er schaffte sich ein ganz an ihn gebundenes Herrschaftsgebiet.

Aber welch ein furchtbarer Kriegsmann! Er ließ Städte stürmen und verbrennen, vielen Tausenden die Schwerthand abschlagen, weil sie das Treuegelöbnis gebrochen hatten, gab die Frauen den Soldaten preis und hat den römischen Sklavenmarkt mit ungezählten Kriegsgefangenen beider Geschlechter bevölkert. Als die Eburonen ein Winterlager überfielen, in dem 15 Kohorten standen und aus dem nur versprengte Trümmer dieser Truppe entrannen, geriet er in einen Löwenzorn und ließ Haar und Bart wachsen, bis er die Schmach getilgt hatte. Es kam zu einem Ausrottungskrieg. Von den Eburonen ist nichts übriggeblieben als der Name, und auch dieser wurde fortan nicht mehr genannt. Er hat die Führer der Tenkterer und Usipeter festgesetzt, als sie unter dem Schutze eines Waffenstillstandes und eingeleiteter Friedensverhandlungen in sein Hauptquartier kamen, um sich wegen eines von ihren Leuten vom Zaun gebrochenen Scharmützels zu entschuldigen, und hat dann die nichtsahnenden führerlosen Völker in ihrem Wanderlager überfallen und in einem Blutbad sondergleichen zusammengehauen. Er hat den gallischen Nationalhelden Vercingetorix, der nach rühmlichem Kampf vor ihm das Knie beugte, sechs Jahre im Kerker gehalten, um ihn ja für seinen Triumph aufzusparen, und ließ alle anderen in Alesia Gefangenen an seine Legionäre verteilen, die sie um gutes Geld an die Sklavenhändler losschlugen. Das war der Mann, der den Schrecken des römischen Namens über den Rhein und den Ärmelkanal trug und der in ihrem Fett erstickenden Oligarchie und dem besitzlosen Pöbel eines übersättigten Staates seinen eigenen Namen so furchtbar machte, daß das Römische Reich erbebte, als er im Jahre 49 seine Legionen über den Rubikon führte, um endlich seinem „unbezähmbaren Willen zur Macht" als höchstes Ziel die Eroberung der Staatsgewalt zu setzen. Es galt, das Römische Weltreich in einem Bürgerkrieg von universalem Ausmaß von seinen politischen Gebresten zu heilen und als eigenes Lebenswerk gewissermaßen neu zu begründen.

Ja, der Dämonie nach war es sicher noch Krieg, was damals

gezeigt wurde, alle Merkmale des Phänomens Krieg haften noch an dieser Schreckensgestalt, alle Soldatentugenden sind noch darin lebendig, alle Künste der Kriegführung finden noch ihren Lohn, aber wie schwarze Magie geht's vor diesem Kriege her und bewirft alle Tugenden, alle Heldentaten mit den düstersten Schatten. Der Zweck forderte alle Mittel, aber er heiligte sie nicht. Es war, auf die Kulturhöhe hin betrachtet, ein Krieg, der alles an alles setzte und eine Welt umbrach, um eine neue zu schaffen. Die Gallier sind in dieser Weltumkehrung zu Romanen geworden.

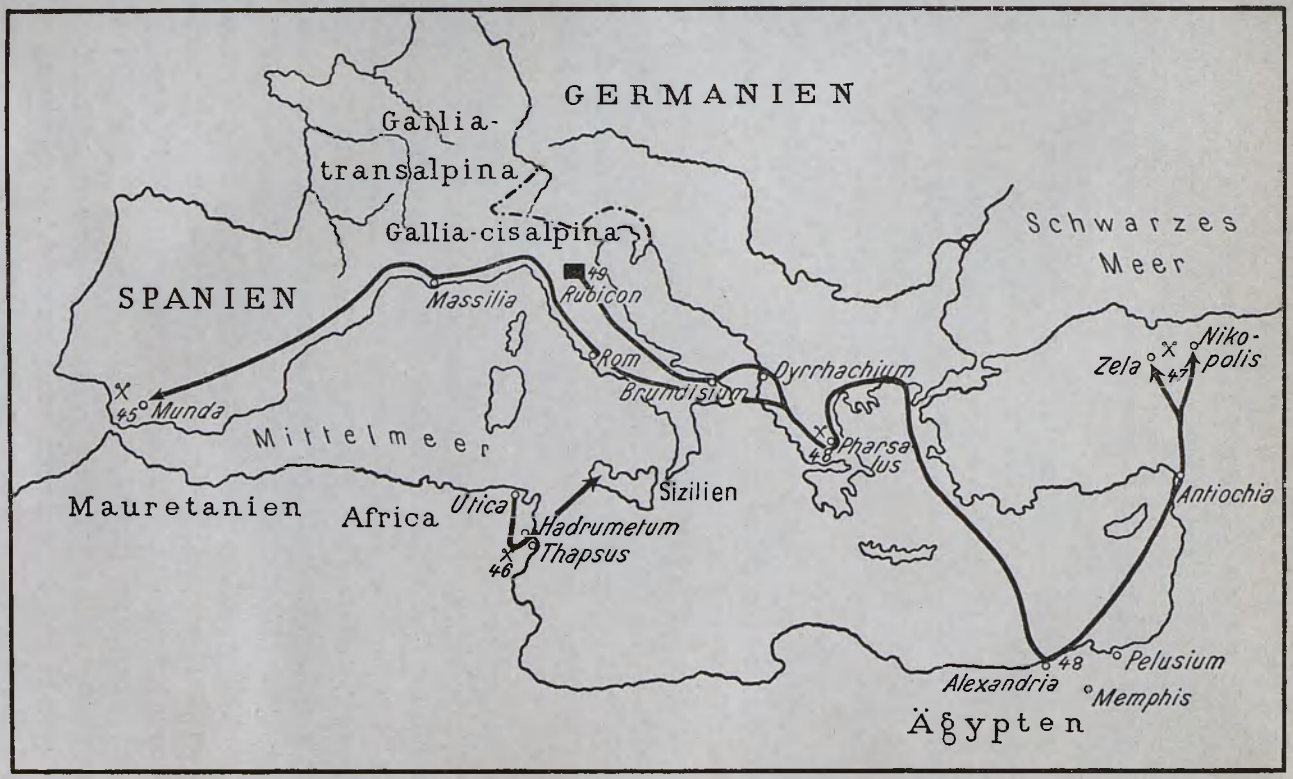
*

Die Eroberung des Römischen Weltreiches ist von Cäsar mit allen Mitteln einer überlegenen Kriegführung durchgeführt worden, ohne daß ihm die Zerstreuung der Kräfte, zu der er sich mehr als einmal genötigt sah, zum Verhängnis geworden wäre. Er hat immer aus dem vollen geschöpft, und nie war das centrum gravitatis an einem anderen Ort zu finden als dort, wo Cäsar war. Man hat aber nie das Gefühl, daß Cäsar Krieg führe und als Eroberer in einem Bürgerkrieg auftrete, der von vornherein alle Merkmale eines Krieges zwischen feindlichen Mächten an sich trug. Stets erscheint er als Friedenbringer und Wiederhersteller der Einheit des Reiches. Alles Aufrührerische, alles Revolutionäre fällt von ihm ab. Er bereitet die Sammlung der Staatsgewalt in einer Hand vor, aber er wahrt die Formen, die der römische Staat sich gegeben hat, indem er sich die alten geheiligten Einrichtungen dienstbar macht und die Funktionen wie Zaum und Zügel eines vielköpfigen Gespanns zusammenrafft. Der Krieg tritt als solcher vollkommen zurück. Es ist kein Krieg mehr, sondern es sind Ordnungsmaßnahmen, die große militärische Operationen nach sich ziehen, aber sie werden nie dem Staatszweck entfremdet, der sich als allgemeine Befriedung erweist.

Da zeigt sich aber auch, was eine Ausgangsstellung wert ist, die außerhalb des aufzubrechenden Kreises und doch in dessen unmittelbarer Nachbarschaft exzentrisch verankert liegt. Nun wird offenbar, daß der mediterranische Raum, so geteilt und auseinander-

strebend er sich auch gebe, eine Einheit bildet, wenn er als solche begriffen und behandelt wird, indem man den Begriff der Zeitfolge Operationen zugute kommen läßt, die nacheinander in der richtigen Reihenfolge abgewandelt werden müssen.

Als Cäsar sich als Prokonsul das transapenninische Gallien, das Illyrikum und die Rhonelande hatte zusprechen lassen, war er in den Besitz einer Grundstellung gekommen, die sich als solche zuerst im Gallischen Krieg, dann im Bürgerkrieg offenbarte. Sie wirkte in dieser Hinsicht als zentrale Stellung. Es wäre dem Eroberer nie möglich gewesen, Rom aus der Ferne zu bedrohen, ohne den Fuß aus dem eroberten Kontinentalbesitz wegzuziehen, wenn sein Imperium nicht bis zum Rubikon gereicht hätte. Wer Oberitalien und die Alpenzugänge Italiens besitzt, der steht in einer Grundstellung aufmarschiert, die als Ausgangsstellung nach allen Seiten flankierend wirkt. Ob der Apennin, die Seealpen, die Julischen Alpen oder die adriatische Küstenzone überschritten werden sollen, ist dann nur noch eine operative Frage, die Grundstellung als solche sichert von vornherein zentrales Handeln. Das ist von Cäsar zum erstenmal klargestellt worden und im Laufe der europäischen Geschichte späterhin immer wieder diesseits wie jenseits der Alpen zu Gewicht gekommen. Die spätere Lombardei mit ihren Grenzlanden war von Anfang an ein strategisches Schlüsselgebiet, das dem dort Wurzelnden alle Lande rings um öffnete, dessen Eroberung aber unendlich schwierig war, solange der Verteidiger die padanische Ebene und die in sie einspringenden Gebirge von einem festen Punkte aus beherrschte. Das haben alle erfahren, die dort im Felde standen, seit Hannibal den Fuß auf das Poland gesetzt hatte. Die Kriegsgeschichte zweier Jahrtausende wird uns darüber so viel sagen, daß es hier keiner Aufhellung dieser Zusammenhänge mehr bedarf. Von hier ist Cäsar zur Eroberung des Römischen Reiches aufgebrochen, von hier aus hat er es erobert. Er hat dies durch die Ausstattung des Polandes mit zahlreichen Privilegien, nicht zuletzt durch die Errichtung fester Standorte, durch die Ansiedlung seiner Veteranen und die Verleihung des römischen Bürgerrechtes an die transpadanischen Städte und des latinischen Bürgerrechtes an die städtischen Gemeinwesen der Gallia Narbonensis anerkannt. Die Eroberung Roms ist nur von hier aus zu ver-



Die Eroberung des römischen Weltreiches durch Cäsar 49—45 v. Chr.

stehen. Cäsar hielt die Masse seines Heeres in Gallien zusammen und marschierte mit drei Legionen auf Rom. Pompejus, so lange sein Verbündeter, nun sein Gegner und Vorkämpfer der Optimatenpartei, wagte den Kampf nicht vom Fleck weg aufzunehmen. Die Anziehungskraft Cäsars war so groß, daß alle italischen Truppen zu ihm abschwenkten. Pompejus wich klugerweise aus und begab sich eilends nach Griechenland, um dieses und den Orient gegen den Rivalen aufzubieten. Mit ihm flohen die cäsarfeindlichen Senatoren. Cäsar folgte nicht. Wie Alexander bei Issus den geschlagenen Darius hatte ziehen lassen, um nach Ägypten abzuschwenken, so wandte Cäsar sich gen Süden und Westen, ließ Sizilien besetzen und brachte die in Gallien stehenden Legionen über Tolosa nach Spanien, wo Pompejus einst seine Hausmacht begründet hatte. Hier fand er die einzige kriegfertige Armee, die ihm hätte gefährlich werden können. Er manövrierte sie in einem kühnen Bewegungsfeldzug ins Schach und zwang sie ohne Schlacht zur Übergabe. Die Schlacht, bisher das Alpha und das Omega der Kriegführung, scheidet aus der Operation, weil der Erfolg sich aus der Umgehung und Einkreisung von selbst ergibt. Das ist, aus der Perspektive des Bürgerkrieges betrachtet, ein Fortschritt, der mit der Kräftesparung rechnet, Überläufer und Gefangene als Soldaten wirbt und somit einer verfeinerten Kriegführung angehört. Nun war Bahn gebrochen. Die kriegfertige Macht der Pompejaner war vernichtet, Spanien gewonnen und Gallien sichergestellt; nun stand Cäsars Sinn nach der Begegnung mit Pompejus, der wie weiland Darius Codomannos inzwischen sein Lager füllte. Nun galt es alles auf einen Wurf zu setzen, denn schon drohte Zerstreuung der Kräfte im weithin aufgebrochenen Raume. Schon waren abgezweigte Abteilungen auf Sizilien und in Illyrien verlorengegangen, schon machte sich Cäsars Unterlegenheit zur See erschreckend bemerkbar. Da Pompejus schon starke Kräfte in Epirus zusammengezogen hatte und nur noch auf den Zuzug der asiatischen Hilfsvölker wartete, um zur Offensive überzugehen, beschloß Cäsar ihm zuvorzukommen, den Krieg selbst nach Epirus zu tragen und den Gegner dort festzunageln. Der Bürgerkrieg wurde zum Eroberungskrieg.

Es war ein Augenblick von weltgeschichtlicher Bedeutung. Die Zweiteilung des römischen Machtgebietes in Orient und Okzident

auf einer westwärts verschobenen Scheidelinie kündigte sich an. Beide Parteien hatten Grund, diese durch eine Entscheidungsschlacht aus der Welt zu schaffen, ehe sie sich im römischen Machtkomplex ausprägte. Cäsar rief das Glück an und setzte von Brundisium nach Dyrrhachium über. Es war ein gefahrvolles Unternehmen, aber die überlegene Flotte der Pompejaner fand keine Gelegenheit zum Eingreifen. In zwei Schiffszügen führte Cäsar 11 Legionen über die Adria an den Feind. Dies war eine wahre Glücksprobe. Sie trug alles Zukünftige im Schoß. Das Wagnis war nicht auf die Überfahrt und die damit verbundene Verlegung des Schwergewichtes auf einen exzentrischen Kriegsschauplatz beschränkt. Es setzte sich fort, als Cäsar am schmalen Strand vor dem festen Lager des Pompejus aufmarschierte. Wieder kam es zu langwierigen Manövern und zur Entsendung von Streifabteilungen, die sich im Hinterland verloren. Wieder klirrte die Waage vom Einschuß der Gewichte, ohne richtig auszuschlagen. Im Hinterland bekriegten sich die Ersatztruppen, die zur Entscheidungsschlacht geladen worden sind, in den Provinzen flackerte der Bandenkrieg, eine böse Schlappe warf die Cäsarianer auf ihr Lager zurück, das Meer gehorchte den Optimaten — alles drängte einer Krisis zu.

Da entzieht sich Cäsar der Verklammerung, in die ihn das Hinhalten des Pompejus zu verstricken droht, indem er nach Thessalien abmarschiert. Er gibt also die Küstenlinie preis, an die ihn die Sicherstellung seiner rückwärtigen Verbindungen zu binden schien, und geht den Verstärkungen des Pompejus entgegen, die durch Mazedonien heranziehen. Es war das Verwegenste, was er tun konnte, aber auch das Gegebene, um den Gegner selbst in Bewegung zu bringen. Pompejus ließ sich verlocken und folgte ihm nach. Das war der Auftakt zur erlösenden Schlacht. Es wurde eine Römerschlacht im ursprünglichsten Sinne des Wortes. Römer kämpften gegen Römer, die beiden größten Feldherren der Zeit begegneten sich im Feld und planten, gestützt auf ihre Kriegskunst, Schlacht und Sieg. Wenn je der Krieg auf Kunst der Führung, Geschicklichkeit und Tapferkeit der Truppen, auf das Zusammenspiel der Kräfte und die Waffenwirkung hin betrachtet werden kann, dann hier. Römische Legionen auf beiden Seiten, die Cäsarianer sind etwas schwächer als die Pompe-

janer, beide zusammen stellen mit allen Hilfskräften in der Ebene von Pharsalus eine Masse von 100000 Streitern ins Feld. Sie werden zu einer wohlvorbereiteten Schlacht vorgeführt und treten in einem kriegerischen Akt zur Entscheidung an, den jeder Offizier, jeder Mann in der Front zu dem seinen macht. Es ist die klassische Schlacht und konzentrierteste Krieg.

*

So vielfältig übermalt die Schlacht bei Pharsalus auch auf uns gekommen ist und so eifrig die Kritik versucht hat, die dadurch entstandenen Unsicherheiten zu beseitigen, ohne doch zur Übereinstimmung in Einzelheiten und zur einwandfreien Erfassung des Schlachtganzen zu gelangen, fest steht, daß die Schlacht als Erscheinung alle Merkmale an sich trägt, die den kriegerischen Akt in seiner ganzen Größe erkennen lassen. Aber so oft man auch die Autoren, angefangen bei Cäsar selbst, befrage, nie wird sich daraus eine Schlacht entwickeln lassen, die völlig aufgehellt, allen Zweifeln entrückt bleibt. Es ist nicht unsere Aufgabe, hierzu ein übriges beizutragen, wohl aber sind wir gehalten, die Schlacht so auf das Schlachtgerüst hin, also auf ihre Grundzüge zu untersuchen, daß der errechnete Wahrscheinlichkeitsgehalt genüge, den Schlachtverlauf deutlich zu machen. Es handelt sich um nichts Geringeres als die Feststellung der Höchstform antiker Schlachtenführung und die daraus fließenden Erkenntnisse der Schlachtenführung überhaupt, also um den Krieg als äußerlich wandelbaren, aber auch um einen im Grunde festgewurzelten Akt.

Cäsar war im Begriff, den Feind, der sich noch nicht zur Entscheidung gestellt hatte, durch einen Abmarsch zu Gegenbewegungen zu zwingen, als dieser in der Morgenfrühe plötzlich aus seinem Lager trat und schlankweg aufmarschierte. Daraufhin hob Cäsar den Marschbefehl auf. Aus dem Aufbruch wurde ein Aufmarsch. Da Pompejus auf ausgesuchtem Gelände Stellung nahm, sah Cäsar sich zur Annahme einer Schlacht verhalten, die von der Gegenseite vorgezeichnet wurde. Das überhob ihn der Notwendigkeit, einen Operationsplan zu entwerfen, der dem Gegner gewissermaßen vorgelegt werden mußte,

aber er geriet dadurch auch in eine Zwangslage, die er erst für sich nutzbar machen mußte. Pompejus, der das Gesetz des Handelns auf seiner Seite hatte, nahm seine Stellung so, daß sein linker Flügel an einem tiefeingeschnittenen Wasserlauf Anlehnung fand, und zog das Gros seiner Reiterei auf den rechten Flügel. Er wollte eine Angriffsschlacht liefern, aber nicht aus der Front vorbrechen, sondern diese verhalten und vom rechten Flügel aus auf den vorrückenden Gegner fallen, um ihm so die Flanke abzugewinnen und dann in einer Flügelschlacht siegen. Cäsar konnte nicht anders als das Schema annehmen, auf die Gefahr, sich zu verstricken. Nur wenn es ihm gelang, diese Gefahr zu beschwören und den Schlachtplan des Gegners zu seinen eigenen Gunsten umzubiegen, konnte er das von Pompejus aufgestellte Gesetz entkräften und die Freiheit des Handelns zurückgewinnen. Aber dieses „Nur" enthielt alles, was die Schlacht von ihm verlangte. Es war ein so eindeutig aufgelegtes Spiel, daß sich die Gegenzüge von selbst ergaben. Welchen Friktionen man sich dabei aussetzte, das war eine andere Frage. Die Beantwortung blieb dem Zufall oder dem Glück anheimgestellt, Imponderabilien, die sich erst im Entstehen erkennen und meistern ließen.

Der Hauptkampf lag wie immer bei den Legionen. Cäsar schied sein schweres Fußvolk, wie üblich geworden, in drei Treffen, hielt aber außerdem im Schatten des dritten Treffens eine Reserve zurück, die er am bedrohten Flügel in einer Hakenstellung unterbrachte, und ließ seine gallogermanische Reiterei den ansprengenden Reiterharsten der Pompejaner nicht weiter entgegengehen, als die Entfaltung der Schwadronen erforderte. So ergaben sich auf beiden Seiten Angriff und Verhaltung, kunstvoll gemischt als Bewegungen in einer Schlacht, die den Feldherrn Pompejus als Herausforderer und Cäsar als Geforderten sah. Pompejus vertraute auf seine Überlegenheit und die klargefaßte Anordnung der Schlacht, die ihm im Gelände den ersten Vorteil ließ. Es bleibt fraglich, ob die Flügel früher zum Zusammenprall kamen als die Phalangen, auf jeden Fall aber kamen die Reiter rasch zum Gemenge. Dieses setzte sich alsbald in Cäsars geschützter Flanke, denn seine galloromanischen Reiter wichen befehlsgemäß nur so weit, um dann kehrtzumachen und in Verbindung mit leichten Fußkämpfern zum Gegenangriff

überzugehen. Ihre Rückbewegung hat das Feld für ein kühnes Manöver freigemacht. Cäsars Defensivhaken schnellte vor und fiel den pompejanischen Reitern in Flanke und Rücken. Daraus ergab sich ein solcher Druck, daß der ganze rechte Flügel des Pompejus in Verwirrung geriet. Als die Reiter des Pompejus vom Schlachtfeld verscheucht waren, stand die Flanke seiner Infanteriestellung einer Gegenumfassung offen. Hieraus ergab sich die Krisis der Schlacht.

Unterdessen waren die beiden Vordertreffen des cäsarischen Fußvolkes auf die Front des Pompejus aufgeprallt, die drei Treffen tief aufmarschiert stand und die Bewegung verhielt, um die Cäsarianer herankommen zu lassen. Es kam auch dort zu einem Gemenge, in dem die Pompejaner ihre Überzahl nicht zur Geltung bringen konnten. Cäsars Truppen bissen sich fest, bis das freigewordene dritte Treffen als letzte Verstärkung eingriff und den Stoß entschied. Als Cäsars Reiterei gegen die entblößte Flanke der Pompejaner einschwenkte, geriet alles in Verwirrung. Vergebens versuchte Pompejus die aufgerissene Flanke durch Herausziehen der Schlußstaffeln aus der verkämpften Phalanx zu verlängern und zu decken. Die Bildung eines Abwehrhakens ist nicht mehr zustande gekommen. Von rechts her umklammert, in der Front verkämpft und durch immer stärker wirkenden Druck auf den rechten Flügel gegen den Fluß hin zusammengedrängt, sah Pompejus sich völlig außerstande, noch etwas zur Herstellung der Schlacht zu tun. Es blieb ihm nichts übrig, als im Rückzug auf das Lager Rettung zu suchen und dieses auf Leben und Tod zu verteidigen. Er hatte eine Angriffsschlacht geplant und sie auch erfolgversprechend eingeleitet — nun sah er sie zu seinem Entsetzen nach wenigen Stunden aus allen Fugen brechen, als hätte nie Verstand und Ordnung darin gewaltet. Cäsars Gegenmaßnahmen hatten den Schlachtplan wie einen Handschuh umgestülpt. Was noch folgte, war nichts mehr als ein verzweifeltes Fechten, aus dem die Armee der Optimaten als aufgelöste Masse in das Lager und die dahinterliegenden Berge entrann. Da warf sich Pompejus auf sein Pferd und sprengte verwirrt, nur noch auf eigene Rettung und bessere Zeit bedacht, in die Weite. Hinter ihm stürmte der Feind

das Lager, und am Tage darauf streckten die in die Berge entwichenen Heeresträmmer die Waffen, um zum Sieger überzugehen.

*

Die Schlacht bei Pharsalus zeigt uns die römische Kriegführung auf der Höhe der Entwicklung, ohne daß man diese allein auf Cäsars Seite suchen müßte. Pompejus hatte die Schlacht nicht weniger geschickt angelegt als sein großer Gegner. Nur das Glück, das in der Wahrnehmung des einen, alles entscheidenden Augenblicks gefunden wird, war gegen ihn. Als Cäsars Umfassungsflügel zum Einhauen kam, bevor Pompejus die entblößte Flanke bewehrt hatte — es hat sich sicherlich nur um eine sehr kleine Zeitspanne gehandelt —, war die Schlacht entschieden. In ihr kehrt alles wieder, was wir nacheinander im Bilde des Krieges auftauchen sahen: starre Fronten und gegliederte Fronten, Angriffe vom Fleck weg und aus der Bewegung gewonnen, Verhalten und Beschleunigen, der Gegenangriff als „blitzendes Vergeltungsschwert" gezückt, Entwicklung aus der Tiefe und in der Breite, Zurückhalten, Herauslösen und völliges Ausscheiden von Reserven, das Zusammenspiel der Waffengattungen bis zur engsten Verbundenheit — kurz, eine Schlacht, die allen Errungenschaften der Taktik gerecht wird und die Fechtweise der Römer so deutlich aufzeigt, daß sich daraus dauernde Erkenntnisse ableiten lassen.

Die Schlacht bei Pharsalus ist auf der Schwelle der römischen Weltmonarchie geliefert worden und hat das Tor aufgestoßen, durch das Cäsar in die Fülle der Macht einzog. Sie hat ihn aber auch zu einer Betrachtung über den Kriegsgeist veranlaßt, die nicht verlorengehen darf. Diese sei nicht angeführt, um der darin liegenden Kritik am Verhalten des Pompejus nachzugehen, sondern um eine darin ausgesprochene Erkenntnis herauszustellen. Cäsar schreibt in dem Rechenschaftsbericht, den er dem Bürgerkriege angedeihen ließ, Pompejus habe bei Pharsalus nicht klug gehandelt, als er seinen Legionären befahl, Cäsars Angriff stehenden Fußes zu erwarten, weil dem Soldaten von Natur eine gewisse Heftigkeit und Entzündbarkeit angeboren sei, die erst durch den Eifer des Kampfes ent-

flammt werde, und fährt dann fort: „Hanc non reprimere sed augere imperatores debent, neque frustra antiquitus institutem est, ut signa undique concinerent, clamoremque universi tollerent . . .“ Cäsar kommt also auf jenes aus der Frühzeit stammende moralische Kriegsmittel zurück, das sich im Kampfgeschrei und Trompetengeschmetter Ausdruck schafft, wenn der Angriff sich vom Boden löst, und er verlangt, daß der Feldherr die Kampfeslust steigere, indem er die Truppe nicht stehen lasse, sondern sie in Bewegung setze, damit ihr Eifer sich entzünde. Er spricht hier von Imponderabilien, die wir schon bei der ersten Feststellung geordneter Schlachten berührt und dann flüchtigen Fußes durch die Jahrhunderte begleitet haben. So kunstvoll auch die Kriegführung sich zu Cäsars Zeiten gab und so unverkennbar das militärische Prinzip über alles primitive Kriegertum Meister geworden war, die alten Götter forderten immer noch ihr Recht. Der Krieg ist ein Appell an die Leidenschaft geblieben. Dieser Aufruf hat seine Kraft bis auf unsere Tage bewahrt. Er schickt heute noch Männer in den Höllenrachen der Schlacht und ruft Menschen zu Kriegern und Soldaten auf, die sich in diesem Opfergang ganz einsetzen, ausgeben und vergessen. Da wirkt nicht mehr der Befehl, da ruft nicht mehr die Pflicht, da springt aus diesen gehobenen Gefühlen der eingeborene Trieb der Selbsterhöhung und Selbsthingabe hervor, der die Grenzen des dämonisch-menschlichen Erlebens versetzt.

*

Cäsars Sieg bei Pharsalus hatte mehr als eine Schlacht, er hat den Krieg entschieden. Denn nun kehrte das Gesetz des Handelns in Raum und Zeit ganz in Cäsars Hand zurück. Er konnte seine Streitkräfte wieder um sich sammeln, den konzentrisch wirkenden Gegnern überall entgegentreten, sie auf die exzentrisch gelegenen Kriegsschauplätze zurückverweisen und zuletzt nach Gefallen schlagen und besiegen. Als er das Reich umgebrochen hatte und der Senat ihn zum Imperator auf Lebenszeit ernannte, wurde aus einem Zuruf der Legionen ein Staatstitel, der den Alleinherrscher als solchen bezeichnete. Der Feldherr verschwand dahinter, der Staatsmann überschattete,

aus dem vollen schaffend, den Sieger in allen Feldzügen, die der Wiederaufbau des Reiches von ihm forderte. Um so tragischer berührt das Ende, das den Feldherrn in einem Augenblick erreichte, der ihn dem Kriege wieder zurückgeben sollte. Als Cäsar gegen die Parther rüstete, um den Untergang römischer Heere zu rächen, die in Mesopotamien der zerstreuten Fechtart eines regenerierten Steppenvolkes zum Opfer gefallen waren und ihm eifrige Freunde den Königstitel antrugen, den er außerhalb Italiens im bevorstehenden Orientkrieg als Herr und König der Könige über die hellenistisch-barbarischen Könige des Ostens führen sollte, fand sich die Opposition zu seiner Ermordung zusammen. Da wurde die Kurie zum „Schlachtfeld". Der größte Kriegsmann der Zeit, der Vorkämpfer des universal gedachten Reiches hatte nichts als einen Schreibgriffel, um sich gegen die Dolche der Verschworenen zu verteidigen. Er fiel wie der Löwe im Busch, von Wunden übersät. Hatte sein Glück ihn verlassen? Wie man auch diese Frage beantworte, sicher ist, daß das, was wir mit Recht Cäsars Glück nennen dürfen, das Glück im Kriege war, jene eigentümliche Fügsamkeit der Verhältnisse, die sich diesem Feldherrn nie versagt hatte. Er hat in seinen Denkwürdigkeiten dazu selbst gesagt, das Glück sei die größte Macht in allen Dingen und besonders im Kriege, aber er hat beigefügt, daß diesem Glücke durch menschliche Anstrengungen nachgeholfen werden könne. Man konnte den Träger dieses Glücksgefühls töten, aber nicht mit ihm starb der Gedanke der Ein- und Universalherrschaft, der schon so tief in das Empfinden der Zeit eingedrungen war, daß er allen heraufziehenden Machtkämpfen die Richtung wies.

Es ist die Zeit, die zwischen der Weltuntergangsstimmung und dem Aufkommen einer neuen Lebensbejahung vermittelte. Als Oktavian siegreich aus dem Bürgerkrieg und dem Krieg um den Osten hervorging und das Prinzipat erneuerte, hat Cäsar Divus einen Erben gefunden, der die imperatorische Gewalt über alle Staatsverhältnisse erstreckte, ohne der althergebrachten Formen zu entraten. Nun war das römische Weltreich befähigt, den Krieg als Pazifikator anzurufen, um daraus die „Pax Romana" abzuleiten. Es war ein Herrschaftsgedanke, kein pazifistisches Traumgebilde, und dieser war auf die Unterwerfung der Welt und die Unterwürfigkeit der

Menschen gegründet. Die Divinität der Cäsaren hat dieser Gewalt sakralen Charakter verliehen; dahinter stand, vom Kriege getragen, unerschüttert die Idee eines unzerstörbaren Reiches.

*

Der Krieg ist von Anfang an den Göttern verhaftet gewesen. Der Mensch brauchte den göttlichen Beistand, um im Kriege als dem dynamischsten aller Lebensverhältnisse zu bestehen, auf eine so sichtbare Weise, daß keine Gottheit unangerufen bleiben durfte, von der man sich Hilfe und Billigung versprach. Kein gehobeneres Gefühl beherrscht den Kriegsmann als das, daß Gott mit ihm sei und auch mit ihm ist. Der Mythus hat die Götter noch selbst mit zu Felde ziehen lassen, die Religionen haben sie durch Anruf, Opfer und Gebet gnädig zu stimmen gesucht, und kein Schlachtruf wirkte mitreißender als der, den die Kämpfenden als Gottesstreiter für sich in Anspruch nahmen. Ist der Krieg nach Clausewitzens paradox anmutender Fassung ein Akt des menschlichen Verkehrs, so bedarf er dieser Verbindung mit dem religiösen Gefühl um so mehr, je gewalttätiger dieser Verkehr sich darstellt. Die Römer haben die vorletzte Lösung dieses Problems in der Divinität der Cäsaren gefunden. Sie hatten so viele Götter in ihr Pantheon hineingenommen, daß sie keinem mehr die Kraft zutrauten, das Leben und den Krieg zu beherrschen, und erblickten in der Erhöhung der Feldherren zu göttlicher Potenz den gegebenen Ausweg, um wieder zu einem Herrscher über Leben und Tod zu gelangen. Gewiß ist das ein Problem, das, in dieser Beschränkung lediglich auf den Krieg hin betrachtet, nicht entfernt erschöpft oder auch nur überblickt wird, aber es zeigt doch so viel von sich, daß wir es in eine Betrachtung einordnen können, die vom Kriege ausgeht, um zum Frieden zu kommen.

Dreihundert Jahre hat die nun römisch gewordene, von großen sozialen und religiösen Umwälzungen erfaßte Welt noch von der Divinität Cäsars gezehrt. Sie hat ihre Armeen unter den alten Adlern zu Befriedungskriegen in Bewegung gesetzt, um die errungene Universalherrschaft auszubauen, zu sichern und zu behaupten. Aber die Kriegführung als solche ist in ihrem eigenen Bereich

keines Ausbaus der cäsarischen Kriegskunst mehr froh geworden. Der Gipfel war erreicht, als Cäsar fiel, vielleicht schon überschritten, und zwar, weil nur er fähig gewesen wäre, das Heerwesen mit der Hilfe barbarischer Kräfte zu verjüngen, ohne es zu barbarisieren. Und doch ist in dieser Heerestradition noch so viel fortgestaltende Kraft tätig gewesen, daß die Hineinnahme keltischer, orientalischer und vor allem germanischer Krieger und Kriegsformen jahrhundertelang vor sich gehen konnte, bis das Kriegswesen selbst von der römischen Grundlage abgehoben und in einen Schwebezustand übergeführt wurde, der von den Legionen nur noch den Namen übrig ließ und in welchem Feldzüge und Schlachten wieder auf primitivere Formen zurückgebildet wurden.

Als das Christentum sich von der Sklavenfessel löste und die Römerwelt zu der seinen machte, war für die Kriegskunst nichts gewonnen. Wohl aber kam damit dem ermüdenden Weltreich ein neues Element zu Hilfe und rüstete den Krieg mit magischen Kräften aus. Fortan wehte über den römischen Legionen die purpurne Kreuzfahne, die von Konstantin dem Großen mit dem Monogramm Christi geschmückt wurde. Der Zusammenhalt des Reiches ist nun von der Staatsreligion her begriffen und der Krieg zum Besten dieses römischen Universalreiches geheiligt worden. Es war die letzte Lösung. Eine neue Magie, die stärkste von allen, wurde angerufen. Ihre Beschwörungsformel lautete: „In hoc signo vinces!“

V.

Die Wandlungen des Krieges und die Verteidigung des römischen Weltreiches während der Völkerwanderung

Der Geist der Kaiserlichen Heere — Trajan und der Übergang zur Defensive — Die Armeen der Soldatenkaiser — Die Germanen und die Reiterwaffe — Gallien als kontinentale Operationsbasis — Julian Apostata — Die Schlacht bei Straßburg — Der Rheinfeldzug Valentinians — Der aufgelockerte Krieg — Die kontinentalen militär-geographischen Grundlagen des sinkenden Römerreiches — Die erste kontinentale Grenzsetzung — Von der Rheinmündung zur Donaumündung — Europa als Erdteil — Die Ostbühne des Kontinents — Die Hunnen — Die Westgoten — Valens und Gratian — Die Schlacht bei Adrianopel — Theodosius und der Erlaß von Thessalonike — Die norddeutsche Tiefebene — Stilicho und Alarich — Die Preisgabe der Rheingrenze — Germanenvölker als Soldaten Roms — Völkerwanderung und Nomadismus — Das Prinzip der Hochlandweiden — Das Prinzip der Steppen — Die Taktik der Reitervölker — Attila — Die Hunnen in der Champagne — Aëtius und die Westgoten — Die Schlacht auf den Katalaunischen Feldern — Vernichtungsschlacht und Entscheidungsschlacht — Attilas Feldzug in Italien — König Etzels Tod — Einzelkämpfer und Masse — Die Ostgoten in Italien — Theodorich der Große — Die Schlacht bei Taginä — Die Langobarden — Reiterkrieg in ritterlicher Gestalt

Karten

Die Chinesische Mauer — Julians Feldzug am Rhein — Das römische Reich in seiner größten Ausdehnung — Die Völkerwanderung

Der kriegerische Sinn der Römer war an den Staat geknüpft. Der römische Kriegsgeist hatte bürgerlichen Charakter, solange die Republik vom Kriege ausging, um zu einem mächtigeren Staatswesen zu gelangen. Dann kam die Wendung zum Militärischen hin, die sich aus der Lösung vom Zensus und der Ausdehnung des römischen Machtbesitzes ergab. Je weiter sich das Römische Reich ausdehnte, desto umfassender begriff der römische Soldat das Reich aus der militärischen Schau. Die Veteranen, die von Cäsar, von seinem Erben Oktavian und den Kaisern aus Julischem Hause in den Westprovinzen, vornehmlich in Afrika, Spanien, Gallien und Illyrien angesiedelt wurden, waren und blieben so sehr römische Soldaten, daß ihr Bürgerstolz militärischen Charakter annahm. Römer werden hieß jetzt Soldat sein. Auch als das römische Heer der fremden Soldtruppen nicht mehr entraten konnte, um den großen Rahmen auszufüllen, dessen das Riesenreich zu seiner Verteidigung bedurfte, schlug in den Legionen der römische Puls noch mit voller Stärke.

Die Barbarisierung des Heeres hat Jahrhunderte in Anspruch genommen. Die Germanen waren als römische Krieger römischer als diese. Und an Kriegen fehlte es nicht. Innere und äußere Krisen stießen und durchdrangen sich. Die Auslese der Imperatoren forderte Blut. Die Barbarisierung der Kriegführung hat sich erst geltend gemacht, als sich zeigte, daß der römische Kriegsgeist des Einschusses ungebrochener germanischer Kraft bedurfte, um dem ausgedehnten Grenzdienst gewachsen zu bleiben. Da ergab sich dann die Umbildung der Kriegsformen von selbst. Die Legionen, die den freien Germanen um die Zeitenwende im Teutoburger Wald, an der Weser und am Main entgegentraten, beflissen sich noch der zur Vollreife gekommenen römischen Taktik; erst als der Mannschaftsbedarf nicht mehr aus römischen und romanisierten Beständen gedeckt werden konnte und ganze Völkerschaften sich als Soldtruppen zum Dienst

meldeten oder bewegen ließen, wurden aus den Legionen Stoßkolonnen, die den starren Germanenkeilen näher standen als den beweglichen römischen Kohorten. Das germanische Berufskriegertum drang im Laufe der Jahrhunderte so tief in das römische Soldatentum ein, daß dieses nicht nur mit germanischen Ehrbegriffen, sondern auch mit der germanischen Taktik rechnen mußte. Die Germanen haben ihre Taktik unter den Kaisern des Julischen Hauses als Angegriffene auf eigenem Boden hochgehalten und sie haben sie zuletzt den Römern aufgezwungen, deren gelehrige Schüler sie geworden, aber nicht geblieben waren. Es ist eine seltsame, widerspruchsvolle Umwandlung, die vom Materiellen zum Seelischen fortschritt, aber so viel römisches Gut bewahrte, daß die römischen Heere noch zu den Zeiten der Soldatenkaiser, als die Machthaber schon im blutigen Wettstreit aus den Kriegslagern hervorgingen und wie Heerkönige auf den Schild gehoben wurden, sich ganz als römische fühlten und römischer Willensbildung gehorchten. Der Krieg war um diese Zeit, von Rom aus gesehen, zum Jungbrunnen des römischen Herrschaftsprinzips geworden. Er gebar die Cäsaren, und die Herrschgewalt wurde im Feldlager ausgemacht, aber sie wurde von den Rechtsformen des Staates getragen. Dieser mußte also mit der militärischen Gewalt paktieren, ohne sich seiner formaljuristischen Ansprüche zu begeben.

Nichts ist bezeichnender für diese Umgestaltung der militärischen Verhältnisse als die feste Grenzsetzung, in der das Reich sich gefiel, nachdem es am Rhein, an der Donau und am Tigris auf Völkerbewegungen gestoßen war, die sich nicht mehr lenken, zunichtemachen, aber doch so weit zurückwerfen ließen, daß wenigstens die Zugänge des Imperiums gesichert blieben. Solange diese Defensive aktiv geübt wurde und römische Heere noch zu Ausfällen fähig waren, die bis zur Elbe, weit über die Donau und bis zum Kaspischen Meer ausstrahlten, kam der innerlich längst vorbereitete Verzicht auf die Ausbreitung der römischen Universalherrschaft über die aus der Ferne andrängenden Völker nicht zum Ausdruck. Hundert Jahre sind seit dem Hingang des Friedenskaisers Augustus verstrichen, bevor der Übergang von der Offensive zur Defensive Gestalt annahm. Und auch dieser Übergang war noch so verlarvt, zeigte noch so stark hervortretende offensive Züge, daß die strategische Defensive dahinter verschwand.

Als Cäsar im Jahre 55 vor Christi Geburt im Neuwieder Becken, wo schon die Menschen der Steinzeit eine mächtige Fluchtburg angelegt hatten, den Rhein überschritt, winkte dem Eroberer noch die geheimnisvolle Tiefe der germanischen Wälder, winkte und schreckte ihn doch. Als Drusus, Varus und Germanikus in diesen Wäldern zu Siegen und Niederlagen kamen, ohne bleibenden Gewinn zu ernten, blieb die Grenzsetzung auf einen Anspruch beschränkt, der immer wieder neu bekräftigt werden mußte. Als Domitian im Jahre 84 nach Christi Geburt im Kampfe mit den Katten den Pflock zurücksteckte und den ersten Graben ausheben ließ, um das mühsam behauptete überrheinische Gebiet mit einer Grenzbefestigung zu umgeben, die sich zunächst noch ins Ungewisse verlor, war dies schon ein Verzicht zugunsten einer sich bescheidenden Defensive. Erst Trajan zog die strategischen Folgerungen aus der Überspannung der römischen Macht. Er tat dies, indem er Offensive und Defensive kunstvoll verband und durch mächtige Offensivstöße und die Anlage großer Befestigungsgürtel Ruhe schuf. Es galt, die gefährdeten rheinischen und danubischen Provinzen und die Parthergrenzen neu zu bestimmen. Die Eroberung Daziens umgab den damit verbundenen Verzicht mit dem Glanze altrömischer Siege. Trajan war kein himmelstürmender Titan. Von ihm ging nicht der Zauber eines genialen Eroberers aus, aber er besaß die Überlegenheit des klarblickenden, standhaften Kriegsmannes römischer Schulung, der jeden Feldzug bedächtig aufbaut, um ihn dann, auf eine starke Organisation gestützt, mit raschen Schlägen dem Erfolge zuzutreiben. Er nahm den methodischen Ausbau des Limes zwischen Rhein und Donau in die Hand und führte in der Dobrudscha die erste große Linienbefestigung aus, die das Prinzip der beweglichen Verteidigung mit starrem Festhalten an dem aufgerichteten, dreifach gegliederten Kordon vereinigte. Als diese Umzäunung des römischen Reichsbesitzes Platz griff, wurde die Ökumene als allrömischer Besitz in Frage gestellt. Aber es war, von Rom aus gesehen, doch nur ein halber Verzicht, keine Kapitulation. Man glaubte zu besitzen, was des Besitzens wert war. Die daraus hervorgehende Dreiteilung der Welt ergab sich als eine Drittelung, in der dem römischen Weltreich die Mittelmeerwelt als der innere Kreis der Ökumene verblieb. Was darüber hinaus noch

gewonnen werden konnte, war Randgebiet oder lag so weit entfernt, durch nackte Wüsten, graue Steppen und unwirtliche Meere von diesem orbis terrarum abgeschieden, daß es auf der ptolemäischen Erdscheibe kaum noch Platz fand. Das Universalprinzip hat dadurch keinen Schaden erlitten. Es wurde konserviert und ist dann durch die Annahme des universal gedachten Christentums als römischer Staatsreligion zu neuen Kräften gekommen.

Die Entkräftung des römischen Heeres hatte schon im 2. Jahrhundert eingesetzt, sie hat sich dann aber wieder für mehr als hundert Jahre beschwören lassen. Septimius Severus hat keine römische Armee alten Schlages mehr befehligt. Sie war schon stark barbarisiert und der alten Lagerzucht ganz entwachsen. Wie immer in solchen Lagen wurde die mangelnde Tüchtigkeit durch die Zuteilung größerer Hilfsmittel wettgemacht. Die leichten Truppen nahmen überhand und Artillerie erschien als Infanteriestütze im Felde. Maschinen, die ganze Pfeilbündel und Lagen von Wurfsteinen abschossen, traten in die Intervalle. In der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts kam es zu einer Wiederaufrichtung. Die illyrischen Kaiser haben als „Soldatenkönige" den Glanz der römischen Waffen noch einmal erneuert. Claudius, Probus und Aurelian setzten am Rhein, an der Donau und in Syrien die Grenzen neu. Aber es wurde immer schwieriger, landfestes Volk unter der Fahne zu halten. Der Rückgang der übersättigten, um Geburten verlegenen Bevölkerung nahm zu, die Steuereingänge schwanden dahin, Dekrete und Notstandsverordnungen mußten dafür sorgen, daß Steuerträger erhalten blieben und Rekruten gewonnen wurden. Aus den Soldaten wurde ein Soldatenvolk, das sein Leben lang bei der Fahne blieb oder im Umkreis der Standorte siedelte und seine Kinder selbst großzog. So wurde aus dem Volksheer ein Heervolk, das, über alle Grenzen ausgestreut, mehr sich selbst als dem Staate lebte. Als auch dieses der Entvölkerung verfiel, traten weiße, schwarze und braune Hilfsvölker an seine Stelle. Zuletzt trug der Germane, der sich als Volk oder Kriegergenossenschaft zum Dienste drängte, die ganze Last.

Der Krieg regierte und sicherte die Pax Romana, wie er die römische Republik regiert, gesichert und zur Rolle eines Friedensgaranten emporgetragen hatte. Es war ein durch Eroberung ge-

währleisteter Friedenszustand, gegründet auf das Prinzip der Universalherrschaft. Die Grenzsetzungen bezeichneten lediglich die Stellen des stärksten Widerstandes. Als die Römer sich dort in die Defensive gedrängt sahen, verlarvten sie diesen Zustand, indem sie Verteidigungsstellungen bezogen, die von der erreichten Kultur- und Zivilisationshöhe aus verteidigt wurden. Wie war es zu diesem Widerstand der noch unbezwungenen Völker Germaniens und Irans gekommen? Diese Frage wird nicht durch einen Hinweis auf den Freiheitsdrang beantwortet, der in Germanen und Parthern mächtig war, sondern führt zu einer Untersuchung der Kräfte, die im Hinter- und Untergrund der angeschlossenen Weltteile tätig waren. Wir werden auf die Völkerbewegungen zurückverwiesen, die, aus dem Innern Hochasiens hervorbrechend, seit altersgrauen Zeiten den Lauf der Welt bestimmten. Es waren die Kriegswanderungen der Halb- und Ganznomaden, die die Weltgeschichte in Bewegung hielten.

*

So viele Invasionen wir auch über die Kulturzonen der vorderasiatischen und ägyptischen Reiche hereinbrechen sahen, selten sind sie uns als völkerversetzende Bewegungen erschienen. Stets wohnte ihnen ein retardierendes Element inne, das sich rasch an den eroberten Kulturboden heftete. Es war nicht ein Zustand, der dem Phänomen von Flut und Ebbe verglichen werden kann, kein Steigen und Fallen in vorgezeichneten Zeiträumen und gegebenen Grenzen, sondern ein Drängen und Schieben, das sich gern mit der Eroberung und Verteidigung neuer Sitze beschied. Es waren vom Boden abgehobene Völkerschaften, die durch die Not, sei es Anstoß von außen, Volksvermehrung und daraus sich ergebender Nahrungsmangel oder klimatische Bedrängnisse, in Bewegung gesetzt worden sind. Daß diese Invasionen im Zeichen des Krieges standen, war lediglich durch den Widerstand bedingt, den die glücklich-unglücklichen Besitzer des begehrten Bodens leisteten. Also das, was der lapidar gestaltende Ranke mit dem schlichten Satz gekennzeichnet hat: „Auf Angriff und Verteidigung beruht der Verlauf der Weltgeschichte."

In dem Völkerschoß der Hochlande, von denen die großen Ströme

Nordasiens, Irtisch, Ob, Jenissei, Lena, Selenga und Amur ihren Ausgang nehmen, ballten sich seit Menschengedenken die nomadischen Kräfte, die als Hochfluten nach allen Seiten abströmten, wenn die Zeit erfüllt war. Dann geriet alles in Bewegung, was ihnen vorgeordnet lag, sollten diese Anrainer nicht verschwemmt werden und verloren gehen. Welcher Rasse die ein- und umwohnenden Völker dieses Völkerbeckens angehörten, steht hier nicht zur Frage. Doch ruht der Nachdruck wohl auf den Mongolen, die auf ihren Hochweiden am stärksten von der Bewegung erfaßt wurden und daher den ersten Anstoß gaben. Welle auf Welle ist im Laufe der Jahrtausende ausgesendet worden, und manche ist, alles vor sich herschiebend, bis zu den Säumen der westlichen Kulturzonen durchgebrochen. Aber zielbewußt gen Westen abgelenkt wurden diese Völkerbewegungen erst, als das Reich Siva sich dem Ansturm der Barbaren durch die Anlegung der Chinesischen Mauer verschloß.

Das geschah um die Zeit, da Hannibal zum italischen Feldzug rüstete. Da vollendete Kaiser Schi-Hwang-ti das Riesenbauwerk,



Die Chinesische Mauer

das 2450 Kilometer lang, die Nordprovinzen des chinesischen Reiches mit einer „weißen Wand" absperrte, an der die Barbaren sich die Köpfe einrannten. Fortan ergoß sich die Völkerflut nach Westen, bis die Kräfteverhältnisse sich zugunsten der Mongolen verschoben. Nun begann das fortgesetzte Schieben und Drängen der westwärts wohnenden halbnomadischen Völker, die aus der Flutzone herauszukommen trachteten und sich von den hinter ihnen stehenden Kräften willig oder unwillig am Kaukasus absetzen ließen oder durch die Kaspische Pforte nach Europa hineingerissen wurden. Soweit Hochweiden, Wüste und Steppe sich dehnten, ging diese Bewegung geläufig vor sich, an den großen Wäldern und vor den Gebirgsriegeln Europas aber setzte sie sich zu ständigem Druck. Dieser Druck lastete auf allen ostwärts gerichteten Fronten der römisch geordneten Welt. Trajan und die glücklicheren unter seinen Nachfolgern haben ihn durch lebhafte Ausfälle und tatkräftige Verteidigung so lange beschwören können, als ihre Schwertgewalt stark genug war, den Andrang überschäumender Volksbewegungen in der Grenzzone zu brechen. Aber es war schon dem Kaiser Julian, den die Kirche einen Apostaten nannte, nicht mehr beschieden, die aufgebrochenen Grenzen wieder zu befestigen. Er konnte den Bestand des Reiches nur noch in siegreichen Schlachten verteidigen, die innerhalb der Grenzen geliefert werden mußten.

*

Grenzbollwerke sind wohl geeignet, feindlichen Invasionen gegenüber eine Stütze zu bieten, aber sie erfordern nicht nur eine Besatzung und fortgesetzten Ausbau, sondern reizen auch den Angreifer, besonders den noch nicht zur Seßhaftigkeit gelangten, zur Einsichtnahme in das dahinterliegende, umständlich geschützte Land. Gelingt es ihm, die Linien zu durchbrechen, so kann er wohl im freien Felde geschlagen werden, da der Verteidiger die Tiefe des Raumes für sich hat und auf der innern Linie steht, aber auch der geschlagene und wieder zurückgetriebene Eindringling wird sich der im Angriff selbst ausgesprochenen Überlegenheit bewußt bleiben. Wird eine solche Grenzverteidigung immer wieder eingerissen, so sinkt sie zu einem Front-

hindernis herab, das jede magische Kraft verliert und mit der Zeit völlig eingeebnet wird. Dann beginnt die Eroberung als strategisch vorbestimmter Einbruch Gestalt anzunehmen.

Die Überschwemmung der römischen Vorlande ist den von Osten kommenden Eroberern durch den Übergang zum Reiterkampf erleichtert worden. Germanische Reiter haben schon zu Cäsars Zeiten von sich reden gemacht, aber die Germanenvölker sind als solche erst im Zuge der Völkerwanderung zu berittenen geworden. Das Pferd wurde zum Umgestalter der Kriegsordnung. Daß es als Kriegsgenoß schon viel früher nach Vorderasien gelangte und dort die Streitwagen der babylonischen und später der ägyptischen und assyrischen Könige zog, um dann den Persern die Aufstellung großer Reitermassen zu ermöglichen, ist schon aus der Kriegsgeschichte dieser ältesten Kulturvölker zu ersehen gewesen. Hätte Alexander der Große nicht die schwere mazedonische Kavallerie mit ins Feld gebracht, so wäre ihm die Besiegung der Perser in der Feldschlacht sicher sehr schwer geworden. Wie die Römer von karthagischer, gallischer und numidischer Kavallerie gelitten haben, da sie selbst nur noch wenige Berittene stellten, wissen wir schon; mit Bedacht aber ist von den Reiterschlachten Umgang genommen worden, die die szythisch durchbluteten Parther als Erben der Perser den Epigonen Alexanders und den Römern geliefert haben. Sie finden nun hier Erwähnung, weil sie sich in die Kämpfe einordnen, die den hellenistischen Osten und späterhin das ihn überschattende römische Weltreich in der Abwehr sahen. Szythisches Volk, das über den Jaxartes herüberkam, als die ersten Mongolenzüge die Tarimsteppe überschwemmten, bildete den Kern des Partherreiches. Wie der Blitz brachen sie ein und entrissen den Seleuziden schon um die Mitte des 3. Jahrhunderts die östlichen Provinzen Altpersiens. Eine Königsliste mit dreißig Namen geht von Arsakes II. aus; der vierzehnte dieses Namens hat den Freund und Rivalen Cäsars, Krassus, bei Karrhä in einer Wüstenschlacht vernichtet, die in Anritt und Abschwenken der parthischen Geschwader die nomadische, ganz auf die räumliche Ausnützung des Schlachtfeldes und die Fernwirkung des Bogens gestellte Reitertaktik ahnen ließ. Das war nichts Neues, aber die Erinnerung an die Hykſos war längst verblaßt und die neue

Kriegsform erschien so überraschend im Feld, daß alle Vorbilder dahinter zurücktraten. Die Römer haben Zeit gebraucht, sich damit abzufinden. Erst Trajan ist es gelungen, diesen Schimpf der römischen Waffen zu rächen und den Euphrat siegreich zu überschreiten.

So sehen wir mit fortschreitender Zeit das Reiterwesen immer stärker in der Kriegführung zu Worte kommen, sehen es selbst von den Germanen höher geschätzt, als das erste Auftreten der germanischen Sturmhaufen vermuten ließ. Wohl hat Cäsar schon germanische Reiter angeworben, nachdem er deren Überlegenheit über die gallische Reiterei wahrgenommen hatte, aber die Germanenschlachten sind vorweg von dem im schmalen Gevierthaufen antretenden Fußvolk bestritten worden. Erst allmählich bahnte sich ein Wandel an, der von zwei Seiten seinen Ausgang nahm. Die Nachfrage nach germanischen Reitern veranlaßte die am Rhein siedelnden Stämme, sich dieser Waffengattung zuzuwenden, und die von Osten nachrückenden Verbände streitbarer Markgenossen traten zu Trajans Zeiten schon vielfach als berittene Wanderscharen ins römische Gesichtsfeld. Tacitus erzählt in den Historien von der Kampfkraft der batavischen Geschwader, die selbst auf Sumpfboden noch ihre Beweglichkeit erwiesen und vor keiner Attacke zurückscheuten. Als sich die nach Westen verschobenen Germanenvölker am römischen Limes stießen, waren schon Reitervölker unter ihnen, die sich jahrelang an der Weichsel, im Oderland und vor den Toren Pannoniens getummelt hatten. Die strategische Defensive, zu der das Römische Reich seit Trajans glücklicher Grenzsetzung verhalten war, wurde von dieser Umwandlung erst betroffen, als die Legionen sich nicht mehr fähig zeigten, den Grundsatz zu vertreten, den Napoleon in die Worte gekleidet hat: „Eine tüchtige Infanterie genügt sich selbst."

*

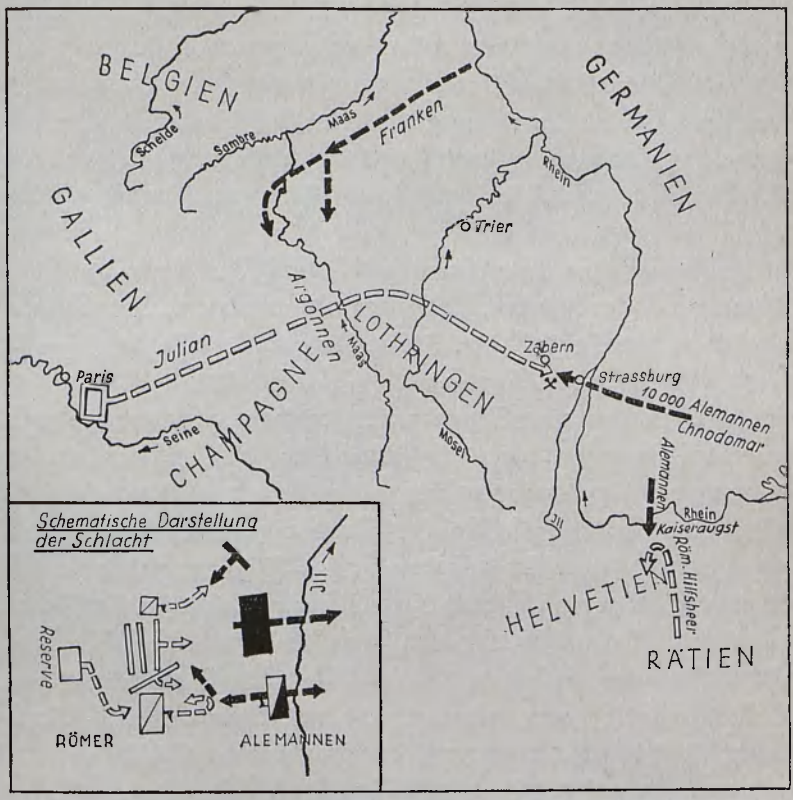
Die Umwandlung der Fechtweise, die sich im Laufe der Jahrhunderte angebahnt hatte, tritt in der Schlacht, die Julian Apostata den Germanen bei Straßburg lieferte, so deutlich hervor, daß diese Schlacht als typische Schlacht spätrömischer Zeit geeignet erscheint, den Krieg, den wir zuletzt bei Pharsalus am Werke gesehen, neu auszumalen.

Mit wenigen Strichen sei die schon so oft dargestellte Lage umrissen, aus der diese Schlacht sich bedeutsam erhob. Die Limesverteidigung war durchbrochen worden, und am Niederrhein waren die Germanen schon der Rhein- und Maasschranken Herr geworden. Die Franken hatten sich über die Maas vorbewegt und dort Lager geschlagen, am Mittelrhein war den Römern der Taunus verlorengegangen und am Oberrhein saßen schon, zu Ansiedlungen zusammengefaßt, im Elsaß als Rechtsnachfolger Arioviſts die Alemannen. Da erscheint, von Paris vorbrechend, Konstantins Enkel, der Cäsar Julian, um in einem großangelegten Feldzug das linke Rheinufer zurückzugewinnen und den Limes wieder aufzurichten. Er will zu diesem Zweck zuerst am Oberrhein das Glacis freimachen und dann gegen die Franken einschwenken. So kommt es im Jahre 357 im Elsaß zur zweiten großen Germanenschlacht. Bis zur Arioviſtschlacht schweift die Erinnerung, die nach Zusammenhängen sucht und nun die zweite Schlacht an der ersten mißt.

Es ist ein Römerfeldzug, der sich die ganze linksseitige Hälfte des Stromgebietes als Kriegstheater dienstbar macht und schon aus der gallischen Perspektive lebt, der also Jahrhunderte vorwegnimmt. Julian, der Schüler Cäsars und Mark Aurels, ist der erste Feldherr, der sich auf das Innere Galliens als Operationsbasis stützt und den Krieg aus der Champagne über die Zaberner Steige an den Rhein trägt. Das Jahr 357 sieht also ein Feldzugsbild entstehen, das die Spuren aller deutsch-französischen Kriege vorzeichnet. Wir sehen damit aber auch den großen Krieg spätrömischer und frühgermanischer Prägung Gestalt gewinnen, und dieser zeigt, daß die Überlegenheit noch auf seiten der Römer ist. Noch handelt der Römer konzentriert und entschlossen, noch ziehen die Germanen zerstreut und aufs Geratewohl zu Feld.

Julian sammelte seine Truppen bei Paris, rückte aus dem Seinebecken in die Champagne, überschritt die Argonnenpässe, die Maas und die Mosel, besetzte die Lothringer Hochfläche und lagerte sich vor der Zaberner Steige. Er wußte die Franken in Belgien noch durch eigene Saumseligkeiten und trotzbietende Festungen gefesselt und wollte die Alemannen in einem sorgfältig vorbereiteten Feldzug vernichten, um dann die Franken in der Flanke zu fassen. Er wollte aber

auch den Alemannen eine Umfassung zuteil werden lassen, indem er eine zweite Armee aus Helvetien heranrief. Bis diese zur Stelle war, wollte er warten. Aber der großangelegte Entwurf scheiterte an der Überwindung des Raumes. Die Armee, die aus Rätien heranmarschierte, wurde von einem Alemannenaufgebot bei Kaiser-



Julians Feldzug am Rhein. Schlacht bei Straßburg 357

augst zurückgeworfen und schied im voraus aus dem Spiel. Das obere Elsaß blieb ungefegt. Julian mußte daher ohne sie schlagen und eine Frontalschlacht liefern.

Die Alemannen hatten ihre Hundertschaften bei Straßburg vereinigt und ihren ältesten Vorkämpfer, den Recken Chnodomar, zum Heerkönig gewählt. Chnodomar scheute die Schlacht mit den Römern

nicht. Er hatte sein Roß im Elsaß und in der Champagne getummelt und war des Römerkampfes kundig. Aber wie Ariovist, so war auch er dem Gegner an Streitern nicht überlegen und focht wie der Suevenkönig mit dem Rhein im Rücken auf einem offenen Glacis. Trotzdem marschierte er vor der Zaberner Steige, in der welligen, zum Reiterkampf günstigen Ebene zur Schlacht auf. Er stellte sein kleines Heer, das kaum mehr als 10000 Mann gezählt haben mag, wenige Kilometer westlich von den miteinander verflochtenen Wasserarmen des Rheins und der Ill in Schlachtordnung, verbarg eine Seitenhut im sumpfigen Gelände, um sich gegen eine Umfassung seines rechten Flügels zu sichern, und ordnete seine Hauptwaffe, die schwer gerüstete Reiterei, links anschließend auf breiter Flur zum Angriff auf den sehnlich erwarteten Feind.

Heiß brannte die Augustsonne auf die elsässische Ebene, als Cäsar Julianus aus der Zaberner Steige heraustrat und seine Armee in drei Treffen an den Feind führte. Julian hatte aus den Legionen — sie waren's nur noch dem Namen nach — eine Phalanx gebildet, unterstützte sie durch ein paar Schwadronen Flankenreiter und entsandte sie gegen das schwache alemannische Fußvolk, das die Schilde zusammendrängte, um dem drohenden Anprall zu begegnen. Die galloromanische Kavallerie erhielt Befehl, Chnodomars Reiterangriff aufzuhalten, und ballte sich auf dem rechten Flügel zur Attacke. So stand Fußvolk gegen Fußvolk, Reiterei gegen Reiterei. Aber Julian hütete sich, alles aus der Hand zu geben. Er hatte vorweg schon eine Schlachtreserve gebildet und behielt sich deren Verwendung vor. Schwergerüstete gallogermanische Söldner, Kornuten und Braccaten, standen im Hintergrund, auf ihre riesigen Schilde gelehnt, und warteten auf des Feldherrn Ruf. Auch Chnodomar lief nicht blindlings in die Schlacht, aber er setzte um des entscheidenden Anpralls willen alles auf einen Wurf. Er befahl dem Fußvolk, den Kampf mit den Legionen durchzuhalten, und stellte sich selbst an die Spitze seiner Reisigen, um die römische Kavallerie auseinanderzusprengen und dann gegen Julians Mitte einzuschwenken und die Legionen in der Flanke zu packen. Die Schlacht zog mit der Schnelligkeit und der Majestät eines Sommergewitters herauf und vorbei. Julians Infanterie ging geschlossen zum Angriff vor, stutzte

bei dem Erscheinen der alemannischen Seitenhut, die in Schilf und Weidicht verborgen gelegen hatte, sah sich aber durch die Flügelschwadronen vor diesem gefährlichen Flankenstoß bewahrt und brach nun mit dem Gewicht ihrer Masse in die dünne germanische Front. Wütend kämpfend wich Chnodomars Fußvolk im Gemenge rückwärts gegen den Strom. Unterdessen entfaltete sich auf dem Südflügel die Reiterschlacht. Chnodomars Riesengestalt beherrschte das Bild. Das lange weiße Haar mit roten Bändern durchflochten, den bewimpelten Königsspeer über dem Haupte schwingend, ritt der greise Held den Seinen voran. Mit ungeheurer Wucht und hallendem Schlachtruf wälzte sich die germanische Attacke gegen den Feind. Julians Kavallerie ertrug den furchtbaren Anblick nicht. Hart vor dem Zusammenprall warf sie die Gäule herum. Vergebens suchte der Cäsar die Fliehenden zum Stehen zu bringen. Sie entscharten sich in panischem Schreck und verließen Hals über Kopf das verlorene Feld. Siegesgewiß riß Chnodomar seine Reisigen nach rechts herum, schwenkte ein und führte sie, wie vorbedacht, aus der Flanke gegen die römische Infanterie. Aber Julian war auf der Hut. Sein Feldherrnauge hatte den kritischen Augenblick erspäht. Er befahl die Bildung eines Flankenhakens und rief seine Schlachtreserve in den Kampf. Das geschah so rasch, daß Chnodomars Flankenattacke noch vor der feindlichen Flanke abgefangen wurde. Der rechte Flügel der Legionen schwenkte nach außen, Kornuten und Braccaten ließen den Barritus ertönen und warfen vorstürmend den Reitern ihre Schildwand entgegen. Die Attacke zerschellte daran. Vergebens versuchte Chnodomar mit raschem Entschluß das Glück zu wenden, indem er sich vom Pferd schwang, seine absitzenden Reiter zum Fußkampf ballte und die Langschildner mit Schwert und Lanze anging. Die römische Front blieb im Vordringen und warf die zerstreut Kämpfenden gegen den Rhein. Die Schlacht war für die Alemannen verloren. Chnodomar opferte sich mit seinen Gefolgsmannen, um den Seinen die Flucht über den Strom zu ermöglichen.

Julian hatte den Sieg mit geringen Verlusten erkauft. Seine Reiterei war wie ein Haufen welker Blätter in die Weite geblasen worden und wurde wieder zusammengefegt, und die Infanterie hatte den kurzen Zusammenprall mit weniger als 2000 Mann bezahlt. Die

Alemannen haben furchtbar gelitten. Das Fußvolk und die abgesessenen Reisigen sind so gut wie vernichtet worden. Chnodomar fiel in Julians Gefangenschaft und wurde nach Ravenna abgeführt. Es war ein großer römischer Sieg, aber der Feldzug Julians war mit der Schlacht noch nicht zu Ende gediehen. Die große Konzeption hätte jetzt den Abmarsch nach Norden in Rücken und Flanke der in Belgien operierenden Franken erfordert, um auch diese aus dem Lande zu schlagen. Dazu ist es nicht mehr gekommen. Die Kunde von der Niederlage der Alemannen lief rascher durchs Land als Armeen marschieren und erreichte die Franken mitten in ihrem Siegeslauf im Schlüsselgebiet des äußersten Westens. Sie hatten die Ardennenschluchten überwunden, die Maas überschritten und breiteten sich schon zwischen der Maas und der Schelde und der Sambre aus, als sie die Niederlage erfuhren. Nun sahen sie sich im Rücken bedroht. Sie verhielten den Schritt, um die Front zu verkehren und sich zur Schlacht zu stellen. Das geschah so rechtzeitig, daß Julian auf eine Überraschung verzichten mußte. Da er sich unter diesen Umständen nicht stark genug fühlte, es auf eine neue Entscheidung ankommen zu lassen, vermied er den Zusammenstoß und bot ihnen Frieden, indem er sich bereit erklärte, sie in Belgien sitzen zu lassen, wenn sie sich zur Heersfolge verpflichteten. Sie sind bereitwillig darauf eingegangen.

Hier ist also ein Feldzug militärisch und politisch bewältigt worden, indem er vorsichtigerweise nicht über den Gipfel gewälzt wurde. Römer und Franken verglichen sich auf Kosten der Alemannen. Der Krieg hatte politische Gestalt gewonnen; das Abringen der Kräfte trat hinter die Abwägung der Erfolgsmöglichkeiten zurück. Das war von römischer wie von fränkischer Seite neu gedacht. Die Franken haben mit dieser Übereinkunft den ersten Beweis ihrer politischen Begabung abgelegt, und Rom bekehrte sich zu einer sparsameren Verwendung des Krieges, indem es sich mit dem gesicherten Erfolg beschied. Die Operation ist also dem Erfolg geopfert worden. Dieser währte nicht lange. Als Julian Apostata zwei Jahre später einem Partherpfeil erlag, standen die Alemannen schon wieder zu neuem Einbruch bereit. Sie überfluteten, diesmal weiter rechts ausholend, die lothringische Hochfläche, durchbrachen die Argonnen und zogen plündernd durch die Champagne. Kaiser Valentinian entsandte

seinen Feldherrn Jovinus gegen sie, der sich wie Julian an das Erreichbare hielt. Er schlug die sorglos Abrückenden bei Metz, warf sie über die Mosel und schnitt eine zweite Heerschar, die unter der Führung des Herzogs Vithicab beuteschwer aus dem Marnetal heimkehrte, in der Champagne ab. Valentinian hielt darauf zu Paris ein großes Siegesfest und erhob seinen Sohn Gratian unter dem Beifall des Heeres zum Augustus. Dieser Staatsakt bestätigte die Verschiebung des römischen Schwergewichtes von Trier nach Paris und die Erhebung des Seinebeckens zum kontinentalen Kernstück spätrömischer Macht. Aber diesmal ist der Gipfelpunkt des Sieges nicht richtig erkannt worden. Valentinian wollte den Krieg über den Rhein tragen und rüstete zu einem Feldzug imperatorischen Stils. Drei Armeen rückten ins Feld. Der Kaiser überschritt, von den Armeen Jovinus und Severus auf den Flügeln begleitet, zwischen Mainz und Straßburg den Rhein und brach durch die Neckar- und die Mainpforte in Obergermanien ein; eine Anordnung, die für Jahrhunderte Geltung erlangt hat. Die deutschen Völkerbünde wurden auseinandergeworfen und der Limes zurückgewonnen. Da rächte sich die Überstreckung des Erfolgs. Die Alemannen rafften sich auf, gingen zum Bandenkrieg über und verstrickten den Feind am Neckar und an der Kinzig in blutige Gefechte. Valentinian sah sich gezwungen, den Rückzug anzutreten, und wich eilends über den Odenwald. Hinter ihm verbrannten die Alemannen die neuerstandenen Kastelle. In diesem westöstlich gerichteten Feldzug blitzen Züge auf, die sich noch nach mehr als tausend Jahren neu ausprägten.

Wir lassen den Faden fallen und kehren zur Schlacht Julians zurück, von der diese Übersicht ihren Ausgang nahm, damit die Politisierung des Krieges im römisch-germanischen Grenzgebiet deutlich werde.

*

Cäsar hatte die Sueven einst am Osthang der Vogesen auf der strategischen Schwelle des Oberelsasses geschlagen, die Schlacht, die Julian zwischen Zabern und Straßburg austrug, ist auf der strategischen Schwelle des unteren Elsasses geliefert worden. In der Schlacht Julians sind alle Züge lebendig geworden, die im Kampfe

zwischen Römern und Germanen ins Bild getreten sind. Die römische Kriegskunst gefällt sich in der Einreihung germanischer Söldner, bewahrt aber noch die Errungenschaften, die der Krieg in cäsarischer Gestalt über sie ausgeschüttet hat. Halten wir fest, was dazu zu sagen bleibt: Julian scheidet eine Schlachtreserve aus und gibt diese erst aus der Hand, als die Krisis so weit gediehen ist, daß der Feldherr überlegen muß, ob er den Kampf abbrechen und auf gesicherten Rückzug über die Gebirgsschwelle denken oder die aufgesparte Kraft ins Gewühl werfen soll. Er gibt also ein Beispiel nachdenksamer Feldherrnkunst im Strudel der Schlacht. Julian hat blitzschnell die Lage überblickt, sich für den Austrag der Schlacht entschieden und sie durch rücksichtslosen Einsatz der Reserve gewonnen. Julians Entschluß war auf das wohlerwogene Verhältnis der Kräfte und der Umstände abgestützt. Er handelte bewußt und gestaltete die Krisis neu, bevor er geschlagen war. Es war der Augenblick, in dem die Schlacht noch in der Schwebe hing. Als Mac Mahon 1500 Jahre später an derselben Stelle und in ähnlicher Krisis zu demselben Entschluß kam, war das falsch, denn es handelte sich für ihn um eine verlorene Schlacht. Auch Chnodomar hat beherzt und umsichtig gehandelt. Er gehorchte dem Zwange der Lage, als er seine Reiter mitten in der Schlacht absitzen ließ, um aus der steckengebliebenen Attacke zum Fußkampf überzugehen; aber er konnte immer noch hoffen, den Anprall der julianischen Reserve zum Stehen zu bringen und das Schlachtfeld zu behaupten.

Julian und Chnodomar verkörpern zwei Welten. Die mediterranische, zu letztem Stande gekommene Welt und die im Aufbruch befindliche, nach Siedlung und Machtbesitz verlangende nordische Welt haben in ihnen Vorkämpfer gefunden, die beide noch ganz von der überkommenen Tradition erfüllt sind. Beide begreifen den Krieg als Lebensverhältnis. Aber sie lassen schon den großen Umbruch ahnen, der beide Welten in einem Chaos zusammenwirft, aus dem dann der Krieg in neuer Verwandlung aufsteigt. Bald ist es soweit, bald gibt es keine römische Legionen mehr. Sie werden zu Palasttruppen, und auch von diesen wird nichts mehr übrigbleiben als ein Stahlgerippe, das den barbarischen Söldnern so viel Halt gibt, daß diese sich von Rom in bewegter Schlacht gebrauchen lassen, ohne

ihre Stoßkraft vorzeitig auszugeben. Auch die Germanen, die schon für eigene Ziele kämpfen, stehen vor einer Wandlung. Es gibt zwar noch den Geschlechterverband, aber auch dieser hat eine Abwandlung erfahren, die ihn nur noch als ein Amalgam des Volksaufgebots, aber nicht mehr als blutverbundene Schlachtordnung erscheinen läßt. Chnodomars Reiterei ist schon eine über die Gefolgschaft hinausgewachsene Feldherrntruppe und wird als solche von der Klasse der Gemeinfreien scheel angesehen. Die Schlacht gibt noch mehr zu erkennen. Wir sehen Stoßkolonnen, die noch tiefgegliedert antreten, und flach gehaltene Fronten, die schon auf die Ausnützung der Schuß- und Wurfwaffen ausgehen. Wir sehen Reiterei zu Pferd und zu Fuß kämpfen und abgezweigte Truppenkörper selbständig handeln — kurz, eine allgemeine Auflockerung greift Platz und symbolisiert zugleich die aufgelockerte Zeit.

Das Römerreich stellt keine Bauernsoldaten mehr, denn der Kleinbesitz ist in Latifundien aufgegangen und Sklaven bebauen das Feld. Die Provinzialen sind des Kriegsdienstes entwöhnt und überlassen landfremden Söldnern die Verteidigung des römischen Bodens. Selbst die Offiziersstellen kommen mehr und mehr in fremde Hände. Germanen, Illyrier und Thraker rückten in die Befehlsgewalt ein. Auch die Artillerie, die seit den Zeiten der Scipionen und Cäsars eifrig gepflegt worden war und mit Wurf- und Schleudermaschinen mancherlei Art ins Feld rückte, ist schon barbarisiert und auf Nachwuchs aus den entferntesten Provinzen angewiesen. Hätte der militärische Korpsgeist nicht seine Kraft bewahrt, so wäre das römische Heerwesen um diese Zeit schon dem Verfall entgegengegangen, aber solange es noch als höchste Ehre galt, unter den römischen Adlern zu dienen und sich römisch zu benehmen, ward dem noch Einhalt getan. Die Machtnahme, die vom Lager ausging und den Imperator im Wettstreit blutiger Soldatenkämpfe erlas, mochte noch so revolutionär, tyrannisch und willkürlich anmuten, der Cäsar, der zum Kapitol aufstieg, war immer noch vom Glanze römischer Reichsherrlichkeit umgeben. Das ist nach dem Tode Julian Apostatas erst recht deutlich geworden, denn da erwuchs der Reichspolitik in der hierarchisch gestalteten Staatskirche ein Hilfsmittel, das Staat und Reich enger zusammenband, als weltlicher Macht allein möglich ge-

wesen wäre. Aber auch dieses Verhältnis zeigt zwiespältige Züge. Das Christentum war schon im Begriff, die Reichsgrenzen zu überspringen und seiner eigenen universalen Sendung nachzuleben, während die Imperialgewalt zu bedrängter Defensive übergegangen war. Der Universalismus war im Begriff, sich vom Reiche zu lösen.

Diese Diskrepanz zehrte an der Kriegsfertigkeit. Wir sehen die Unruhe als ein neues Element in den Krieg eintreten, dessen Formgerüst zu zerbrechen beginnt. Solange der Römer noch Barbaren findet, die für ihn kämpfen, bleibt er im Vorteil, aber er beherrscht die Weite des Raumes nicht mehr und muß auf Abhilfe bedacht sein. Die wird ihm zuteil, solange die Germanen sich zur Ausfüllung des Raumes gebrauchen lassen und für Rom und den Reichsgedanken kämpfen und sterben. Sie werden als Mietvölker und Verbündete, Föderati, in das aufgebrochene Römerreich hineingenommen, um den überlassenen Boden gegen nachdrängende Völker verwandten Blutes zu verteidigen. Der Krieg wird zu einem Kriegszustand, der täglich neu bestimmt werden muß. Feind und Freund lassen sich kaum noch unterscheiden. Das Reich vertritt noch das Prinzip der staatlichen Ordnung der ganzen Ökumene, aber die Reichsmacht schwankt und die Reichseinheit ist schon in Gefahr.

Jeder Tag ruft neue Völkerkräfte in das große Kriegsspiel, das aus der Tiefe des Kontinents gespeist wird und die Reichsgrenzen nicht mehr respektiert. Der Andrang der von Norden und Osten gen Westen und Süden vorrückenden Wandervölker und die Abwehrstellung des Römischen Reiches ergeben ein Kriegsbild von unvorstellbarer Größe. Der Krieg wird zur Dominante der europäischen Geschichte, die nun aus der Tiefe des festländischen Raumes emporsteigt und die Hand auf die antike Welt legt. Zerfall und neues Werden verschlingen sich in einem Chaos, das nur noch vom Kriege aus beherrscht und nur durch ihn gebändigt werden kann. Bewegung ist alles. Die befriedete und an der Befriedung krankende Staatswelt des Römertums wird umgepflügt und neu angesät. Es ist ein bewaffneter Prozeß, der größte, den die Welt bis auf diese Tage gesehen hat. Er zieht sich durch Jahrhunderte hin. Ihn aufzuzeichnen ist hier nicht der Ort, aber wir müssen ihn bis zu dem Punkte führen, wo der Krieg ganz andere Gestalt annimmt und in einer Verwand-

lung erscheint, die bisher nur schattenhaft sichtbar wurde. Es ist eine Verwandlung, die an die Apokalypse erinnert, von der die christliche Welt schaudernd träumte, seit Titus Jerusalem zerstörte, der Vesuv in Flammen ausbrach und Parther und Germanen die Grenzlande verwüsteten, während die Millionen land- und besitzlosen Proletariats „Spiele und Brot" vorgesetzt bekamen, Christenverfolgungen und Sklavenaufstände umgingen und die Prätorianer blutige Kaiserwahlen abhielten.

*

Es ist nötig, das Römerreich noch einmal auf seine militärgeographischen Grundlagen hin zu betrachten, um die kriegerischen Verwicklungen klarzulegen, die nun zur Bildung Europas führten.

Blickt man auf die europäische Landmasse, die der Römer um die Zeitenwende von Italien wie von einer Rampe aus beherrschte, so findet man außerhalb des mediterranischen Besitzes drei deutlich abgegrenzte Naturgebiete von dieser Grenzsetzung umschlossen: das westlich hinausgerückte, zentral aufgebaute Marne-Seine-Becken, das Nord und Süd verbindende Stromgebiet des Rheins und das von Westen nach Osten streichende Stromgebiet der Donau. Alle drei erscheinen sinnvoll zusammengefaßt. Eine Linie, die von der Rheinmündung zur Donaumündung gezogen wird, setzt dieses römische Europa von dem hyperboreischen Norden und den szythischen Fluchträumen ab. Dieser Besitz konnte in kombinierten Feldzügen aus der Mitte oder aus der Flanke verteidigt werden. Rhein und Donau bildeten Grenzgräben einer inneren Verteidigungslinie, die offensiv verteidigt wurde. Die wichtigste strategische Verbindungslinie dieses Verteidigungssystems lief von den Polanden und der ligurischen Küste das Rhonetal aufwärts zum Rhein. In der Rhein-Rhone-Linie schlug der militärische Puls des römischen Okzidents. Rhein und Donau wurden zugleich als Rochadelinien und Fronthindernisse verteidigt. Der Winkel, den die beiden Flußläufe bildeten, war vorgelagertes Gebiet, das, vom Limes umschlossen, als Sperre diente und den Verkehr auf den inneren Linien sicherte. Es war aber auch Kampfgebiet, das als solches allen Zufälligkeiten preisgegeben war. Cäsar hat noch am Rhein als Grenzgraben festgehalten, aber den

Römern das Recht auf rechtsrheinischen Besitz gewahrt. Er hat also nicht nur Gallien erobert und die Germanen durch die Ariovistschlacht am Rhein gefesselt, sondern auch die Umrisse des Okzidents bis auf die Zeit Karls des Großen und weiterhin vorgezeichnet. Aus diesem cäsarischen Erbe ist das römische Weltreich hervorgegangen, das als die erste kontinental gedachte Raumordnung des politischen Begriffes Europa Gestalt gewann. Die schräg durch Europa laufende Grenze des römischen Kontinentalbesitzes, die nach der Eroberung der rechtsrheinischen Vorlande zu Trajans Zeiten als ideale Linie von der Mündung des Rheins zur Mündung der Donau lief, ist allen Einbrüchen zum Trotz bis in die Mitte des 4. Jahrhunderts behauptet worden. Es sind die ersten vier Jahrhunderte germanischer Geschichte.

Als die römische Verteidigung im 4. Jahrhundert gezwungen wurde, vor den Germanen auf das linke Rheinufer zurückzuweichen, rückte die lothringische Hochfläche in den Vordergrund der militärischen Bühne. Julian Apostata hat Gallien damals von der Seine aus begriffen, es vor der Zaberner Steige gegen die Alemannen verteidigt und es dadurch gegenüber dem Osten und nach Italien hin für sich abgesetzt. Das Rhonetal wurde zur Rochadelinie und die römische Operationsbasis von Oberitalien und der Rhonemündung ins Marne-Seine-Becken verlegt. Bedroht war nun nicht mehr die rechte Flanke, sondern weit hinausgerückt und dem Feinde kaum erreichbar, nur noch die linke Flanke, die, auf den Niederrhein gestützt, gegen die Scheldemündung hin verlief. Als vor dieser die Franken erschienen, setzten sie sich selbst einem Flankenangriff aus. Julian stand also auf der Lothringer Hochfläche in einer Zentralstellung. Er deckte die Straße nach Paris und konnte nach Gefallen und Bedürfnis die Alemannen am Oberrhein vor die Klinge fordern oder den Franken durch einen Vormarsch an die untere Mosel oder im Maastal in den Rücken fallen. Wir umreißen mit diesen Strichen noch einmal die Grundlage aller Feldzüge, die seit dem 4. Jahrhundert bis auf unsere Tage auf dem linken Rheinufer ausgefochten worden sind. Das ist die wichtigste Feststellung, die zur Aufhellung der europäischen Kriege auf der Westfront gemacht werden kann.

*



Das römische Reich in seiner größten Ausdehnung zu Anfang des 2. Jahrhunderts n. Chr.

Es ergibt sich aber noch etwas anderes aus dieser Sachlage. Als Julian Gallien im Jahre 357 durch die Schlacht bei Straßburg vor den Alemannen rettete, die Franken vor den Ardennen und der Scheldepforte bannte und das Seinebecken zu einer Operationsbasis machte, die auf den umlaufenden Randgebirgen verteidigt oder als zentraler Ausfallsraum benützt werden konnte, zeichnete sich nicht nur eine neue strategische, sondern auch eine neue kontinentale Raumtatsache auf dem verblassenden Hintergrunde des römischen Imperiums ab. Römisch-Gallien, das spätere Frankreich, wurde zum erstenmal in den von Cäsar bestimmten „natürlichen" Grenzen zwischen den Alpen, den Pyrenäen, den Meeren und dem Rhein als ein Hoheitsgebiet mit einem eigenen centrum gravitatis sichtbar. In dieser Feststellung wirkt die von Cäsar gegebene geographische Bestimmung Galliens nach. Der Kampf um die erste kontinentale europäische Grenzsetzung, die nicht mehr als mediterranische Abgrenzung der antiken Welt gedacht war, sondern den Zentralraum Westeuropas an sich hervorhob, ist also schon im Jahre 357 schattenhaft zu eigener Gestalt gekommen. Damals hat am Rhein der Kampf um Europa als Erdteil und um die Abgrenzung und Verteilung dieses Erdteils begonnen. Der Kampf um die Donau trat dahinter zurück, bis der Donauweg von den Ostvölkern als Einbruchsstraße benützt wurde und man nicht mehr von Ufer zu Ufer kämpfte, sondern das Stromtal als Völkerweg und Wirtschaftsraum zur Geltung kam. Als im 4. und 5. Jahrhundert eine Völkerwoge nach der andern in der Tiefenlinie der Donau westwärts rollte, ergaben sich daraus weitere Folgerungen. Da wurde auch das mediterranische Europa aufgebrochen und für sich abgesetzt. Daraus erwuchsen dann strategische Verhältnisse, die zu einer Abspaltung Mediterraniens von Rumpfeuropa führen mußten, sofern das Schwergewicht nicht von der Apenninischen Halbinsel nach Gallien und Germanien verschoben werden konnte. Das römische Weltreich hat sich dem bis zuletzt widersetzt und ist darüber zugrunde gegangen. Die Entscheidung ist schon im 4. Jahrhundert vorbestimmt worden, als die Germanen die Rheinlinie hinter sich ließen und, von den Hunnen in Bewegung gebracht, auch an der Donau aufwärts rückten.

Gehen wir von dieser Klarstellung aus, so entfaltet sich die Völker-

wanderung, die im 5. Jahrhundert zum Gipfel stieg, als Umbruch des Römerreiches zur Aufteilung Europas. Dieser Prozeß nahm an der Donau einen rascheren, dramatischeren Verlauf als am Rhein. Rom hat sich als Welt- und Geistesmacht zur Wehr gesetzt. Von Rom aus gesehen, war es ein Kampf um die Vorherrschaft Mediterraniens, die an das Christentum geknüpft worden war. Er wurde politisch durchgeführt und dem Kriege nur die Rolle des letzten politischen Mittels gelassen. Versagte dieses, dann konnte nur noch eine höhere Magie als die des Römerschwertes angerufen werden. Soweit war man noch nicht, als das 4. Jahrhundert zu Ende ging und Gallien wieder befriedet war. Da ist die Grenzsicherung auch im Osten noch einmal gelungen. Wie man sich im Westen mit den Franken verständigt hatte, indem man ihnen Belgien überließ, so verstrickte man im Osten die Goten, indem man sie im unteren Donautiefland ansiedelte. Die Schicksalswende des Germanentums dämmert in dieser Feststellung auf, denn die Goten, die damals vor den Pforten der Balkanhalbinsel saßen, waren schon vom Christentum ergriffen worden. Die Mission hatte sie, über das Reich hinausverlangend, vor anderen erfaßt. Sie traten als Arianer in die römischen Grenzen ein. Daraus ergab sich ein konfessioneller Gegensatz zum Römertum, der sich politisch auswirkte. Die ganze Frühgeschichte der germanischen Staatenbildung ist dadurch mit Tragik geschlagen worden.

Die Goten hatten sich nicht in Bewegung gesetzt, um eine undankbare Wohnstätte zu verlassen oder dem Drang in die Ferne zu genügen, sondern empfingen den Anstoß von der großen asiatischen Völkerwoge, die sich um die Mitte des 4. Jahrhunderts als Hunnenflut vom Aralsee heranwälzte. Diese Zusammenhänge helfen uns zu einem Überblick über den inneren Kontinent und dessen Hinterbühne, auf der nun die Grundzüge des von Germanen und Hunnen bestimmten kriegerischen Geschehens sichtbar werden. Als die Goten vom Aufbruch der Hunnen erreicht wurden, flog der Vorhang zurück, der die Ostbühne des Kontinents so lang verhüllt hatte. Die baltische Küste, die großen Waldräume und die Steppe Osteuropas erschienen nun mit der pontischen Küstenlandschaft als Hinterbühne Europas kontinental zusammengefaßt und schlossen neue Fernblicke

auf. Seit zweihundert Jahren waren die Ostgoten, sich südwärts ausbreitend, von der Ostsee zum Schwarzen Meer gelangt und hatten hier ein weitmaschiges, blühendes Reich errichtet. Nun wurden sie als erstes Germanenvolk vom Stoß der Hunnen getroffen und aus dem Stand gehoben, während die Slawen nordwärts auswichen. Asien hatte die Steppe gegen Europa in Bewegung gesetzt, Eurasien erscheint als ein Ganzes im Weltbild.

Als die Ostgoten von den Hunnen umgerissen wurden, erfuhr der Aufbau Europas, aus der völkischen, geopolitischen und soziologischen Perspektive des 20. Jahrhunderts gesehen, an dieser Stelle und in diesem Augenblick eine entscheidende Abwandlung. Das große Gotenreich, das im Jahre 375 zugrunde ging, hatte den germanischen Völkerriegel gegen den asiatischen Osten gebildet. Als es zerbrach, wurde eine Völkerscheide aufgehoben und die geschichtliche Völkerbewegung in Lauf gesetzt, die den europäischen Kontinent von Osten nach Westen durchdrang. Nicht nur die legendäre Ostgrenze Europas, sondern auch die reale Ostgrenze der germanischen Macht wurde aufgehoben und gegen den Dnjestr und die Karpaten in die römischen Donaulande zurückgedrängt. Das Kaspische Tor ist sperrangelweit aufgesprungen, die Wolga wurde überschritten und die Ukraine zum Tummelfeld reisiger Horden.

Mit den Hunnen, die im Laufe eines Menschenalters die Weite vom Ural-Kaspischen Tor bis ins Donau-Theiß-Tiefland aufsprengten, wälzte sich Asien nach Europa hinein. Da ist das nomadische Asien so weit vorgedrungen, wie die Steppe Asiens mit ihren Ausläufern reicht, also über die Karpaten in die Theißebene und bis zu den Ostausläufern der Voralpen. Mit den Hunnen zog der Nomadismus siegreich in Europa ein, erschien ein neuer Völkertypus im Okzident.

*

Wir kennen die Volkszahl der Hunnen nicht, aber sie waren den Germanen in ihrer Zerstreuung sicherlich weit überlegen. Sie kamen aus der großen Unruhe, die im 4. Jahrhundert die Völker Innerasiens ergriffen hatte und von der auch China hinter seiner mächtigen Grenzbefestigung bedroht wurde. Dort regierte damals die

Dynastie Tsin. Auch sie sah sich um das Jahr 380, also zur Zeit, da das pontische Gotenreich zertrümmert wurde, von altaischen Völkern angegriffen. Die Grenzmauer wurde umgangen. Das „Reich der Mitte", nun als solches sichtbar geworden, verlor den ganzen Norden an die „Doba", hinter denen wir Artverwandte der Hunnen suchen dürfen.

Das römische Weltreich hat in dieser Krisis, die weit über die römische Reichsidee hinausgriff und die ganze Weltordnung in Frage stellte, kein Mittel unversucht gelassen, die Flut zum Stehen zu bringen. Römertum und Germanentum gingen eine staatsrechtliche Verbindung ein, die zwar nicht hielt, aber das zweigeteilte Reich noch einmal instand setzte, seine Grenzen zu verteidigen. Die Westgoten waren vom Schicksal ausersehen, dieses Verhältnis zu erproben. Als sie vor den Hunnen auswichen und Kaiser Valens ihnen die Verteidigung der Donaulande übertrug, geschah dies auf Grund eines Föderativvertrags. Hatten sie bisher nur Kriegsdienste geleistet und dafür Landbesitz empfangen, so wurde ihre Romanisierung jetzt durch einen Staatsakt vorbereitet. Die Westgoten gingen als Volk in den Limes ein und wurden zum Staat im Staate. Es war die förmliche Anerkennung des Föderativsystems, das die Hegemonie bei den Römern ließ, aber die Germanen als Verbündete in den Reichsverband aufnahm. Es war zugleich eine Kriegsmaßnahme. Aber Staatsverträge und militärische Abkommen waren nicht mehr geeignet, eine Bewegung zu stillen, die einer Weltunruhe von beispiellosem Umfang entsprang und sich in einem allgemeinen Kriegszustand äußerte.

Kurz hintereinander und in erregendem Zusammenhang fielen die entscheidenden Schläge. Es war ein Krieg, der die ganze Landfeste unter die Füße trat. Im Jahre 375 zerstörten die Hunnen das Ostgotenreich am Pontus und brachten die Bewegung in Lauf. Dann setzte die Gegenbewegung ein. Valens schloß den Vertrag mit den Westgoten, der das Föderatsystem rechtskräftig machte und an der Donau eine germanische Grenzsperre aufrichtete, und im Frühling des Jahres 378 schlugen die Franken unter Gratianus als römische Soldaten die Alemannen noch einmal aus dem Elsaß heraus. Das Reich schien auf beiden Fronten gerettet. Da wurde Ostrom für

sich in einen Zweifrontenkrieg verstrickt. Parther und Goten griffen an. Valens lag den Parthern gegenüber, als die Westgoten plötzlich das Föderatverhältnis aufsagten. Sie fühlten sich um Land und Lieferungen betrogen, überfielen Mösien, umgingen den Trajanswall und erschienen raubend und mordend auf den Balkanpässen. Adrianopel geriet in Gefahr, ganz Thrazien schien verloren. Valens rief Gratian zu Hilfe, verglich sich mit den Parthern und eilte selbst nach Byzanz zurück. Gratian folgte dem Hilferuf und brach vom Rhein in Gewaltmärschen nach dem Balkan auf. Also eine kombinierte Operation größten Umfangs, die auf ungeheuern Marschleistungen beruhte. Valens erreichte Adrianopel noch zur rechten Zeit und nahm seine dort fechtenden Grenztruppen auf. Gratian, der den weitern Weg hatte und sich durch schweifende Germanenhaufen Bahn brechen mußte, zog durch das Morawatal heran. Es war der letzte großartige, strategische Versuch, die Rhein-Donau-Verbindung der Gesamtpolitik des Imperiums dienstbar zu machen. Aber er nützte nichts mehr. Als Gratian an der Morawa erschien, war Valens schon geschlagen. Ammian erzählt, er hätte sich vor Adrianopel zur Feldschlacht gestellt, um ohne Gratians Hilfe zu siegen. Jedenfalls fühlte er sich stark genug, die Schlacht zu wagen. Die Goten hatten ja schon Verhandlungen angeregt, um als Verteidiger der eroberten Provinzen im Römerdienst wieder zu Gnaden zu kommen. Aber diese Verhandlungen zielten mehr auf Zeitgewinn als auf Frieden. Als die Goten aus dem Balkangebirge hervortraten, kam es zum Zusammenstoß, noch ehe Valens aufmarschiert war. Die Schlacht selbst liegt im Dunkel, ist aber offenbar durch den Ansturm der gotischen Reiter entschieden worden, während die Römer noch umständlich manövrierten. Aus solchen Zusammenstößen gehen die blutigsten Niederlagen hervor. Eine Armee, die sich, wie Napoleon es ausdrückt, „en flagrant délit de manœuvre" überraschen läßt, stößt dem Angreifer den Sieg in die Hand. Valens hat Heer und Leben auf der Walstatt gelassen. Es war der schwärzeste Tag, den die römische Kriegsgeschichte der Kaiserzeit zu verzeichnen hat. Als Gratian die Kunde von der Vernichtung der Oströmer erhielt, stellte er den Vormarsch ein, um nicht in das Verhängnis verstrickt zu werden. Er erhob den Spanier Theodosius zum Augustus des

Ostens und zog sich in seine natürliche Zentralstellung Gallien zurück. Theodosius mußte den Orient mit eigenen Mitteln verteidigen.

Es war ein harter, folgenschwerer Entschluß. Der Westen sonderte sich vom Osten, der Kontinent wurde von Mediterranien abgedrängt, Italien rückte in den Schatten. Die militärische Stärke des Römerreiches in Orient und Okzident war gelähmt, der Zusammenhalt des Reiches gelockert, seine Grundfesten erschüttert; hätten die Goten zugegriffen, so wäre ihnen ganz Ostrom in die Hände gefallen. Aber dazu reichte die Kraft der Westgoten nicht aus. Schweifendes Volk kann einen Staat nicht stürzen, solange dieser den innern Zusammenhalt bewahrt. Theodosius manövrierte die gotischen Streifscharen vorsichtig zurück, besetzte die Pässe und festigte zugleich den Staat, indem er die Macht der Kirche anrief. Die Politik Konstantins des Großen wurde auf eine höhere Ebene übertragen. Man festigte die Kirche, um durch sie den Staat zu retten.

Am 28. Februar 385 erging der Erlaß von Thessalonike, in dem Theodosius sich mit Gratian und Valentinian II. für die Lehre des Athanasius, also für die Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater, erklärte und den Arianismus preisgab. Er schlug damit einen Keil zwischen barbarischem und römischem Christentum ein, der beide auseinandertrieb. Die christliche Religion erhielt dadurch den Charakter einer Staatsreligion orthodoxen Gepräges. Nur wer sich zu dieser bekannte, genoß fortan den Schutz seiner Rechtsgüter durch den Staat. Ein zweiter Erlaß verfügte die Überlassung aller Kirchen an die Bekenner der heiligen Dreifaltigkeit und stieß den Arianismus aus dem letzten Besitz. Dadurch sind die zum arianischen Bekenntnis erzogenen Germanen der Gemeinschaft entrückt und zu Ketzern geworden. Das Romanentum sah sich in der einheitlichen Auffassung der Reichskirche vereint und zu deren Verteidigung aufgerufen. Die Magie des staatlich geordneten Glaubens erwies sich als letztes Mittel, um das zerfallende, aber immer noch universal gedachte Römische Reich zu binden. Es war ein Schicksalsbund, der die militante Kirche festigte und den geretteten Staat hinter der universalen Reichsidee zurücktreten ließ. Diese erhob sich nun vor den arianischen Germanen als religiös geordnete und als solche unangreifbare Gewalt. Das römische Weltreich erhielt einen neuen Sinn. Es wurde zum

christlichen Gottesreich auf Erden und behauptete dadurch seine Universalität, obwohl es auf Mediterranien und Gallien zurückgeworfen worden war und den Kontinent nicht mehr beherrschte. Die Bruchlinie, die das mediterranische Reich vom Kontinent abzuspalten drohte, prägte sich damals auf zurückgenommenen geographischen Grenzen aus. Sie lief an der Donau aufwärts zu den Alpen und floh am Niederrhein schon so weit nach Nordwesten, als die norddeutsche Tiefebene sich gen Westen fortsetzt. Wir kommen damit zur letzten militärgeographischen Aufhellung des europäischen Raumes, der jetzt als Weltkriegstheater sichtbar wird.

*

Die norddeutsche Tiefebene ist um diese Zeit zum erstenmal als Ganzes und als nördliche Bewegungszone erkannt worden. Damit wurde Europa strategisch in seiner ganzen Tiefe bis zur Nord- und Ostsee und zum Pontus hin erfaßt, nachdem die Donaulandschaft als meridionale Bewegungszone erprobt worden war. Die Entwicklung, die Julius Cäsar anbahnte, als er an der Rhone und der Saone die Tore des innern Kontinents aufstieß, vollendete sich in der Zusammenfassung des ganzen Bewegungsraumes, der den Völkern in Europa vorbehalten war. Die norddeutsche Tiefebene hatte in diesem Bilde noch gefehlt. Ein Rückblick mache dies deutlich: Zur Zeit des Tiberius hatte sich Drusus von Westen her zu ihr hingefühlt, indem er über die Weserberge vorrückte und die Adler in der Elbe spiegelte. Nach dem Verzichte Roms auf die Wesergrenze war nichts von ihr sichtbar geblieben als die westfälische Landbucht und die Niederung, die von Batavien zur Schelde und zur Sommepforte zieht. Erst als die Goten von der Ostsee in die Ukraine und ans Schwarze Meer abwanderten, tauchte sie wieder auf. Da war sie schon zum Bewegungsfeld der zwischen Weser und Weichsel schweifenden, auf der Wanderung begriffenen Ostgermanen geworden. Hinter diesen erschienen die Slawen, die sich der offengelassenen Räume bedienten, um sie im Schatten der großen Bewegung allmählich auszufüllen. Um die 4. Jahrhundertwende beginnt sich alles zu klären. Schon blitzt die Elbe als germanischer Grenzstrom auf, schon gerät

Thüringen an die Ostfront germanischen Besitzes. Noch ziehen Germanenvölker durch die Saalepforte dem Rheine zu, aber schon leert sich Schlesien von germanischem Blut. Am Weißen Meer und am Bottnischen Meerbusen lassen sich abgesprengte Kleinvölker finnisch-estnischer Prägung nieder; die Südgestade der Ostsee sind von Slawen bevölkert, die bis zu den Weserbergen und der Mainlinie durchsickern. Batavien und alles Tiefland im Bereich der atlantischen Nordküste ist von Germanen bevölkert, die Kelten befestigen sich in der spätern Bretagne und Vendee zu bleibendem Besitz.

Der Druck, der auf dem mediterranischen Römerreich lastet, wird dadurch noch nicht gesteigert, aber die kontinentale Bewegung gewinnt dadurch an Kraft. Zunächst drängt alles zur Ausfüllung Galliens, das die römische Kultur am vollkommensten spiegelt und hinter seinen Randgebirgen auf zurückgenommenen Grenzen als für sich abgeschlossenes Naturgebiet seinesgleichen sucht. Die Sommeniederung wird zum Eingangstor Innerfrankreichs. Fünf Jahre nach der Gotenschlacht bei Adrianopel, drei Jahre nach der Aufrichtung der orthodoxen Staatskirche wird Gallien als franko-romanische Domäne zum Zentralraum des westlichen Kontinents. Hätte das Reich nicht um diese Zeit in Theodosius noch einmal einen Herrscher gefunden, der, gestützt auf die kirchliche und staatliche Macht und umgeben von germanischen Heerführern, die Kraft fand, Ost und West zusammenzuraffen, so wären auch diese Grenzen rasch verloren gegangen. Oberitalien war so schon zum wichtigsten Zentralraum und Verbindungsstück geworden und als Heerlager zu elementarer Bedeutung gekommen. Erinnerungen an Cäsars Zentralstellung im Poland tauchen auf. Aber das Gesamtreich ließ sich nicht lang auf die erneuerte Einheit festlegen.

Als Theodosius im Jahre 395 starb, brach das Reich in zwei Hälften, die sich bald auf ihre eigenen Interessen besannen. Grenzen, die im 2. Jahrhundert vor Christi Geburt eingeebnet worden waren, erscheinen wieder im Bilde. Die Adria trennt feindliche Brüder. Der Druck auf die Grenzen Mediterraniens war so groß, daß diese vom Krieg völlig verwischt wurden. Überall wurde gekämpft. Wechselnde Bündnisse ließen keine gemeinsame Barbarenfront aufkommen, aber die germanischen Völker waren schon zu Überpersönlichkeiten

geworden, die sich deutlich voneinander abhoben und jede für sich im aufgebrochenen Raume operierten. Der Wanderkrieg führte zur volkhaften Gestaltung zusammengefaßter Stämme und Bünde, die im Römerreiche Kriegsdienst, Bereicherung, Wohnstatt und Herrschaft suchten. Beide Reichshälften haben das erfahren. Gallien konnte von Rom nur noch als aufgebrochenes Land behauptet werden, und die Walachei nebst den südlichen Donauprovinzen wurden von Byzanz nur noch als unbotmäßiges Glacis behandelt.

Um die 4. Jahrhundertwende vollendete sich die Krisis im Schoß des aufgerissenen Reiches. Die Westgoten, die von Theodosius als Föderati wieder beruhigt worden waren, fühlten sich mit den kaum angewärmten Wohnsitzen nicht verbunden. Vom Dnjestr und Pruth her wirkte der Hunnendruck, Arianerverfolgungen peitschten sie auf, vorenthaltene Jahrgelder brachten sie in Bewegung und ihr großer Führer Alarich riß sie von der Völkerschwelle in den Südraum hinein. Alarich brach rechts ausholend über Illyrien in Griechenland ein und warf auf einem großen Raub- und Rachezug alles vor sich nieder. Es war kein Krieg mehr, sondern ein Beutezug, der nichts ungeschoren ließ, aber den Keim zur Landnahme im innersten mediterranischen Bereiche in sich trug. Weström wurde dadurch von Ostrom abgeschnitten und erschien selbst schon bedroht. Da ist dem Reich ein romanisierter Vandale, Flavius Stilicho, als Retter erschienen. Er war aus der kaiserlichen Garde des Theodosius hervorgegangen und betritt nun als erster Kronfeldherr germanischen Blutes die Weltbühne.

Als Kaiser Theodosius seinen Söhnen und Erben Honorius und Arkadius auf dem Sterbebett den General Stilicho als Berater bestellte, hatte dieser sich schon über hohe diplomatische und militärische Fähigkeiten ausgewiesen und sich als Gemahl einer kaiserlichen Prinzessin in seiner Stellung so befestigt, daß er als Reichsverweser erschien. Er konnte zwar der Zweiteilung des Reiches nicht entgegenwirken, aber er hat von Ravenna aus die Hand über das Ostreich gehalten, bis die Interessen Roms und Konstantinopels sich schieden. Der Einbruch Alarichs in den Peloponnes ist noch von Stilicho mitbekämpft worden. Es gelang, die Westgoten nach Illyrien zurückzumanövrieren; aber gerade diese Vorgänge hatten einen

diplomatischen Bruch zur Folge, der Rom und Byzanz auseinandertrieb. Als Alarich sich wieder erhob, um von Epirus nach Italien überzusetzen, ließ Arkadius ihn gewähren, denn die oströmische Reichshälfte wurde dadurch aus der großen Völkerbewegung herausgezogen. Da tat Stilicho den entscheidenden Schritt zur Errettung Italiens und des Reichsgedankens, indem er die Legionen vom Rhein und der Rhone ins Poland zurückrief. Er mußte Gallien offen lassen, um Italien zu behaupten. Es war das Schlimmste, was geschehen konnte, und doch das einzige, was noch Rettung versprach. Stilicho rechtfertigte diesen Schritt, indem er Alarich mit zusammengefaßten Kräften bei Pollentia und Verona schlug und zum Rückzug nach Illyrien zwang. Als er den von der Donau nachdrängenden Völkern dasselbe Schicksal bereitete, schien die dringendste Gefahr beschworen, aber alles deutete auf einen Zusammenbruch des römischen Okzidents hin. Die Rheinlinie blieb entblößt, und die Verbindung mit Gallien drohte abzureißen. Schon setzten Alanen, Sueven und Vandalen über den Rhein. Sie brachen sich bis zu den Pyrenäen Bahn. Als sie diese so gut wie unverteidigt fanden, stießen sie über den Ebro bis zum Quadalquivir vor. Spanien schien verloren, Mauretanien bedroht, der römische Okzident schrumpfte ein.

Da warf Stilicho das Steuer herum. Er wußte kein anderes Mittel mehr, Gallien wieder in die Hand zu bekommen und Italien sicherzustellen, als Alarich durch einen Geheimvertrag an Rom zu fesseln, um ihn dann als Verbündeten nach Südgallien abzulenken und dort im Föderatverband sitzen zu lassen. Es war ein großer Zug in diesem verzweifelten Spiel, aber er fand am kaiserlichen Hofe kein Verständnis. Der Frontwechsel wurde als Hochverrat ausgelegt und danach behandelt. Honorius ließ seinen Kanzler fallen. Es blieb Stilicho nichts übrig, als seine germanischen Söldner gegen den Kaiser und die Palasttruppen zu führen und sich selbst zum Herrn aufzuwerfen oder sein Haupt auf den Block zu legen. Er wählte den Verzicht. Der romanisierte Vandale fiel als Germane, der dem Großen Theodosius Treue gelobt und sie dem Sohne und Mündel gehalten hatte. Über seine Leiche brachen die Westgoten zum zweitenmal in Italien ein und kommen nun zur vollen Entfaltung ihrer weltgeschichtlichen Rolle. Alarich wird zwar als erster germanischer Heer-

könig im Siegeslauf vom Fiebertod hinweggerafft, aber sein Volk betritt den von Stilicho vorgezeichneten Weg und gründet am Fuße der Pyrenäen und an den Ufern der Garonne das erste, von der Sonne des Südens beschienene Germanenreich. Rom nimmt mit einem Föderatverhältnis fürlieb, das kaum noch als solches gelten kann.

Das Verhältnis der im Römischen Reich eingelagerten Germanen ist durch die Gründung des Westgotenreiches staatsrechtlich neugefestigt worden. Der römische Okzident wurde mit Germanenblut gespeist und die Verteidigung des Westreiches den Germanen geradezu überbunden. Diese Entwicklung hat den ganzen Westen umgebrochen. Die salischen Franken vollzogen ihre Vorbewegung von der Schelde zur Somme, ohne ihre alten Sitze aufzugeben, die Alemannen schoben sich in größerer Streuung vom Oberrhein ins Aaretal hinein und stiegen allmählich zum Gotthard auf, und die Burgunder setzten sich an beiden Ufern des Rheins in der Haardt und am Odenwald fest. Das Romanentum wurde dadurch gegen den Genfer See, ins Rhonetal und das Seinebecken zurückgedrängt, gab aber seine Ansprüche auf Herrschaft und Besitz nicht auf.

Es war keine Eroberung im vollen Sinne des Wortes, sondern eine Ausfüllung notgedrungen sich öffnender Räume, die der Souveränität Westroms und damit dem Reichsgedanken verhaftet blieben. Die eingedrungenen Germanenvölker waren verpflichtet, gegen Osten Front zu machen und den Okzident als Soldaten Roms zu verteidigen. So wurde das germanische Kriegertum in ein Verhältnis zur bestehenden Welt gebracht, das dieser noch einmal Kraft und Fülle lieh und ihm selbst eine staatserhaltende Aufgabe zuwies. Dadurch ist der Reichsgedanke auf die Germanenwelt übertragen worden, ohne daß diese daraus zunächst weitere Folgen ableiten konnte, denn die in Gallien seßhaft gewordenen Germanen standen nun Front gegen Osten, vor den nachdrängenden Hunnen und den mit diesen ziehenden Völkern verwandten Blutes aufmarschiert, und verteidigten, soweit sie ins zurückgebildete Römerreich Aufnahme gefunden hatten, ihre eigenen Sitze und die Rheinlinie gegen den gemeinsamen Feind.

Es bedarf keines Wortes, daß mit dieser Feststellung nur dem Gedanken nachgelebt wird, den Krieg als Träger des Weltbildes sicht-

bar zu machen, das sich aus dem Schoße des Römerreiches erhebt und über dieses hinausgreifend ganz Europa vor uns neu erstehen läßt. Wir kommen damit aber auch zu einem Frontwechsel, denn nun muß der Krieg von der Gegenseite aus betrachtet werden, die durch die Hunnen, die mit ihnen verbündeten Wanderscharen und die noch außenstehenden Germanenvölker dargestellt wird. Der Nomadismus verlangt Gehör.

*

Der Krieg, der sich von der Erde löst, um als nomadische Bewegung in die Weite zu schweifen, ist die furchtbarste Erscheinung auf Erden gewesen, solange er aus der Fülle der Nomadenvölker gespeist und von der Naturkraft der Steppenmenschen getragen wurde. Dieser an den Nomadismus gebundene und von ihm befruchtete Krieg führt ins Grenzenlose und hat Eroberung und Ausrottung zugleich zum Ziele. Er trägt sein Gesetz in sich selbst, denn die Eroberung fliehender Räume kann von nomadisierendem Volk nicht anders sichergestellt werden als durch Ausrottung der darin Lebenden. Der Nomade besetzt das Land nicht, indem er es befestigt. Er kann keine Burgen anlegen, keine Straßen ausstecken, keine Ansammlung dulden, er bedarf der natürlichen Leere des ungepflegten Raumes, um seine Herden zu weiden, patriarchalisch zu leben und im Kriegszustand zu verweilen. Er erobert wohl, aber er herrscht nicht durch feste Einlagerung in die eroberten Gebiete, sondern durch den Krieg selbst. Der Hirtenkrieg ist eine ständige Bewegung im freibleibenden Raume, die aus jedem Widerstand neue Kraft zieht und nicht in Ruhe übergehen kann, da das Lebensgesetz des Nomaden keine Ruhe kennt. Dieses Gesetz wird von dem Lebensraum geprägt, in den der Nomade hineingeboren ist. Es gibt keine größere Dynamik als die der überfüllten oder in der Zurückbildung begriffenen Steppe. Je höher sie gelagert ist, je mehr sie zur borealen Hochweide wird, desto härter, gewalttätiger und wander-, also kriegslustiger ist das Hirtenvolk, das in ihr haust.

Ratzel hat darauf Bezug genommen, daß die von Naturvölkern bewohnten Länder nur geringe Menschenzahlen aufzuweisen haben, aber er hat nicht zu Unrecht beigefügt: „Das letzte Ziel eines ernsten

Krieges ist bei den Naturvölkern nicht die Besiegung, sondern die Ausrottung des Gegners." Für die Bewohner der Hochweiden und Steppen Asiens, die schon in vorgeschichtlicher Zeit seit zehntausend und mehr Jahren von Enteisung und Austrocknung ergriffen waren und Menschenmassen ansammelten, die sich nur in der Zerstreuung behaupten konnten, ergab sich die Ausrottung der auf der Kriegsfahrt erreichten Gegner als Erhaltungs- und Sicherheitsmaßregel auch dann noch, als sie selbst schon aus dem Naturzustand herausgetreten und zu Hirtenvölkern geworden waren. Die Nomadenvölker, die aus dem Innern Asiens hervorbrachen, waren überschießende Kräfte von so großer Beweglichkeit, daß sie aller Hindernisse spotten konnten. Das Pferd machte diese Hirtenvölker zu Beherrschern des Raumes. Die nomadische Stoßkraft war auf die Notwendigkeit freier Entfaltung im Weideland gegründet und wurde durch die Berittenmachung so gesteigert, daß sich daraus ein elementarer Gegensatz zum Sinn und Verhalten der Ackerbauvölker ergab. Das haben schon die Hyksos erfahren, die zwar das vorderasiatische Kulturgebiet überritten, aber dann in Ägypten nur so lange die Herrschaft behaupten konnten, als sie den Ackerbauern in der Kriegführung überlegen blieben.

Drei große Unruhezentren erstehen vor unsern Augen. Sie haben die berittenen Heerscharen ausgespien, die den Kulturländern Europas und Vorderasiens gefährlicher geworden sind als die Pestepidemien, die von den überfüllten Kulturräumen ausgingen. Die Hochweiden und die Steppen Zentralasiens und die Wüsten Südirans und Arabiens überschütteten die anstoßenden Länder im Laufe der Jahrtausende immer wieder mit überschüssigem Volk. Wir handeln hier nur von den Hochweiden und Steppen, die sich vom Amur zum Kaspischen Meer ziehen, und lassen Arabien außer Betracht. Eickstedt hat diese beiden Zentralräume vom Rassenstandpunkt aus als das turanide und das mongolide Unruhezentrum unterschieden. Er nennt die endlosen Weiten von Turan, die als einheitlicher nomadischer Lebensraum zwischen der Taiga Sibiriens und den Gebirgen Hochasiens von Osten nach Westen in die Weite streichen und keinen Ackerbau dulden, das Unruhezentrum der weißen Rasse und die dahinter aufstrebenden hohen Tafelländer des Ostens das Unruhezentrum der gelben Rasse. In beiden schlägt der Puls des Nomadismus; er

schlug jahrtausendelang mit eruptiver Kraft und hat sich erst beruhigt, als Klimaveränderungen und geistige Prozesse die Ausbrüche bändigten und die Bevölkerung schwächten.

Beide Zentren haben Asien und Europa mit Überschwemmung heimgesucht und mit Vernichtung bedroht, aber auch die Welt in Bewegung gehalten. Die aus Turan hervorbrechenden Völker weißer Rasse waren die ersten, die vom Boden abgehoben wurden und dadurch selbst zum Stoß kamen. Sie sind dann in andere Lebensräume versetzt und dem Nomadismus entfremdet worden, hinter ihnen aber brandeten Mischvölker, die sich nur in Bewegung setzten, um dieser durch die Überleitung in den Kriegszustand treu zu bleiben, und auf diese folgten als unveränderliche Nomaden die Mongolen, die alles überlagernd, überflutend und durchsetzend als Eroberervölker ihr ganzes Dasein auf die ihnen innewohnende motorische Unruhe gründeten. Eickstedt faßt dies in den Satz: „Das Prinzip der Hochlandweiden war stärker als das Prinzip der Steppen des Tieflandes." Aber dieses Gesetz ist erst zur vollen Auswirkung gekommen, als Europa vom Impuls der Steppe schon so viel kriegerisches Volk empfangen hatte, daß die Grenzen Europas und Asiens sichtbar geworden waren und die Bewegung sich am aktiven und passiven Widerstand des Okzidents festrannte. Der Hunnensturm war der erste geschichtliche Akt, der den noch in Bewegung befindlichen und den schon seßhaften Völkern Europas dieses Phänomen in seiner ganzen Furchtbarkeit vor Augen führte.

*

Als die Hunnen durch das Kaspische Tor ritten, waren sie noch zottelhaarige, pelzbehängte Hirtenkrieger, die Weib und Kind auf ihren Karren mitführten und ihre Standlager nach Belieben wechselten. Der Szythen- und der Partherschrecken verblaßte vor der elementaren Furchtbarkeit dieser Wanderzüge. Sie hatten schon viel fremdes Volk türkischen, germanischen, slawischen und finnischen Geblüts in sich aufgenommen, das sich krieg- und beutelüstern mit ihnen westwärts wälzte, und waren nicht mehr auf Ausrottung schlechthin, sondern auf fortgesetzte Eroberung und Ausraubung be-

dacht. Die Wanderbewegung war also in gewissem Sinne denaturiert und zugleich militarisiert worden. In der Schlacht, die sie dem Ostgotenkönig Ermanrich in der Ukraine lieferten, siegte die Übermacht der Pfeil auf Pfeil versendenden Hunnenschwärme über das Aufgebot der schwerer gerüsteten, auf den Einzelkampf eingeschworenen Goten. Sie brachten nachdrängend alles in Bewegung, was noch unsicher am Boden haftete. Als sie über den Dnjestr setzten, fochten schon geschlossene ostgermanische Harste unter ihnen, und als sie in die Walachei und in Mazedonien einbrachen, Byzanz zur Hergabe von Jahrgeldern zwangen, dann die Karpatenpässe überfluteten und den ganzen Völkerstau Osteuropas vor sich her gen Westen scheuchten oder nach Norden und Süden zum Ausweichen zwangen, erschienen sie schon als die bewegende Kraft im Vorraum des römischen Weltreiches. Aber noch waren sie nur zusammengelesene Horden, die als Völkergemisch von der nomadischen Stoßkraft der Steppenvölker lebten und sich zwischen der Wolga und der Theiß in wechselnden Standlagern gefielen. Da erstand ihnen um das Jahr 431 in dem Sohne Mundschuks, einem Halbtürken aus der Mongolei, dem die Germanen den Namen Attila beilegten, ein Völkerhirt, aus dem die ganze explosive Gewalt der menschenballenden und menschenverzehrenden Hochland- und Steppenräume hervorbrach. Mit dem Schwerte des Kriegsgottes angetan, das er auf geheimnisvolle Weise gefunden haben wollte, führte er seine Scharen zu Raubzügen ins Feld, die alle Grenzen übersprangen und so rasch und blutig verliefen, daß kein örtlich gebundener Widerstand dagegen aufkam.

Attila hat als erster die Reiterwaffe, die seine Hauptwaffe war, ganz auf Ausnützung des Raumes, auf Beschleunigung des kriegerischen Vorgangs und rücksichtslosen Einsatz von Mann und Roß in Schwarmattacke und Zusammenprall gestellt. Der Kampf wurde nur noch vom Sattel aus und in vollem Rosseslauf geführt und die Wellen der aufeinanderfolgenden Schwarmattacken so aufgereiht und ausgebeutet, daß der Gegner nicht mehr zu Atem kam und von allen Seiten angefallen im Strudel des Schlußschocks ersäuft wurde. Die Verluste zählten nicht mehr, der Erfolg stand höher im Preis als das Blut, das für ihn vergossen wurde. Und auch der Erfolg wog geringer als das Kampfspiel selbst, das sich zu brüllender

Dämonie entfaltete und in der Raserei des Kampfrausches vollendete. Aber es ist nicht bei diesem „Krieg um des Krieges willen" und der angerichteten Verwüstung geblieben. Attila war auch Gestalter. Er vereinigte alle Stämme und Clanschaften unter seiner Führung, erhob sich zum Heer- und Großkönig der Hunnen und ihrer Zugewandten und richtete über Osteuropa ein Schwertreich auf, das er vom Ural bis zu den östlichen Vorbergen der Alpen erstreckte und von der südlich gelegenen, aber von Nordosten und Osten leicht erreichbaren Theißebene aus beherrschte. Hier ruhte seine hölzerne Königsburg, ein Zentralbau, um den sich Blockhäuser und Zeltlager ordneten. Hier erschienen die Sendboten Ostroms, um durch Tribute Schonung zu erkaufen. Im Jahre 448 stand er auf dem Gipfel seiner Macht, die unverkennbare politische Züge zeigte und sich in Weltplänen gefiel. Diese Macht strahlte damals schon vom Ural bis zu den Vogesen aus und war auf fortgesetzte Eroberung des Okzidents gerichtet. Attila hielt Freundschaft mit den Tataren, die damals in China eingebrochen waren und in Nordchina eine chinesisch eingekleidete Dynastie aufgerichtet hatten; er ließ sich von Westrom als Bekämpfer der Franken und Burgunder gebrauchen, empfing von Byzanz 2100 Pfund Gold als Jahrgeld, sann auf eine Verbindung mit dem Hause des Theodosius und betrachtete alles um sich her als seiner Schwertgewalt unterworfen. Mochten andere ans Christentum oder an verständlichere Stammesgötter glauben, er glaubte nur an die sichtbare Gewalt, die von seinem Schwerte und den federnden Hufen seiner Reiterstürme ausging, und streute Gold und Geschenke mit vollen Händen, um die Schwerthilfe und die Anhänglichkeit seiner germanischen und szythischen Gefolgschaften zu gewinnen.

Der Osten hatte einen Welteroberer geboren, der von der innern Unruhe des Hirtenmenschen und der Stoßkraft ungebrochenen Nomadentums durch die seßhaft gewordene Welt getrieben wurde, als gelte es die ganze Erde dem Prinzip der Steppe dienstbar zu machen. Im Jahre 451 brach Attila an der Spitze seiner Völkerscharen zur Eroberung Galliens auf. Erobern hieß nach dem Gesetz der Steppe Ausrauben und Vernichten, alles unter die Hufe treten und das bewegliche Gut wegschleppen. Aber diesmal handelte es sich

um viel mehr. Eroberungssucht gebar einen gigantischen Plan. Der ganze Okzident sollte entwurzelt werden. Attila ritt nicht blind drauflos. Er hatte sich den Rücken frei gemacht und im Donautiefland eine Generalreserve bereitgestellt, um Ostrom in Schranken zu halten und zu einem Flankenangriff auf die Julischen Alpen gerüstet zu sein. So gesehen erscheint der Feldzug als eine weitausholende Operation, die nicht mehr aus der nomadischen Schau erklärt werden kann, sondern dieser nur die Beherrschung des Raumes und die Fechtweise entlehnt hat, um zum Zug zu kommen. Die Eroberung Galliens erscheint im Lichte dieser Betrachtung ex oriente als ein Vorspiel, in dem zunächst die außenstehenden Hilfskräfte des Okzidents vernichtet werden sollten. Gelang die Ausführung, so lieferte dieser Feldzug den Kontinent, Mediterranien und den ganzen Kulturbesitz des Westens, abgesehen von Nordafrika, in eine Hand. Ein genialer Kriegsherr nomadischer Herkunft, der als Sohn der Steppe dem in die Weite fliehenden Horizont keine feste Grenze steckt, sondern diesem bis zum letzten Augenblick nachjagt, hat sich in diesem Plan die Bewältigung alles Erreichbaren zum Ziel gesetzt. Aber Attila rechnete auch mit dem Gegner. Er suchte ihn dort auf, wo er auf seine reichsten Außengebiete und die darin eingelagerten unsicher gewordenen Hilfskräfte traf. Vernichtete er die in Gallien stehenden Kräfte, so war Italien, das schon von Afrika und Spanien isolierte, von seinen letzten Hilfsquellen abgeschnitten. Mit dem Aufbruch Attilas nach Gallien tritt der Krieg in neuer Gestalt vor die Welt.

*

Der Krieg hat auf der Schwelle des 5. Jahrhunderts unter dem Einfluß der europäischen Ostvölker und der nomadischen Hunnen eine neue Form angenommen. Er wird zum Reiterkrieg. Wir sahen das kriegerische Phänomen schon der Auflockerung entgegengehen, als Cäsar in Gallien die schwere germanische Reiterei kennenlernte, und haben zuletzt — es war in den Schlachten bei Straßburg und Adrianopel — römische „Legionen" mit starkem germanischem Einschlag verzweifelt die Schilde aneinanderdrängen sehen, um Attacken abzuwehren, die schon in vollem Rosseslauf über sie herein-

brachen. Die Legionen, die dem klassischen Exerzitium längst entwachsen waren und als barbarisierte Gevierthaufen im Strudel standen, hatten im Laufe der Zeit alles abgestreift, was noch an die klassische Fechtweise erinnerte. Aber sie waren nicht wehrlos geworden. Als der germanische Einschuß so stark geworden war, daß dieser sie ganz ausfüllte, brach die germanische Schwungkraft alles belebend und mitreißend aus ihnen hervor. Sie wurden zu kleinen, zusammengedrängten Stoßkörpern, die sich nach der ersten Abwehr rasch entfalteten und dem Einzelkampf Raum ließen. Dieser wurde nicht mehr mit dem Pilenabwurf eingeleitet, sondern mit der Frame als Stoß- und Wurflanze und mit Langschwert, Beil und Hammer, also mit germanischen Waffen ausgetragen. Er forderte von dem einzelnen Kämpfer um so größere Gewandtheit, als es sich jetzt um die Bekämpfung festsitzender Reiter handelte, die ihrer Bewegungen völlig Herr waren und außer dem Bogen Streitkolben und Krummschwert führten. Auch die römische Reiterei, die sich nur noch aus Germanen, Mauretanern und syrischen Arabern rekrutierte, war von einem Wandel erfaßt worden. Mauren und Syrer fochten noch als Fernkämpfer, die germanischen Schwadronen aber waren zur Schlachtenkavallerie geworden und gingen aufs Einhauen aus. Also auch hier eine Wandlung, die vom Einzelkämpfer selbständigeres Handeln verlangte, ohne daß er im Drange der Schlacht oder im Hinblick auf das Gelände auf das Absitzen und den Einsprung in die Infanteriefront verzichten durfte. Nicht anders fochten die Germanenvölker, die als Kriegergenossenschaften oder als Bundesgenossen in den Dienst des Kaisers getreten waren. Der Fußkampf trat also mehr und mehr zurück.

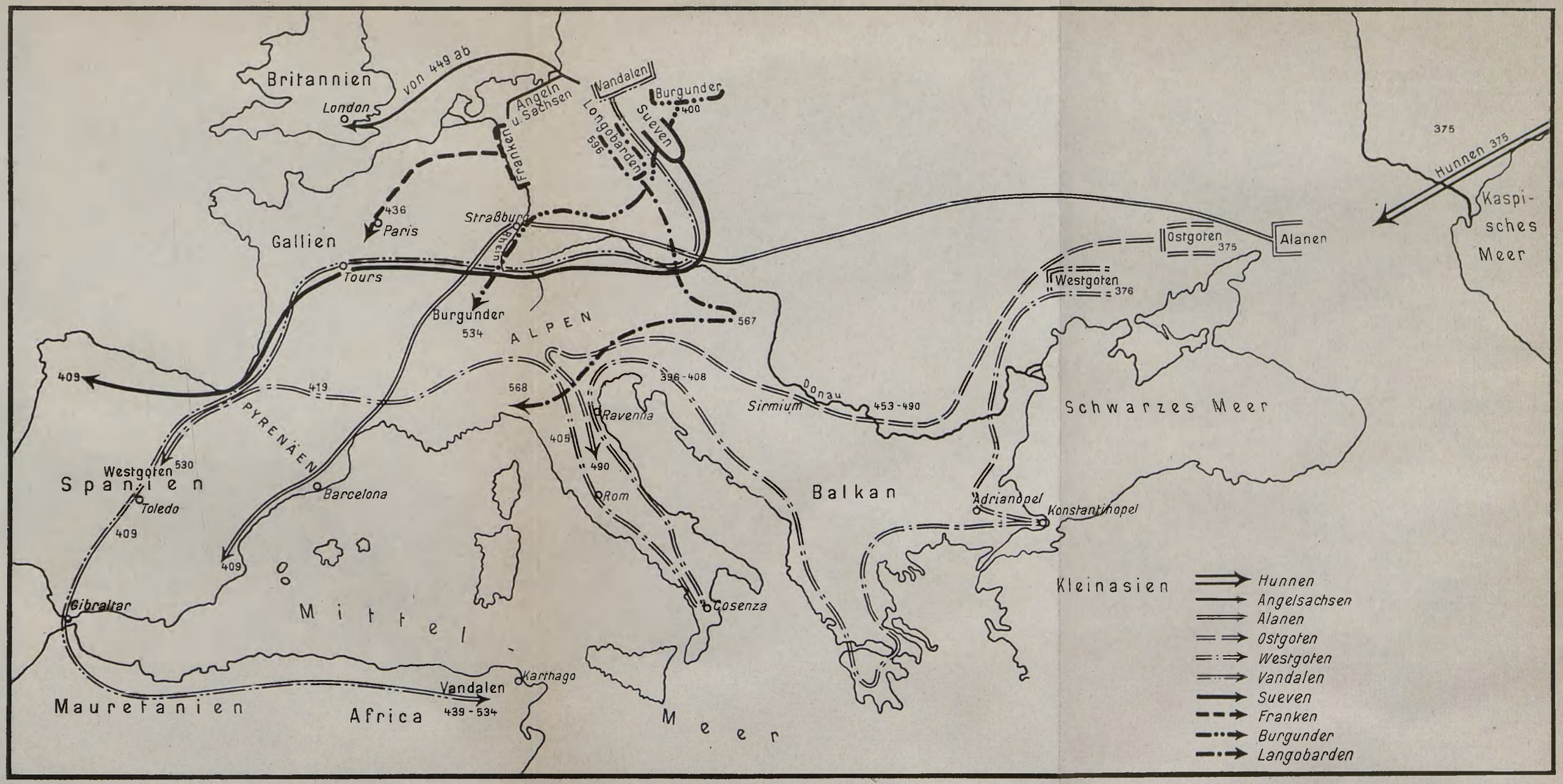
Dieser Auflockerung der Fronten ist auf seiten der Westvölker durch die Ausbildung des Kriegers zu Pferd und zu Fuß im Einzelkampf ein neues Element beigegeben worden. Dem begegneten die Ostvölker unter dem Einfluß der mongoloiden Hunnen durch die Zusammenfassung der Horden und der Gefolgschaften zu gedrängten Kavalleriekörpern, die sich mit vollem Gewicht auf den Gegner warfen und ihn als Masse erdrückten. Sie gingen also in unaufhörlichem Anreiten und Abschwenken, aller Verluste spottend, darauf aus, den Sieg aus der Erschöpfung des Gegners herauszuholen. Das waren zwei Prinzipien, die sich auszuschließen schienen, aber doch

in der Bevorzugung des Reiterkampfes einig waren und im Grunde durch das gegensätzliche Verhalten der im Raume schweifenden Nomaden und der am Boden haftenden Völker bestimmt wurden.

Es handelt sich um eine Entwicklung zu neuer Gestaltung hin. Diese ist durch die Erweiterung der Weltbühne und die soziale Umbildung der alten, im Abgleiten wieder zur Naturalwirtschaft zurückgekehrten Römerwelt vorbestimmt worden. Es war nichts anderes als ein Ausspielen und Abwägen einander im einzelnen widerstrebender, aber doch auf dasselbe Ziel gerichteter Kräfte, die sich erst ausgleichen mußten, um eine neue Kriegsordnung in Lauf zu setzen. Der freilebende berittene Kriegsmann, der zu Pferd wie zu Fuß ficht und alle Fern- und Nahwaffen handhabt, ist das Idealbild des umgewandelten Kriegertums. Der aus der Kaserne hervorgehende Soldat, der an seine Waffengattung gebunden ist, tritt zurück. Aus dieser Umwandlung ergab sich ein Konflikt, der überwunden werden mußte. Er ging vom Aufstieg zum Sattel aus und wurde durch das Aufeinanderprallen der Kontinente ausgelöst. Der überwältigende Ansturm der von Osten kommenden amorphen Masse und die nachhaltende Kraft der im Einzelkampf ausgebildeten Minderheiten des Westens mußten aneinander erprobt werden, bis hüben und drüben so viel von der Gegenseite übernommen worden war, daß sich daraus eine neue, nun vor allem anzuwendende Fechtweise ergab. Die Schlacht auf den Katalaunischen Feldern hält den Ablauf dieser Entwicklung in einer Krisis fest.

*

Die Überlieferung berichtet, daß Attila mit 500000 Mann ausgezogen sei. Träfe dies zu, so wäre er dem Okzident so überlegen gewesen, daß er alles unter die Hufe getreten hätte, sofern er für eine solche Masse Verpflegung hätte beschaffen können. Aber auch diese Zahl ist nur dazu da, den Schrecken in eine Formel zu fassen, der vor der „Gottesgeißel" herging. Der Vormarsch folgte den längst erkundeten Wegen, die durch die Lücken des Schwarzwaldes ins Oberrheintal hinunterführten. Er klafterte von Breisach bis Mainz. Attila ging mit der Hauptmacht an der Neckarmündung über den Rhein.



Die Völkerwanderung

Zum erst
Rheinstr
Die Loth
men, die
Es war e
zunichte
aber er b
gefochter
in verzw
zu werd
gerät m
durfte.
konnten.
weit sei
Anruf
Anianu
einer m
war etn
um das
wurde.
zerstreu
und ho
die We
goten i
geboter
traten
Mit
mann,
aus de
zum K
Weltb
das S
Weg
den W
er mi
völker

Stegem

Zum erstenmal wurden von Osten nach Westen Brücken über den Rheinstrom geschlagen. Kein streitbarer Gegner erschien im Felde. Die Lothringer Hochfläche wurde mühelos erstritten, Metz genommen, die Argonnenpässe überrannt und die Champagne überflutet. Es war ein Wüstungskrieg, der alles zerstörte, was sich zerstören und zunichte machen ließ, und alles Trag- und Verwertbare einraffte, aber er blieb einer Entscheidungsschlacht verpflichtet. Attila ist unangefochten bis Orleans gelangt. Nur die festen Städte widersetzten sich in verzweifelter Gegenwehr, um nicht dem Erdboden gleichgemacht zu werden. Attila konnte sie nicht nehmen, da er kein Belagerungsgerät mitgeschleppt hatte und sich nicht lang bei ihnen aufhalten durfte. Aber er erkannte, daß sie seinen Vormarsch nicht hindern konnten. So ließ er sie eingeschlossen liegen und schor das Land, soweit seine Rosse trabten. Auch Orleans hielt stand. Es wies unter Anruf des christlichen Glaubens und der Führung seines Bischofs Anianus alle Stürme ab und gab damit das glänzendste Beispiel einer moralischen Verteidigung in diesem apokalyptischen Kriege. Das war etwas Neues. Die Kirche trat als geistige Macht in den Kampf um das Abendland ein, der nun als solcher anerkannt und geführt wurde. Attila suchte zur Entscheidungsschlacht zu gelangen, um diesem zerstreuenden Widerstand ein Ende zu setzen. Er kannte seine Gegner und hoffte, das römische Heer unter Aetius zu schlagen, bevor dieser die Westgoten zur Schwerthilfe überreden konnte, oder den Westgoten über den Hals zu kommen, bevor der gotische Heerbann aufgeboten war. Aber Aetius war rascher zur Stelle und die Westgoten traten mit allem, was zur Hand war, neben ihn ins Feld.

Mit Aetius erscheint der letzte römische Feldherr und Staatsmann, der noch cäsarische Züge erkennen läßt, der letzte, den Rom aus dem Feldlager zur Würde eines Konsuls und Patrizius und zum Kronfeldherrn des westlichen Reiches aufsteigen sah, auf der Weltbühne. Als Valentinian III. ihn nach Gallien entsandte, stand das Schicksal des Okzidents auf dem Spiel. Aetius hatte einen weiten Weg von Oberitalien ins Loirebecken, wo er die Vereinigung mit den Westgoten noch rechtzeitig zu vollziehen hoffte. Jahrelang hatte er mit ihnen und den anderen in Gallien eingelagerten Germanenvölkern um die Anerkennung der römischen Oberhoheit gekämpft,

nun rief er alle zu einem Kriegsbündnis, um den gemeinsamen Feind im Kampf um den Okzident zu bestehen. Das unmöglich Scheinende gelang. Das christliche Gemeingefühl erwachte in Schauern der Apokalypse, und das weströmische Reich, das damals schon Spanien an Sueven und Goten, Nordafrika an die Vandalen verloren hatte und in Italien durch blutige Palastränke und tolle Weiberkünste zugrunde gerichtet wurde, erstand plötzlich als einiger Okzident unter dem Anruf des christlichen Glaubens und zog selbst die heidnischen Franken und andere in Gallien zu Sitz und Herrschaft gekommene Germanenvölker in seinen Bann. Die Hauptträger dieser Bewegung waren die zur Kraftfülle aufgestiegenen Westgoten, die sich ihrer Schicksalslage bewußt waren und als Verteidiger eines selbstgegründeten Reiches heranzogen. Attila erfaßte die Lage und handelte danach. Als die Verbündeten ihn mit Umgehung bedrohten, ließ er von Orleans ab und wich über die Seine und die Marne aus. Es war ein Manöver, das den Feind in die weiträumige Landschaft der Champagne ziehen sollte. Dort schlug der Hunnenkönig in der Gegend von Troyes ein befestigtes Standlager auf, um im Besitz dieser Rückendeckung und durch ausgedehnte Beitreibungen vor Futternot gesichert, die Gelegenheit zur Feldschlacht zu erspähen. Es war Plan und Ordnung in diesem strategischen Manöver, das dem großen, souverän über den Raum verfügenden Reiterführer nur als solches, nicht aber als Rückzug vor dem Feind erscheinen mochte.

Attila wußte, daß ein Reiterheer im Ansturm siegen oder das Feld räumen muß. Es kann nicht lang manövrieren, noch weniger im Lager stehenbleiben, auch nicht in dieses flüchten, ohne ausgehungert zu werden. Die Verpflegung der Pferde diktierte den Verlauf eines Feldzuges, der nicht auf die Ausnützung und Abweidung des Raumes verzichten konnte, ohne die Stoßkraft der Reitermasse zu schwächen. Attila entsprach also lediglich den Bedingungen des Reiterkrieges, indem er von Orleans auf Troyes zurückging. Aber ganz ohne Nachteil ging das nicht für ihn ab, denn er gab dadurch dem Gegner Gelegenheit, sich durch Zuzug fränkischen und sächsischen Volkes von der Maas und vom Niederrhein und alemannischer Kräfte vom Bodensee und aus den helvetischen Gauen zu verstärken. Er mußte also so rasch als möglich zum Schlagen kommen. Man war

mitten im Heumond, und jeder Tag hatte sein Gewicht. Menschen, besonders Hunnen, konnten hungern, Pferde nicht. So kam es zur entscheidend gedachten Schlacht.

Die Schlacht selbst liegt in Halbdunkel gehüllt, sie ist aber von Attila offenbar nicht bis zum letzten Einsatz seiner Kräfte ausgekämpft worden. Er hat die hunnische Hauptmacht im Zentrum zusammengehalten und seine Hilfsvölker auf den Flügeln zur Umfassung vorgeschickt. Bastarner und Skiren, bestes ostgermanisches und szythisches Kriegervolk, wurden gegen die Römer entsandt, Ostgoten, Gepiden, Heruler, Rugier und andere gegen die Westgoten in Bewegung gesetzt. Es ist anzunehmen, daß Aetius und der Westgotenkönig Theodorich die Schlacht herausgefordert haben, indem sie eine Erdwelle besetzten, die Attila nicht in ihre Hand fallen lassen wollte. Wenigstens wird dies in glaubhafter Weise berichtet. Aber es ist nicht zu einer geordneten Phalangen-, Flügel- oder Umfassungsschlacht gekommen. Fußkampf und Reiterkampf verflochten sich im An- und Abschwellen der Schlacht zu unübersehbarem Gemenge. Die Auflockerung der Fronten und die Beweglichkeit machten auf beiden Seiten alle Manöver zunichte. Einzelkampf und Massenkampf gingen ineinander über. Die Römer hielten mühsam stand, die Westgoten wurden in eine Krisis verstrickt und ihre Schlachtreihe durchbrochen, ihre Front aber von Theodorich um den Preis seines Lebens wieder hergestellt und zu neuem Angriff in Bewegung gesetzt. Über ihren gefallenen König hinweg drangen die westgotischen Geschwader zur Masse geballt in den von allen Seiten anreitenden Feind, während das Fußvolk und alles, was um Sattel und Pferd gekommen war, die Hügellehne gegen die Flankenangriffe der Hunnen verteidigte. Stundenlang wogte auf beiden Seiten die entfesselte Schlacht im Anreiten, Zusammenprall und Abschwenken der immer neu ansetzenden Geschwader hin und her, ohne daß Attila versucht hätte, die bedrängte feindliche Mitte durch einen letzten mächtigen Schock seiner Hunnengarden zu durchbrechen. Der ganze Tag ging darüber hin.

Es ist nicht anzunehmen, daß Attila den richtigen Augenblick zur Generalattacke versäumt habe. Er wartete auf den günstigsten Augenblick, der ihm den entscheidenden Angriff auf einen erschütterten, um

den Zusammenhalt gekommenen Feind freigab, aber er wartete umsonst, denn er durfte erst alles daransetzen, wenn der Erfolg außer Zweifel stand, und zu einer solchen Klärung ist es nicht gekommen. Die Römer hielten aus, die Westgoten wälzten den Feind den Hügel hinab und schwenkten ein, wurden aufgehalten, prallten wieder vor — kurz, es war ein Abringen von Kräften, wie es die Welt in dieser Ungestalt noch nicht gesehen hatte. Die Verkämpfung war so groß, daß die Reiterschlacht sich ganz darin erschöpfte. Der letzte Schock, der siegreich das Feld fegt, ist keinem vorbehalten geblieben.

Als die Dämmerung anbrach, fiel das Gewürge auf der Walstatt auseinander. Attila hielt die Schlacht noch durch Gegenangriffe aufrecht, bis die Verklammerung gelöst war, dann führte er sein schwergeprüftes Heer in das von aufflammenden Holzstößen erhellte Standlager zurück. Noch jagten und rollten ineinander verbissene Reiterhaufen über die im Dunkel verschwimmenden Gefilde, aber zu einer Verfolgung reifte die Lage nicht, denn aller Zusammenhalt war verlorengegangen und das Lager zu fest und zu gut verteidigt, um erstürmt zu werden. Aetius ließ Halt blasen und ordnete seine gelichteten Verbände, die Westgoten suchten die zertretene Leiche ihres Königs unter den Leichenhaufen. Hüben und drüben wurde geschanzt. Niemand wußte, wer da noch kämpfte, wenn weither flüchtiger Galopp die Erde stampfte. Es war, als setzte sich die abgebrochene, im Grunde unentschieden gebliebene Schlacht ins Geisterhafte fort. Sie ist nicht wieder aufgenommen worden.

Attila wußte, daß er nicht ein zweites Mal schlagen konnte. Aetius, der sich nichts Besseres wünschen mochte, ebnete ihm den Rückzug durch Verhandlungen. Auch er trachtete nicht nach einer eigentlichen Schlachtentscheidung, denn die Bundesgenossen drängten nach Hause, und er selbst fühlte sich unfähig, Attila seine Beute abzujagen. Ihm genügte die Tatsache, daß der Okzident die Hunnenflut über den Gipfel zurückgewälzt hatte und damit das Reich und die Christenheit gerettet waren. So kam die unentschieden gebliebene Schlacht zu einer universalhistorischen Bedeutung.

Die Schilderung, die wir von ihr entworfen haben, macht keinen Anspruch auf historische Treue und will nicht versuchen, eine Schlacht zu rekonstruieren, über die kein zuverlässiger Bericht ergangen ist,

aber sie diene zur Erkenntnis der Krisis, in die sich die Kriegführung der Zeit gestürzt sah, und zur Herausstellung der Erfahrungstatsache, daß unentschieden gebliebene Schlachten sich, auf die strategischen Folgen hin betrachtet, doch deutlich als Sieg der einen und als Niederlage der anderen Kriegspartei zu erkennen geben können. Liegt doch nicht selten gerade in solchen Schlachten eine vollkommenere Entscheidung beschlossen, als durchgefochtene Vernichtungsschlachten herbeizuführen vermögen. Auch das ist eine Erkenntnis, die von der Natur des Krieges als eines unberechenbaren Spiels mit dem Schicksal und einer von dämonischen Kräften gelenkten Schicksalsgestaltung handelt und die Schlacht als isolierten Akt verneint.

*

Attila hat die Entscheidung nicht anerkannt. Er nahm den gallischen Feldzug als Wüstungsfeldzug hin, der die gefürchteten Westgoten zwar nicht tödlich getroffen, sie aber wieder von den Römern abgetrieben hatte, und zog mit gefüllten Karren, gold- und silberbeladen, nach Pannonien ab, um den großen Kriegsplan am anderen Ende wieder aufzunehmen. Drei Jahre später brach er überraschend durch die Julischen Alpen in Oberitalien ein, verwüstete das Land und rückte auf Rom. Aber auch diesmal versagte sich ihm der an die Nützung der Zeit gebundene Erfolg. Ravenna blieb unbezwungen, der Sommer nahte mit Fieber und Pestilenz, das christliche Gemeingefühl stand wider ihn auf, und Kaiser Marcian erschien mit dem oströmischen Heer an der Donau, um die Hunnen im Rücken und in ihrer Zentralstellung zu bedrohen. Attila verschloß sich der Erkenntnis dieser Lage nicht. Das politische Moment verlangte Gehör und der Hellhörige entsprach ihm rasch. Wieder riß der Hunnenkönig seine Reiter herum und entwich mit reicher Beute, eine Wüste hinter sich lassend, diesmal durch keine Schlacht geschwächt, der aufsteigenden Verwicklung. Trotzdem fühlte er sich geschlagen. Er hatte sich dem Westen noch einmal furchtbar gemacht und seinen Kriegsruhm unversehrt erhalten, aber den Rückzug aus Gallien nicht aufgewogen und seine Eroberungssucht nicht befriedigt. Da seine Macht ganz auf den im Raume schweifenden Krieg ge-

gründet war und er von diesem nicht lassen durfte, ohne Schaden zu leiden, konnte er nicht anders, als neue Kriege ausbrüten, um den Ländern und Reichen des Okzidents das Gesetz der Steppe aufzuzwingen. Aber es war ihm kein Ritt ins Dämonische mehr beschieden. Sein überanstrengtes Leben ist in der Fülle der Macht und der Auskostung der ihm zuströmenden Genüsse durch einen Schlagfluß beendet worden. Sie fanden ihn eines Morgens tot in seinem Frauenzelt. Wieder hatte der Krieg einen Herrn verloren.

Das Reich, das er aus der Zerstreuung zu sich emporgehoben, zerfiel rascher, als es geschaffen worden war. Die Hunnenflut rollte in die Wolgasteppe zurück und verlor sich dort; die Germanen, die von der überragenden Kriegernatur des großen Menschenaufpeitschers angezogen worden waren, nahmen ihn als König Etzel in ihre Heldensage auf und setzten sich in sein Erbe. Der Kampf um den Okzident fiel auf sie zurück und verlangte die Anerkennung der neuen Kriegsordnung, die auf den Katalaunischen Feldern durch eine Krisis gegangen und gereinigt worden war.

*

Der Krieg zog fortan zu Roß und geharnischt einher. Wer noch zu Fuß focht, war nicht mehr auf den Nahkampf aus, sondern bediente sich des Bogens, den Perser, Parther und Hunnen dem Abendland als Infanteriewaffe vermacht hatten. Die Auflockerung der Fronten setzte sich bis zur Auflösung fort, an der der gepanzerte Reiter Gefallen fand, um sich als Einzelpersönlichkeit zu entfalten. Vornehme Ost- und Westgoten hatten schon auf den Katalaunischen Feldern in neuer schwerer Rüstung und in Formen gestritten, die den Ritter vorausseben ließen. Der greise König Theodorich ist von einem ostgotischen Edeling mit der Lanze aus dem Sattel gehoben worden. Nun ergab sich aus der Eroberung und der Inbesitznahme der römischen Territorien eine völlige Umwandlung des Kriegswesens. Die Germanen bezahlten die Einlagerung in die zivilisierte Welt mit der Entscharung ihres Fußvolkes, das sich vom Geschlechterverband löste und nicht mehr zusammengehalten werden konnte. Als Einsassen weithin zerstreut, wohnte die Masse des Volkes,

die an sich klein genug war, auf befriedeter Scholle und entwöhnte sich des Krieges als der einzig zählenden Beschäftigung des freien Mannes. Könige und Gaugrafen gewannen in ihren Gefolgschaften bedienstete Krieger dafür Ersatz, indem sie vornehmen Romanen den Einsprung in die Adelsreiterei gestatteten. Nur den noch nicht zur Reichsgründung gelangten Germanenvölkern blieb diese Entwicklung auf spätere Zeit vorbehalten.

Die Kriegführung wandelte sich also von Grund auf. Zweihundert Jahre genügten, den Krieg in ein neues Gewand zu kleiden. Er ist dadurch nicht um seine Dämonie gebracht worden. Die Krisis, die sich auf den Katalaunischen Gefilden verraten hatte, endete mit dem Aufbau eines neuen Kriegertums, das den sozialen, ethnischen und kulturellen Grundlagen der in neuen Wehen liegenden Zeit entsprach, indem es sich fest in den Sattel setzte. Bei Troyes hatte im Grunde doch der bewußt handelnde Einzelkämpfer über die blindstürmende Masse gesiegt. Das wäre noch deutlicher zum Ausdruck gekommen, wenn Attila nicht so viele Germanen vorgeführt hätte. Das Kriegertum, das an die Stelle des längst dahingeschwundenen Soldatentums der hohen römischen Kaiserzeit getreten war und jetzt zu einem Kriegerstand erhoben wurde, entfaltete in der Pflege der Einzelpersönlichkeit ungeahnte Kräfte. Es entsprach dem germanischen Empfinden so sehr, daß man die unhandlich gewordene Infanterie gern darangab. Einzig Byzanz blieb noch längere Zeit bei einem Heerwesen, das die Waffengattungen unterschied und im besonderen die Fußbogenschützen zu einer Hilfswaffe ausbildete, ohne die die schwere Reiterei ungern zu Felde gezogen wäre. Hier vollendete sich das orientalisierte Römertum in einer Armee, die nach Jahrhunderten als Palasttruppe auf den Wällen Konstantinopels in Ehren starb.

*

Als die Ostgoten um die 5. Jahrhundertwende aus dem von König Etzel ererbten und nun von neuem Völkernachschub bedrohten Pannonien aufbrachen, um unter der Führung des Großen Theodorich Italien zu erobern und in Westeuropa ein ost-westlich gelagertes meridionales Schwertreich zu errichten, fochten sie noch im

Heerbann und lagen zuvörderst um Verona noch als Kriegsvolk dicht geschart. Keine Zählung dieser Masse verdient geglaubt zu werden, aber es sind sicher nicht viel mehr als 30000 Streiter darunter gewesen. Als sie ein Menschenalter später nach Theodorichs Tode von Justinian zum Endkampf um den italischen Besitz gefordert wurden, hatten sie schon Mühe, dreißig Tausendschaften aufzubringen. Und auch diese bildeten nur dem Namen nach vollzählige Truppenkörper und lagen über Westdanubien, Rätien, Italien und weit in die Provence hinein zerstreut. Sie konnten also als Gesamtheit nicht mehr zu einem weitgreifenden Feldzug zusammengerafft oder in entscheidenden Schlachten eingesetzt werden. Theodorich der Große hatte vergeblich versucht, dieser Entwicklung zu wehren. Er hat seinem Volk noch eine Kriegsordnung gegeben, die alle Streitbaren bis zum 60. Lebensjahr unter die Fahne rief, aber seine Nachfolger sahen sich außerstande, die darin zusammengefaßte Volkskraft im Felde zu vereinigen. Man beschränkte sich daher auch hier auf eine Auslese, die aus den Berittenen gewonnen und an den Krieg als Vorrecht und Vorpflicht des Eroberers gebunden wurde.

Als Ostrom die Rückeroberung Italiens in Angriff nahm, traf Belisar nur auf zerstreute Kräfte, und als es unter Narses, seinem Nachfolger im Feldherrnamt, bei Taginä endlich zu einer Entscheidungsschlacht kam, setzten die Goten alles aufs Spiel. Da ist König Totila, seinen Reitern vorauf, hochgerüstet mit wehender Helmzier und purpurbewimpelter Königslanze im Feld erschienen, um eine Reiterschlacht zu liefern. Prokop erzählt, er habe den Oströmern den ritterlichen Vorkämpfer seines Volkes im Vollbesitz reiterlichen Könnens vor Augen geführt und Freund und Feind zur Bewunderung hingerissen. Das mutet archaisch an, aber im Sinne der Zeit war's „modern". Es wirkt sich in der Erzählung Prokops programmatisch und zugleich gegensätzlich aus, denn drüben hielt Narses, der Kronfeldherr Justinians, mit seinem Stabe byzantinischer Generale und germanischer Herzöge wohlgedeckt auf einem künstlich verstärkten Hügel. Er verkörperte einen spätrömischen Feldherrn in kränkelnder Gestalt, der selbst nicht mehr zu Pferde stieg, aber die Schlacht mit allen Feinheiten ererbter und erneuerter Kriegskunst ausstattete und sie kalten Herzens lenkte. Die Ostgoten haben diese

Schlacht an das Zusammenwirken der feindlichen Waffengattungen im schwer zugänglichen Gelände und an ihr eigenes Ungestüm verloren; sie vertraten schon das abendländische Prinzip des freigestalteten Reiterkampfes, der zu ritterlicher Formung hinstrebte. Das war weniger militärisch als heroisch gedacht; aber es entsprach ihrer zum Untergang winkenden Lage.

Dieser Entwicklung zum heroisch erschauten und heroisch durchzufechtenden Vernichtungskampf hin haben sich auch die Langobarden, die das Gotenerbe in Italien antraten, nicht versagt. Sie haben sich dabei so zersplittert, daß sie kaum noch eine Königsgewalt ertrugen und sich nur der Führung einzelner Herzöge unterzogen, wenn schwere Not nicht das Äußerste von ihnen forderte. Diese Entwicklung zum Ritterlichen hin ist dann aus den germanischen Frühreichen in die Zeit der Merowinger und Karolinger übergegangen, um sich immer ausschließlicher zu gehaben, und hat schließlich dem Rittertum den Weg geebnet. Der Feudalismus griff Platz, der Krieg wurde gleichsam geadelt.

VI.

Die Wandlungen des Krieges vom Aufkommen der Araber, der Gründung des Karolingerreiches und des Römischen Reiches Deutscher Nation bis zu den Kreuzzügen und den Mongolenstürmen

Standeskriegertum und Massenkrieg — Der Fanatismus im Kriege — Morgen- und Abendwelt — Der Islam als kriegerische Erscheinung — Doppelangriff der Araber auf Europa — Die Wehrkraft des Byzantinischen Reiches — Abderrhaman und Karl Martell — Die Schlacht bei Poitiers — Karl der Große und die Marken — Die Treuepflicht als Grundlage des Reiches und im Kriege — Die Wehrreform Heinrichs I. — Abkehr von der Schwerfälligkeit — Die Ungarn — Die Schlacht auf dem Lechfeld — Reiterkrieg und Reichsverteidigung — Die strategische Bedeutung der Alpen im Rahmen des Römischen Reiches Deutscher Nation — Die ritterlichen Heere um die Jahrtausendwende — Die Schlacht als Massenturnier — Die Normannen — Robert Guiscard und Wilhelm der Eroberer — Die Schlacht bei Hastings — Ritter und Fußkämpfer — Die Schlacht bei Durazzo — Ritterschlachten — Kaiser Heinrich IV. im Felde — Die Schlacht an der Elster — Der Abt von Aura — Die kriegerische Gestaltung der Kreuzzüge — Grenzen abend- und morgenländischer Kriegführung — Die Ausprägung des Rittertums — Der Krieg als Erweiterer des Horizonts — Friedrich Rotbart im Kampfe mit den Lombarden — Die Schlachten bei Carcano, Tusculum und Legnano — Das Aufkommen selbständigen Fußvolks in der Ritterschlacht — König Philipp August von Frankreich — Die Schlacht bei Bouvines — Ihre europäischen Folgen — Ritter, Söldner und Milizen — Die Mongolen — Die Unruhezentren Asiens — Dschingis-Chan der Welteroberer — Die Ruhelosigkeit der Hirtenvölker — Das Reich der Chwarasmier — Die Kriegsordnung der Mongolen — Die Eroberung Irans — Die Schlacht bei Osch — Die Belagerung Samarkands — Die Mongolen am Golf von Oman und an der Wolga — Das Ende Dschingis-Chans — Das Lebensgesetz des Welteroberers — Die Mongolen in Rußland — Bedrohung des Okzidents — Ein Brief Kaiser Friedrichs II. — Die Schlacht bei Liegnitz — Volkskraft und Standeskriegertum — Das Kreuz als Aushilfe — Die Überflutung

Ungarns — Die Schlacht an der Soja — Der Rückzug der Mongolen — Timur — Die Schlacht bei Angora — Die Kriegführung des Ostens.

Karten

Der Ansturm des Islam — Schlacht auf dem Lechfeld 955 — Friedrich Barbarossas Zug nach Italien 1158—1160 — Dschingis-Chans Feldzug gegen die Chwarasmier 1218—1222.

Weit war der Weg von der Massenschlacht auf den Katalaunischen Gefilden zu den Schlachten, die von wenigen hundert „Lanzen" schwergerüsteter Ritter, also einigen tausend Mann, im hohen Mittelalter geliefert wurden, aber diese Schlacht hat dem Prinzip des Westens, das in der Entwicklung zum Individualismus beschlossen lag, die Vorhand erstritten. Es gab keine andere Lösung mehr, nachdem das Berufssoldatentum sich in der Auflösung des Römerreiches verloren, das germanische Kriegertum sich in der Landbebauung geschwächt und der Osten den Reiter als Massenerscheinung in den Sattel gehoben hatte.

Der Vorgang wird hier nur auf den Krieg hin betrachtet. Er erscheint noch deutlicher daraufhin zusammengefaßt, wenn wir die Schlacht auf den Katalaunischen Gefilden zu den Kriegsstürmen in Beziehung bringen, die im Laufe der Jahrhunderte von Kontinent zu Kontinent geführt worden sind. Vergessen wir nicht, daß mit dem Auftreten der Hunnen der Krieg als Massenkrieg seinen Einzug ins Abendland gehalten hat und daß er in dieser Gestalt immer wieder über Europa hereinbrach, wenn die Steppe sich in Bewegung setzte! König Etzel, der Vorkämpfer des kriegerischen Nomadismus, hatte noch Germanen gegen Germanen führen können, weil der Okzident in den Wehen einer Völkerwanderung lag, die sich noch mit der Neugestaltung des Raumes und des Lebens befaßte. Um so reiner geschieden sehen wir nachher Masse und Massenkriegertum des Ostens und die Auslese des Einzelkriegertums des Westens sich zum Kampfe stellen. Diese Entwicklung ist noch jahrhundertelang durch die Kriege verwischt worden, die zur Aussonderung und Ausscheidung der germanischen Frühreiche führten. Erst als das christliche Frankenreich als okzidentale Vormacht in Erscheinung trat, kamen schärfere Züge auf; aber auch in diesen Kämpfen sind Reiterheere und Volksaufgebote noch neben- wie gegeneinander im Feld erschienen. Letzten

Endes ist die Entwicklung in den Schlachten, die sich die Völker orientalischer Herkunft und die abendländischen Mächte im Kampf um Europa lieferten, um so deutlicher und nachdrücklicher ans Licht gehoben worden.

*

Der Krieg, der von Anfang an als die alles überragende Erscheinung in das Lebensverhältnis der Germanen eingetreten war, ist ihnen als solche auch dann erhalten geblieben, als sie zur Macht- und Staatenbildung in den alten Römergrenzen und darüber hinaus gekommen sind. Ja, er ist ihnen nun erst recht nahe gebracht worden, denn er trat in das Zeichen des Kreuzes ein, das ihnen als Machtsymbol und Gnadenmittel vorgehalten wurde. Er hat dadurch keine Abschwächung erfahren. Seine magische Kraft ist erhöht und seine Existenz als das Mittel des Aufstieges zu höheren Lebensformen bestätigt worden. Wer die Erde besitzen wollte, mußte dem Himmel dienstbar sein und für ihn kämpfen. Nicht die Kämpfe, die zur Ausscheidung der Germanenreiche und zur Aufrichtung des Reiches der Merowinger und Karolinger nötig waren, sondern die Kriege, die zur Einführung, Verteidigung und Ausbreitung des Christentums geführt wurden und die doch, ach, so oft nur Bruderkriege waren, warfen die stärksten Schatten. Traf beides zusammen, so ging das Kreuz dem Schwerte voran. Das Kreuz war also in dieser Hinsicht kein Friedenszeichen. Die Kirche hatte die Universalidee des verblassenden Römischen Reiches aufgenommen und erfüllte die daraus abgeleitete Sendung, indem sie die Welt für sich, also mittelbar auch für die Erhaltung eines Universalreiches auf Erden forderte. Aber Offenbarung ist das doch erst geworden, als der Islam sich erhob und das Arabertum die Fahne des Propheten mit demselben Anspruch vor sich her in die Weite trug und Glaube mit dem Glauben stritt.

Der Religionskrieg hielt, wenn auch noch verlarvt und rassisch gebunden, seinen Einzug in die Weltgeschichte. Er durchdringt den Eroberungskrieg wie den Verteidigungskrieg, die beide nun so tief im seelischen Erleben wurzeln, daß sie nur noch von diesem religiösen Antrieb aus begriffen werden können. Sterben um des Glaubens

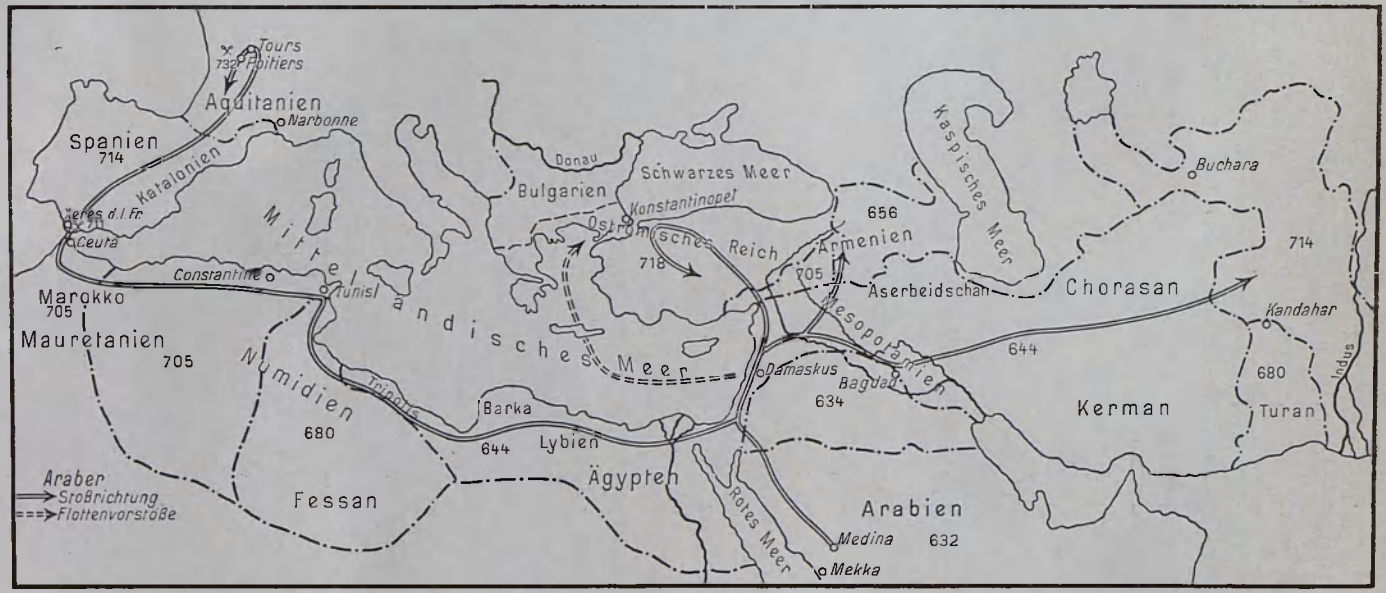
willen ist und bleibt Gewinn, für wen man auch streite. Die Macht wird mit religiösen Vorstellungen erfüllt und der Krieg als eine von Gott den Menschen auferlegte Verpflichtung gesucht und geübt. Er ist um so rücksichtsloser geführt worden.

Der Eroberungskrieg kam dadurch zu einer ganz besonderen Dämonie, denn ihn durchdrangen vielfach Impulse, die auf eine Erhöhung der kriegerischen Bewegkräfte hinwirkten. Zogen Steppen- oder Wüstenvölker aus, so wurde der dynamische Schwung der Bewegung ungeheuer verstärkt, wenn sich ihm noch der Fanatismus gesellte. Traten religiös erregte Völker zur Verteidigung an, so entfalteten sie einen Opfermut, der den Krieg hoch über den Kampf ums Dasein, um Ehre und Freiheit erhob. Diese Entwicklung hat sich im 5. und 6. Jahrhundert erst in einzelnen Zusammenstößen zu erkennen gegeben, die durch den Hinweis auf die Schlacht auf den Katalaunischen Gefilden und die Verteidigung der gallischen und oberitalienischen Städte im Kampf mit Hunnen und Germanen näher bezeichnet werden; sie hat dann im 7. und 8. Jahrhundert durch Avaren- und Arabereinbrüche und die Sachsenkriege Gestalt gewonnen, ist im 9. und 10. Jahrhundert weiterhin an Normannen- und Sarazenenkämpfen erprobt worden und hat im 11. und 12. Jahrhundert den deutlichsten Ausdruck in den Kreuzzügen gefunden, um endlich mit dem Auftreten der Mongolen und der Türken im 13. und 14. Jahrhundert über den Gipfel gewälzt zu werden.

Der so gekennzeichnete Krieg wurde zum Wegbereiter und Wegbegleiter der Morgen- wie der Abendwelt. Er hat alle andern Macht- und Ordnungskämpfe überschattet und alle individuell ausgestalteten Kleinkriege, die zuletzt nur noch als Ritter- und Städtefehden sichtbar wurden, des Weges verwiesen. Als die auf den Glauben abgestützten Eroberungskriege mit dem Einbruch der Moslims im 8. Jahrhundert zu einer doppelseitigen Umfassung der europäischen Landfeste führten und das byzantinische Reich und das Frankenreich zugleich angegriffen wurden, wirkte alles zusammen, den Krieg in dieser Verwandlung mit Akzenten auszustatten, die wie Blitze auf ihn niederfuhren. Um das Jahr 718 sind die darin schlummernden Konflikte als Krisis des neuzugestaltenden Abendlandes und des diesem vorgeordneten byzantinischen Reiches in Erscheinung ge-

treten. Da vollzog sich im mediterranischen Bereich ein so tiefgehender Bruch, daß die römische Verlassenschaft vollständig aufgeteilt wurde. Da trat das Mittelmeer nicht mehr als mare internum in Erscheinung, an dem alle teilhatten, weil es als geographische Einheit nicht mehr von Rom verteidigt werden konnte, sondern verlor sich in der Weite des aufgesprengten Raumes. Es wurde wieder zum trennenden Element und einem flüssigen Vor- oder Zwischengelände und als solches umkämpft. Ostrom, das seit der Vernichtung der Vandalen und Ostgoten die Seeherrschaft an sich gerissen und selbst in Südspanien Fuß gefaßt hatte, sah sich plötzlich um eine Hegemonie gebracht, die den letzten Abglanz der Gebietseinheit Mediterraniens spiegelte. Ein Riß sprang auf, der das Mittelmeer bis auf unsere Tage zerklüftet hat. Die Handelsherrschaft, die von den Phöniziern zu den Griechen, von diesen zu Karthago und den Römern hinübergewechselt hatte und zuletzt den Byzantinern geblieben war, wurde gleichsam zum Wettbewerb ausgeschrieben und von Arabern, Byzantinern, Normannen und den neu aufkommenden italienischen Handelsemporien umkämpft. Als die Araber zur Eroberung der Küsten des Mittelmeeres und des dahinter sichtbar gewordenen Festlandes aufbrachen, ist das Zeichen zur Neugestaltung Mediterraniens von Osten aus gegeben worden. Die Wüste drang ans Meer, zwei in der zerfließenden Weite sich verlierende Horizonte wollten ineinander übergehen.

Die Araber, die da plötzlich eine Weltrolle an sich reißen, hatten sich im Kalifat schon ein Machtzentrum geschaffen. In stürmischem Ablauf wälzte sich die Bewegung auf Europa zu, indem sie die Grenzen des byzantinischen Reiches aufbrach und über Nordafrika hinwegbrausend zugleich nach der Iberischen Halbinsel griff. Es war eine Umfassung Europas von zwei Seiten her. Im Osten bot dem Angreifer einzig Konstantinopel Halt. Es war schon in den siebziger Jahren des 7. Jahrhunderts in Gefahr geraten und hatte sich des Ansturms der arabischen Seemacht nur erwehren können, indem es sich des vervollkommneten Geheimnisses des Griechischen Feuers bediente, das als explosive Waffe die Schiffe der Araber in Brand setzte und den überraschten Feind zum Rückzug zwang. Nun wurde Byzanz zu Lande angegriffen. Hier entschied also die



Der Ansturm des Islam

Einnahme einer nicht zu umgehenden Sperre über den Erfolg. Im Westen stieß sich der Angriff nicht an einer Wasserenge, sondern überschritt diese und rollte weit und weiter, bis die Woge der Invasion von lebendigen Kräften aufgefangen wurde. Man sollte meinen, daß das schon in Spanien möglich gewesen wäre, wo das Westgotenreich zwar in der Auflösung begriffen war, aber immer noch genug Kräfte stellte, um eine so weit ausholende Bewegung im aufgebrochenen Raume zum Stehen bringen zu können. Aber es kam anders. Westgotische Dissidenten riefen die Araber über das Meer, und die Araberflut hat sich ungestraft durch Katalonien nach Aquitanien gewälzt, als wäre alles herrenloses Land. Das wäre nicht geschehen, wenn der Islam nicht Numidien und Mauretanien erfaßt und dort autochthone Kräfte in Bewegung gesetzt hätte. Diese trugen den Erfolg und fanden im verwandten Naturgebiet Iberiens für Jahrhunderte Besitz und Herrschaft.

Im Jahre 718 gipfelten die arabischen Eroberungszüge im Osten vor Konstantinopel, die arabisch-berberischen im Westen vor Narbonne. Eine Weltkrisis kündigte sich an. Sie erfaßte alles, was im christlich organisierten Morgen- und Abendland auf verschütteten oder mühsam erhaltenen Grundlagen um die Festlegung neuaufzubauender oder die Bewahrung dahinschwindender Macht- und Staatsverhältnisse rang. Der Dynamismus religiös erregter Wüsten- und Steppenvölker bedrohte die seßhaft gewordenen, in der Differenzierung begriffenen Völkergruppen Europas mit Unterwerfung und der Aufzwingung eines fatalistisch gebundenen Lebensgesetzes. Es war ein Eroberungskrieg, aber er trug zum erstenmal eine Weltanschauung vor sich her, die sich den Krieg selbst dienstbar machte. Er hat Europa nicht überrannt, aber er hat die Iberische Halbinsel für lange Zeit vom Kontinent abgerissen. Hier setzte sich der Schwall, der im Osten schon in Thrazien zum Stehen kam, erst in Aquitanien. Maslama, der Feldherr des Kalifen Omar II., hat Byzanz nicht nehmen können; die bis zur Loire vordringenden Westaraber und Berber sind von Karl Martell bei Poitiers geschlagen worden.

*

Wir wissen wenig von den strategischen Zusammenhängen dieser ganz Mediterranien und Westeuropa bewegenden Kämpfe und müssen annehmen, daß sie sich erst aus der Rückschau überblicken und ordnen lassen. Aber sie zeigen den Krieg als einen Bewegungskrieg großen Stils, der dem auf der innern Linie stehenden und in der Abwehr fechtenden Feldherrn nur dann Vorteile in die Hand gab, wenn er über eine kleine, stark gewappnete, marschfähige und schlagfertige Truppe verfügte. Das war im Osten und im Westen der Fall. Wir rücken das Bild Karl Martells in den Vordergrund. Er hat als Staatsmann feldherrlicher Prägung diese Zeit beherrscht und steht als abendländischer Raum- und Kriegsgestalter an der ersten Stelle. Der Krieg tritt uns jetzt in der Zeit des Übergangs zum Lehnswesen nahe, aus dem die Kriegführung die endgültige Form dieser Entwicklung bezog. Wir stehen aber noch auf einer Vorstufe, denn das fränkische Aufgebot war noch nicht ganz dahingefallen, sondern blieb noch in der allgemeinen Wehrpflicht verankert. Das Aufgebot erging noch, führte aber nicht mehr zum Einrücken aller Freien, sondern in Übereinstimmung mit den geographischen und sozialen Bedingungen nur zur Besammlung einer Auslese. Das entsprach den Forderungen des Reiterkrieges.

Als Karl Martell zur Schlacht bei Poitiers auftritt, in der das Abendland auf dem Westglacis des Frankenreiches verteidigt wurde, waren die Katalaunischen Gefilde längst vergessen. Um so näher stehen beide Schlachten sich in strategischer und taktischer Beziehung. Hier wie dort wurde vom Angreifer ein voller Sieg gefordert, wenn er den Feldzug gewinnen und den Krieg auskosten wollte. Hier wie dort blieb der Verteidiger Sieger, wenn es ihm gelang, den Ansturm zu brechen und auf der innern Linie volle Handlungsfreiheit zu bewahren. Hier wie dort mußten die Kräfte sich im Abringen verbrauchen und danach neu abgeschätzt werden, um das weitere Verhalten festzustellen. Aber es ist auch noch zu sagen, daß seit der Hunnenschlacht annähernd zweihundert Jahre verstrichen waren, daß aber inzwischen keine Schlacht mehr geschlagen, ja, kein Feldzug mehr geführt worden war, auf die der Krieg als Erscheinung sich hätte berufen können, um eine neue Ausmalung oder gar eine weitergreifende Erfassung zu verlangen. Der Krieg hatte keine Aufhellung mehr er-

fahren, die ihn, von der schwereren Bewaffnung abgesehen, auf einer höheren Entwicklungsstufe gezeigt hätte. Er hatte, an die Kultur gebunden, deren Niedergang in der abgelebten Zivilisation mitgemacht und mußte nun zu neuem Anstieg zu gelangen suchen.

Byzanz war glücklicher gewesen. Das byzantinische Reich hat dank seiner reichen Einkünfte sein Heerwesen in gutem Stand erhalten und Mietvölker werben können und unter seinen Herrschern noch geborene Feldherrennaturen gefunden. Aber es war eine Entwicklung, die keine Neugestaltung mehr zuließ. Die römische Kriegstüchtigkeit wurde nur noch als verblaßtes Vorbild bewahrt. Kommt man von Cäsar her, so kann man wohl noch von etwa zweihundert Jahren militärischer Gipfelwanderung sprechen, aber keine kriegerische Ruhmestat, kein Triumph hilft darüber hinweg, daß ein Abstieg eingesetzt hatte, der durch eine starke Verwissenschaftlichung der Kriegskunst nicht aufgehalten werden konnte. Kaiser Leo III., der Isaurier, hat im 8. Jahrhundert dazu beigetragen, die Kriegserfahrungen der Zeit in einer Reform des oströmischen Wehrwesens fruchtbar zu machen, und Kaiser Leo VI. hat gegen Ende des 9. Jahrhunderts über Strategie und Taktik durchaus Wissenswertes beigebracht, das nicht verloren gehen sollte, aber der Krieg selbst hat sich dadurch nicht auf der erreichten Höhenstufe befestigen lassen. An seine Stelle war wieder die kriegerische Anstrengung als solche getreten, die im Abringen der Kräfte sich erschöpft.

*

Die Schlacht bei Poitiers ist erst geliefert worden, als die Araber unter der Führung Abderrahmans zum zweitenmal zum Angriff auf den Westen ansetzten und Aquitanien und die Provence bis ins Rhonetal verwüsteten. Bordeaux und Autun sind damals in Flammen aufgegangen. Da löste Karl Martell sich aus den Kämpfen um die Ostgrenzen des Frankenreiches und erschien mit der fränkischen Ritterschaft im Felde. Karl ritt bis Tours und erwartete Abderrahman im Mündungswinkel des Clain und der Vienne an der Straße von Poitiers. Er ließ von seinen Hilfsdienstleuten Hindernisse aufwerfen und hütete sich, seine Streiter der arabischen Über-

macht preiszugeben und sie zur Feldschlacht in die offene Ebene zu führen, wo die Schwarmattacken berittener Bogenschützen die schwerfälligen Harste der Franken aus der Ferne mit Vernichtung bedroht hätten.

Am 18. Oktober 732 erschienen die Sarazenen vor Tours. Sie schlugen ein festes Lager, um ihre gewaltige Beute zu bergen, und suchten dann die Franken zur Schlacht zu locken. Aber Karl blieb gelassen stehen, wies ihre Plänkler ab und schirmte seine Flanken. Am siebenten Tage entschlossen sich die Sarazenen zum Stirnangriff auf das zwischen den Flüssen stehende Heer. Die Franken ließen sich die Schilde mit Pfeilen spicken und empfingen die heranbrausenden Geschwader mit schweren Streichen, indem sie ihnen auf kurze Entfernung entgegengingen und die Schwarmattacken dadurch zum Scheitern brachten. Im An- und Abprall der Wüstenreiter verging der Tag. Die arabische Übermacht zerschellte an der eisernen Wehr des kleinen Frankenheeres. Als es Abend wurde, ließen die Muselmänner vom Kampf und zogen sich in ihr Lager zurück. Die erschöpften Franken ruhten auf der Walstatt und rüsteten sich auf den nächsten Morgen. Aber der Feind kehrte nicht wieder, sondern lud seine Beute auf und entzog sich vor Tagesgrauen der undankbaren Schlacht. Karl Martell wagte seine Schwerbewaffneten nicht an eine gefährliche Verfolgung zu setzen. Der große Kriegsmann beschied sich in Erkenntnis der Sachlage mit einem Abwehrsieg und führte seine Armee über die Loire zurück. Die Schlacht steht, so gesehen, dicht neben der Hunnenschlacht; das Bewegungsgesetz war das gleiche. Die Ausnützung der Ebene hatte den Sarazenen so wenig geholfen wie den Hunnen, denn diese zwischen Flüssen und Wäldern eingesprengten Ebenen waren nicht Träger nomadischen Lebens. Das biodynamische Gesetz des nomadischen Ostens fand hier keinen Wurzelgrund. Von einer Fortbildung der abendländischen Taktik aber weiß Poitiers noch nichts zu erzählen. Zwei Jahrhunderte sind vergangen, bis sich neue Bewegungsmöglichkeiten ergaben. Die Merowinger haben nichts anderes tun können, als die Gewappneten an den Feind zu bringen und dann ihre Standfestigkeit und ihre Hieb- und Stichkraft im kürzesten Anlauf zu erproben. Der Hilfsdienst, den die Unberittenen leisteten, hatte mit dieser primitiven ritterlichen Fechtweise wenig mehr zu

tun. Es war wie einst, als die Phalanx noch nicht gelernt hatte, Richtung zu halten und Intervalle auszugleichen, und nur so weit vorstieß, als die Wurfwaffe trug, die Atemkraft reichte und die Flanken unbehelligt blieben, aber diese Taktik wurde jetzt vom Sattel herab geübt.

*

Der Krieg als solcher ist erst wieder zu einer in der Fortbildung begriffenen Erscheinung geworden, als die Universalidee des Römischen Reiches wieder zu Leben kam und mit der Begründung des Kaisertums Karls des Großen das weltliche Schwert in die Hand der fränkischen und deutschen Könige und Kaiser gegeben wurde. Als Karl der Große die Vereinigung der germanischen Volksverfassung mit dem von den Merowingern von Rom entlehnten Beamtentum vollzog und die Kirche ihm ihre gewaltige Organisation zur Verfügung stellte, ergaben sich neue Gesichtspunkte. Da wurde der Grund zu einer Kriegsverfassung gelegt, die den Träger der weltlichen Macht instandsetzte, das hoch- und weitgespannte Herrschaftsgebiet des erneuerten abendländischen Reiches durch militärische Gewalt zu sichern.

Nicht die Feldzüge des gewaltigen Mannes, der sein Schwert gen Morgen und Abend schwang und an der Spitze seiner Ritterschaft vom Ebro zur Elbe und von der Zuidersee zum Tiber ritt, sondern die Errichtung der Kaiserpfalzen im Binnenland und die Anlegung der Marken als befestigter Grenzzonen haben den Krieg wieder aus der Niederung blinddreschenden Waffenkampfes und raumsüchtiger Asiatenschlachten emporgehoben und ihn mit dem mählich erstarkenden Staate in Zusammenhang gebracht. Da erschien der Krieg wieder als eine Lebensäußerung des Staates, der selbst ganz an die Person des Königs geknüpft ist. Da wurden von ihm wieder lebendige Kräfte zur Sicherstellung des Reiches in organisierter Form gefordert. Ohne die Marken, deren Verteidigung auf die in ihnen wohnenden Volkskräfte gegründet war und durch die ihnen zuziehenden Reichskräfte gesichert wurde, wäre das universal gerichtete Frankenreich nicht imstande gewesen, sich im Strudel der von allen Seiten anbrandenden Randvölker zu behaupten. Aloys Schulte hat dazu

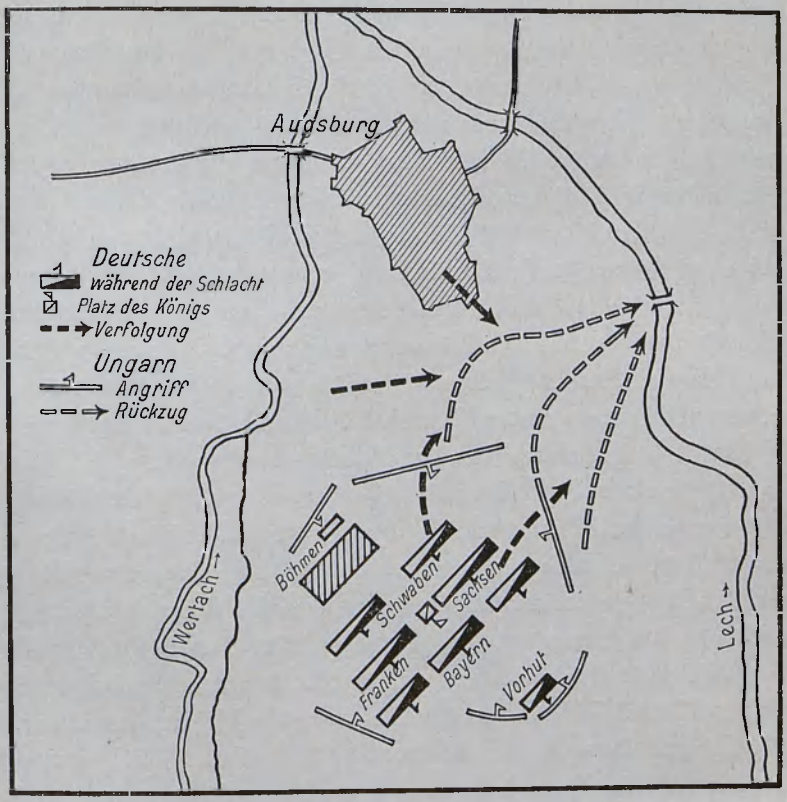
den richtigen Schlüssel geliefert, indem er bei einer Betrachtung der Karolschen Reichsverwaltung den Satz prägte: „Die höchsten Befugnisse standen den zum Schutze der Grenzen aufgestellten Markgrafen zu." Die ganze Organisation, ja das Reich selbst wurde von einem Rechtsgedanken getragen, der auf den kriegerischen Urgrund germanischer Lebensgestaltung zurückging. Es war die Treuepflicht, Treue gegenüber dem Führer im Felde und dem König, Treue gegenüber denen, die zur Rechten wie zur Linken standen und fielen. Wir rühren hier an die Wurzeln der Neugestaltung des Kriegertums, aus denen dieses auch dann noch Kraft zog, als das Karolingerreich auseinanderfiel und das fränkische Erbe an das deutsche Wahlkönigtum und an die romanisierten Westkarolinger und kleinere Gewalten ausgeteilt wurde. Da sah sich der germano-romanische Okzident vor die Fortsetzung einer Defensive gestellt, die mit den hergebrachten Mitteln nicht mehr zu leisten war. Die Kämpfe mit den Normannen und den Ungarn verlangten Abkehr von der Schwerfälligkeit, die sich auf den Reiterkrieg der Schwerbewaffneten gelegt hatte.

Als König Heinrich I., der erste deutsche Volkskönig sächsischen Geblüts, das neuerstandene Germanien gegen die Ungarn verteidigen mußte, sah er sich von der Notwendigkeit erfaßt, Aufgebot, Bewaffnung und Taktik zu reformieren, um der von der Steppe drohenden Überflutung endlich und endgültig Herr zu werden. Noch war die leichte Reiterei der schweren im freien Felde überlegen. Noch zwang sie durch das Mittel der Beschleunigung und der dieser innewohnenden Überraschung den schwer beweglichen Feind in die Defensive und bedrohte ihn auch in dieser Richtung mit Vernichtung, sobald er sich einer Umfassung aussetzte. Das war den Bayern im Jahre 907 widerfahren, als Markgraf Luitpold die Schlacht im offenen Felde annahm und in dieser mit den Bischöfen und der Blüte der bayrischen Ritterschaft unter den Schwarmattacken der ungarischen Bogenschützen begraben wurde. Selbst Konrad I. hatte dem Ansturm nicht wehren können, der bald hier, bald dort die Grenzen sprengte. Da ist der Ungarnschrecken so groß geworden, daß die Pußtareiter in der Folge ganz Alemannien überschwemmen konnten und auf Attilas Spuren bis ins Burgundische und nach Lotharingien gelangten.

Die Reform Heinrichs I. ging von der Befestigung des Geländes aus, indem er Burgen und Wegsperren anlegte, das Aufgebot wieder zu Ehren zog und die Reiterei zu größerer Beweglichkeit heranbildete. Er hat dadurch den Grund zu einer im Boden wurzelnden Verteidigung gelegt und die gewappnete Adelsreiterei vor der Erstarrung im Felde bewahrt. Als die Ungarn wiederkehrten, stießen sie auf einen taktisch überlegenen Feind. König Heinrich hat neun Jahre gebraucht, um sich zu rüsten. Wir begegnen zum erstenmal wieder einer ruhig organisierenden kriegerischen Kraft, die um des Erfolgs willen Verfügungen auf lange Sicht trifft und die Frist zur Kriegsübung nützt. Heinrich I. hatte mit den Ungarn einen Vertrag geschlossen, der die sächsisch-thüringischen Lande neun Jahre vor den Einfällen der wilden Scharen schützte, schlug unterdessen die Slawen, eroberte ihre Feste Brennabor, drang dann, von dem Herzog Arnulf von Bayern in der Flanke gedeckt, durch die Saalepforte in Böhmen ein und stürmte die Burg Prag. An der Havel, der Saale, der Unstrut und an den Paßwegen des Harzes erstanden deutsche Burgen, die Mark Schleswig wurde wieder aufgerichtet — ein Zug frischen Handelns belebte König Heinrichs Tun. Als die neun Jahre vergangen waren und die Ungarn wiederkehrten, traf sie sein frischgeschärftes Schwert. Sie erschienen im Frühling des Jahres 933 in Thüringen und stießen an der Unstrut auf das kleine Königsheer. Heinrich ging ihnen in tiefgescharter Kolonne entgegen, durchritt den Pfeilregen, ließ seinen Gepanzerten dann den Lauf und fiel in breiter Entfaltung auf den überraschten Feind. Wo die sächsischen Lanzen zum Stich, die Schwerter zum Hauen kamen, leerten sich die ungarischen Sättel. Da wandten die Madjaren die Gäule und ließen den unerwünschten Feldzug hinter sich. Es war noch keine entscheidende Schlacht, sondern nur ein Überraschungssieg, der keine Verfolgung nach sich zog, aber wir sehen den Krieg wieder als zielbewußtes Handeln vorbedacht und erfaßt.

Die Ungarn haben bald den Weg ins Feld zurückgefunden. Sie hatten ihre Zelte in der Donautiefebene angepflöckt und dachten noch nicht daran, sich dauernd einzurichten. Die Steppe wirkte noch in ihnen fort. Es waren Plünderungszüge, die kamen und gingen und in denen die Eroberung nur noch als flüchtige Inbesitznahme und

raschere Preisgabe nachklang. Sie fielen noch nicht aus der Rolle, aber sie widersprachen schon der Entwicklung. Solange sie sich lohnten und die Pußta nicht zur bleibenden Aufnahme des Reitervolkes erschlossen wurde, sondern lediglich als Standlager diente, fand diese Kriegführung noch ihren Lohn. Es war ein zu Plünderungszügen



Schlacht auf dem Lechfeld 955

entarteter Steppenkrieg. Aber er war zum Absterben verurteilt, denn der Krieg ließ sich in wiederaufsteigenden Zeiten nicht mehr lang auf dieser Ebene führen. Als die Ungarn im Jahre 954 wieder erschienen und durch das Maintal an den Mittel- und Niederrhein gelangten, lachte ihnen das Glück zum letztenmal. Im Jahre darauf liefen sie bei einem Vorprall an den Bodensee einer strategischen

Umgehung in die Arme. König Otto I., der bei Magdeburg lagerte, stieß raschgefaßt nach Süden vor und rief Böhmen, Bayern, Franken und Sachsen heran. Die Vereinigung gelang noch im Rücken des Feindes, der sich unversehens bei Augsburg auf dem Lechfeld mit verwandter Front zum Kampf gefordert sah. Es kam zu geordneter Schlacht; die Ungarn wurden umfaßt und erlitten bei dem Versuche, durchzubrechen, ungeheure Verluste. Der Sieg hallte im ganzen Abendland wider und beschwor die Erinnerung an den Tag von Poitiers herauf. Es war die erste große Schlacht, die von den vereinigten deutschen Stämmen unter dem Banner des neuen Reiches ausgefochten wurde. Sie scheuchte die Ungarn für immer aus den Gauen des Reiches und setzte dem tapfern Volk im Tiefland der Donau zwischen Nord- und Südslawen feste Grenzen. Hier kamen sie als einziges aus dem Nomadismus hervorgegangenes Reitervolk zur Einfühlung in eine seßhafte Lebensweise, zur Angleichung ans Abendland und zu dauerndem staatlichen Bestand. Es ist bezeichnend, daß dieser auf ihre kriegerische Tüchtigkeit gegründet wurde und daß sie nun als Verteidiger des Okzidents die Front nach Osten nahmen.

Wir stehen vor einer neuen Entwicklung des kriegerischen Phänomens. Der Krieg ist Reiterkrieg geblieben, aber er scheidet sich von der nomadischen Bewegung, nachdem er deren übertragungsfähige Elemente in sich aufgenommen hat. Er bleibt als Reiterkrieg nicht mehr auf den Zusammenprall im begrenzten Feld beschränkt, sondern wird von der Bewegung selbst getragen. Der Raum springt auf, strategische Fernblicke tauchen auf, der Zug in die Weite bricht sich wieder Bahn. Die militärische Aufgabe, die bislang nur in der Reichsverteidigung gesehen wurde, fordert jetzt die Ablösung vom Boden und die Beherrschung des strategischen Kalküls, das mehr und mehr verloren gegangen war. Der Krieg, der sich nur noch im Dämmerdunkel undeutlich gewordener Grenzen bewegt hatte, nimmt wieder imperiale Gestalt an. Mit ihm tritt das Abendland aus der Verdunklung hervor, in die es durch den Zerfall des Karolingerreiches geraten war. Das deutsche Königtum nimmt den Himmel auf die Lanzenspitzen und stützt ihn nach allen Seiten ab. Alte Zusammenhänge werden neu.

*

Der Raumsinn der Römer hatte dem Kriege Perspektiven erschlossen, die nur von überlegenen Geistern erfaßt und militärisch beherrscht werden konnten. Nun galt es diese Ausblicke wieder sichtbar zu machen. Ein Rückblick zeige, worum es ging. Wir erfassen die veränderte Lage von den Alpen aus, die damit in ihre zentrale strategische Bedeutung einrücken. Einige Raumtatsachen verlangen Gehör. Als Cäsar die Alpen umging und den Kontinent von der Rhone aus erschloß, ohne das Schwergewicht Mediterraniens zu verrücken, war das eine strategische Operation, also eine vom Kriege getragene Erweiterung des Horizonts. Als Theodorich der Große sein meridional gelagertes Reich aufrichtete und die Tiefenräume des Donaulandes, Oberitaliens und Südfrankreichs bis zu den Pyrenäen unter die Gewalt seines Schwertes stellte, indem er seine Hilfspflicht auch auf das von Chlodwig bedrohte aquitanische Reich der Westgoten ausdehnte, geschah wiederum etwas, das, strategisch betrachtet, als Raumbewältigung in solcher Zeit seinesgleichen suchte. Als Karl der Große über dem Seinebecken und den Stromgebieten des Rheins und der Rhone ein Reich errichtete, das vom Ebro bis zur Elbe und zum Wiener Wald und von der Nordsee bis zum Mittelmeer ausstrahlte, also über die Alpen hinübergriff, waren es wieder strategische Aspekte, die auf eine solche Zusammenfassung abzielten. Cäsar hatte den Raum von Süden nach Norden geöffnet und dem Römischen Reiche die Aufgabe gestellt, den Kontinent vom Mittelmeer aus zu beherrschen; Theodorich der Große hatte versucht, das Schwergewicht noch einmal am Südfuß der Alpen zu verankern und durch die Umfassung der Alpen Einfluß auf den Norden zu gewinnen; Karl der Große hatte das von Theodorich an Chlodwig gekommene Übergewicht der abendländischen Machtbildung aus den Händen der großen Hausmeier entgegengenommen und das daraus abgeleitete Schwergewicht zu sich herübergezogen und an der Seine und am Rhein verankert. Alle diese Grundvorgänge des geschichtlichen Geschehens gehorchten strategischen Gesetzen. Sie hatten Kriege zur Voraussetzung und zur Folge, die mit den in die Erde eingeschriebenen Zeichen und den Raumtatsachen rechnen mußten.

Die Schärfung des Blickes für politische Möglichkeiten war an

die Erfassung der räumlichen Verhältnisse und ihrer strategischen Untergründe geknüpft. Die wichtigste Raumtatsache war durch die Aufmauerung der Alpen zwischen dem kontinentalen Europa und der Apenninischen Halbinsel geschaffen worden. Ihr mußten alle Rechnung tragen, die den Süden und den Norden verbinden und in der Zusammenfassung beherrschen wollten. Die Römer haben die Alpen umgangen und den Kontinent zunächst von Westen aufgebrochen, um dann erst die Ostalpenpässe aufzustoßen; Theodorich hat sich am Südfuße des Hochgebirgs dicht vor dem Brenner eingelagert, die Hand auf Rätien gelegt und sich einen Rückgriff auf Pannonien gesichert; Karl der Große, der auf Pipins Spuren von Norden nach Süden vorstieß, hat die Alpen von Westen und Osten her umgangen und die Verbindung Italiens mit dem Kontinentalbesitz dann über die Gebirgspässe hinweg sichergestellt. Alle drei hatten die Zeichen richtig gelesen. Die Alpen konnten nicht ausgeschieden werden, wenn Nord und Süd unter einer Krone zusammenkommen oder in Verkehr gesetzt werden sollten. Jeder hat von seinem Standpunkt und seinem centrum gravitatis aus mit einer Raumtatsache paktiert, die nicht aus der Welt geschafft werden konnte.

Als das Problem sich zum viertenmal stellte, hatte es wieder ein anderes Gesicht. Nun erhob sich für das weiter nach Osten hinausgerückte und vom Westen abgespaltene Römische Reich Deutscher Nation die Frage, wie der trennende, nun zentral gelagerte Alpenwall, der ein weiträumiges Gebiet beherrschte und umschloß, einer Reichspolitik dienstbar gemacht werden konnte, die Germanien und Italien als Ganzes begriff, aber gen Westen hin mit Unsicherheiten rechnen mußte. Das kam auf die Bewältigung eines strategischen Problems heraus, das durch die Abseits- und Sonderstellung des Westfrankenreiches und die von diesem verwaltete, natürliche Flankenstellung ungeheuer kompliziert wurde. Die kaiserliche Politik wurde der Lage gerecht, indem sie, um die Rhonelinie nicht ganz zu verlieren, an Burgund festhielt, die Hand fest auf Friaul legte und die Pässe von den Julischen Alpen bis zu den Walliser Alpen in die Hut getreuer, mit Privilegien bedachter Fürsten und Volksgemeinschaften gab. Auch sie gehorchte also strategischen Gesetzen, aber diese waren jetzt mit Dienstbarkeiten belastet, von denen die Cäsaren, Theodorich

und Karl der Große, noch nichts gewußt hatten. Der Krieg selbst hat mit den Alpen nie verhandelt. Sie mußten erobert oder verteidigt werden.

Sobald wir das klargestellt haben, erscheinen alle Kriegszüge, die im Umkreis der Alpenwelt vor sich gingen, in hellerem Licht. Das gilt vorab von den Römerzügen der mittelalterlichen Zeit, die das deutsche Blut in Strömen nach Italien leiteten. Es ist nicht unsere Aufgabe, die „eisernen Jahrhunderte" der hohen Kaiserzeit abzuwandeln, denn der Krieg hat sich in ihnen nicht von den Formen gelöst, mit denen er sich als ritterlicher Reiterkrieg umgab, um dem Standeskriegertum als der aristokratischen Waffenmacht der Feudalzeit gerecht zu werden. Nur gering ist das strategische Interesse an den Kriegszügen dieser Zeit, wohin sie auch zielten, und selten wird der Blick auf das Phänomen frei, das wir schon von allen Seiten beleuchtet haben. Als Otto I. auszog, wurden zwar für Fernzüge noch Bauern aufgeboten, um Hilfsdienste bei der Troß- und Lagersicherung zu leisten, als Kämpfer aber kamen sie nicht mehr in Frage; die Bewaffnung und die Taktik des Heeres waren ganz auf die Ritterschaft zugespitzt. Die lateinischen Bezeichnungen der schwergerüsteten Kämpfer geben darüber den kürzesten Aufschluß. Als scutati, das heißt Schildträger, traten die Kriegerschaften der Romano-Germanen in die Kriegsgeschichte ein, als loricati, das heißt Gepanzerte, sind sie um die erste Jahrtausendwende erschienen, und als milites, also schlechthin Streiter genannt und damit zu Rittern geworden, halten sie den Krieg bis zu der Auferstehung des Fußvolks als geschlossenen taktischen Körpers durch. Dieses Standeskriegertum trug die Last des Kampfes. Aus zwei Schichten, dem freien Adel und den Ministerialen sich ergänzend, um schließlich eins zu werden, hat die mit dem Rittergürtel ausgezeichnete und durch den Ritterschlag geeinigte Reiterwaffe den Krieg der Zeit beherrscht. Es war Einzelkämpfertum in vollendeter Gestalt. So wurde der Krieg schließlich zum Massenturnier. Keine Ritterschlacht hebt sich vorbedeutend von der andern ab. Es kam wohl einmal und immer wieder zu Überraschungen und Hilfsmaßnahmen, die den Zulauf des Fußvolks forderten, um Geländesperren aufzurichten oder zu beseitigen, auch wohl zum Absitzen

der Reisigen, wenn ein Augenblick der Not das verlangte, aber im allgemeinen wurde die Schlacht vom Zusammenprall der zerstreut anreitenden Ritterschaft beherrscht und durch den Ausfall des „Turniers" entschieden. Selten wurden Reserven zurückgehalten, denn diese konnten nicht im Gewühl eingesetzt werden, da sie sofort zum Einzelkampf übergehen mußten; sie ließen sich also nicht als Verband gebrauchen. Der Feldherr bewährte sich nur im Ansetzen des Feldzuges auf ein bestimmtes Ziel hin und in der Ausmanövrierung des Gegners vor der Schlacht, in dieser selbst aber wurde er wieder zum Vorkämpfer, über dem das Kriegsbanner wehte. Die Römerzüge und die Feldzüge, in denen die deutschen Könige, Westkarolinger und Kapetinger, Normannen und Byzantiner sich gegenübertraten, nehmen uns daher wohl in der Vorbereitung und Vorbewegung gefangen, verlieren aber an Interesse, wenn die Schlachthandlungen beginnen. Das wurde erst anders, als sich wieder feste taktische Körper abzeichneten und die Schlacht nicht mehr auf den Schock beschränkt und das Ergebnis nicht mehr an die Auszählung der hüben und drüben aus dem Sattel gehobenen Herren geknüpft wurde. Gerade in den ungezählten Feldzügen der hohen Kaiserzeit ist deutlich geworden, wie wenig die rühmlichste Waffentat besagt, wenn ihr nicht politische Bewertung zugeteilt werden kann und das aufgebrochene Feld unbestellt bleibt.

Gewaltig aber erscheint die kriegerische Kraftanstrengung als solche und heroisch der Anblick. Nichts wirkt stärker auf die Betrachtung dieser Zeit ein, als die Erkenntnis, daß der Krieg wieder den höchsten seelischen Antrieben gehorcht und die volle Hingabe fordert. Römerzüge und Kreuzzüge atmen den Geist einer hochgespannten Kriegführung und lassen die Raumbewältigung durch reisige Scharen, die in schwerer Rüstung zu Felde zogen, um erst im Zusammenprall zu Gewicht zu kommen, im hellsten Licht erstrahlen. Stets war der weither kommende Angreifer genötigt, mit Marschverlusten und mit Abgängen in Vorgefechten und im pestbedrohten Lager zu rechnen, die sich nicht voraussagen ließen, sich oft aber so verheerend auswirkten, daß die entscheidend gedachten Schlachten den Verteidiger meist hoch in der Übermacht sahen und daher vom Angreifer kaum noch mit Aussicht auf Erfolg ange-

nommen werden konnten. Aber wie haben sie dann gestritten! Es war die Zeit, in der der Krieg gepredigt wurde.

Es war aber auch eine Zeit des Aufschwungs, der sich als solcher allem mitteilte, was in Bewegung kam. Staatsgründungen, die aus überseeischen Eroberungen hervorgingen, Reichsschöpfungen, die auf großartige Zusammenhänge bezogen wurden, und heilige Kriege, die dadurch nicht gemindert erscheinen, daß religiöse und weltliche Beweggründe sich verflochten, forderten das Äußerste, was von Menschen geleistet werden konnte, die jeder für sich eine Sendung zu erfüllen glaubten.

Versuchen wir eine Anzahl Schlachten der Zeit heraufzubeschwören, um diesen Auseinandersetzungen die Farbe des Lebens zu verleihen, so werden sie am besten den Normannenkriegen, den Römerzügen, den Kämpfen um die deutsche Krone, den Kreuzzügen und den Kriegen um die französische Thronfolge entnommen.

*

Als die Normannen sich im 9. Jahrhundert an den ozeanischen Küsten des Westfrankenreiches eingelagert hatten, waren sie nicht so zahlreich, daß sie dort nicht Raum gefunden hätten, aber ihr Sinn stand nach Herrschaft; und das Herrschaftsbedürfnis dieses seegewohnten Nordvolkes war so groß, daß sie dem Drang in die Weite nachgaben, statt den Kampf mit der westfränkischen Binnenmacht auszufechten, nachdem sie diese aus dem Felde geschlagen hatten. Sie waren nicht auf Sammlung, sondern auf Zerstreuung bedacht und haben erst in der Zerstreuung Macht gebildet. Als Abenteurer waren sie ausgezogen, als Kreuzritter und adelige Söldner setzten sie die Fahrt fort und als Herren sind sie zu Staatsgründungen gekommen, die von ihren Speeren getragen wurden. Das Mittelmeer lockte sie, denn dort war um die Jahrtausendwende alles im Umbruch begriffen. Byzantiner, Langobarden und Sarazenen lagen um den Besitz Süditaliens und Siziliens im Streit, und in Spanien rangen Christen und Mauren um die Macht. Da haben die Normannen als Wikinger, also als Streiter aus Lust am Abenteuer, den Schild bald hierhin, bald dorthin gewendet und Herzogtümer

und Königreiche aus der Zerstörung herausgehauen. Robert Guiscard, ihr gewaltigster Kriegsmann, hat dann das Spiel um Zepter und Krone auf die größten Verhältnisse übertragen. Neben ihn tritt auf einem andern Kriegsschauplatz Wilhelm der Eroberer, der im Norden, auf den Enderfolg hin betrachtet, ein größeres und dauerhafteres Reich errichtet hat, als je einem Sterblichen gelang. In der Schlacht, die er an der englischen Küste geschlagen, um dieses Reich zu gewinnen, tritt uns das Rittertum der Zeit als Kriegertum im Kampfe mit den Angelsachsen berückend vor Augen.

Wilhelm, der Sohn Herzog Roberts II. von der Normandie, hatte 7000 Mann unter seiner vom Papste gestifteten Fahne zusammengebracht, als er im Herbst 1066 den Kanal kreuzte, um einen Rechtsanspruch auf die englische Krone wahrzunehmen, der nur in einer Abrede bestand. Wir wissen nicht, wie viele gedeckte Rosse er zählte, aber es war die Blüte der normannischen Ritterschaft, die ihm nach England folgte. Es war kein Wagnis, bei günstigen Winden in See zu gehen, aber ein um so größeres, alles an eine einzige Schlacht zu setzen, denn diese mußte mit einem vollen Sieg, also mit der Vernichtung des Gegners enden. Das war in einer Ritterschlacht selten genug. Aber gerade auf eine solche bis zum letzten Atemzuge durchzufechtende Schlacht ging Wilhelm aus. Er landete bei Hastings und schlug dort Lager, ohne auf London vorzurücken, obwohl ihm das wohl angestanden hätte, denn Harald, sein hochgemuter Gegner, lag hoch im Norden in einem Aufstand verstrickt. Aber der Normanne zog es vor, den Feind am Strand zu erwarten, wo seine Schiffe und die Verbindung mit der heimatlichen Küste ihm einen Rückhalt gewährten und seine Herren nicht in Versuchung gerieten, sich zu zerstreuen und über Abenteuern den Zusammenhalt zu vergessen. So fand Harald Zeit, sich im Norden zu lösen und mit seiner Gefolgschaft und dem Aufgebot unterwegs zuströmender Mannen südwärts zu ziehen, um sich bei Senlac, unweit der Meeresküste, zur Schlacht zu stellen. Die Angelsachsen waren wohl stärker an Zahl, aber sie bildeten weder ein Riesenheer, noch waren sie mit Reitern und Bognern gesegnet. Harald verschmähte künstliche Manöver und ein Hinausziehen der Entscheidung

und handelte den Umständen entsprechend. Er brachte sein Fußvolk dichtgeschart auf einer Erdwelle in Stellung, die gegen Umgehung Sicherheit gewährte, schirmte seine Flanken durch Flechtwerk und schob dem Gegner den Angriff zu. Die Entscheidung ruhte bei seinen Schwert- und Axtträgern, die dem hügelan reitenden Angreifer den Einbruch in die Front mit grimmigen Streichen verwehren sollten, bis diesem der Atem ausging. Dann mußte ein Ausfall sich lohnen. Aus dieser Stellungnahme ergab sich eine Abwehrschlacht, die schwerlich ganz gewonnen werden, aber sehr leicht verloren gehen konnte. Wilhelm nahm die Schlacht mit Freuden an. Auch er mußte schlagen, um rasch ein Ende zu machen, und er konnte schlagen, weil er dem Gegner in der Waffenwirkung und in der Taktik weit überlegen war. Er brachte zuerst seine Bogenschützen ins Spiel und tat den Angelsachsen schon aus der Ferne großen Schaden, dann ritt er an. Mit dem Rolandslied auf den Lippen sollen die Normannen angetreten sein. Aber als Wilhelm an der Spitze der Ritterschaft hügelan trabte, erfuhr er, daß der Sieg noch im Ungewissen hing. Der Einbruch wurde aufgefangen und der Angriff zurückgewälzt. Das wiederholte sich mehrere Male, ohne daß man zum Gemenge gekommen wäre. Dann ist den Angelsachsen die Geduld ausgegangen. Sie brachen los und rannten hügelab in ihr Verderben. Die Normannen schwenkten kehrt, warfen sich mit der Wucht der Pferde auf die ungeordnet vorprallenden Haufen und sprengten sie auseinander. Daraus ist eine Mordschlacht geworden, in der die Hauskerle Haralds mit ihrem Führer tapfer kämpfend untergingen.

Ein Wandteppich hat das Bild der Schlacht bei Hastings getreuer aufbewahrt, als alle absichtsvolle Überlieferung vermochte. Es war keine Ritterschlacht im vollen Sinne des Wortes, denn auf der Seite der Angelsachsen focht alles noch zu Fuß, aber sie kennzeichnet den Stand der Taktik, die dem tapfer kämpfenden, aber als Schlachtkörper völlig erstarrten Fußvolk keinen Gewinn verhieß, wenn es von den Schwergewappneten gefaßt und zersprengt werden konnte. Aber auch die Ritter vermögen nichts als taktischer Verband. Dieser hat als solcher bei ihnen gar nicht bestanden. Auch sie handelten als Einzelkämpfer, denen kaum eine Frontbildung, geschweige denn befohlene Bewegungen im Gefecht zugemutet werden

durften. Sie wirkten durch ihre bessere Bewaffnung und die Wucht des Anpralls, die auch im Gemenge zur Geltung kam. Um so bestechender tritt der kriegerische Geist der Zeit hervor, der auch in dieser Schlacht das Feld beherrschte und heroische Opfer forderte.

*

Auch Robert Guiscard hat bei Dyrrhachium gegen schwerbewaffnetes Fußvolk gestritten, als er sich im Jahre 1081 vermaß, mit 1300 normannischen Rittern und beigestellten Söldnern die Adria zu überschreiten und im Einvernehmen mit der Kurie Byzanz zu bekriegen. Das war ein verwegenes Unternehmen, denn Alexius, der erste Komnene, war der im byzantinischen Reiche herrschenden Verwirrung Herr geworden und hatte das von allen Seiten bestürmte Reich noch einmal aufgerichtet. Der Kaiser hatte mit den Seldschuken Frieden geschlossen, die Bulgaren zur Ruhe gebracht und den aus der Ukraine vorprallenden Petschenegen Achtung eingeflößt, also Rückenfreiheit gewonnen. Nun rückte er als Bundesgenosse Kaiser Heinrichs IV., des geprüftesten aller Herrscher auf dem deutschen Throne, und der schon zu Selbständigkeit und maritimer Bedeutung aufgestiegenen Adelsrepublik Venedig gen Westen, um Robert Guiscard, den gemeinsamen Feind, zu bekriegen. Er war Mann und Feldherr genug, den Normannen mit dem letzten römisch organisierten Söldnerheer der Zeit entgegenzutreten. Die Schlacht bei Durazzo läßt nicht erkennen, wie diese aus allen Waffengattungen zusammengesetzte Armee zu einer Niederlage kommen konnte, die wenig von ihr übrigließ. Nur der Kampf der Waräger, die als Palasttruppen den Schutz des byzantinischen Thrones übernommen hatten, tritt bedeutungsvoll ans Licht. Nur von ihm sei daher die Rede. Sie sollen den Vorkampf für sich gefordert haben, um die blutsverwandte normannische Ritterschaft aus eigener Kraft aus dem Feld zu sprengen. Anna Komnena, die griechische Chronistin, erzählt uns aber, sie hätten ihre Pferde stehen lassen und sich mit Schwert und Axt dichtgeschart und gut beschildet den Rittern als Phalanx entgegengeworfen, wären aber aufgesprengt und niedergeritten worden. Trifft die Schilderung des Waräger-Vorkampfes zu, so

ist hier ein kriegserfahreneres Berufskriegertum zu Fall gekommen, als Harald bei Hastings ins Feld gestellt hatte. Wichtiger ist, daß bei Durazzo Normannen gegen Normannen gefochten haben, denn die Waräger sind von den Normannen hergekommen, die als Eroberer Nordrußlands den Weg nach Süden gesucht und ihn als „Warägerweg" bis zum Schwarzen Meer erschlossen haben. Als sie sich von Byzanz als Söldner anwerben ließen, brachten sie noch ihre ganze ursprüngliche kriegerische Kraft mit, und es ist kein Zweifel, daß diese der Truppe nicht verlorengegangen war, die sich im Laufe der Jahre immer wieder aus eigenem Blut ergänzt hatte. So war es wohl nur die Fechtweise, die bei Durazzo den Ausschlag gab. Fußvolk, das sich nicht als Masse bewegen ließ, sondern sich im Einzelkämpfertum gefiel, war und blieb verloren, wenn die ebenfalls dem Einzelkämpfertum verschworenen, aber mit viel besseren Schutz- und Trutzwaffen gerüsteten Ritter die schweren Rosse in Bewegung setzten.

Wie aber Ritterschlachten sich gestalteten, in denen hüben und drüben die Rosse getummelt wurden, lehren die Schlachten der Deutschen. Es ist nicht leicht, strategische Zusammenhänge aus Feldzügen abzuleiten, die als solche nur auf den Anmarsch zur Schlacht gerichtet sind; wir finden aber auch strategische Züge in den Schlachterfolgen ausgeprägt, da der Geschlagene nicht selten Vorteile einsammelte, weil der Sieger mit der Behauptung des Schlachtfeldes das Letzte getan glaubte. Wir wählen als Schlachtbild dieser Art, einem Beispiele Delbrücks folgend, die Schlacht an der Elster, in der im Herbst 1080 der Kronstreit zwischen Kaiser Heinrich IV. und dem Gegenkönig Rudolf von Schwaben durch die Schärfe eines einzelnen Schwertstreiches zugunsten des Kaisers entschieden wurde.

Der Riesenschatten des Papstes Gregor VII., den wir schon bei Hastings und Durazzo im Hintergrund erscheinen sahen, steht auch über diesem deutschen Krieg um Deutschlands Krone. Der Bannstrahl war zum zweitenmal auf Heinrich IV. gefallen und der Erfolg des Bußgangs nach Kanossa längst vertan, als Rudolf von Schwaben sich zu einer Entscheidungsschlacht entschloß, um den Thronkrieg für sich und die Kirche zu gewinnen. Die großen Rivalen waren sich schon bei Mellrichstadt vor der Mainpforte und bei Flarchheim am Thüringer Wald im Felde begegnet, aber das waren Turniere ohne

entscheidenden Ausgang gewesen. Nun galt es der immer tiefer gehenden Zerreißung Deutschlands ein Ende zu setzen. So oder so — diesmal ging es um mehr als ein Lanzenstechen. Wer überlegen siegte, trug als Preis die Krone davon. So schien es wenigstens. Dennoch blieb, wie immer, alles dem gefährlichsten Element des Krieges, Seiner Majestät dem Zufall, anheimgestellt, denn Könige stritten als Vorkämpfer ihrer Ritterschaft im Feld, und das Schwert hing auch über ihnen. Tote Könige tragen keine Krone heim.

Der Feldzug Heinrichs IV., der mainaufwärts zur Saale führte, läßt strategische Züge erkennen. Der Kaiser strebte mit seinen schwäbischen und mainfränkischen Anhängern in einem Flankenmarsch der Vereinigung mit den Bayern, Böhmen und Meißnern zu. Ein Flankenmarsch war's, weil Rudolf mit den Sachsen am Harz in Heinrichs linker Flanke stand und sofort auf das königliche Heer herabstieß, als ihm Heinrichs Absicht klar geworden war. Heinrich suchte die Vereinigung seiner Truppen zwischen der Saale und der Elster zu bewirken, bevor Rudolf heran war, um dann erst zu schlagen. Da sah er sich zu seinem Unglück kurz vor dem Gelingen der Operation zur Annahme der Schlacht gezwungen. Die Bayern hatten sich als die Näherstehenden schon herangefunden, aber Böhmen und Meißner waren noch nicht sichtbar geworden, als Heinrich in der Nähe von Zeitz auf dem linken Flußufer von Rudolf gestellt wurde. Er konnte nichts Besseres tun, als einen Sumpf zwischen sich und den überlegenen Gegner bringen, mußte dann aber mit dem Rücken zum Fluß aufmarschieren, um dem von Westen anrückenden und ihn überflügelnden Rudolf die Stirn zu bieten. Da Zeitz ihm Tor und Brücke gesperrt hielt, besaß Heinrich keine gesicherte Rückzugslinie nach Osten zu, wo seine Verstärkungen zu suchen waren. Er mußte sich zudem noch in der linken Flanke decken, denn dort klaffte der Durchgang zwischen Fluß und Sumpf, der ihm das Entkommen aus der auf dem Marsch gelegten Schlinge und den Aufmarsch erlaubt hatte. Er versuchte es mit einer Wegsperre und ließ diese besetzen, um nicht von links umfaßt zu werden. Es war eine verzwickte Lage, aus der nichts heraushalf als eine rasch durchgeschlagene Reiterschlacht, die seine Front freimachte, bevor die Sperre brach. Aber drüben stand einer, der um alles focht und gute

Berater hatte. Rudolf von Schwaben ließ eine Anzahl Ritter absitzen, sandte sie mit den Fußknechten in Heinrichs verletzliche Flanke, um die Wegsperre aufzubrechen, und nahm zugleich den Frontkampf auf. So kam es zu einer kombinierten Schlacht mit verbundenen Waffen und Einwirkung auf die Flanken, die einen Fortschritt in der Behandlung des allzulange und allzusehr vereinfachten taktischen Prinzips verrät.

Die Schlacht ließ sich kräftig an. In der Front stießen die Ritter auf ebenem Feld im Getümmel aufeinander, in der Flanke wütete der Kampf der zu Fuß Kämpfenden um die Wegsperre. Als die Sperre durchbrochen wurde, bevor die Ritterschlacht zugunsten Heinrichs entschieden werden konnte und auch diese sich zu Rudolfs Gunsten neigte, sah Heinrich sich in eine schwere Niederlage verstrickt. In der Flanke angefallen und in der Front gepackt, blieb ihm nichts als die Flucht durch die Elster. Nur wenige entrannen auf dem linken Ufer nach Norden. Heinrich kämpfte ritterlich, entriß sich mit Mühe dem Getümmel, kam glücklich über den Fluß und warf sich seinen zu spät kommenden Verstärkungen in die Arme. Sie konnten ihm nur noch dadurch helfen, daß sie ihn nach Böhmen retteten. Er hätte Krone und Reich in dieser Schlacht verloren, wenn das Schicksal nicht anders entschieden hätte. König Rudolf ist im Vorstreit zu Tode verwundet worden. Ein Hieb über die Schwerthand und ein Stich in den Unterleib hatten den Sieger gefällt. Als man dem Sterbenden auf sein Geheiß die abgehauene Hand vorwies, seufzte er tief und sprach zu den streitbaren Bischöfen, die betend sein Bett umstanden: „Das ist die Hand, mit der ich meinem Herrn Heinrich die Treue geschworen . . .“ Wir verdanken das Wort dem Geschichtsschreiber Ekkehard von Aura, und er mag wohl wirklich Vorgefallenes berichtet haben. Aber selbst wenn der Abt von Aura die Szene erfunden hätte, verlangten die Worte Gehör, denn in ihnen wird der Konflikt auf die Mißachtung der deutschen Treue zurückgeführt, auf der das ganze Rechtswesen des Reiches und die Adelung des Krieges aufgebaut worden waren. Diese Erkenntnis darf nicht in den Wind geschlagen werden. Der Sterbende soll aber nach dem Zeugnis Ekkehards auch noch beigefügt haben: „So erwäget denn, die ihr mich seinen Thron besteigen ließet, ob ihr mich

den rechten Weg geführt habt." Das gibt dieser Szene die Bedeutung eines historischen Urteils, in dem der Kampf mit dem Papsttum erfaßt wird.

Der Kampf Heinrichs IV. mit Gregor VII. ist nur ein Ausschnitt aus dem durchaus kriegerisch bestimmten Aspekt der Zeit, aber er bringt Wesentliches zur Anschauung. Dahinter steigen die Umrisse einer kriegerischen Betätigung empor, die diesen Ausblick weit über den Okzident hinaus erstrecken.

*

Die Kreuzzüge werden sichtbar. Sie wuchsen — hier nur als kriegerisches Phänomen betrachtet — aus Pilgerzügen zu herrisch geleiteten Kriegsfahrten auf und rissen alles an sich, was eine ekstatisch erregte Zeit an Blut und Opfermut, Eroberungswut und Machtbedürfnis zu vergeben hatte. Sie sind als kriegerisches Phänomen um so wichtiger geworden, als in ihnen eine militärische Gegenüberstellung des Okzidents und des Orients wirksam wurde. Diese wird seltsamerweise durch die Kirchentrennung mitbestimmt, denn die abendländische Kriegführung ritterlicher Prägung nimmt dort ihr Ende, wo die griechische Kirche die Völker des Ostens eint. Die Byzantiner hielten am orientalisierten und barbarisierten Militärsystem Spätroms fest, die Sarazenen fochten ähnlich den Neuperser als leichte Reiterei, der zahlreich schwärmendes Fußvolk beitrat, und die Völker Osteuropas waren nicht über die Fechtweise der Szythen und der Hunnen hinausgelangt. Die große Trennungslinie lief von Nowgorod über Byzanz nach Ägypten. Polen und Ungarn, die der römischen Kirche anhingen, haben schon aus sozialen Gründen viel von der abendlichen Kriegführung angenommen, ohne auf die leichte Reiterei als Hauptwaffe zu verzichten. Die Litauer haben sich als Heiden und selbständiges Volk ganz der barbarischen Kriegführung der leichten Reitervölker beflissen und sind erst von dieser abgewichen, als sie nach Aufblühen und Verfall ihres großen Zwischenreiches zu Polen geschlagen wurden. Das eigentliche Rußland, das sich unter nordischer Führung der Überflutung durch die Wandervölker entrissen hatte, war ganz in patriarchalischen Kriegsverhältnissen befangen. Es lag damals, in zahlreiche Großfürstentümer auf-

geteilt, vom Weißen bis zum Schwarzen Meer ausgestreut und mußte nach zwei Seiten verteidigt werden; es gehörte seiner Kriegsordnung nach unzweifelhaft zum orientalischen Machtkreis. Der Orient ist also, militärgeographisch betrachtet, auf der Warägerlinie vom Abendland und seinen Randvölkern mehr oder weniger abgespalten worden, blieb aber noch lange Byzanz verhaftet. Byzanz behauptete seinen Einfluß auf alles, was russisch war, so heftig es auch als weltliches Reich von den Nachfahren Nuriks bedrängt wurde. Die griechische Kirche hatte den Warägerweg als Missionsstraße zurückerobert. Das spätere Rußland ist dadurch dem Kreuzzugsgedanken entrückt worden, denn Byzanz, das in den Kreuzzügen als Durchzugsland um seine eigene Existenz kämpfte, nahm notgedrungen die Front gen Westen.

So kam es, daß die Welt des Westens, vor allem die Ritterschaft normannischen, westfränkischen und deutschen Geblüts, berufen war, die Kreuzzüge auf die Schultern zu nehmen, während das Russentum damit nichts zu tun hatte. Rußland hat die Entwicklung der abendländischen Kriegskunst dieser Zeit nicht mitgemacht. Es kämpfte noch im Geschlechterverband und mit fürstlichen Gefolgschaften, die Axt, Schwert, Pfeil und Bogen handhabten und in leichter Rüstung zu Pferde stiegen. Ein „eiserner Mann", das will sagen, ein vollgerüsteter Ritter, ist in Nowgorod noch als ein Wunder angestaunt worden, als die Ritterbünde schon im Baltenland zur Herrschaft gelangt waren.

*

Das abendländische Standeskriegertum hat in den Kreuzzügen seine lauterste Ausprägung gefunden. Die Kreuzzüge haben dem Rittertum ein Betätigungsfeld geöffnet, das die höchsten Ideale des Herrendienstes und ritterlicher Kultur zum Aufblühen brachte und Hoffnungen und Vorstellungen Raum ließ, die himmlische und irdische Kronen zum Gegenstand hatten. Im Orient wartete der Ritterschaft das Abenteuer großen Stils. Dort konnten Reichtümer gesammelt, Herren- und Fürstensitze gegründet und Königreiche mit dem Schwerte zugehauen werden, über denen der Nimbus der Ferne und der Segen der Kirche hing. Dort fand das Rittertum

in den Ritterorden auch die geistige Vollendung, die es nicht nur über das rohe, sondern auch über ein kultivierteres Kriegertum emporhob. Die iberische Ritterschaft ist im Kampfe mit den Mauren auf denselben Weg geführt worden. Die Austilgung der Ungläubigen hat darunter nicht gelitten. Die Gottesstreiter aller Parteien haben, wen sie auch anriefen, blutige Ernte gehalten. Das abendländische Rittertum hat auf den Kreuzzügen dazumal größere Verluste erlitten als auf allen Schlachtfeldern des Westens.

Und doch ist aus diesen Kriegszügen, die den ganzen mediterranischen Orient erfaßten und in Syrien, Palästina, Ägypten, im Archipel und in den Grenzen des aufgebrochenen byzantinischen Reiches Burgen, Fürstentümer, Königreiche und in der Luft schwebende Kronen verschenkten und zuletzt noch im Baltenland zur Aufrichtung souveräner Ordensstaaten führten, nichts für die Betrachtung des Krieges zu gewinnen, was nicht schon festgestellt worden wäre. Die Erhöhung des Krieges zum Glaubenskrieg hat den Kampfrausch gesteigert und ihn mit einem Zauber umgeben, der die Vernichtung des Gegners als göttliches Gebot erscheinen ließ, sie hat ihn jedoch militärisch nicht befruchtet. Aber sie hat ihn den politischen Zwecken mitnichten entfremdet. Alles war Politik. Alles blieb der universal gerichteten päpstlichen Politik verhaftet, und zwar auch dann, wenn die Züge nicht vom Heiligen Stuhl, sondern von den christlichen Gegenspielern des Papsttums ausgingen. Die Entwicklung des Phänomens Krieg ergab sich erst aus dem Zerfall des Rittertums als des uniformen, christlich geordneten Standeskriegertums der abendländischen Welt.

In den Kreuzzügen sind die unerträglich gewordenen Stauungen der Gefühle und die allgemeinen Spannungen entgegengesetzter Gewalten so weit aufgelockert worden, daß eine Neugestaltung des Okzidents und des Orients möglich wurde. Diese ging auf Differenzierung aus. Das Rittertum begann sich nach Nationalitäten aufzuspalten. Das militärische Interesse haftet nicht an den großen Reiterschlachten und den kunstvollen Belagerungen, von denen die Geschichte der Kreuzzüge so viel erzählt, sondern an den ungeheuern Marschbewegungen zu Wasser und zu Lande, die diesen vorausgingen und nachfolgten. Der Krieg wird wieder zu einem Erweiterer

des Horizonts, zu einer gewaltsamen Bewegung im neuentdeckten Raum und führt zu einer Bewältigung von Entfernungen, die den Menschen der Zeit verlorengegangen waren. Er führt geradezu auf den Wanderkrieg zurück, der sich in den Völkerwanderungen Ausdruck verschafft hatte. Was die Normannen als Meervolk, was die Araber, Seldschuken und andere als Wüsten- und Steppenvölker an explosiver Kraft in sich getragen, ist in den Kreuzzügen Gemeingut aller geworden und hat sich in ihnen nach blutigsten Auseinandersetzungen und grausamsten Verfolgungen gesetzt und geklärt.

Der Krieg ist dadurch auf seine Bestimmung als Beweger und Gestalter neu geprüft worden. Er hatte sich nach der Aufteilung Europas im Raume verloren, ohne ihn zu beherrschen; jetzt wurde er wieder darauf zurückverwiesen, daß nur die Beherrschung des Raumes den Austrag eines Kampfes verbürgt, der biodynamischen Gesetzen gehorcht.

*

Die Ritterschlacht hat durch die Kreuzzüge auch im Abendland eine Abwandlung erfahren, die zunächst auf eine willkommene Scheidung und Bereicherung der Waffengattungen und eine Belebung der Taktik ausging. Auch das war Auflockerung und Bindung zugleich. Die Ritter haben die Bogenschützen fürchten und schätzen gelernt, Fußvolk wird allmählich wieder an den Zusammenhalt gewöhnt und damit zu einer tragfähigen Hilfswaffe, und die leichter gewappneten Knappen werden mehr und mehr als Ergänzungswaffe hinter die schwergerüsteten Herren gestellt, um dem Anritt der Schwergewappneten größere Wucht zu verleihen. Auch das Söldnerwesen nahm an dieser Wandlung teil. Es förderte wieder Kriegergenossenschaften zutage, die sich als Landsmannschaften oder Banden einzelner Kondottieri hierhin und dorthin verdingten. Der Krieg nahm also größere Gestalt und reichere Formen an.

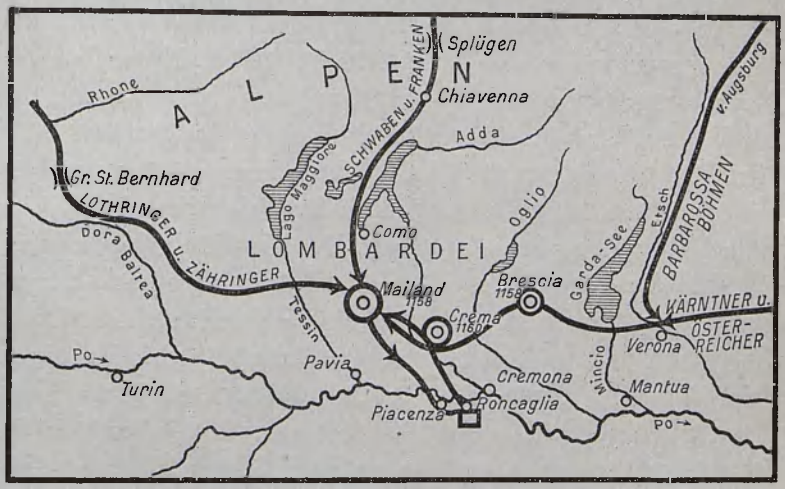
Als Friedrich Rotbart den großartigen Versuch unternahm, dem Imperium das beinahe ganz verloren gegangene Italien zurückzugewinnen, um das Römische Reich Deutscher Nation in alter Pracht und Herrlichkeit wiederherzustellen, zog er mit achtunggebietenden Heeren über die Alpen. Eine sichtbare Entwicklung ist vor

sich gegangen, seit Heinrich IV. die Welt verließ. Deutschland hat sich allmählich mit Burgen und Städten überzogen, und es war in deutschen Landen so viel Kriegseifer lebendig, daß der Rotbart, der seinen Herren in Italien Beute, Besitz und dauernden Lohn verhieß, den Kampf um die Kaiserkrone auf die militärische Überlegenheit der Deutschen stützen konnte.

Friedrichs erster Römerzug, der in das Jahr 1158 fällt, zeitigte einen Feldzugsplan, der die Alpen in getrenntem Anmarsch überwand. Durch Friaul, über den Brenner, den Splügen und den Großen St. Bernhard trat das Heer in vier Kolonnen in die lombardische Schlachtenebene ein. Friedrich selbst nahm den Kaiserweg über den Brenner. Die Vereinigung erfolgte vor Mailand, ohne daß die Lombarden den Versuch gemacht hätten, dem Feind ein Bundesheer entgegenzustellen, um ihn in der Vereinzelung zu schlagen. Die Streitkraft Friedrichs wird auf 10000—15000 Ritter und im ganzen auf 50000 Köpfe angeschlagen, aber auch diese Zahl bleibt unsicher. Der Feldzug verlief ins Ungewisse, weil er den Feind nicht in seiner Gesamtheit zur Schlacht bereitfand. So blieb es im wesentlichen bei der Einnahme Mailands, das sich nach der Einschließung bald ergab, um schon im nächsten Jahre wieder abzufallen. Nun trat der Fluch der Römerzüge in Erscheinung, der von jeher die Feldzüge der Deutschen zerriß. Er offenbarte sich in dem Hin und Her der wieder nach Deutschland abrückenden und der dort gesammelten neuen Aufgebote; ein Vorgang, der die Kriegführung mit Lähmung schlug. Erst das Jahr 1160 zeitigte eine Schlacht im offenen Felde, die von einer Wandlung der Kriegführung Kunde gibt. Das geschah im Treffen bei Carcano.

Kaiser Friedrich hatte sein Heer nicht beisammen, als er die Lombarden angriff, um die von diesen belagerte Burg Carcano zu entsetzen. Die Schlacht ging dem Kaiser verloren, aber die Entsetzung Carcanos gelang. Er mußte die Schlacht verlorengeben, weil sein siegreicher rechter Flügel nicht stark genug war, die geballte Masse der auf das „caroccio“ zurückgeworfenen Lombarden zu sprengen. Also, soweit man dieser Fassung der Schlacht glauben darf, eine Flügelschlacht, die nach dem Anritt und dem Zusammenprall der Gewappneten vor dem Fußvolk erstarb. Die lombardische Reiterei

war geschlagen, aber das Fußvolk, das sich um den zum wandelnden Kastell ausgebauten Fahnenwagen gestaut hatte, war im Pfeilregen nicht zu fassen. Der Kaiser brach daher die Schlacht ab und überließ den geschwächten Feind sich selbst. Da dieser die Belagerung aufhob, buchte Friedrich einen strategischen Erfolg. Aber der Ausgang der Schlacht befriedigte ihn mitnichten. Ihr Verlauf deutete auf ein Problem hin, das die Ritterschaft vor die Frage stellte, ob sie das Feld noch beherrschte. Es währte noch lange, bis man darüber ins klare kam. Als sieben Jahre später bei Tusculum vor Rom eine Schlacht entstand, in der die Erzbischöfe Reinhard von Köln und



Friedrich Barbarossas Zug nach Italien 1158—1160

Christian von Mainz die Kaiserlichen gegen die Römer führten, schien die Frage sich sogar von selbst zu erledigen. Wieder trat auf italienischer Seite zahlreiches Fußvolk auf, das zwar noch als Hilfswaffe, aber auch als Schlachtkörper gedacht war und daher zur Entscheidung mit herangezogen wurde. Es sollte den römischen Reisigen als Rückhalt dienen und war angeblich so stark, daß es nach persischem Vorbild mit seinem Pfeilregen die Sonne verdunkelte. Aber diesmal half auch die Übermacht nichts. Zwar scheint es den Römern gelungen zu sein, dem vom langen Anmarsch ermüdeten Christian die Spitze zu bieten, aber als Reinhard ihnen

die Flanke abgewann und der Boden unter dem Anritt der schweren Rosse erdröhnte, sank ihnen der Mut. Von zwei Seiten gepackt, erlagen sie dem Ansturm der rheinischen Ritterschaft und der beigestellten Brabanter Söldner und retteten sich hinter ihre Mauern. Aus der Welt geschafft war die Frage nach der Alleinherrschaft der Ritterschaft im Felde aber nicht, denn das Fußvolk war in Masse aufgetreten und hatte unter schweren Verlusten gefochten.

In der Schlacht bei Legnano, einer Schicksalsschlacht Barbarossas, war es wieder anders. Da warfen die deutschen Ritter im Anmarsch die ihnen entgegenrückende lombardische Ritterschaft über den Haufen, prallten dann aber auf Fußvolk auf, das, durch einen Graben gedeckt, um den Fahnenwagen geballt stand und stichhielt. Es kam zu einem stehenden Gefecht. Da Friedrich selbst kein Fußvolk herangebracht hatte, mußte er den Kampf mit seiner Reiterei allein durchfechten. Diese suchte wie die Normannen bei Hastings bald hier, bald dort einzubrechen, sah sich aber immer wieder zurückgewiesen und wurde von Caroccio herab wütend beschossen. Das währte so lang, daß die zersprengte lombardische Ritterschaft sich sammeln und, durch neuen Zuzug verstärkt, in die Schlacht zurückkehren konnte. Als sie aufs neue anritt, war die Schlacht für Friedrich verloren. Aber er konnte den Feind diesmal nicht einfach stehenlassen wie er bei Carcano getan, sondern mußte sich durchhauen, um Freiheit und Leben zu retten. Die Frage nach der Bedeutung des Fußvolks erhob sich also aufs neue und reifte zu der Zweifelsfrage, ob dieses nicht schon aus der Nebenrolle herausgetreten war.

Das ist in den Lombardenschlachten Kaiser Friedrichs II. noch deutlicher geworden. Da trat das Fußvolk der Kommunen noch kräftiger ins Feld, und der Ausgleich wurde nicht mehr durch eine Verstärkung der kaiserlichen Ritterschaft, sondern durch die Beistellung taktisch geübteren Fußvolks gewonnen. Darin lag ein Eingeständnis ausgedrückt. Friedrichs sarazenische Bogenschützen warfen ihr Gewicht in die Waagschale, um das Problem zum Verschwinden zu bringen. Der Kampf wurde also entschiedener auf das Fußvolk abgestimmt. Das hatte zur Folge, daß die Schlachten nicht mehr so rasch auseinanderfielen. War auch das Problem der kombinierten Schlacht damit noch nicht gelöst, so nahm es doch nachgerade greif-

bare Gestalt an. Mehr und mehr wird eine Wandlung sichtbar, die der reinen Ritterschlacht ein Ende zu setzen droht und der Ritterschaft selbst mit einer Krisis naht. Das ergibt sich erst aus der rückschauenden Betrachtung, und die Krisis ließ warten, aber sie bereitete sich sichtbar vor. Der Krieg erfährt allmählich eine Umwandlung von der sozialen Seite her. Bürgertum rückt auf, die Stände treten als Waffengattungen ins Feld. Der Krieg wird wieder vom Volk aus begriffen, wenn auch noch nicht geführt, und gewinnt dadurch reicheres Leben. Darüber gibt die Schlacht bei Bouvines, die weitab vom lombardischen Schlachtenboden im Jahre 1214 vor der Sommepforte geschlagen wurde, die erste klare Auskunft. Es ist die erste Schlacht, in der Könige durch Spießerhaufen hindurch zur Attacke schreiten. König Philipp August von Frankreich und König Otto IV., der Sohn Heinrichs des Löwen, stritten widereinander. Otto war den Engländern zugezogen, die in ihm einen Bundesgenossen gefunden hatten. Die Schlacht bei Bouvines war keine herkömmliche Ritterschlacht mehr und nur noch bedingt eine Reiterschlacht. Die Hilfswaffe des mit Spieß und Bogen bewehrten Fußvolks drängte nach vorn und stellte sich wieder als eine besondere Waffengattung dar. Die Schlacht wurde von den Verbündeten gesucht, ist ihnen dann aber doch überraschend über den Hals gekommen. König Philipp hat sie nach einer kühnen Rückschwenkung seines Heeres an der Brücke des Marcqflüßchens vor Bouvines angenommen, während man ihn noch auf dem Rückzug vermutete. Aus Manövern hervorgegangen, die unwissentlich in einer wechselseitigen Umgehung gegipfelt hatten, zeigt sie die klaren Züge einer aus der Lage erwachsenen Begegnungsschlacht. Sie ist zu einer Entscheidungsschlacht geworden.

Die Verbündeten führten 1500 Ritter und eine unbestimmbare Anzahl deutscher Fußknechte und Brabanter Söldner heran; König Philipp hatte die Bürgerwehren der nordfranzösischen Städte aufgeboten und erschien mit seiner weitüberlegenen Ritterschaft im Feld. Die Überraschung half dem König von Frankreich zum Erfolg. Die Verbündeten waren noch nicht aus der Marschkolonne hervorgetreten, als Philipp kehrt geschwenkt hatte. Die Fußvölker kamen zuerst ins Gefecht und traten nach der Ausnützung des Bogens bald

ins Handgemenge ein. Die französischen Bürgerwehren hielten sich tapfer, vermochten jedoch dem Andrang der deutschen Knechte nicht zu widerstehen und wichen fechtend zurück. Da ließ König Philipp antraben. Die verdeckten Rosse setzten sich langsam in Bewegung, und der französische Ritterharst schob sich rasselnd nach vorn. Die niederdeutschen Knechte wußten, daß sie im Nachteil waren, aber sie liefen nicht auseinander, sondern drängten die Spieße zusammen und suchten standzuhalten, bis König Otto und der Earl of Salisbury zum Anritt bereit waren. Es war kein Einzelfechten mehr, auch kein zufällig entstandenes „Im-Haufen-Zusammenstehen", sondern schon ein Versuch, sich in tiefer Gliederung gegen die anreitenden Geharnischten zu behaupten. Er mißlang, verschaffte aber Otto und Salisbury ein wenig Zeit, um aufzumarschieren. Die französische Ritterschaft sprengte die Spießer trotz ihres tapfern Widerstandes bald auseinander. Nun kam es zum Ritterkampf. Der stärkere Stoß entschied ihn zugunsten der Franzosen. Die Verbündeten erlitten schwere Verluste. Mehr als hundert Gewappnete deckten den Rasen, zahlreiche Gestürzte gerieten in des Siegers Hand. Otto verlor das kaiserliche Banner und entrann mit Mühe der Gefangenschaft. Vergebens suchte das im Felde verlassene Fußvolk einen Igel zu bilden und sich des Feindes zu erwehren. Es wurde von allen Seiten zu Fuß und zu Pferd angefallen und nach kurzem Kampf zersprengt. Ein Haufen Brabanter Soldknechte, die der Graf von Boulogne dem englischen König zugeführt hatte, hielt als letzte Nachhut mit vorgestreckten Spießen stand, bis sich das Blachfeld geleert hatte, und ist in der Erfüllung dieser Aufgabe Mann für Mann zusammengehauen worden. Es war also eine durchgefochtene Schlacht, in der das Fußvolk auf beiden Seiten schon eine taktische Rolle gespielt und kriegerischen Geist bewahrt hatte, und eine Ritterschlacht nur noch insofern, als der Schock der Gewappneten das Kernstück der Schlacht bildete und die Entscheidung brachte. Das Problem, das mit der taktischen Verwendung des Fußvolkes aufgetaucht war, ging also der Klärung entgegen. Diese deutete auf Massenbildung hin.

Philipps Sieg hatte „europäische Folgen". Er festigte das französische Königtum und das französische Gemeingefühl, die daraus

neue Machtansprüche gewannen; er kostete Otto IV. die Kaiserkrone und rief in England eine Bewegung hervor, die König Johann zum Erlaß der „Magna Charta" zwang. Er machte aber auch die deutschen Fürsten und den Papst Innozenz III. dem Welfentum abwendig, bereitete dem Mündel des Papstes, Friedrich II., die Bahn und kehrte so die deutschen Verhältnisse um. Die Imperialgewalten wurden dadurch auf den Austrag des Kampfes um Italien hingelenkt. Die geschichtliche Bedeutung der Schlacht bei Bouvines steht daher, von welcher Seite man sie auch betrachten mag, unendlich höher als das kriegsgeschichtliche Interesse, das sich an das Auftauchen der Spießerhaufen in den Ritterschlachten des 13. Jahrhunderts knüpft. Mit ihr wird der universelle Herrschaftsgedanke des römischen Kaiserreiches deutscher Nation in Frage gestellt, mit ihr beginnt, wenn auch erst schattenhaft erkennbar, das Ringen der Dynastien und der Völker um die Aufrichtung nationaler Ziele. Die abendländischen Mächte setzen sich voneinander ab.

Die Schlacht hatte noch etwas anderes deutlich gemacht. Der König von Frankreich hatte nicht nur Söldner, sondern auch aufgebotene Milizen vorgeführt. Das Standeskriegertum und das Berufskriegertum mußten sich also darein fügen, auch Bürgersoldaten im Felde zu begegnen, und die taktisch bewegte Masse wurde wieder zu einem Faktor im Kriege. Diese Erfahrung ist, wie das gerade im Kriege so oft geschieht, bald wieder für längere Zeit in Vergessenheit geraten, aber der Anstoß war erfolgt und wäre wohl rascher weitergegeben worden, wenn nicht ein unendlich größeres Phänomen sich plötzlich in den Vordergrund gewälzt hätte. Und doch war gerade diesem die Massenbildung eingeboren, der man sich im Abendlande so lange verschlossen hatte, aber da sie nicht Fußvolk, sondern Reiterei in Bewegung brachte, ging die Beziehung verloren. Die Mongolenstürme ziehen herauf.

*

Zu derselben Zeit, da die Schlacht bei Bouvines das Abendland aufspaltete, ritten die Mongolen unter der Führung Dschingis-Chans als Sieger über Nordchina in Yen-King, das spätere Peking, ein.

Die Mongolen, die da am andern Ende der Welt auftauchten, rissen den Krieg in einem Ansturm von überwältigender Größe nach der Steppe herum. Ein Welteroberer ballte aus Hirten- und Steppenvölkern kriegerisch beseelte und militärisch geordnete Heere, die sich als Werkzeuge in des Feldherrn Hand gebrauchen ließen und mit ihm die ganze abreitbare Erde gewinnen wollten. Es war die gewaltigste Aufgabe, die je aus dem Raume heraus einem Eroberer gestellt wurde.

In Temudschin, der sich nach seinem Aufschwung zum Fürsten der Fürsten der Mongolei nur noch als solcher bezeichnete und daher Dschingis-Chan genannt wurde, ist dem Orient der einzige Eroberer auferlegt worden, der diese Welt so weit erfaßt und so rasch erobert hat, daß sein Reich als dämonische Schöpfung der Betrachtung spottet. Diesmal ist es nicht nur die Stoßkraft des Nomadismus, die aus der Tatarei hervorbrechend alle Steppenländer durchläuft und deren Grenzen sprengend in die Wohngebiete der seßhaft gewordenen Völker sich ergießt, diesmal steht die Dämonie eines Machtmenschen dahinter, der nicht seinesgleichen hat. Er brachte den Wanderkrieg nicht mehr in Anwendung, um sich von diesem tragen zu lassen und ihm von Fall zu Fall mit weiterschreitender Eroberung bestimmte Ziele zu setzen und den Raum hinter sich aufzugeben, sondern ging von Anfang an auf eine Machtgründung aus, die allen erschließbaren Raum beherrschen sollte, ohne sich vom Boden zu lösen. Das war, vom Gesetz der Steppe und der Erfassung des Krieges als Mittel zum Zweck aus betrachtet, etwas ganz Neues. Es ist, als organisatorische Leistung angesehen, etwas Unwiederholbares geblieben. Attila, Temudschins Vorläufer, hat alles hinter sich preisgegeben, als er seinen Königssitz nach langer Wanderung in Ungarn aufschlug, Dschingis-Chan aber hat Karakorum nicht verödet zurückgelassen, sondern sein Reich von dort aus bis zu den Karpaten und zum Mittelmeer ausgedehnt und alle dazwischen liegenden Lande in sich hineingeschlungen.

Als er im Jahre 1215 in Peking einritt, hatte er schon die ganze Tatarei unterworfen, als er im Jahre darauf gen Westen zog, folgte ihm alles, was sich auf den Hochweiden und in den Steppen an überschüssigem Volk angesammelt hatte und dort, von unerbitt-

lichen Naturgewalten getrieben, ruhelos streifte und schweifte, um unter solcher Führung dem Drang in die Ferne und der Verheerungslust der zu ewiger Unruhe verurteilten Hirtenvölker zu frönen. Er selbst aber suchte nichts anderes, als alle Chanate der Welt zu gewinnen, und warf sich mit dem Vollgefühl eines Reiters in den Sattel, der den Raum nur in der Grenzenlosigkeit begreift. Andere Kriegsfürsten haben den Raum erst erschließen müssen, er hat ihn von Anfang an beherrscht. Es war nicht Eroberung um der Verheerung willen, sondern Eroberung um der Eroberung willen. Die Verheerung war nomadischer Grundsatz, die ergab sich von selbst. Es war aber auch Eroberung um der daraus zu gewinnenden Machtgründung und der damit verbundenen Bereicherung willen. Diese Machtgründung erfolgte nicht in der Breitenstreuung, sondern war als ein Aufbau gedacht, der alle erreichbaren Völker und Länder wie unter einem Zelt vereinigen sollte, zu dem der Himmel selbst das Dach liefern mußte. Der Krieg war nicht nur Mittel zum Zweck, sondern auch und vor allem die Lebensäußerung des in die Herrschaft hineingeborenen Machtmenschen, der als oberster und grausamster Völkerhirt die Welt als seine Weide ansah, die er je nach den Umständen pflegte oder schor, ohne sie aus seinem Besitz zu entlassen. Es war ein Anspruch so rücksichtsloser Art, daß die eroberte Welt nur durch den Druck der unaufhörlich über die Erde hinbrausenden Reiterheere in Unterwürfigkeit gehalten werden konnte. Je mehr Köpfe fielen, je mehr Städte in Staub sanken, desto unbekümmerter herrschte der Chan der Chane über die zertretene Welt. Daraus ergab sich die Notwendigkeit dauernder Bereitschaft und immer neu zu gestaltender Kriegszüge, also etwas, das nur vom Nomadismus aus begriffen und geleistet werden konnte. Die Ruhelosigkeit der Hirtenvölker und die Schrecken der von Hunger und Durst geplagten, von Schnee- und Sandstürmen überschütteten Tafel- und Steppenländer Innerasiens wurde auf die Unterworfenen übertragen, während die vielhunderttausendköpfige Gefolgschaft des Eroberers in Blut und Beute schwelgte. Die eroberte Welt wurde zur Völkerweide.

*

Als Temudschin sich nach Westen wandte, lag Westasien schon in Wehen, die nur noch Zerfall und keine Neugeburt mehr zu zeitigen schienen. Die Araberreiche waren von den Seldschuken überrannt worden, aber diese hatten ihren Schwertbesitz in so viele Teilstaaten aufgespalten, daß keine Macht mehr dahinter stand. Das Kalifat wurde von den letzten Abbasiden gegen alle Welt verteidigt, ohne daß es ihnen gelungen wäre, es vor dem Erblassen zu bewahren. Die Residenz Bagdad lag nicht mehr wohlgedeckt im Mittelpunkt der vorderasiatischen Ländermasse, denn die Vorwerke im Osten begannen abzubröckeln. Transoxanien war an türkische Stämme verlorengegangen, die von den Tataren nach Westen verdrängt worden waren und nur noch bedingt als Grenzwehr gelten konnten, und Turkestan hatte sich unabhängig gemacht, um im weitgespannten Reiche der Chwarasmier zu ungeahnter Bedeutung aufzusteigen. Das Chanat der Chwarasmier war zu einer Macht geworden, die vom Indus bis zum Kaspischen Meer und vom Syr-Darja bis zum Euphrat ausstrahlte. Nun wurde es berufen, die Grenzen des von Alexander dem Großen erschlossenen Perserreiches als Vormacht des Islams gegen Dschingis-Chan, den Eroberer Hochasiens und Nordchinas, zu verteidigen.

Es ist hier nicht der Ort, den Knäuel der Kriege zu entwirren und die Greuel der Revolutionen darzustellen, in denen die asiatische Welt seit dem Aufkommen der nachhunnischen Wanderkriege und dem Ausbruch der islamischen Wirren verstrickt lag. Wichtiger ist die Feststellung, daß sich trotz aller Schrecken und Verwüstungen in Westasien noch zahlreiche Kulturgüter erhalten, andere neugebildet hatten, und daß in den Falten der hohen Gebirge, in fruchtbaren Flußtälern und in großen, ummauerten Städten eine zur Überfülle neigende Bevölkerung hauste. Es war, als setzte jede Völkerwelle im Vorübergleiten neue Baustoffe ab. Aber auch in den Steppen und in den Tafelländern Hochasiens und in China und Indien muß im 12. Jahrhundert eine Überfüllung um sich gegriffen haben, denn die ungeheuern kriegerischen Ausbrüche der Zeit sind von Millionen Menschen gespeist worden.

Als Dschingis-Chan sich aus dem Kriege um Nordchina löste, um nach Westen zu reiten, geschah das wohl aus Gründen, die in

seinem Wesen beschlossen lagen, aber er folgte ohne Zweifel nicht nur dem dämonischen Trieb des ganz aus dem Nomadismus zu begreifenden Machtmenschen, sondern wurde auch von politischen Zielen angezogen, die um so stärker auf den Aufbruch wirkten, je drangvoller die Bewegung sich um ihn her staute. Er war kein Hordenführer mehr, sondern schon der Beherrscher eines Gebietes, das vom Amur bis zum Irtisch reichte und tief in die Grenzen Chinas und die sibirischen Waldländer griff. Er konnte sich mit größerem Recht als die Babylonier als den Herrn der vier Weltgegenden bezeichnen, als er den großen Eroberungszug gen Westen antrat. Es war kein Zug ins Blaue. Dschingis-Chan war durch seine Beziehungen zu dem Kalifen Nasir, einem der letzten tatkräftigen Abbasiden, in den Streit um das Kalifat hineingezogen worden, das Mohammed, der Beherrscher Chwarasmiens, für einen Nachkommen Alis in Anspruch nahm, und war dabei doch dem Islam so fremd, daß er sein Pferd in die Moscheen trieb und die Gläubigen an den Altären niederhieb, als er diesen Feldzug auf die Hörner nahm. Der Nomadenfürst ist als Beleidigter und als ein zur Hilfe Aufgerufener in seinen größten Krieg gezogen. Gesandte, die er an Mohammed geschickt, waren ermordet worden, und Nasir, der sich schon von einem Heereszug Mohammeds in Bagdad selbst bedroht gefühlt hatte, war mit einem Hilferuf an ihn gelangt. Es handelte sich also nicht um eine Aufwallung nomadischer Instinkte, sondern um einen mit politischen Begründungen umgebenen Plan, der in dem Streben nach der Weltherrschaft wurzelte. Dieser Plan war so umfassend angelegt, so sorgfältig und überlegt vorbereitet, daß das daraus aufschießende kriegerische Unternehmen die Gestalt eines Kriegszuges von unerhörten Ausmaßen annahm. Die Mongolenstürme sind zu elementaren Ereignissen geworden, aber sie sind, auf Dschingis-Chan bezogen, Eingebungen eines Welteroberers, der nicht nur aus seiner nomadischen Herkunft, sondern auch in seiner dämonischen Genialität begriffen werden muß. Es gibt nichts, was er nicht erwogen, nichts, was er nicht gewagt hätte, als er im Vollbesitz seiner Kraft die Mongolenstürme gen Westen lenkte. Es waren nicht mehr zusammengelesene Horden, sondern militärisch organisierte Heere, die da von einem Machthaber in Bewegung gesetzt wurden,

der zum Oberfeldherrn und Gesetzgeber eines Weltvolkes emporgestiegen war, das von ihm erst zu einem solchen gemacht wurde. Er prägte das Gesetz der Weiden und Steppen zu einem Weltgesetz aus und hat keinen Augenblick gezögert, daraus die unerbittlichsten Folgerungen abzuleiten. Wir wissen nicht, wieviel Streiter er aufgeboten und mitgerissen hat, aber er hatte eine Reichsversammlung seiner Großen einberufen, um diesen Weltfeldzug auf die breiteste Grundlage zu stellen und ganz Hochasien hinter sich herzuziehen. Ein Reichsverweser blieb in Karakorum zurück und behielt so starke Kräfte in der Hand, daß er von Korea bis in die Dsungarei mit Macht gebieten und dem ausziehenden Groß-Chan den Rücken decken und Ergänzungsmannschaften zur Verfügung stellen konnte. Alexander der Große und Hannibal hatten nicht anders gehandelt.

Dschingis-Chan trat mit einer riesigen Armee ins Feld. Von 700000 Mann erzählt die Überlieferung, und weniger als hunderttausend erlesene Streiter können es wohl nicht gewesen sein. Es waren keine zerstreut anrückenden Schwärme, die sich als gestaltlose Masse heranwälzten, sondern Armeekorps zu 10000 Mann, sogenannte Tomane, die von Generalen geführt wurden. Sie wurden von den Söhnen und Feldherren des Großherrn zu Armeegruppen zusammengefaßt und folgten einem Marschplan, der bis ins einzelne ausgearbeitet war. Die kriegerische Masse der Mongolen hatte eine militärische Ausbildung erfahren, wie sie noch keinem nomadischen Heerführer gelungen war. Der ganze Heereszug bestand aus Reiterei, aber es zog auch Artillerie mit, große Wurfmaschinen und Belagerungsgerät, ein Pionierkorps, das von chinesischen Aufgeboten gestellt worden war, eine Anzahl von Wagenburgen, die aufgelöst als Troß nachfolgten und großen Viehherden als Halt dienten, kurz, eine Armada, die mit allen Errungenschaften der asiatischen Kriegskunst vertraut, ihrer Verpflegung gewiß war und durch eiserne Manneszucht zusammengehalten wurde. Dschingis-Chans Kriegsgesetze gaben die Masse, den Truppenteil und den einzelnen Mann ganz in des Führers Hand. Der Tod stand auf Feigheit, Ungehorsam und Luderei und wurde keinem geschenkt. Der Nomadismus war zu seiner militärischen Höchstform gekommen. Er fand diese in der Bewegung selbst, die ohne Ordnung nicht gedeihen



Dschingis-Chans Feldzug gegen die Chwarasmier 1218—1222

konnte. Das den Nomadenkriegen eingeborene und eigentümliche Vernichtungsprinzip hatte ein Kriegsinstrument zutage gefördert, das, von einem solchen Führer gelenkt, die ganze Welt mit Eroberung und — das war das Entscheidende — mit dauernder Unterwerfung bedrohte.

*

Dschingis-Chan mußte von Karakorum 3500 Kilometer nach Westen reiten, um den Feind zwischen dem Irtisch und dem Syr-Darja zu Gesicht zu bekommen, und nochmals 1500 Kilometer unter die Hufe nehmen, um vom Balchaschsee bis zum Nordende des Kaspischen Meeres oder an den Indus zu gelangen. Dieser Tiefe entsprach auch die Breite des Kriegstheaters, dessen Rampe zwischen dem Hindukusch und dem Aralsee über 1000 Kilometer maß. Steppen, Wüsten, Salzsümpfe, irrlaufende Ströme und unwegsame Gebirge lagen wahllos vor dem Eroberer ausgeschüttet, volkreiche Städte trotzten hinter Erdwällen und gemauerten Türmen, geordnete Heere und ungeordnet schweifende Horden verteidigten die alten Völkerstraßen, und kriegsmäßig bemannte Barken und Flöße lagen zu Tausenden auf den Flüssen und den Seen bereit, die Übergänge zu decken. Da es sich nicht um einen Raubzug handelte, der rasch wieder abgebrochen werden konnte, sondern das ganze Gebiet geöffnet, erobert und gesichert werden mußte, dieses aber so ungeheure Räume umschloß, daß der Angreifer sich darin verlieren konnte und überall Umgehungen und Flankenangriffen ausgesetzt blieb, die um so gefährlicher wurden, je tiefer man eindrang, sah Dschingis-Chan sich von Anfang an gehalten, den Feldzug auf die Beherrschung des von Tag zu Tag zu erobernden Gebietes zu gründen. Das konnte er nur, wenn er sich Zeit ließ, zugleich aber die Zeit zu Rat zog und seine Heeresmacht in der Teilung vorführte, ohne sich in der Teilung zu gefallen. Eine Reitermasse wogte heran, die jeder Befehlsgewalt zu spotten schien, aber sie war fester gefügt, beweglicher und der Lenkung zugänglicher als jedes Ritterheer und kriegsdurstiger als die schon im Islam zur Seßhaftigkeit gekommenen Seldschuken.

Dschingis-Chan brach im Frühling 1218 von Karakorum auf und vollzog am obern Irtisch die Versammlung seiner Streitermassen.

Er bildete aus ihnen drei Heeressäulen und sandte zuerst zwei Seitenheere vor, um die Flanken freizumachen, während die Hauptmacht in der Mitte der Aufstellung versammelt blieb. Es ist der klassische Vormarsch in breiter Front, der einzige, der Erfolg verspricht, wenn der Gegner die Tiefe des Kriegstheaters für sich hat. So ist auch Napoleon gegen Rußland vorgegangen. Der Gedanke des Zusammenhaltens der Kräfte ist aber dem Chan der Chane immer so nahe geblieben, daß er sich nicht verleiten ließ, die Seitenheere aus der Hand zu geben, sondern ihnen lediglich die Aufgabe stellte, aus der Flanke zu wirken und den Rückzug auf die Hauptmacht nach Feststellung des Gegners im Auge zu behalten. Er handelte also konzentriert. Das geht auch aus der Versammlung der Armeen hervor, denn er ließ die Frontbreite des Kriegstheaters ungenützt und setzte den Angriff zwischen dem Balchaschsee und dem Issik-kul an, Gewässern, die in der Luftlinie nur 400 Kilometer voneinander entfernt waren. Von hier aus sandte er die Nordgruppe unter der Führung seines Sohnes Tschagatai um den Balchaschsee durch die Steppe gegen den Karatau vor, um an diesem Höhenzug die Richtung nach Süden zu nehmen und am Syr-Darja aufwärtsziehend Taschkent zu bedrohen. Gleichzeitig verwies er die Südgruppe, die von seinem Sohn Dschudschi geführt wurde, auf die Kaschgarstraße, südlich des Issik-kul, wo sie sich durch das Gebirge Bahn brechen sollte, um nach Norden auf Osch einzuschwenken. Zwischen Taschkent und Osch erwartete der gut unterrichtete Mohammed den Feind. Es galt, festzustellen, ob dem so sei, und ob die Versammlung der feindlichen Macht schon auf bestimmte Absichten des Sultans schließen ließ. Mohammed hatte sein Heer in der Tat zwischen Osch und Taschkent auf dem rechten Ufer des Syr-Darja zusammengezogen, erwartete den Gegner aber aus östlicher Richtung und sorgte sich nur um seine Front und die linke, auf Taschkent abgestützte Flanke. Daß die Mongolen auch durch das Hochgebirge vorbrechen könnten, kam ihm nicht in den Sinn. Er trat daher unsicher hin und her, bis aus der plötzlich drohenden doppelseitigen Umfassung ein Manöver hervorbrach, das ihn völlig verwirrte.

Dschingis-Chan war also aus der Dsungarei hervorgetreten, ohne seiner Hauptmacht die Zügel freizugeben, und wartete auf den Ertrag

der gewaltsamen Erkundung, zu der Tschagatai und Dschudschi ausgezogen waren. Er manövrierte kunstgerecht aus den Flanken. Der Doppelangriff bedrohte den Feind mit einer Zange und nahm ihm die Freiheit des Handelns. Er wurde mit dem rechten Flügel in der Ebene, mit dem linken im Hochgebirge durchgeführt. Der Groß-Chan ließ ihn abrollen, ohne seine Zentralstellung zwischen den Seen aufzugeben. Beide Flügelgruppen drangen durch. Weder der zerstreut anreitende Feind noch die Naturgewalten waren imstande, dem Ansturm zu begegnen, der ohne Rücksicht auf die entstehenden Marschverluste bis zum Aufprall auf den Feind durchgeführt wurde. Die Nordgruppe gelangte bis Taschkent, warf vor dem hitzig angreifenden Mohammed die Gäule herum und entzog sich nach kurzem Zusammenprall der Verstrickung. Mohammed fühlte sich als Sieger. Da erreichte ihn die Meldung, daß ein zweites Heer von Süden nahe und schon die Gebirgspässe überwunden habe, um ihm in den Rücken zu fallen. Mohammed schwenkte daraufhin kehrt und kam gerade noch recht, mit verwandter Front bei Osch aufzumarschieren. Nun hätte auch die Südgruppe der Mongolen die Schlacht verweigern sollen, aber der hitzige Dschudschi brachte das nicht über sich und ritt an. Er wollte nicht von Mohammed in die Gebirgstore hinein verfolgt werden und stellte sich lieber zu einer Schlacht, die er nicht verlieren durfte. Es kam zum blutigsten Gemenge. Mohammed war den Mongolen an Streitkräften weit überlegen, aber er hatte seine buntgewürfelten Truppenmassen nicht in der Hand. Der ganze Tag verging im schwersten aller Kämpfe, dem mit Fern- und Nahwaffen geführten Reiterkampf, in dem alles an rascher Bewegung und fester Zügelführung hängt. Als es Abend wurde, war Mohammeds Heer so von Kräften, daß er kaum noch das Feld halten konnte. Viele Tausende lagen erschlagen, dicke Haufen entflohen dem Getümmel, um heimzureiten, der Zusammenhang war verlorengegangen. Dschudschi hatte nicht weniger gelitten, aber seine Truppen nicht aus der Hand verloren und Haltung bewahrt.

Nun kam alles auf das Verhalten der beiden Feldherren an. Mohammed, der den Geschmack an der Fortsetzung einer solchen Mordschlacht verloren hatte, ließ sich von seinen Feldobersten mit Mühe bewegen, den strategischen Vorteil wahrzunehmen, den er

aus der Operation auf der innern Linie gezogen hatte, und auf der Walstatt auszuharren, um die Ordnung wiederherzustellen und am andern Tage noch einmal zu schlagen. Auch Prinz Dschudschi überdachte die Lage. Er sah ein, daß er nichts mehr zu gewinnen hatte, daß seine Aufgabe mehr als getan war und beschloß, noch im Schutze der Nacht abzurücken. Er ließ die Wachtfeuer brennen, streute Nachhuten und Hinterhalte aus und brachte seine Truppen in guter Verfassung durch die Gebirgspässe nach Kaschgar zurück. Mohammed wagte ihm nicht zu folgen und ließ die Pässe und Kaschgar in des Gegners Hand. Er gab damit den Feldzug verloren, denn mit dem Feind in der offenen Flanke konnte er das Feld gegenüber dem Groß-Chan nicht mehr halten. Er entließ daher die Trümmer der Armee in die festen Städte der Provinz Ferghana und ging selbst auf Samarkand zurück, um den Feind beim Wiedererscheinen hinter den Schranken seiner Festungen am Syr-Darja zu erwarten.

Dschingis-Chan hatte das gefährliche Eingangsspiel gewonnen. Aber nun ließ er sich Zeit. Es war Herbst geworden, und die Armee bedurfte der Auffrischung. Im Besitz der Gebirgstore und der frei gemachten Vorlande konnte er sich Ruhe gönnen. Dieses „Eile mit Weile" spricht für die Überlegenheit dieses klar und kalt über Raum und Zeit verfügenden Kämpfers. Erst im Frühling 1219, als wieder Gras wuchs und die Stürme schwiegen, trat er an. Diesmal galt es Ernst. Er brach mit der ganzen Masse des Heeres aus seiner Grundstellung hervor und rückte in vier Kolonnen gegen Ferghana und den Syr-Darja vor. Zwei Kolonnen gingen, jede einige Tomane stark, auf den schon erkundeten und ausgeräumten Wegen auf den Flügeln vor, eine dritte nahm die Richtung geradeaus. Dahinter folgte dicht aufgeschlossen mit Artillerie und Troß die Hauptmacht. Dieser Vormarsch glich nicht mehr einer Sturmflut, die verheerend heranbraust, sondern erinnert an eine Riesenwalze, die in unwiderstehlichem Andrang alles vor sich niederdrückt. Pässe und Flüsse wurden überwunden, Steppen und Wüsteneien durchschritten, die Dörfer zerstört, die Felsennester von den Klippen heruntergeholt und kein Feind am Leben gelassen. Nur wer schon beim Herannahen des Groß-Chans Unterwerfung anbot, fand Gnade und durfte in die Sklaverei nach

Osten abziehen oder in der Steppe als Halbnomade ein kärgliches Dasein fristen. Es war eine Invasion größten Stils. Sie entsprach militärischen Grundsätzen und hielt zugleich das Gesetz der Steppe hoch. Eroberung wurde zur Vernichtung und die Lande eben dadurch zu dauerndem Besitz vorbereitet. Der Einbruch in die Provinz Ferghana gelang. Mohammed wagte nicht mehr, im Feld aufzutreten. Im Juni 1219 erschien Dschingis-Chan mit der Hauptmacht vor Buchara. Der Belagerungskrieg begann.

Sultan Mohammed sah sich in seiner Hoffnung, daß der nomadische Gegner nicht fähig sei, ummauerte Städte zu erobern, fürchterlich betrogen. Dschingis-Chan hatte in seinen Chinafeldzügen die Belagerungskunst von seinem kultiviertern Feind gelernt und sie zugleich dem Ungestüm seines Volkes angepaßt. Als Buchara überraschend schnell fiel und dem Erdboden gleichgemacht wurde, war das Schicksal ganz Ferghanas besiegelt. Stadt auf Stadt wurde trotz verzweifelter Gegenwehr aus den Grundfesten gehoben und geschleift. Der Sommer ging darüber hin, aber nichts geschah in planloser Zerstreuung, überall gedieh der Vormarsch entsprechend den Weisungen, die vom Hauptquartier ergingen. Als Dschingis-Chan im Oktober vor Samarkand erschien, lag hinter ihm und in den Flanken alles ausgeräumt. Aber Samarkand galt als uneinnehmbar, und Mohammed war im Westen seines Reiches mit der Aufstellung einer Entsatzarmee beschäftigt. Das konnte auf eine Krisis des Feldzuges hindeuten. Da gab der Groß-Chan eine neue Probe seines Könnens. Er rief die Flügelgruppen heran und legte sich mit seiner ganzen Macht vor die stolzeste Stadt Chwarasmiens, indem er sich bereithielt, gegebenenfalls auch einer Entsatzarmee die Spitze zu bieten. Er handelte also wieder konzentriert.

Samarkand soll damals drei Meilen im Umfang gehabt haben und war mit Mauern und Türmen wohlbewehrt. Der Sultan hatte eine starke Besatzung angeworbener Turkstämme und persischer Aufgebote unter dem Befehle Alub-Chans darin zurückgelassen und hoffte, daß der Chan aushalten werde, bis er selbst wieder zum Angriff übergehen konnte. Er wußte, daß er sich zu spät aufgerafft hatte, vertraute aber auf die Stärke Samarkands und ließ sich auch diesmal noch Zeit. So kam es zu einer denkwürdigen Belagerung, von der

die persischen, arabischen und chinesischen Erzähler in den Basaren des Morgenlandes noch nach Jahrhunderten berichteten.

Alub-Chan war, wie alle von den Mongolen nach Westen verdrängten Steppenfürsten, ein grimmiger und entschlossener Gegner Dschingis-Chans. Er traf in der Eile alle Vorbereitungen, den Mongolen die Belagerung zu erschweren, indem er von der Bevölkerung in zureichender Entfernung einen Außenwall aufwerfen ließ, um Weidland und ein Glacis zu gewinnen, und setzte auch die innere Stadt, in der die großen Moscheen und die Paläste des Sultans innerhalb einer zweiten Mauer geborgen lagen, in Verteidigungszustand. Aber dann ging ihm der Gaul durch. Er ließ sich zu einem Ausfall verleiten und verlor in dieser Schlacht die äußere Umwallung, das Glacis und viele Tausende, die von den Mongolen vor den Toren abgeschnitten wurden. Um so kräftiger verteidigte er die Stadt selbst. Der Groß-Chan verband die regelrechte Belagerung mit fortgesetzten Stürmen und hetzte den Feind zu Tode. Artillerie und Pioniere traten in Tätigkeit, während die Reiter um die Mauern jagten und ihre Naphthapfeile in die hölzernen Speicher schossen. Chinesische Belagerungsmaschinen schleuderten schwere Steingeschosse, Flammenwerfer räumten die Zinnen; Infanterie ging mit irdenen Handbomben, die Ätzmittel und Stinkstoffe enthielten, gegen die Turmbesatzungen vor; Sappeure untergruben die Grundfesten und brachten ganze Mauerstücke zum Einsturz; kurz — nichts wurde versäumt und alles getan, was die Belagerungskunst der Zeit vermochte, um die Festung zu Fall zu bringen. Aber die Besatzung wehrte sich heldenmütig unter den brennenden Speichern und den brechenden Mauern und drängte die Stürmenden immer wieder zurück. Da kam den Mongolen Verrat zu Hilfe und überlieferte ihnen in verschwiegener Nacht ein abgelegenes Tor. Durch dieses drangen sie im Morgengrauen in die Stadt. Ein fürchterliches Morden begann. Vier Tage hielt Alub-Chan den Kampf noch aufrecht. Tor um Tor, Haus um Haus mußte im blutigsten Handgemenge erobert werden. Die ganze Besatzung ist darüber zugrunde gegangen. Dann gab Alub-Chan, der bis zuletzt unter den Ersten gefochten, das Spiel verloren und brach sich mit seiner Leibgarde Bahn und entkam. Dschingis-Chan ritt über die Überlebenden, die

sich vor ihm in den Staub warfen, in die Stadt ein. Er war des Tages froh, verschenkte Tausende von Familien an seine Kriegsobersten, gewährte den übrigen gegen Erlegung von 300000 Golddinaren Gnade und beließ es bei der Anzündung der innern Stadt. Sie ist wie Buchara mit ihren Moscheen, Palästen und Bibliotheken in Flammen aufgegangen.

Von Mohammed war nichts geschehen, die Stadt zu entsetzen. Er fand die Kraft nicht mehr, ein Heer aufzubringen, das sich im offenen Feld gebrauchen ließ. Aber es war immer noch Zeit sich aufzuraffen. Dschingis-Chan hatte mit der Eroberung Samarkands ganz Transoxanien gewonnen, aber er war auch zu großen Verlusten gekommen und legte deshalb wieder eine Pause ein. Es war der für ihn so bezeichnende, einseitig bestimmte Stillstand der Operationen, der stets auf das beste ausgenützt wurde. Der Sieger überwinterte im Umkreis von Samarkand, pflegte sein Heer, zog Verstärkungen an sich und sandte dann wieder zwei Seitenheere aus, die in weitausholenden Ritten, stets am Zügel gehalten, die Eroberung Irans fortsetzten und den flüchtigen Mohammed nicht mehr zum Aufatmen kommen ließen. Der Groß-Chan selbst folgte wiederum langsam nach. So ging alles seinen Gang.

Es ist nicht unsere Aufgabe, den methodisch geführten, rücksichtslos betriebenen Feldzug, der ganz Iran erfaßte, ausraubte, versengte und bezwang, im einzelnen weiter zu verfolgen. Als Sultan Mohammed, von Ort zu Ort und von Provinz zu Provinz gehetzt, am Nordende des Kaspischen Meeres niederbrach und wie der Ärmste der Armen in eine Decke gehüllt begraben wurde, griff sein Sohn Dschelalleddin das gesunkene Banner auf. Aber die Überflutung war schon so weit gediehen, daß er nur noch an den Säumen des Riesenkriegstheaters Widerstand leisten konnte, das von Dschingis-Chan jetzt aus der Mitte beherrscht wurde. Dschelalleddin, tatkräftiger als sein Vater, hat noch einmal eine stattliche Kriegsmacht zusammengebracht und sich ins heutige Beludschistan geworfen, um aus dieser Flankenstellung auf Dschingis-Chans linken Flügel einzuwirken. Das gelang ihm so gut, daß die Mongolen schwer ins Gedränge kamen. Da rückte der Groß-Chan nach. Er kam zu spät, seine Flügelgruppe vor einer Niederlage zu bewahren, aber Dschelalled-

dins Sieg blieb ohne Folgen. Der Sultan wurde von Dschingis-Chan eingekreist und mußte auf den Indus zurückgehen. Hier stellte er sich zur letzten Schlacht. Sein Vater war am nördlichsten Punkt des Reiches als Flüchtling gestorben, nun kämpfte der Sohn am südlichsten Punkt um das entgleitende Erbe. Die Schlacht ist ihm durch eine Umgehung verlorengegangen, obwohl er den linken Flügel der Mongolen geschlagen hatte und bis zum Standort des Groß-Chans durchgedrungen war. Als alles verloren war, spornte Dschelalleddin sein Pferd angesichts des Feindes in den Strom. Der Groß-Chan sah den Besiegten über den Indus schwimmen und vom Rücken seines Pferdes die letzten Pfeile auf seine Verfolger abschießen. Das nötigte ihm Bewunderung ab, und er pries den tapfern Mann mit lauten Worten, mordete aber dann gewissenhaft alles, was ihm unter die Hände kam, damit der Sieg vollständig sei. Die persischen Chronisten, die das erzählen, haben vielleicht einer Sage ins Leben geholfen, aber sicherlich nichts erzählt, was nicht zur Kennzeichnung dieser überlebensgroßen Gestalten diente. Die Schlacht am Indus fällt in den Spätsommer des Jahres 1221.

Dschingis-Chan überwinterte am Indus und trat dann mit seiner ganzen Macht noch einmal an. Nun begann die letzte Phase des größten Bewegungskrieges, den die Geschichte in Ansehung des Kriegstheaters kennt. Wieder sandte der Groß-Chan Heere mit besondern Aufträgen aus. Er ließ Dschelalleddin über den Indus verfolgen, befahl einer zweiten Armee Herat einzukreisen, einer dritten Kerman zu bedrohen und rückte selbst vor Kandahar. Alles gelang. Wieder fielen ungezählte Tausende unter dem Schwert der Mongolen, wieder gingen Städte in Flammen auf, wieder zertraten Dschingis-Chans Heere ganze Länderbreiten. Als der Groß-Chan im Herbst des Jahres 1223 eine Reichsversammlung nach Tonkat am Syr-Darja einberief und ihm die Chane vom Amur bis zum Oxus zuzogen, um bei der Siegesfeier und der Neuordnung des Riesenbesitzes nicht zu fehlen, lag Chwarasmien zu seinen Füßen. Mit Mühe behaupteten sich im eigentlichen Persien noch einzelne Dynasten, die von Überfällen heimgesucht, aber keines Feldzugs mehr gewürdigt wurden. Die Mongolen waren im Süden bis zum Golf von Oman vorgedrungen und hatten im Norden zwischen

dem Kaspischen Meer und dem Aralsee durchbrechend die Wolga erreicht. Das erschien dem Groß-Chan der Eroberung genug, seinem Reich im Okzident vorläufig eine Grenze zu ziehen, um wieder nach Osten zu reiten und dort ein paar Königreiche zu zerstören und den Weg nach Südchina zu suchen.

Die Reichsfürsten, die er am Syr-Darja um sich versammelt und überreich beschenkt hatte, folgten ihm „wie hungrige Hunde, die ihren Herrn zur Jagd aufbrechen sehen". Sie hatten am Syr-Darja genug vernommen, um zu wissen, daß der Unersättliche nicht aufhören werde, die Welt zu bekriegen, daß er aber nicht daran dachte, wie ein Tatar planlos in die Weite zu schweifen und aus dem Sattel zu leben, sondern gewillt und fähig war, ein Weltreich zu begründen, das durch planvolle Erfassung und rücksichtslose Bewältigung des Raumes gewonnen werden mußte und in Karakorum seinen Hochsitz hatte.

*

Der Welteroberer sah den Sinn seines Tuns nicht in der Durchrasung der Welt. Gerade das ist für seine Kriegführung bezeichnend und macht ihn als einen in seine Umwelt hineingeborenen Menschenschlächter zu einem Feldherrn und Gestalter, der weit über den ihm eigenen Lebensraum hinausdachte, ohne sich vom Boden zu lösen. Er handelt als Nomade, der im Umherziehen dem Rhythmus der Jahreszeiten und der periodischen Rückkehr zur Heimatflur treu bleibt. Er hatte die Quellen seiner Kraft wohl erkannt und dachte nicht daran, sich in die Ferne zu verlieren oder sein Reich in eine andere Umwelt zu versetzen. Er hat die Welt von seiner Heimatflur aus erobert und begriffen und ist eigentlich bis ans Ende seiner Tage ein Wanderhirt geblieben, der seine Jurte nicht weiter versetzte als der Wechsel zwischen Sommer- und Winterweide verlangte. Der Eroberer Temudschin hat nichts zerstört, was ihm der Erhaltung wert war, aber die Bewertung war die eines Nomaden. Er hat Städte zertreten und Hunderttausende von Menschen mit der Schärfe des Schwertes ausgerottet, aber er hat keine Weidflächen öde gelegt, Tiere nur auf den lebensnotwendigen Treibjagden seines Volkes getötet und dafür Hunderttausende von Pferden und Zugstieren als

Beute eingesammelt und sie von der Wolga, dem Kaspischen Meer und aus dem Tarimbecken nach der Mongolei treiben lassen, um den Feind zu schwächen und den Lebensstand seiner Mongolen und die Kampfkraft seiner Heere sicherzustellen.

Als er im Jahre 1227 starb, schied er von einem Leben, das er nur als Kampf und Eroberung begriffen hatte, schied mitten in neuen Kriegsvorbereitungen und so von diesen erfüllt, daß er nur noch Zeit fand, den Feldzugsplan aufzustellen, nach dem dieser Krieg geführt werden sollte. Er hatte die Erde unter das Gesetz der Hochweiden und der Steppe gebeugt und ist als Nomade gestorben. Sie haben ihm vierzig junge Mädchen ins Grab mitgegeben, damit er etwas für seine Brunst zu tun fände, aber er hatte selbst etwas angeordnet, das seinem Dynamismus weit stärkeren Ausdruck lieh. Er hinterließ seinen Söhnen den Befehl, die Eroberung der Welt zu vollenden, und gab dadurch zu erkennen, daß nur die Inbesitznahme der Welt ihn befriedigen konnte. Ist Krieg eine gewaltsame Bewegung im Raume, so hat dieser pelzbehängte Barbar die elementarste und vollkommenste Vorstellung vom Kriege gehabt, die sich denken läßt.

Dschingis-Chan war ein Menschenschlächter, aber er hat sich nicht von der Natur und den Lebensprinzipien des Nomadismus losgesagt. Er rief seine Heere vom Hoang-ho und vom Indus zurück, als sie dort in Gefahr gerieten, dem Klima zu erliegen, und hat seine Völker auf die Bewahrung des nomadischen Daseins verpflichtet, indem er ihnen die Herrschaft in dem Klimagürtel verschaffte, der sich vom Amur bis zur Wolga und zum Euphrat um Asien schlingt und dann zweigeteilt nach Europa und Afrika ausstrahlt.

*

Als Sven Hedin auf seinen Forschungsreisen das Tarimbecken durchstreifte, fand er dort sandverwehte Trümmer alter Kulturen, die aus der Zeit stammten, da der Lob-nor noch den Mittelpunkt eines reichbesiedelten Gebiets bildete, und er schreibt darüber: „Einst, vor etwa 1600 Jahren, gab es fruchtbare Felder, grüne Wälder, freundliche Dörfer, buddhistische Tempel und lebhafte Ver-

kehrsstraßen längs des Sees Lob-nor. Und jetzt? Nicht die Spur von organischem Leben in irgendwelcher Gestalt. Die Gegend liegt so still und düster da wie ein Friedhof, der sich bis an den Rand des Horizonts erstreckt." An solchen Wandlungen hatte Temudschin den geringeren Anteil. Die fielen den Wandlungen des Klimas zur Last, nicht ihm. Der Städtezerstörer hat der Steppe und den Hochweiden seiner Heimat kein Leid getan. Aber er wies seinen Söhnen den Weg nach Westen, indem er ihnen befahl, die Welt zu erobern und zu zertreten, was nicht dem Lebensgesetz der Steppe gehorchte.

Die Mongolen sind nicht aus der Wüste hervorgebrochen, sondern als überzählige Menschenmassen aus den wasser-, wald- und grasreichen Tafelländern des Ostens ausgezogen, um ihrem Bewegungsdrang in der Ferne zu genügen. Sie folgten dabei, unähnlich früheren Geschlechtern, einem Befehl, der ihnen das Festhalten an nomadischer Sitte und die Rückwendung zum Ausgangspunkt ihrer Zerstreuung im Raume nahelegte. Das war Dschingis-Chans Gesetz. Darauf war auch seine Kriegsordnung zugeschnitten. Der Krieg war nicht mehr Wanderkrieg, sondern wurde zur Kriegswanderung, das heißt zu einer Heerfahrt, die den Raum nicht aufgab, sondern ihn zur Aufnahme von berittenem Volk vorbereitete, das sich nicht an die Scholle band, sondern an die Grasnarbe hielt und dieser folgte, so weit sie sich erfrischend und nährend gen Westen zog und Hirtenvölkern Gedeihen versprach. Die Urheimat aber wurde mitnichten aufgegeben.

Erst wenn wir das Problem der Mongolenstürme von dieser Seite betrachten und damit Temudschins finsterm Genius gerecht werden, kommen wir dem Lebensgesetz näher, das der große Menschenschlächter seinen Völkern einprägte. Er hatte dieses Gesetz von der Erde abgelesen und in seinem Innern bestätigt gefunden und ihm mit der Schärfe des Schwertes und dem Hufschlag seines Pferdes überall Achtung erzwungen, wo er als Vernichter erschien. Das Gesetz ist mit ihm in der Grabkammer beigesetzt worden, um die vier weiße Jurten aufgestellt waren, damit die Gläubigen seinen Manen darin opfern könnten, aber es hat als lebendiges Vermächtnis noch lange nachgewirkt. So wurde der Krieg im 13. Jahrhundert von Karakorum aus als Wüstungskrieg bestimmt, der die Erde unter das Gesetz der

Nomaden beugte, aber er war an den geographischen Raum gebunden und wollte diesen im Sinne der Steppe organisieren. Er hat sich erst wieder in der Ferne verloren, als die Tataren unter Timur aufstanden, um den vorweg zur Eroberung des Westens aufgebrochenen Osmanen an den Pforten Europas über den Hals zu kommen.

Die Kriegszüge der Söhne und Enkel Dschingis-Chans, die Eroberung Kleinasiens und der Balkanhalbinsel durch die Türken und die Einbrüche Tamerlans in den östlichen Kulturkreis stehen in einem innern Zusammenhang. Dieser muß in der Überfüllung der Steppen- und Tafelländer Hoch- und Mittelasiens und der dadurch herbeigeführten Macht- und Völkerverschiebung des Ostens gesucht werden.

*

Der Krieg ist durch diese überwältigenden Vorgänge zu neuen Aspekten gekommen. Er wirkt jetzt so sehr auf Massenbildung hin, daß er nicht mehr in zerstreuter Ordnung und mit einer Waffengattung geführt werden kann, die als Standeskriegertum in Gestalt der Ritterschaft keine Masse zu bilden vermochte. Wie einst wälzen sich wieder ganze Völker im Krieg über die Erde hin. Das Abendland hat sich dieser Wandlung noch eine Zeitlang entzogen, aber die Folgen dann um so augenfälliger zu spüren bekommen.

Temudschins Nachkommen haben sich in drei Richtungen vorbewegt. Sie stürzten das Kalifat der Abbasiden, nahmen von China Besitz und eroberten Rußland. Dschingis-Chans Kriegspläne gingen in Erfüllung. Aber der von ihm festgehaltene und an den Gedanken der Weltbeherrschung geknüpfte Zusammenhang mit den Kraftquellen der Urheimat ist weithin verlorengegangen. In China wurden die Mongolen von der Kultur eingefangen und sind zur Bildung einer chinesischen Dynastie veranlaßt worden, in Mesopotamien fanden sie keinen Halt, und an den Grenzen des Abendlandes stieß sich die Eroberung im eng und enger zusammenrückenden Raume, der wohl Verwüstung, aber keine Umwandlung duldete. Rußland freilich blieb ihnen lang erhalten, aber auch dieses tatarisierte Rußland ist nur so weit Mongolenbesitz geworden, als die Steppe reichte.

*

Dschingis-Chan hat die erste Niederwerfung der russischen Teilfürstentümer noch erlebt. Die Schlacht an der Kalka fand im Jahr 1225 statt. Es war eine Reiterschlacht, die in Schwarmattacken das Feld fegte und den Sieg bei der Übermacht der einheitlich geführten Mongolen ließ. Die Begründung des Mongolenreiches Kiptschak, das zwischen dem Uralsee und dem Kaspischen Meer seine Wurzeln hatte, war die Folge. Als Batuchan, Temudschins Enkel, im Jahre 1237 den Gedanken des Steppenweltreiches wieder aufgriff und nach der Überflutung der ganz in sich zerfallenen russischen Fürstentümer vom Dnjestr aus zwei Heere gegen Polen und Ungarn in Bewegung setzte, wurde dieser Feldzug schon von dem Teilreich Kiptschak getragen, das Dschingis-Chan auf dem Reichstag zu Tonkat gestiftet hatte. Die Militärverfassung der Mongolen stand damals noch in voller Kraft. Es gab nichts Beweglicheres und zugleich Geschlosseneres als diese wohlgeordneten, mit Troß und Handpferden ausgerüsteten Reiterheere, die Feldschmieden, Bogenspanner und Pfeilschifter mit sich führten, ihre Weiber zur Verwundetenpflege herangebildet hatten und ihre Hundert- und Tausendschaften aus eigenen Kesseln verpflegten. Was die Janitscharen der türkischen Sultane später in mustergültiger Weise durchführten, so daß schließlich die Offiziersgrade mit Bezeichnungen versehen wurden, die dem Küchenwesen entlehnt waren, das haben die Mongolen zuerst zur Geltung gebracht: die Militarisierung der Masse von der Verpflegung aus. Ihre Kriegszucht war ganz auf die unbedingte Beweglichkeit zugeschnitten, ihre Taktik ohne diese nicht denkbar. Als sie nach der Eroberung der Krim Galizien überfluteten und in zwei sich später wiederum spaltenden, dann aber auf Vereinigung bedachten Heerhaufen von mehr als 100000 Mann in Schlesien und Ungarn einbrachen, rauchten hinter ihnen die hölzernen Russen- und Polenstädte in Brand geschossen, war das goldene Kiew zu einem zweiten Buchara geworden, lagen die zerstreut anreitenden polnischen Harste im freien Felde gefällt.

Dschingis-Chan war schon zum sagenhaften Weltbezwinger göttlichen Ursprungs geworden, aber sein furchtbarer Kriegsgeist lebte noch in den siegesbewußt einherstürmenden Tomanen, und wenn Posaunen, Pauken und Zimbeln der mongolischen Musikbanden die

Völker zur Schlacht riefen, die Priester die heiligen Rauchopfer darbrachten und die Jak- und Roßschweifstandarten geschwenkt wurden, brach ein Kriegsrausch aus den anreitenden Geschwadern, der sich mit unerhörter Furia über das Schlachtfeld wälzte. Sie lebten trotz ihrer Weltwanderung noch nach dem Worte Dschingis-Chans: „Der Mann sei unter dem Volke ruhig wie ein Kalb und schweigsam, aber in der Schlacht falle er auf die Feinde wie ein hungriger Geier auf die Herde." Und ihre Chane gehorchten noch dem Familienoberhaupt, das als Großchan zu Karakorum saß.

Kaiser Friedrich II., der ihnen selbst nie gegenübergetreten ist, da er in Italien um ein Imperium kämpfte, das nun seinen Wurzelgrund in Mediterranien hatte, schrieb um diese Zeit an König Heinrich III. von England: „Dies ist ein wildes, ungeschlachtes Volk, jedoch einem Herrscher untertan, dem es knechtisch dient, den es verehrt, ja einen Gott der Erde nennt. Es sind Menschen von kleiner, unansehnlicher Leibesgestalt, was die Länge betrifft, aber gedrungen, breitschultrig, ausdauernd, abgehärtet, tapfer, unerschrocken sich auf einen Wink ihres Führers in jedwedes kühne Unternehmen stürzend. Ihre Gesichter sind breit, ihr Blick ist stier und trotzig und furchtbar ihr Kampfgeschrei. Sie tragen ungegerbte Ochsen-, Esel- und Pferdehäute, welche ihnen bisher als Schutzwaffe dienten, aber schon wappnen sie sich, was wir nicht ohne Seufzen sagen können, zierlicher mit den erbeuteten Rüstungen besiegter Christen, damit wir durch Gottes Zorn vermittelst eigener Waffen um so schimpflicher und betrüblicher gefället werden." Das war, aus der Ferne gesehen, kein ganz zutreffendes Bild, aber es malt den Schrecken, der vor ihnen herging. Auch Batus Feldzug war von strategischer Einsicht erfüllt. Er atmet noch den Geist Dschingis-Chans, der stets auf die Bannung der feindlichen Macht in der Teilung ausgegangen war und die Vereinigung der eigenen Kräfte erst in der entscheidenden Phase des Feldzuges vollzogen hatte. Aber diesmal begegneten die Mongolen einem Feinde, der auf abendländische Weise kämpfte. Das war etwas Neues und ist für die Betrachtung und die Umgestaltung des kriegerischen Phänomens im Okzident wichtig geworden.

Die Nordarmee, die Baitarchan an den Feind führte, hatte die Aufgabe, Großpolen niederzuwerfen und bis zu den Sudeten

vorzudringen, der Südarmee, die von dem Oberkommandierenden Batuchan befehligt wurde, war der Übergang über die Karpaten vorbehalten, der sie in die Theißebene führen sollte, wo die Ungarn sich wohl oder übel zur Entscheidungsschlacht stellen mußten. Das Hauptgewicht lag bei der Südarmee, während die Nordarmee eher zur Flankensicherung diente. Da diese Sicherung aber in einem weitvorgetragenen Angriff gesucht wurde, kam Baitarchan die Vorhand zu. Batu mußte daher den Schritt verhalten, bis Baitar ihm weit genug voraus war.

Schlesien liegt in dem Klimagürtel, der von Karakorum gen Westen ausgreift, und im Donautiefland breitet sich die Pußta als Steppenlandschaft aus. Die gewaltige Kriegsfahrt entsprach also der Weisung Dschingis-Chans, die Eroberung an natürliche Voraussetzungen zu knüpfen und die Erde vom Sattel aus zu beherrschen. Temudschin hat geopolitisch gedacht und den Pfad des nomadischen Krieges wie auf einer Landkarte festgelegt. Er hat diesem Kriegszug nach seinem Tode noch den Zauber des Schreckens als magische Kraft mitgegeben, denn der Schrecken, der vor den Mongolen herging, war so groß geworden, daß ihre Kriegführung davon zehren konnte. Die Christenheit und der Islam hatten religiöse Motive nötig, um sich in den Kampf um die Ferne zu stürzen, der Nomadismus gehorchte einfach dem Urgesetz der motorischen Unruhe, die ihn blindwütend vorwärtstrieb.

*

Das Abendland lag in bitterster Verfehdung verstrickt, als die Mongolen das Glacis vor den Wällen der Karpaten und der Sudeten überfluteten und die Tore Mitteleuropas aufstießen. Als sie in Schlesien und Ungarn erschienen, lag hinter ihnen alles in Asche. Im Römischen Reich Deutscher Nation und den Vorländern des Okzidents aber war noch nicht einmal so viel Einsicht und Einigkeit vorhanden, daß die Fürsten Ungarns, Schlesiens, Böhmens und Thüringens sich zur Abwehr zusammengefunden hätten. So kam es, daß Heinrich der Fromme, einer der edelsten Piasten, mit polnischen, schlesischen und mährischen Großen und einigen Ordensrittern allein zu einer Schlacht auftritt, die europäische Folgen haben

konnte. Die Schlacht, die am 9. April 1241 auf der Walstatt bei Liegnitz, also im freien, zur Reiterschlacht lockenden Feld geschlagen wurde, ist eine Schlacht wie so viele, von denen wir nichts Zuverlässiges wissen. Sie lebt, von Legenden umsponnen, in der Erinnerung, aber sie wirkt gerade in dieser, von den polnischen Chronisten beglaubigten Fassung elementar, und sie läßt zugleich die Verwirrung erkennen, in die das Abendland durch das Erscheinen der Mongolen und die nun auf europäischer Erde sich ausbreitende Kampfweise des nomadischen Ostens versetzt worden ist.

Die Chronisten Dlugosz und Miechow erzählen, Herzog Heinrich habe vier Schlachthaufen gebildet und einen von diesen zurückgehalten. Man könnte also wohl von einem aus drei Körpern gebildeten ersten Treffen und einem von Heinrich selbst befehligten zweiten Treffen sprechen. Das erste Treffen bildete seine Schlachtordnung nach alter Weise, indem es dreigeteilt vorrückte und sich auf die Spieße seines Fußvolks und die Behendigkeit seiner leichten Reiterei verließ. Das Fußvolk, das in der Mitte stand, war aus schlesischen Bergknappen, Bürgern, Bauern und herangeholten Söldnern zusammengesetzt. Die Reiter, die rechts und links aufrückten, wurden von dem polnischen Kleinadel gestellt und von hohen ritterlichen Herren, Kreuzrittern und königlichen Ministerialen eingerahmt und geführt. Das zweite Treffen, das sich im Hintergrund als eiserne Mauer aufbaute, umfaßte die hohe Landesritterschaft und besoldeten Zuzug aus dem Reich und wurde von Herzog Heinrich selbst geführt. Beinahe alle hatten das Kreuz genommen und fühlten sich als Gottesstreiter. Das ganze Heer scheint aber nicht einmal halb so stark gewesen zu sein wie die Mongolen, die mehrere Tomane ins Feld stellten. Auch sie waren zur Ausscheidung eines zweiten Treffens gekommen, über dem Baitar die Blutfahne des tatarischen Kriegsgottes mit den schwarzen Roßschweifen aufgerichtet hatte.

Es war ein heller Frühlingstag, die Lerchen hingen jubilierend in der Luft. Heinrich der Fromme hatte die Messe gehört und trat unter dem Zeichen des Kreuzes in die Schlacht. Das christliche Heer rückte dem Feind beherzt entgegen, aber dieser gewann ihm den Angriff ab und gab dem Zusammentreffen sofort den Charakter einer

Mongolenschlacht. Weit ausholend drangen die Geschwader Baitarchans auf das erste Treffen ein und lösten im Vorbeirasen Pfeil auf Pfeil, um den Feind nicht zur Besinnung kommen zu lassen. Als es ihnen gelang, zwischen dem Fußvolk und den Reitergruppen einzubrechen, hatten sie den Vorstreit gewonnen. Das Fußvolk erlag zuerst. Es wurde unter dem Pfeilregen begraben und sank dahin „wie zarte Ähren im Hagelsturm". Die auf den Flügeln kämpfenden Reiterhaufen hielten sich länger, aber auch sie sahen sich von allen Seiten angegriffen und der Handlungsfreiheit beraubt. Die Entscheidung lag bei dem zweiten Treffen. Herzog Heinrich sah, daß es übel stand, und griff an. Der Anritt gelang. Die schweren Rosse sprengten die noch mit dem ersten Treffen beschäftigten Mongolen auseinander und fielen schwer auf das so lang zurückgehaltene, jetzt ebenfalls vorprallende zweite Treffen des Chans. Die Ritterschaft bekam den Feind zu fassen, der Stoß der eingelegten Lanzen ging durch und durch, und die langen Schwerter fanden Arbeit genug. Einen Augenblick schien es, als wendete sich die Krisis der Schlacht zugunsten der Gepanzerten. Da ließ Baitarchan das Räucherwerk anzünden, das auf dem Fahnenwagen ausgestreut lag, und den Zaubergesang anstimmen, der den Kriegsgott zu Hilfe rief. Alsbald erhob sich eine schwarze Wolke beizenden Qualms, der von dem rasch vorfahrenden Fahnenwagen weit über das Feld gestreut wurde, so daß den Rittern der Atem verging, und die verdeckten Rosse prustend und scheuend den Gehorsam verweigerten. Darob entstand der Sage nach Verwirrung und so schwere Not unter den christlichen Streitern, daß Baitar alles, was noch geschlossen hinter ihm stand, zum Angriff vorführen und zur Umfassung ansetzen konnte, um ein Ende zu machen. In diesem Endkampf ist die Ritterschaft Mann für Mann überwältigt worden. Herzog Heinrich kämpfte mitten im Gewühl. Er hatte zuletzt nur noch vier polnische Herren um sich und suchte sich mit ihnen Bahn zu brechen, verlor dabei sein Pferd, bestieg mitten im Getümmel ein frisches, wurde dabei von den Seinen getrennt und sah sich nun allein und verlassen. Da bekannte er sich als tapferer Ritter und focht hoch in den Bügeln stehend und das Langschwert mit beiden Händen führend, im Namen Gottes bis zum Tode. Eine Lanze traf ihn beim Aufheben des Schwertes in die linke Achsel-

höhle und warf ihn sterbend vom Pferde. Mit ihm ging alles zu Ende. Die Schlacht gab ganz Schlesien bis auf wenige Burgen in Baitars Hände. Aber der Mongole hatte den Sieg teuer erkauft, und ihn dürstete vorerst nach keiner zweiten Schlacht.

*

Die hier mit der Legende in Übereinstimmung gebrachte Schlacht bei Liegnitz kann kriegsgeschichtlich im einzelnen nicht untersucht werden. Sie ist nur insofern wichtig, als in diesem Zusammenprall der mongolischen Welt mit dem Abendland auf dem schlesischen Glacis unzweifelhaft eine neue Erkenntnis Leben gewann. Der Mongole fühlte sich trotz seines Sieges vor ein Problem gestellt, das ihn mit Verstrickung im enger werdenden Raume bedrohte, und hat vielleicht eingesehen, daß er diesen nicht mehr in ausholender Bewegung, sondern nur noch in stehender Schlacht meistern konnte. Verlor er eine solche Schlacht, so blieb ihm nichts als Rückzug, und dieser mußte so beschleunigt werden und so weit gehen, daß ihm keine zweite Schlacht zwischen Bergen und Wäldern im burgenreichen Lande geboten werden konnte. Die beweglichen Massen eines leichtgerüsteten Reiterheeres eignen sich nicht zur Eroberung von Ländern, die besetzt oder ausgeräumt werden müssen, um die Unterwerfung zu sichern.

Das Abendland aber hat mit Entsetzen erkannt, daß selbst ein mit der östlichen Kampfweise vertrautes und zum Teil sogar auf diese eingeschworenes Heer durch den Einsatz der Ritterschaft nicht dazu gebracht werden konnte, den Massenangriffen überlegener Reiterscharen standzuhalten, wenn ihm nicht ein Fußvolk zulief, das selbst Masse bildete und als taktisch geschulter Körper seine Stoß- und Schlußkraft bewährte. Die Schlacht bei Liegnitz ist verlorengegangen, weil das christliche Fußvolk zu schwach war und aus ungeübten Aufgeboten bestand, die weder imstande waren für sich selbst zu schlagen noch mit der Reiterei zusammenzuwirken. Also drängte auch diese Erfahrung auf Massenbildung und Schulung des Fußvolks hin, damit die schwergerüstete Ritterschaft nicht im Feld vereinsamte und zu einer kurzatmigen Waffengattung erstarrte. Die Verbundenheit

der Waffen und die Treffentaktik hatten sich schon in Italien und bei Bouvines zum Wort gemeldet, jetzt wurde die Erkenntnis wiedererweckt, daß die Überlegenheit im Felde auf die Zusammenfassung der Kräfte gegründet werden muß. Der Krieg der Zeit hatte zwei Gegensätze ans Licht gehoben, die im Zusammenprall des Ostens mit dem Westen innerhalb der Grenzen des Okzidents klargestellt worden waren. Das Berufskriegertum der nomadischen Herrenvölker erfaßte das ganze Volk, das Standeskriegertum des Okzidents schloß das Volk nahezu aus. Das waren Gegensätze, die auf den Schlachtfeldern erst recht in Erscheinung traten, wenn die Ritterschaft von einem Fußvolk unterstützt werden sollte, das der Kriegsübung entbehrte. Das ist bei Liegnitz der Fall gewesen. Darüber hinaus ergab sich die Erkenntnis, daß auch die berittene Masse des engeren Zusammenschlusses bedarf; aber diese ist nicht ins Bewußtsein aufgenommen worden, weil die Frage nach der Beschaffung eines taktisch geschulten Fußvolkes überwog. Polnische Bauern und deutsche Bergknappen hätten sicher ein streitbares Fußvolk abgegeben, aber sie ermangelten des Zusammenhalts und bildeten keine Waffengattung; sie waren selbst als Hilfswaffe nichts anderes als „zarte Ähren", die im Pfeilregen verdarben. Pfeil und Bogen drängten also noch einmal in den Vordergrund und verlangten nun auch im Abendland und in der Ritterschlacht ihr Recht. Aber auch das wurde noch nicht so offenbar, daß die Frage nach der Bedeutung des Fußvolks in der Schlacht dadurch verdrängt worden wäre. Es handelte sich im Grunde um nichts Geringeres als ein sozial begründetes Problem, das auf dem Glacis Schlesiens und bald darauf auf einem ungarischen Schlachtfeld Gestalt gewann. Während in Frankreich und Flandern schon Bürgerwehren im Feld erschienen waren, in Italien die lombardischen Kommunen mit der Ausbildung des Fußvolks zur selbständig auftretenden Waffe längst blutige Erfahrungen gesammelt hatten und im Innern Deutschlands frei gebliebenes Bauern- und Bürgervolk schon daranging, sich von der Ritterschaft zu lösen und als eigene Waffe eine besondere Taktik einzuführen, ritt man an der Elbe, der Oder und am Mittellauf der Donau noch zu Ritterschlachten auf, in denen das Fußvolk so gut wie nichts zu sagen hatte.

Blicken wir von dieser Stelle auf die Kriegsvorbereitungen des Abendlandes zum Kampf mit den Mongolen zurück, so erscheinen uns diese auch als solche vom Umbruch der Machtverhältnisse des Okzidents angekränkelt. Als Batuchan zur Eroberung Polens und Ungarns aufbrach und die Kunde von der endgültigen Unterwerfung der zahlreichen russischen Teilfürstentümer und der Überflutung Großpolens nach dem Westen gelangte, wo Kaiser und Papst und alle Königsgewalten in zerreibenden Kämpfen verstrickt lagen, wußte man nichts anderes zu tun, als das Kreuz zu nehmen, um ein gemeinsames Feldzeichen aufzurichten. Das war ein Behelf und zugleich ein Aufruf an die Ritterschaft, aber keine Mobilmachung des Westens. Es ist auch so verstanden worden. Aber die Anordnung eines Kreuzzuges war nachgerade an so viele Voraussetzungen geknüpft, daß der Mongolensturm schon vorübergebraust war, bevor die ersten, nur aus Deutschen bestehenden Kontingente sich in Bewegung setzten. Es war keine Liga der abendländischen aristokratischen Kräfte mehr, die das Heilige Land für sich gewinnen wollte, sondern nur noch eine Abrede zur gegenseitigen Unterstützung, die auf Fürstentagen ausgehandelt und von Papst Gregor IX. nach Gefallen unterstützt oder mißbilligt wurde. In Deutschland war's sogar nur ein Versuch mit untauglichen Mitteln, um überhaupt zur Aufstellung einer „Reichsarmee" zu kommen, da die schwindende Königsmacht nicht mehr fähig war, die reichlich vorhandenen Kräfte rechtzeitig in Bewegung zu setzen. Das war in der Entwicklung begründet. Fürsten und Herren waren dazu übergegangen, sich für ihre innern Fehden einzurichten, und hielten ihre Burgmannen zu diesem Zweck zurück. Dem König fehlte daher die Macht, für einen planmäßigen Schutz der Reichsgrenzen zu sorgen und im Kriegsfall sofort aufmarschieren zu lassen. Kaiser Friedrich II., der in Italien Heer auf Heer aufstellen konnte, war nicht einmal imstande, seinem Sohne, König Konrad IV., in Deutschland so viel Macht zu sichern, daß dieser sich selbst behaupten konnte; wie hätte er da gegen die Mongolen ausrücken können! Weder die Kriegsverfassung noch die Fechtweise waren auf unvorhergesehene Bedrohungen eingerichtet.

Trotzdem ist es den Mongolen nicht geglückt, ihre Wanderherr-

schaft auf der Westseite der Karpaten seßhaft zu machen. Sie haben den Feldzug zwar meisterhaft zu Ende geführt, aber zuletzt Widerstände zu spüren bekommen, die in ihrer Gesamtheit stark genug waren, dem Ansturm die Spitze abzubrechen und den Einbruch in die differenzierten, eng zusammengedrückten Räume des Westens als eine Kavalkade im europäischen Irrgarten erscheinen und enden zu lassen.

*

Es war ein feuerflammender, Verwüstung säender Krieg. Als Batu das Nordheer über die Weichsel gesandt hatte, um Polen bis zur Oder niederzuwerfen, war er selbst noch in Bessarabien und Galizien mit der Ausräumung des Karpatenglacis beschäftigt. Er hatte schon Hunderttausende von Kriegsgefangenen nach Osten in die Sklaverei abführen lassen oder über das Schwarze Meer nach Süden verkauft. Aber er hat dann zu seiner Überraschung erfahren, daß immer noch streitbares Volk in der Moldau und der Dobrudscha das Feld hielt, das gebändigt werden mußte, bevor er in die Walachei einfallen und, dadurch in der linken Flanke gesichert, die Karpatenpässe nach Ungarn aufstoßen konnte.

Von Byzanz her hatte er weniger zu besorgen. Dort neigte sich das kaum errichtete lateinische Kaisertum schon dem Ende zu, und an ein Erstarken des Exarchats von Nizäa war noch nicht zu denken; aber er konnte die Gebirgsrampe der Karpaten nicht emporsteigen, solange er nicht aller rückwärtigen Verbindungen Meister war. Er räumte deshalb gewissenhaft die Vorlande Ungarns aus, setzte Chanate ein, die zur Anerkennung des Reiches Kiptschak und des Groß-Chans im fernen Osten verpflichtet wurden, und überschritt die Pässe erst, als Baitarchan schon in Schlesien eingedrungen war. Batu hat die Karpaten überwunden, ohne auf größeren Widerstand zu stoßen. Der Vormarsch der Hauptarmee klafterte von den Beskiden bis zum Eisernen Tor. Er ist vorbildlich in seiner wiederum in sich gestaffelten Durchführung, die dem Gegner nicht gestattete, sich hierhin oder dorthin zu wenden, sondern ihn zur Einnahme einer Defensivstellung im Donautiefland zwang. Als die Mongolen in der Theißebene erschienen, jubelten auch hier die

Lerchen über der Frühlingssaat, hinter Batu aber lag alles zerstört.

Unterdessen hatte König Bela IV. so viel Volk zusammengebracht, daß auch er im Feld erscheinen konnte. Es waren nicht mehr die Ungarn, die im 10. Jahrhundert die deutsche Erde gefegt hatten. Sie hatten die Stephanskrone aufgerichtet und ritten jetzt als abendländische Herren mit ihren Dienstmannen in den Krieg. Geistliche und weltliche Würdenträger zogen mit ihren Bannern aus und bildeten ein Aufgebot, das auf mehr als 50000, ja sogar auf 100000 Mann angegeben wird. König Bela hieß sie in einem festen Lager an der Soja Stand fassen, um weiteren ungarischen Zuzug und die Kreuzfahrer aus dem Westen abzuwarten, und hoffte, die Mongolen so lange zu binden. In diesem Lager ist der König an einem der letzten Apriltage des Jahres 1241, also wenige Wochen nach der Schlacht bei Liegnitz, in aller Morgenfrühe von Batu überfallen worden. Die Mongolen stellten Wurfmaschinen auf, die schwere Steine in das Gedränge der Zelte schossen, und tobten in wilden Schwärmen um die Wagenburg, um jeden Ausfall im Pfeilregen zu ersticken. Die Überraschung gelang so gut, daß es gar nicht zu einer geordneten Schlacht gekommen ist. Nur einzelne, rasch gerüstete Harste brachen sich Bahn, unter ihnen der König, der von den Seinen aus dem Gewühl herausgehauen wurde und glücklich entkam. Es war keine Schlacht, sondern ein Gemetzel, in dem Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten, Barone und Ritter und viele Tausende den Tod fanden. Bis in die Gegend von Pest lagen sie über die Heide von Mohi und in den Sümpfen zerstreut. Kaiser Friedrich II. hat in einem Sendschreiben vom 3. Juli 1241 geklagt, daß seit den ältesten Zeiten ein solcher Verlust in einer einzigen Schlacht kaum noch vorgekommen sei. Die Schlacht hat ganz Ungarn in die Hände Batus geliefert.

Batuchan hat die Schlacht am Sojafluß im Vertrauen auf seine feste Zügelführung herausfordern können, weil Baitarchan seit der Schlacht bei Liegnitz das Sudetenglacis beherrschte und von der Lausitz ablassend in Mähren eingebrochen war. Hier sicherte er Batu vor Flankenangriffen von Böhmen und der Donau her, indem er den Böhmenkönig in seine Burgen scheuchte und Pässe und Furten,

die in Batus Rücken führten, in sichere Hut nahm. Nachher war nicht mehr viel zu tun. Ganz Ungarn wurde über den Kamm geschoren und König Bela bis nach Dalmatien gehetzt. Die Mongolen ritten ihre Gäule bei Spalato in die Schwemme und schossen ihre Pfeile höhnend ins Adriatische Meer. Wären sie nicht an der March abgeprallt, wo Herzog Friedrich von Babenberg ihnen mit der österreichischen Ritterschaft Halt gebot, so hätten sie vielleicht noch den Weg ins Innere des Römischen Reiches gefunden. Aber der Feldzug hatte insofern gegipfelt, als die Pußta als letztes gen Westen ausstrahlendes Steppenland sie fesselte und der Westen wie der Süden endlich gegen sie in Bewegung kamen. Böhmen verschloß sich, in Meißen, Thüringen und Bayern rührten sich stärkere Kräfte, Kaiser Balduin II. von Byzanz raffte sich auf und führte die Balkanvölker heran, und im Hintergrund des abendländischen Geschehens erhob sich, wenn auch nur schattenhaft, so doch deutlich sichtbar, die Riesengestalt Kaiser Friedrichs II., der die Feder beiseitegelegt hatte, um von Mediterranien nach Norden zu ziehen und die Mongolen mit dem Glanze des Imperiums zu schrecken. Aber selbst das hätte wohl nicht genügt, Batu zur Umkehr zu bewegen, wenn nicht aus Karakorum die Meldung eingelaufen wäre, daß der Groß-Chan Ogodai eines plötzlichen Todes gestorben sei. Da entschloß Batu sich, seine Eroberungen sicherzustellen und nach Aufrichtung einer Reihe von Chanaten zwischen dem Weißen Meer und dem Schwarzen Meer nach Osten abzuziehen, um bei der Neuordnung des Weltreiches der Dschingischaniden nicht zu fehlen. Er hat aber König Bela vorher nicht zu Kniebeuge und Tributpflicht zwingen können.

Die Heerscharen der Mongolen sammelten sich in der Walachei und auf dem Balkanglacis und rückten im Herbst des Jahres 1243 plangemäß nach Osten ab. Sie sind nie mehr so weit nach Westen gelangt, haben aber Polen und die Walachei noch mehr als einmal geschoren. Als Timur 160 Jahre später die Tataren zum mongolischen Vorvolk erhob und noch einmal ganz Vorderasien eroberte, fiel zwar wiederum fürchterliche Verwüstung auf Chwarasmien und die westasiatischen Lande, aber der Schwall staute sich diesmal an den alten mongolischen Herrschaftssitzen und den neuaufgekommenen

Osmanen. Die Schädelpyramiden, die Timur in Iran häufte, sind den orientalischen Geschichtsschreibern als Zeugen nomadischer Kriegführung unvergeßlich geblieben. Den Osmanen aber ist, bevor auch sie zu Bedrängern des Okzidents wurden, damals in Kleinasien die Aufgabe gestellt worden, gen Osten Front zu machen. Sie mußten ihr Eroberrecht in einer Vernichtungsschlacht auf den Weidefluren von Angora teuer bezahlen. Der Osmanensultan Bajazet, der kurz vorher noch das Kreuzheer König Sigismunds bei Nikopoli vor den Balkanpässen geschlagen hatte, ist bei Angora als Beschirmer des Bosporus gefallen. Die Osmanen haben also die Eroberung des byzantinischen Reiches vorerst durch eine Frontstellung nach Osten erkaufen müssen. Sieger im Kampf mit dem Ritterheer Sigismunds, sind sie von Timur als halbnomadisches Volk mit ihren eigenen Waffen besiegt worden.

Der Nomadismus hat den Krieg zur Zeit der Dschingischaniden auf den Höhepunkt der Beweglichkeit getragen und zugleich in die tiefsten Tiefen der Menschenvernichtung gestürzt. Er hat ihm aber auch eine Raumansicht beigebracht, die schlechterdings nicht übertroffen werden kann. Davon ist nicht nur viel in die Gestaltung der europäischen Kriege übergegangen, sondern auch viel für die Erkenntnis des Krieges als der bewegtesten Form menschlichen Erlebens verwendet worden. Die russische, die litauisch-polnische und die türkische Kriegführung sind dem Nomadismus so lange verhaftet geblieben, als in diesen Völkern der nomadische Puls pochte. Da das nomadische Empfinden in den Völkern des europäischen Ostens nie ganz erstorben ist, weil es von der Steppe genährt wird, ist auch die Kriegführung im Osten Europas bis auf unsere Tage der szythisch-hunnisch-mongolischen Kriegführung verwandt geblieben. Der einzige Krieg, in dem dies nicht zum Ausdruck kam, war der Krimkrieg, der in der Abkehrung von der Raumweite als Belagerungskrieg zu Ende ging. Ratzel sagt sehr richtig: „Das Eingreifen der osteuropäischen Mächte hat in der militärischen Verwendung der Massenaufgebote, des Übergewichtes der berittenen Scharen, der weiten Raumverhältnisse immer etwas Nomadenhaftes gehabt."

So verwüstend und vernichtend aber auch die Mongolenstürme über die Welt hinbrausten, eigentliche Vernichtungskriege, die bei ge-

ringer Schätzung des Bodens die Ausrottung der entgegenstehenden Völker zum Ziele haben, waren sie nicht. Auch sie sind, abgesehen von dem in ihnen großgezogenen Machtrausch und Vernichtungsdrang, Kriege um Bodenbesitz, die als solche den Eroberungskriegen der Alten verwandt sind, aber sie stehen nicht unter dem Gesetz der Seßhaftigkeit, sondern unter dem der Wanderbewegung des von Weide zu Weide schweifenden Nomadentums. Das machte sie furchtbarer als alle anderen und brachte sie der Ausräumung der bewohnten Erde nahe. Wann und wo aber das Gesetz der Steppe seine Geltung verlor, da verblaßten auch sie. Heute ist das Mongolentum nur noch ein Überrest einstiger Völkergröße und als solcher in seinen Stammländern genügend mit Weideland versehen, soweit nicht Seßhaftigkeit Platz gegriffen und das größte Reitervolk der Erde aus dem Sattel gehoben hat. Damit nehmen wir Abschied vom Nomadismus in seiner kriegerischen Gestalt. Man wird sich aber nicht ganz von ihm lossagen dürfen, denn er ist von den Osmanen zur Kriegführung des Westens in engere Beziehung gebracht worden und läßt uns noch in den Türkenkriegen seinen heißen Atem fühlen.

VII.

Die Kriegführung vom Aufkommen des Fußvolks in der Ritterschlacht zu Ende des 13. Jahrhunderts, in den englisch-französischen Thronkriegen und von der Einführung der Feuerwaffen bis zu den Burgunderkriegen und dem Kriege um Italien, abschließend mit Kaiser Maximilians Tode

Neue Waffengattungen — Fußvolk und Ritterschaft in den Schlachten auf dem Marchfeld, bei Worringen und Courtray — Vom Freiheitsdrang des Volkes — Die Schlachten bei Bannockburn, am Morgarten und bei Rosebeke — Ritter zu Fuß in der Schlacht bei Sempach — Die Schweizer und die Alpenpässe — Karl der Kühne und die Eidgenossen — Der Kampf zweier Zeitanschauungen — Der staatspolitische Moment im Kriege — Nikopoli und Tannenberg — Die Wiedergeburt des Bogens in den Schlachten des englisch-französischen Thronkrieges — Die letzten Wandlungen der Rittertaktik — Die Schlachten bei Crécy, Maupertuis und Azincourt — Jeanne d'Arc — Der aristokratisch gehandhabte Krieg — Die Wehrgewalt des Volkes — Das Militärstatut Karls des Kühnen — Seine Machtgründung und er selbst — Die Burgunderkriege — Die Schlachten bei Grandson, Murten und Nancy — Die Taktik der Schweizer Gevierthaufen — Einzelkämpfertum, Soldkompanien und geschulte Masse — Die Großartigkeit des Krieges um die 15. Jahrhundertwende — Das Aufkommen der Großmächte und die Universalidee — Die Machtentfaltung der Türken — Dreiteilung Europas — Die Alpen als zentrale Flankenstellung — Das Feuergewehr in der Schlacht — Orient und Okzident — Frankreich und Österreich in ihrer Stellung zu den Türken — Die Könige Karl VIII. und Ludwig XII. von Frankreich in Italien — Der Befreiungskrieg der Eidgenossen und Kaiser Maximilian — Die Schlacht bei Dornach und der Basler Frieden — Die Mailänderzüge der Schweizer — Die Schlacht bei Novara — Der Kampf der Langen Spieße — Die Schlacht bei Ravenna als kombinierte Schlacht aller Waffengattungen — Die Schlacht bei Marignano und der Rückzug der Eidgenossen — Vom germanischen Wehrrecht — Kaiser Maximilian und die Türkengefahr — Maximilians Ausgang

Karten

Schlacht bei Courtray 1302 — Schlacht bei Grandson 1476
Schlacht bei Murten 1476

Die Mongolenstürme, die als Ausgeburten der großen natürlichen Unruhezentren Asiens über Europa hereingebrochen waren, hatten sich dort verlaufen, wo die meridionalen Durchzugsländer sich als Hochebenen von steppenähnlichem Charakter ins Gebirge verloren. Der Durchbruch nach Oberitalien, der geräumigsten Tiefenlandschaft und zugleich dem wichtigsten meridionalen Durchzugslande des Westens, ist den Mongolen nicht mehr gelungen. Sie sind nicht an die Widerstandskräfte des alten Okzidents herangekommen, aber sie haben diese vor sich gespürt. So überraschend schnell sie der Ungarn Herr geworden waren und so vernichtend sie Herrn Heinrich bei Liegnitz geschlagen hatten — die verhaltene Kraft der abendländischen Kriegführung war selbst auf diesen Schlachtfeldern und an der March spürbar geworden. Fiel das Überraschungsmoment dahin und besann der Gegner sich auf die richtige Taktik, so wurde der Sieg ins Ungewisse entrückt.

Das Kriegswesen des Abendlandes hat sich darauf nicht weiter eingerichtet, aber die Umwandlung der abendländischen Kriegführung ist auch ohnedies den Weg zu größerer Beweglichkeit, zur Ausbildung eines standfestern Fußvolks und zur Sicherstellung verschiedener Waffengattungen gegangen. Noch herrschte die Ritterschaft im Felde vor, noch war sie nicht auf dem Gipfel des Könnens angelangt, aber sie gefiel sich schon nicht mehr im Niederreiten eines plünderungssüchtigen Fußvolks und im höfischen Lanzenstechen, sondern sah sich verschiedenen Waffengattungen gegenüber, die ihr schwer zu schaffen machten. Die Schlacht war wieder an die Waffenwirkung eines Heeres geknüpft, das mit der Verbundenheit der in ihm enthaltenen Elemente rechnete und den Rittern nur die Vorhand ließ. Die Aufteilung des Fußvolks in Schützen und Spießer, das Aufkommen einer Artillerie, die mit Pulver aus schweren Büchsen schoß, und die Einführung des Solddienstes, der

zur Gliederung in Kompanien führte, hatten die Aufstellung einer Armee zur Folge, die als fester Körper eigene Kräfte entfaltete. Als die Entwicklung sich so weit ausgelebt hatte, daß die ritterliche Reiterwaffe hinter dem zur Massenwirkung aufgestiegenen Fußvolk zurücktrat, wurde der Krieg in eine neue Zeit hineingesetzt. Dieser Weg ist absatzweise in 200 Jahren zurückgelegt worden, aber es ist bezeichnend für die Stärke der Tradition, die im Kriege wirksam ist, daß die größte Vervollkommnung der mittelalterlichen Reitertruppe ritterlichen Charakters erst erreicht wurde, als diese Entwicklung schon zu einem gewissen Abschluß gekommen war. Die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts hat darüber entschieden. Das geschah in den Kriegen Karls des Kühnen von Burgund, der die glänzendste Ritterschaft des Abendlandes mit der ausgesuchtesten Infanterie und einer überlegenen Artillerie im Felde vereinigte, um seine Schlachten zu schlagen. Als er die ersten Batterien aufstellte, Tausende von Schützen und Spießern warb und eine „burgundische Ordonnanz" ins Leben rief, die daraus eine eigentliche Armee machte, geschah dies im Rahmen einer großangelegten Politik und gestützt auf die Wohlhabenheit eines gewerbefleißigen Landes. Wir fassen die Entwicklung vom 13. zum 15. Jahrhundert in diesem Ausblick zusammen.

*

Der Okzident war damals längst zur Geldwirtschaft zurückgekehrt. Sie war von der Handelstätigkeit der italienischen Kommunen ausgegangen und hatte mit den ersten Anreiz zur Haltung größerer Söldnerhaufen geliefert. Durch diese ist dann das Fußvolk der Lombardei als erstes zur Massenbildung gekommen. Als die Mongolen das Feld verließen, wuchs unmittelbar hinter dem abziehenden Reitergewölk die Mauer des geschlossen auftretenden Fußvolkes auf. Da war es noch Hilfswaffe, aber es konnte schon im 14. Jahrhundert nicht mehr als solche abgetan werden. Die Ritterschlachten des 13. Jahrhunderts lassen den Spießträgern noch wenig Raum, aber sie bezeigen schon Achtung vor ihnen. Als Rudolf von Habsburg in einer der größten Ritterschlachten der Zeit den Przemysliden König Ottokar II. von Böhmen auf dem Marchfeld zu

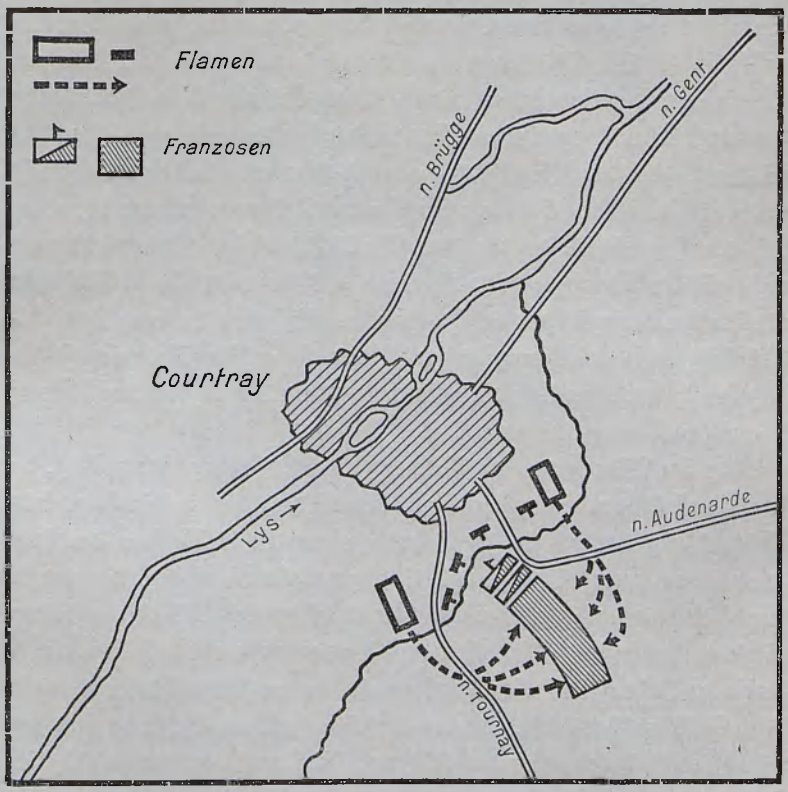
Boden warf, ist das Fußvolk noch wenig hervorgetreten, aber es war schon in ansehnlicher Stärke versammelt. Es ist vielleicht nicht recht zum Schlagen gekommen, aber es bleibt bezeichnend, daß ein Menschenalter nach dem Mongolensturm, der den Osten Europas weithin entvölkert hatte, in Krieg und Frieden Massen auftreten, die vorher kaum zu finden waren.

Es war die Zeit des großen Aufbruchs deutscher Siedler nach dem kontinentalen Osten. Flamen, Rhein- und Moselfranken, Sachsen und Schwaben sind wie hitzige Bienen ausgeschwärmt, um dem Ruf der Ungarnkönige und der böhmischen und polnischen Dynasten zu folgen und die verödeten Landstriche mit wehrhaftem Volk zu besetzen. Darin kommt auch die Wiedererweckung der Volkskraft im Felde zum Ausdruck, ohne die der Aufschwung des Krieges zum Volkhaften hin undenkbar gewesen wäre. Das Fußvolk ist noch nicht fähig, eine Schlacht allein auf die Hörner zu nehmen, aber es füllt jetzt den Hintergrund aus, vor dem die Ritterschlacht abrollt. Zwei Schlachten lassen die Wandlung der Ritterschlacht zur Schlacht kombinierter Waffen deutlich erkennen und weisen auf die Schlacht bei Bouvines als erste dieses Zeichens zurück. Wir bezeichnen als solche die Schlachten bei Worringen und bei Courtray. Bei Worringen hat Herzog Johann von Brabant als Führer einer Koalition dem Erzbischof Siegfried von Köln im Jahre 1288 eine Schlacht geliefert, die so bewegt war, daß Fußvolk und Ritterschaft nicht fähig gewesen wären, sie durchzuhalten, wenn beide nicht schon taktische Gestalt angenommen hätten. Da kam es nicht mehr auf den einfachen Stoß an, der durch den mehr oder weniger starken Nachdruck entschieden wurde, sondern es wurde schon überraschend und aus der Flanke angegriffen, ja, wie es scheint, sogar Fußvolk geschlossen gegen schwere Reiterei vorgeführt, die allerdings noch in langsamem Trab zum Lanzenstechen aufrückte. Noch deutlicher offenbart sich die Auflockerung der Ritterschlacht zur kombinierten Schlacht bei Courtray. Dort ist im Jahre 1304 die Ritterschaft zum erstenmal von Fußvolk über den Haufen geworfen worden.

*

Die Schlacht bei Courtray nimmt als erste ausgereifte Schlacht verschiedener Waffengattungen, in der die adelige Hauptwaffe der bisherigen Hilfswaffe unterlag, eine besondere Stellung ein. Es handelt sich zwar immer noch um die Überlegenheit der Ritterschaft im freien Felde, aber nicht mehr um unbesorgtes Anreiten auf der Walstatt. Das aber ist das Wesentliche. Die Schlacht wurde nicht aus dem Zusammenprall, sondern aus der Vorbereitung des Schlachtfeldes begriffen. Eine höhere Einsicht verlangte von Spießern und Schützen, die sich zur Schlacht stellten und ein Ritterheer vor sich sahen, die Erfassung des Treffens aus der eigenen Waffenwirkung. Als die Flamen bei Courtray um ihrer Freiheiten willen gezwungen wurden, die Blüte der französischen Ritterschaft zu bekämpfen, waren sie keine zusammengelesenen Spießbürger mehr. Sie standen als Belagerer vor dem festen Schlosse Courtray an der Lys und beschlossen, das anrückende Entsatzheer des Grafen Artois mit verwandter Front zu empfangen, ohne die Belagerung aufzuheben. Schon das war nicht mehr spießbürgerlich gedacht. Vor sich den Gröningenbach, der ihnen als Frontsicherung diente, hinter sich die belagerte Burg und die Lys, hatten sie zuerst wohl gehofft, einfach die Grabenstellung zu behaupten, indem sie den Rittern die Spieße vorhielten, ohne sich im Felde zu bewegen. Aber als Artois ihnen so nahe rückte, daß seine Pfeil- und Armbrustschützen ihre Phalanx über den Bach hinweg durchlöcherten, war es damit nicht mehr getan. Daraufhin sind sie zurückgegangen und haben den Rittern den Übergang freigegeben. Da es keinen Rückzug am Schloß vorbei und über die Lys hinüber gab, war das nichts anderes als ein Stratagem zur Durchhaltung und Auskostung der Schlacht. Die Aufstellung hinter dem Gröningenbach auf umflutetem Feld, mit dem Feind in Front und Flanke, enthielt also von vornherein einen Entschluß, der nur durch rücksichtsloses Fechten und die Behauptung der geschlossenen Phalangenform ausgewertet werden konnte. Aber auch dann war's ein Wagnis, das Verderben drohte. Sie haben es bestanden, indem sie den Feind im Augenblicke seiner größten Schwäche angriffen, als er nach der Überschreitung des Baches im versumpften Grund aufzureiten begann. Zum erstenmal ging Fußvolk ganz auf sich gestellt die Ritterschaft im Sturmlauf an, zum

erstenmal kam diese, vom Glück verlassen, im kritischen Augenblick zu Fall. Ihr Einbruch wurde aufgefangen und zurückgewälzt und der ritterliche Harst im versumpften Bachgrund Mann für Mann niedergestochen. Nicht die besondere Gunst der Umstände, sondern die Selbstsicherheit, mit der die Flamen die Umstände mitten im



Schlacht bei Courtray 1302

Schlachtgedränge zu ihren Gunsten umkehrten, erhob die Schlacht bei Courtray zum ersten großen Siege taktisch geordneten Fußvolks im offenen Feld.

Auch in diesem Treffen war die wachsende Verbundenheit der Waffengattungen sichtbar geworden. Bogenschützen hatten hüben und drüben gewirkt, und die Armbrust, der wir bis anhin nur als Liebhaberwaffe begegneten, beginnt nun von der größeren Durch-

schlagskraft ihrer Bolzen zu erzählen. Aber was dem selbständig auftretenden Fußvolk bei Courtray gelang, das ist nicht von Schlachtfeld zu Schlachtfeld vererbt worden. Es war ein Einzelfall und dieser an so glückliche Umstände geknüpft, daß daraus keine Entwicklung abgeleitet werden konnte. Erst als im Jahre 1315 das Mirakel sich erneuerte, indem die Schwyzer am Morgarten das adelige Aufgebot Leopolds von Österreich durch Anlegung eines Hindernisses in der Marschkolonne stauten und dann aus dem Hinterhalt überfielen und zersprengten, dämmerte die Erkenntnis, daß der Krieg den natürlichen kriegerischen Sinn wieder stärker heranzog. Aber das Element, das den Ausschlag gab und hier wie bei Courtray und vorher schon in der Schlacht bei Bouvines hervorgetreten ist, nämlich der Freiheitsdrang des Volkes, dieses Element ist noch nicht als der Beweger des allgemach aus dem ritterlichen Rahmen brechenden Krieges gewürdigt worden. Erst mit diesem kehrte die Phalanx auf den Ehrenplatz zurück, den sie an die Ritterschaft abgegeben hatte, ohne daß die geheiligte Form der alten Kriegführung je ganz verlorengegangen wäre.

War am Morgarten die Bildung einer Phalanx kaum nötig, da der Überfall vom Berg herab mit den niedergehenden Steinlawinen Vernichtung verbreitete, so ist doch in andern Schlachten der Zeit wieder von einem Spieß- und Stangenwald die Rede, der tapfer standhält oder noch tapferer zum Gegenstoß übergeht. In einer solchen Schlacht haben die Schotten unter Robert Bruce bei Bannockburn im Jahre 1314 als Spießerwald das englische Ritterheer aus dem Feld gescheucht. Und eben in einer solchen Schlacht sind die flämischen Bürger unter der Führung Philipps von Artefelde im Jahre 1382 bei Rosebeke von dem französischen Ritterheer bis zur Vernichtung geschlagen worden. Bei Bannockburn tat's die gutgewählte Abwehrstellung, die nicht umgangen werden konnte, bei Rosebeke versagte die Phalanx, weil sie im freien Felde von der französischen Ritterschaft umfaßt wurde, während sie noch mit den feindlichen Spießern im Handgemenge stand.

Wir lassen nur noch eine einzige Schlacht sprechen, um im 14. Jahrhundert eine neue Wendung, ja, mehr noch eine neue Gestaltung des Krieges heraufziehen zu sehen. Es ist nicht das Wiederauf-

tauchen der Phalanx als überlieferte und zugleich erneuerte Form, was so früh schon Beachtung verlangt, sondern das Aufkommen neuer erhebender kriegerischer Impulse, die die Kriegführung gerade in dieser Richtung befruchteten. Das Fußvolk wäre nicht aus der Rolle einer Hilfswaffe herausgetreten, wenn es nicht selbst zum Träger des kriegerischen Antriebs geworden wäre. Es waren Befreiungskriege, die der Mann aus dem Volke schlug. In dieser Gestalt betrachtet, offenbaren sie sich als Verkündiger einer neuen Zeit, so weit die Marksteine dieser Entwicklung auch noch gesteckt werden müssen.

Die Schlacht, in der beides, die Neuordnung des Fußvolks und der Befreiungsgedanke, sich anschaulich klar verbinden, ist von der Überlieferung so verklärt worden, daß sie der Nachwelt bleibenden Eindruck gemacht hat. Es ist die Schlacht bei Sempach, die am 9. Juli 1386 zwischen Wasser und Wald im offenen Feld geschlagen wurde. Es war nur ein Kampf weniger Tausende, die sich an einem heißen Erntetag über dem grünen Ufer des Sempacher Sees im Angesichte der Alpen begegneten, aber die Inbrunst des Streites hat ihn so hoch gestellt, daß er weithin sichtbar durch die Geschichte schreitet.

Die Schlacht bei Sempach ist von beiden Seiten gesucht worden, aber sie ist nicht auf vorbereitetem Feld und nach vollendetem Aufmarsch zur Entfaltung gekommen, sondern als Begegnungsgefecht entbrannt. Herzog Leopold III. kam von Sempach her und hatte bergan reitend eine Geländestufe gewonnen, die ihm zur Not die Entfaltung seiner Macht gestattete, als die Eidgenossen über der Hügelkante auftauchten und sich sofort an einer Erdfalte setzten, um den Kampf aufzunehmen. Beide Gegner wurden zuerst in einen Aufmarsch verwickelt; beide griffen an, um einzuhaken, bevor der Aufmarsch vollendet war. Keiner von beiden wußte, was der andere noch in der Hinterhand hatte. Der Herzog sandte seine Schützen voraus, um Zeit zu gewinnen, und ließ seine Ritter absitzen, um sie auf dem schmalen Feld als Eisenwand an den Feind zu bringen. Er getraute sich den Stoß so weit zu führen, daß er durchdrang, bevor der Gewalthaufe der Eidgenossen zu voller Entfaltung kam. Das war richtig gedacht, mißriet aber, weil die Eidgenossen in zwei

Treffen aufrückten und die vorweg abgesessene Ritterschaft mit dem Vortrupp nicht fertig wurde. Der Gewalthaufe der Eidgenossen brachte den Entscheid. Das geschah in so enger Verkämpfung, daß die Ritterschaft nicht mehr vor- noch rückwärts konnte und zu einer Hekatombe zusammengehauen wurde. Als der Anger gefegt war, lagen die Ritter zu Hunderten in ihren Eisenrüstungen unter dem zerbrochenen Bannerwald erschlagen.

Die Überlieferung hat dieser Schlacht eine der schönsten Kriegergestalten beigesellt: jenen Arnold Winkelried, der die Eidgenossen am Eisenwall der Ritter verbluten sieht und ein Bündel Speere in die Arme rafft, um sie in seiner Brust zu begraben, damit er den Seinen eine Gasse mache. Die Überlieferung hält einen Augenblick fest, der Beachtung verlangt; den Augenblick, in dem die Ritterschaft zum erstenmal Front gegen Front auf ebener Erde im Gewühle focht. Die Ritterschaft hatte mehr getan, als man bis anhin von ihr verlangt hatte. Sie stand bei Sempach nicht als eisernes Gestänge zwischen die Fußknechte verteilt, sie war nicht andern Waffengattungen beigegeben oder diese ihnen beigesellt worden, sondern die Herren hatten wie Gemeinfreie gestritten. Die Ritter waren als Phalangiten aufgetreten, die sich nicht mehr auf ihre Pferde zurückschwingen konnten. Sie hatten ihr Leben an den Sieg gesetzt und waren mit dem Herzog an der Spitze den sichern Tod gestorben, der niedergetretenes Fußvolk von jeher im Gewühl erwartete.

Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist die Schlacht bei Sempach, in der die zur Reichsunmittelbarkeit gekommenen wie die zu dieser hinstrebenden Freibauern, Bürger und Zugewandten der Alpenwelt zur Befreiung von Österreichs Vorgewalt aufstiegen, nicht fern von epochaler Bedeutung. Sie faßt die kriegerische Entwicklung an einem Punkt zusammen, wo die soziale Wandlung, die militärische Gestaltung und die Entfaltung des am Heimatboden haftenden Volkstums einen dreifachen Knoten schlingen. Der Krieg gewann daher auf diesem schmal zugeschnittenen Schlachtfeld wieder einen Schein antiker Größe.

*

Der Krieg erscheint im Treffen bei Sempach auf eine vereinfachte Form zurückgebildet, obwohl damit zugleich eine Entwicklung verbunden ist. Bis tief ins 15. Jahrhundert hinein werden in deutschen Landen Kriege geführt, die den Atem der Weltgeschichte nur verspüren lassen, wenn man sie zusammen ins Auge faßt. Dann erscheinen die Schweizerkriege wie die Hussitenkriege in ihrer wahren Gestalt als ungeheure Ausbrüche eines im Boden wurzelnden Kraftgefühls, das sich seine eigenen Lebensbedingungen schafft. Den Hussiten ist es dabei noch einmal gelungen, den nomadisch gedachten Krieg aufzupeitschen, der mit Wagenburgen und Wüstungsabsichten ins umwohnende Land fiel und die böhmische Naturfestung zu Ausfällen großen Stils benützte, aber sie haben daraus keinen Herrschaftsanspruch ableiten können. Anders die Schweizer. Ihnen war mit der Hut der Alpenpässe eine Aufgabe überbunden worden, die sie früher oder später über den Kampf mit den Territorialgewalten hinausführen mußte. Bevor die Schweizer sich dergestalt in eine europäische Form gebracht sahen, erwuchs ihnen die Befreiung von den Territorialgewalten zu einem Konflikt mit dem durch Österreich und den Schwäbischen Bund vertretenen Reiche. Aber auch dieser Konflikt trat noch hinter dem großen Kampf zurück, der die Eidgenossen gegen Karl den Kühnen ins Feld rief.

Läßt man alles beiseite, was an Einzelzügen in die schweizerische Geschichte eingegangen ist, und blickt einzig auf die strategische Verpflichtung, die den Bewohnern der Alpenlandschaften mit der Lagerung an den Alpenpässen zuteil geworden ist, gleichviel für wen sie diese hüten und aus dem kriegerischen Geschehen heraussetzen wollten, so ergibt sich, daß hier eine natürliche Dienstbarkeit vorherrscht, die erst politisch ausgewertet werden und auf eine höhere Ebene übertragen werden mußte. Das ist der ursprüngliche Konflikt; ein Konflikt, der bis auf die Helvetier zurückgeht und schon von Cäsar zu einem Problem gestaltet und als solches bei Bibrakte erledigt worden ist. Die Helvetier wurden vom Sieger an das Alpenvorland gebunden; mit ihnen alle, die im Laufe der Völkerwanderung dort Wurzel schlugen. Solange die Alpen im Altertum umgangen worden waren, haben diese Beziehungen geschwiegen. Als

sie im Schoße eines Imperiums deutscher Gestaltung sichtbar wurden und die Macht des Reiches von selbst wirksam ward, blieb das wiedererstandene Problem noch verschattet, weil das Reich in der Fülle seiner Kraft den ganzen Alpenkranz beherrschte und in Kriegsläuften nicht gezwungen war, sich der höchsten Pässe zu bedienen. Aber als Karl der Kühne daranging, das große Mittelfränkische Reich zu erneuern, das einst von Batavien bis nach Italien gereicht hatte und nun aus den innern Grenzen Deutschlands und Frankreichs herausgestaltet werden sollte, da wurde klar, daß die Alpenübergänge von den Anwohnern verteidigt werden mußten, denn sie hätten mit den Pässen sich selbst preisgegeben, nachdem sie dieser geopolitischen Verpflichtung in ihren Befreiungskämpfen mit den Territorialgewalten innegeworden waren.

Die Schlachten bei Grandson, Murten und Nancy haben also über viel mehr entschieden, als selbst dann sichtbar wird, wenn man das Verhältnis Karls zu Ludwig XI., zu den Habsburgern und zu den Schweizern für sich ins Auge faßt. Sie haben einen romantischen Kaisertraum zerstört, der mit ungeheurer Energie aus der Vorstellung ins Leben gerufen werden sollte, und sie haben damit zugleich die Alpenpässe zwischen dem Rhein und der Rhone aus dem Druck der Weltgeschichte herausgesetzt. Das scheint sich nicht recht vereinigen zu lassen, denn der Traum zerstob rasch, und die Emanzipation der Alpenpässe forderte Jahrhunderte, aber der Zusammenhang liegt offen, wenn man bedenkt, daß diese Sicher- und Abseitsstellung mit der Evolution Europas vom Ausgange der Hohenstaufen bis zum Wiener Kongreß Schritt gehalten hat. Auf diesem Wege sind die schweizerischen Markgenossenschaften, Städte und Bünde allmählich zu der europäischen Aufgabe gekommen, die ihnen nach ihrem kurzgefaßten Heldenzeitalter und dem Rückzug von Marignano aus ihrer Unabhängigkeit, aus der damit verbundenen strategischen Verpflichtung und der geographischen Lagerung aufgegangen ist.

Beide aber, Karl der Kühne und die Eidgenossen, haben der Welt mit dieser geopolitischen Grenzsetzung nicht genuggetan. Sie sind auch noch berufen worden, den großen Wettkampf auszutragen, der sich zwischen Fußvolk und Ritterschaft hin und her

wälzte, seit der Krieg wieder auf breiterer Grundlage aufgepflanzt worden war. Dieser Kampf wird nicht so sehr durch die Verschiedenheit der Fechtweise bedingt, als vielmehr von der Verschiedenheit der Staatspersönlichkeiten aus bestimmt. Es ist der Kampf zweier Zeitanschauungen, der mit dem Gegenübertreten Burgunds und Helvetiens Gestalt gewinnt, und er wird auf der Schwelle ausgefochten, wo die mittelalterlichen Kriege sich stoßen, um in neue Staats- und Lebensverhältnisse durchzubrechen.

*

Der Krieg ist nie etwas Großartigeres gewesen als eine Lebensäußerung oder gar die Lebensbetätigung des Staates. Im hohen Altertum war dies schon so deutlich geworden, daß der geordnete Krieg nicht mehr ohne den Staat denkbar schien. Erst als die Völkerstürme aus dem Osten den Okzident verschütteten, schien der Krieg wieder zu einer Naturerscheinung zurückzukehren, die sich selbst genügte und gefiel.

So umfangreich das Reich war, das Dschingis-Chan als Begründer der nomadischen Herrschaft in Asien aufrichtete, und so viel davon abbröckelte, um sich aus Teilreichen zu Herrschaftsgebieten mit eigenem Schwergewicht zu gestalten — das Flüssige und zugleich Unsichere dieser Erscheinungen hat den Kriegen, die um sie geführt worden sind, jedes tiefere Interesse vorenthalten. Eine lombardische Kommune oder eine oberdeutsche Markgenossenschaft, die sich als Kleinstaaten fühlten und ihr Weichbild als den Nabel der Welt verteidigten, standen dem Interesse und der Wertschätzung weit näher als Reiterstürme, die 100000 Pferde im Galopp über die halbe Erde trieben. Das staatspolitische Moment erregte, ob es sich auch in der Abkehr vom Raum und größeren Zusammenhängen gefiel, unendlich mehr Teilnahme als die Dynamik ins Weite schweifender Kräfte unter zerfließendem Himmel. Aber so viele Kriege auch im 14. und 15. Jahrhundert in kleinem und kleinstem Ausmaß in Europa geführt worden sind, unverkennbar strebte der Krieg wieder größeren Formen zu. Ausgedachte Feldzüge nahmen Gestalt an, blutige Schlachten reihten sich zur Kette, und die Ausscheidung

von Hoheitsgebieten und Souveränitätsrechten erfolgte wieder auf Grund von kriegerischen Vorgängen, die von der Kraft ganzer Völker getragen wurden. Die Kriege, in denen die Könige von England und Frankreich sich um die Krone Frankreichs stritten, haben bei Crécy, bei Maupertuis und Azincourt Schlachten erzeugt, die der starren Ritterschlacht auf schmalem Feld schon ungeduldig den Abschied winkten und mit ihren Pfeilschauern, gemischten Phalangen und unaufhörlichen Attacken wieder die Abwandlung zum Kriegsspiel in eines Feldherrn Hand ahnen lassen. Das gilt auch von Nikopoli und Tannenberg, den beiden großen Schlachten, die im Osten geliefert wurden und dort für Jahrhunderte die Verhältnisse zugunsten der Ostvölker, Türken und Polen-Litauer, festmachten. Über mehr als 70 Jahre, von 1346—1415, liegen diese großartig gestalteten Ritterschlachten vor der Schwelle ausgestreut, die wir überschreiten müssen, um zu den Burgunderkriegen zu gelangen, in denen ein neues Schlachtprinzip heranreifte. Erst der Nachhall dieser hochfeudalen Entscheidungen macht die Verwirrung deutlich, die über die Ritterschlacht hereingebrochen ist, nachdem das schwergerüstete Einzelkämpfertum zu Pferd und zu Fuß alle Möglichkeiten des Erfolgs ausgekostet hatte. Wer die politischen Verhältnisse außer Betracht läßt und sich auf den Gang des Krieges beschränkt, erkennt leicht, daß in den Feldzügen dieser Periode das Höchste geleistet worden ist, was abendländische Kriegskunst zu vollbringen wußte, nachdem das Helmeschroten der Heldenzeit durch die Kreuzzüge und die Berührung mit der morgenländischen Kriegskunst fernster Zonen in Massenschlachten zur Abdankung gezwungen worden war.

*

Die Feldzüge Barbarossas und Kaiser Friedrichs II. warfen schon helleren Schein, aber erst als die Feuerwaffen sich so durchgesetzt hatten, daß sie die Voraussetzung zu einer neuen Massenbildung schufen, und die Bogenschützen von den Pferden stiegen, um die unbehilflichen Spießerhaufen ungeschulten Fußvolks mit ihrem Geschoßregen vor dem Niederreiten durch die Ritterschaft zu sichern,

belebte sich das Schlachtbild wieder. Da traten wieder Stratageme in den Vordergrund, die den Feldherrn aus der Kulisse riefen.

Die „Ritterschlacht" hat den Anspruch auf diese Bezeichnung schon verloren, als sie nicht mehr vom Sattel aus, Ritterschaft gegen Ritterschaft, ausgetragen wurde. Das Aufkommen des Fußvolkes hat also zwiefache Bedeutung. Es wird durch die überwältigende Einführung des Bogens und der Armbrust und durch die Ballung der mit Rittern durchsetzten Spießerhaufen zu beweglichen Stoßkörpern nach zwei Seiten betont. Sempach bildet das faßbarste, um nicht zu sagen das vereinfachteste Beispiel dieser epochemachenden Wandlung. Da hören wir von Bogenschützen, die Herzog Leopold vorgesandt hatte, ohne daß darauf der Nachdruck läge, da sehen wir die Ritter absteigen und sich zur Phalanx reihen, ohne daß daraus auf eine Umwandlung der Ritterschaft in Fußkämpfer geschlossen werden dürfte, da bilden streitbare Bauern und Bürger gegliederte und geschulte Infanterieharste, die schon ganz aus der Lage heraus handeln. Aber es ist doch ein unter ganz besonderen Umständen zustandegekommenes Treffen, das erst im Lichte der späteren Entwicklung als Paradigma verständlich wird. Sempach ist von den Schlachten der englisch-französischen Kriege des 14. und 15. Jahrhunderts als Entwicklungsbild in den Schatten gestellt worden. Diese haben den Bogen noch einmal hoch zu Ehren gebracht.

Der Bogen erlebte in den englisch-französischen Kriegen eine Neugeburt, die nicht von den Parthern, Persern, Sarmaten, Sarazenen oder Mongolen hergeleitet werden kann. Der mannshohe Bogen ist in den Hochlandkämpfen der Waliser und Schotten als Waffe der Bergvölker aufgekommen, und er hat die englische und die französische Ritterschaft viel Blut gekostet. Das geschah also kurz vor dem Aufkommen der ersten Pulvergeschütze und sieht nach einem Rückschlag aus; es war aber in der taktischen Verwendung ein Fortschritt. Diese Neuerung zeigt auch, wie fein nachgerade das Zusammenwirken der Waffengattungen abgestuft werden mußte, um das man sich zu Beginn des 13. Jahrhunderts noch wenig gesorgt hatte. Als Karl der Kühne das Erbe der Engländer aufgriff und die ganze Schlachtordnung mit Schützen durchsetzte, zu Zucht und Exerzitien ver-

pflichtetes leichtes und schweres Fußvolk in Sold nahm, große und kleine Artillerie vorführte und den Gens d'armes nur noch die Ehre des alles entscheidenden Choks ließ, ging die Entwicklung zu Ende. Da erfuhr die Taktik der abgewandelten Ritterschlacht im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts eine so feinzüngige Zuspitzung, daß sie wie ein Präzisionsinstrument gehandhabt werden mußte und Gefahr lief, von stärkeren kriegerischen Instinkten und zusammengefaßten Kräften eines Schlages um ihre Wirkung gebracht zu werden.

Zieht man drei Schlachten, Crécy, Maupertuis und Azincourt, aus dem englisch-französischen Kronstreit heran, um die Hochform der kombinierten Ritterschlacht kennenzulernen, so erhellt, daß nicht nur drei deutlich voneinander abgehobene Waffengattungen, Spießer, Bogner und Ritter, im Felde standen, sondern daß auch alle aufeinander eingespielt waren. Von den englischen Rittern aber wurde noch besonders verlangt, daß sie sich zu Fuß und zu Pferd, in der Bewegung und im Stand einzeln und als Verband gebrauchen ließen. Das war das Verdienst König Eduards III. Die Ritter bildeten also immer noch die Hauptwaffe. Sie sind aber nicht mehr Einzelkämpfer aus eigenem Vermögen, sondern in einer kaum vorstellbaren Weise als Einzelkämpfer in Schlachten eingetreten, deren Anlage, Gang und Ausgang eigentlich von keiner Waffengattung weniger abhing als von diesem tapferen, unbesonnenen, kurzsichtig-verwegenen Rittertum, das noch nicht die Offiziere stellte, aber nachgerade zum Opfertod erzogen wurde. Bei Crécy, Maupertuis, Azincourt und in allen Schlachten der Zeit, in denen der Trunk bis zur Neige geleert wurde, ist auf der Seite der Unterlegenen die Blüte der Ritterschaft im Felde begraben worden. Sempach hat sie reihenweise unter ihren zerbrochenen Wappenschilden in die Erde kehren sehen. Dort bildete sich die ritterliche Schlachtfront noch von selbst; bei Crécy war das schon anders gewesen. Da waltete auf seiten der Engländer Eduard III. als königlicher Feldherr und schob die Front nach Gefallen zurecht, so daß dort die Ritter unter die Schützen und die Spießer zu stehen kamen. An dieser Aufstellung ist die zerstreut anreitende französische Ritterschaft abgeprallt. Als sie sich trotz des Pfeilhagels zum Angriff bereitfinden ließ und bald hier, bald dort den Anritt

wagte, wurde sie niedergemäht. Bei Maupertuis war's nicht viel anders. Wieder lag der Angriff bei den Franzosen, wieder stürmten sie, diesmal zu Fuß, schwergerüstet in den Tod. Bei Azincourt kam's zu einer dritten Variante. Da nahmen die Engländer ihre Bogenschützen mit nach vorn und setzten sie wie einen Blumenkorb zwischen der rechts und links aufreitenden Ritterschaft vor der französischen Front ab. Die Franzosen glaubten diesmal besser zu fahren, indem auch sie einen Teil der Ritterschaft absitzen und mit ihren Armbrustschützen zusammen eine Abwehrfront herstellen ließen. Aber auch das fruchtete nichts, denn als die im Sattel Gebliebenen auf die englischen Schützen eindrangen, um der Beschießung ein Ende zu setzen, erwies sich ihre Kraft als zu gering. Sie wurden von der überlegenen englischen Ritterschaft geschnappt, auf die eigene Fußtruppe zurückgeworfen und mit dieser zusammengehauen.

Sieht man genau zu, so ist um diese Zeit von einer gefestigten Rittertaktik nichts mehr übrig. Als Allerweltskämpfer stehen, reiten, fechten sie im Gewühl, das sie schonungslos verbraucht. Nicht mehr die Spießerhaufen, noch weniger die Schützen — die Ritter sind's, die die Niederlage auskosten. Bei Crécy ist fast die ganze, von Philipp VI. vorgeführte Ritterschaft Frankreichs liegengeblieben. Von vier großen Ritterschlachten war nur eine, und zwar die erste, die bei Bouvines geliefert wurde, zugunsten Frankreichs ausgefallen. Als Philipp August sie schlug, hatte er den Adel und das Volk hinter sich. Die Heere, die Philipp VI. als erster Valois aufstellte, um den Feldzügen Eduards III. zu begegnen, waren nicht mehr aus einer solchen Verbindung hervorgegangen. Da ritten die Franzosen wieder als Adelsheer ins Feld. Die Bürgerwehren hatten sich, von der Krone beiseitegesetzt, in ihre Mauern zurückgezogen.

Trotzdem behauptete die Krone Frankreich als im Boden wurzelnde Macht das Übergewicht über den englischen Eroberer, der tief in die vorgeschobenen Provinzen biß, aber die Isle de France vergebens berannte. Eduard III. hat nicht weniger als sieben Feldzüge nach Frankreich unternommen und von 1339—1376 die herrlichsten Siege erfochten, aber zuletzt doch nur drei Fußpunkte: Bordeaux, Bayonne und Calais, davongetragen. Frankreich hat seine schwankende Krone, sein zerbrechliches Heer und sein zähes Volk

durch Kriege hindurchgerettet, die dem Eroberer alle Lorbeeren zugeschanzt hatten. Als König Heinrich V. von England das Schicksal im Jahre 1415 zu zwingen glaubte, indem er die Franzosen bei Azincourt so vernichtend schlug, daß das Schlachtfeld von den gefallenen französischen Baronen, Prinzen und Würdenträgern dicht bedeckt lag, ging die Rechnung noch einmal fehl aus. Wieder war ein Sieg erfochten, aber wieder zerrann der Feldzug im Sande. Das im Boden verwurzelte nationale Element erwies sich stärker als alle Siege.

Weder der Schwarze Tod noch die Bauernaufstände der „Jacquérie", noch wilde städtische Erhebungen, noch die selbstmörderischen Rivalitäten der Großen, noch Bandenkriege, die von entlassenen oder üppig gewordenen Mietvölkern erregt wurden, haben die Lebenskraft des französischen Volkes zu zerstören vermocht. Der Umschwung zur Erhebung erfolgte noch vor der Mitte des 15. Jahrhunderts. Als England und Burgund so mächtig geworden waren, daß die französische Krone als Spielball zwischen ihnen hin- und herging und Karl VII. als „König von Bourges" nur noch von den Almosen der einstigen königlichen Macht lebte, trat aus dem französischen Volke der kriegerische Geist in einer Erscheinung zutage, die bis auf diese Zeit noch nicht erlebt worden war. Jeanne d'Arc erschien im Felde. Nie ist deutlicher geworden, daß der Krieg als Akt der Gewalt auf die Brechung des gegnerischen Willens gerichtet bleibt, daß er dies aber nicht zu leisten vermag, wenn die seelische Widerstandskraft sich über alle Schicksalsschläge hinausschwingt. Diese Kraft ist von der „Pucelle" als der Dienerin Gottes im höheren Auftrag unter den Großen des Reiches erweckt worden.

Es ist kein Zweifel, daß das französische Volk in allen diesen militärisch verlorengegangenen Kriegen unbesiegt geblieben ist, aber der Krieg ist vom Adel getragen worden. Die großen Schlachten waren Zehntungen des Adels gewesen und hatten einen Kriegerstand heimgesucht, dem keine andere Aufgabe mehr zugewendet werden konnte als die des Trägers der Kriegsübung, ohne daß er noch imstande gewesen wäre, sein Lehnsverhältnis zur Grundlage dieses militärisch zu ordnenden Vorrechts zu machen. Man konnte das Stärkeverhältnis nicht länger nach „Lanzen" berechnen, die sich

aus Schützen, Spießern, Knappen und dem vorgesetzten Ritter zusammenfanden, sondern mußte zur Aufstellung einheitlich geordneter Truppenkörper übergehen. Das Aufkommen der Söldnerbanden hatte den Weg gewiesen, auf dem das Fußvolk und andere Waffengattungen zu finden waren, aber auch das Söldnerwesen rief nach einer Erneuerung. Der Aufbau erfolgte von der Geldwirtschaft her. Als König Karl VII. die erste „Taille" ausschrieb, um Steuergelder zur Aufstellung von königlichen Kompanien zu erhalten, die als Kern einer bewaffneten Macht gedacht waren, hob sich aus dem Wust der zerfallenden Aufgebote der Ansatz eines stehenden Heeres hervor. Es ist zwar bei der Festlegung eines Prinzips geblieben, das vorerst die Naturalleistungen an eine Steuer tauschte, aber der Weg war gewiesen. Die Entwicklung führte zu größeren Formen und zu einem Konflikt, der in der Gegenüberstellung des aristokratisch gehandhabten und des vom Volke als Wehrgewalt ausgehenden Krieges gipfelte. In der Gegenüberstellung und der daraus hervorgehenden Amalgamierung dieser beiden Prinzipien ergab sich die große Wandlung, die den Krieg im 16. Jahrhundert zu neuen Formen aufsteigen sah. Als man erkannte, daß streitbares Fußvolk, zur Masse gestaltet, das Blachfeld beherrschte, gingen die beiden Prinzipien, die in aristokratischer Führung und volkmäßiger Gestaltung des Heeres beschlossen liegen, ein Bündnis ein, das den Ritter und den Landsknecht zusammen in den Krieg rief.

*

Als Sultan Bajazet am Steilrand der Donau bei Nikopoli das „Kreuzheer" König Sigismunds von Ungarn in den Strom sprengte, als Jagiello und Witold, die polnisch-litauischen Vettern, kurz darauf bei Tannenberg das Ordensheer der Deutschritter unter ihrer Übermacht begruben, waren diese Dinge schon im Fluß. Der Krieg ist noch nicht zu neuer Gestalt gekommen, doch das ließ nicht lange warten. Als Jeanne d'Arc auftrat und die Hussiten die Umwelt verwüsteten, waren schon Kräfte am Werke, die auf neue Beweggründe im kriegerischen Geschehen deuteten. Aber es brauchte noch kräftigerer

Zeichen, um den in der Tradition befangenen Krieg vollends aus dem Rahmen zu sprengen. Die Volkskraft fehlte noch, die, als Heereskraft bewegt, den Krieg als Ganzes faßte. Erst die Burgunderkriege haben darüber Aufschluß gegeben. Karl der Kühne und die Eidgenossen haben das Problem der neuen Kriegführung aus drei Schlachten herausgehauen. Der Herzog handelte als Vertreter des hochgezüchteten feudalen Krieges, die Schweizer als Vorkämpfer der vom Volke ausgehenden Wehrgewalt.

Das aristokratische Prinzip war nicht fähig, die Masse zu stellen, ohne die nichts mehr gelang. Die Engländer hatten das erfaßt und daraus eine Übergangslösung gewonnen. König Eduard III. hat die englische Ritterschaft in die Massenschlacht gezwungen, indem er sie nach Bedürfnis und Gefallen als Allerweltskämpfer verwendete. Als Karl der Kühne davon ausgehend ein förmliches Militärstatut schuf, um der burgundischen Ritterschaft die Hilfen aller andern Waffengattungen zu sichern, und einexerzierte Kompanien aufstellte, die als Truppenkörper an bestimmte Funktionen gebunden waren, geschah das Letzte, was den ritterlichen Kämpfern noch zu Liebe getan werden konnte, um sie als Elitetruppe und entscheidende Waffe im Felde zu halten. Mit diesem Heer hat Karl Flandern, Brabant, Lothringen und Burgund erobernd zusammengefaßt. Es war eine Kriegsmaschine, die, auf ihre Zeit bezogen, ihresgleichen nicht hatte. Kreuzzugsgedanken und Kaiserträume gaben den richtigen Hintergrund zu solcher Kriegsrüstung ab. Der wirtschaftliche Aufschwung der Niederlande erlaubte dem Herzog aber auch eine Artillerie ins Feld zu stellen, die nicht mehr mit einzelnen Rohren, sondern in Batterien ausrückte, und spezialisierte Soldtruppen zu halten, die in aller Herren Ländern geworben wurden. Unmerklich fast sind wir in einen Krieg hineingeraten, in dem Pulver und Blei sich nach langen Vorbereitungen zu Wort melden. So sehr dieses Mittel späterhin das Feld beherrschte, im Anlauf ist davon wenig zu spüren gewesen. Der Herzog von Burgund hat daraus noch keine Folgerungen gezogen, die seiner Ritterschaft den Kranz geraubt hätten. Er hat auf der Schwelle des Pulverkrieges eine Armee geschaffen, die das Prinzip der aristokratischen Führung noch einmal in den Vordergrund brachte, und ordnete dieser alle

andern Erwägungen unter. Ebenso haben die Schweizer von der volkmäßigen Erfassung des Krieges ausgehend gehandelt, indem sie dem Massenstoß mit blanker Waffe den Vortritt ließen und die Artillerie mit Verachtung straften.

Der Herzog war kein haltloser Träumer und noch weniger ein Draufgänger ohne Feldherrngaben. Karl hat den Krieg nicht als romantisches Abenteuer gesucht, sondern ihn als politisches Mittel ins Feld gerufen. Als er mit seiner schweren Artillerie vor Neuß erschien, hat das Römische Reich einen Augenblick in den Grundfesten gebebt, und als er nach der Eroberung Nancys siegreich auf der Lothringer Hochfläche erschien, zeichnete sich seine Vormachtstellung so deutlich gegen Osten und Westen ab, daß älteste Raumzusammenhänge sichtbar wurden. Ein Mittelreich, das nach allen Seiten ausgriff, schien in der Entstehung begriffen. Die Teilung von Verdun wurde in Erinnerung gerufen. Das Römische Reich Deutscher Nation war schon durch die habsburgische Hausmachtpolitik und die kurfürstlichen Gewalten so aus den Fugen getrieben und Italien so weit aufgeteilt, daß nicht nach neuen Differenzierungen, sondern nach Zusammenfassungen ausgeschaut wurde und der universale Gedanke wieder Geltung verlangte. Von dieser Vorstellung hat der Burgunder gelebt. Der Fall Konstantinopels hatte als Fanal gewirkt. Konnte Karl sich zum Träger dieses universal gerichteten Gedankens machen, so war's seine Stellung am Rhein und an der Saone, die ihm dazu die Kraft gab. Er stand hier auf dem Schnittpunkt der großen Verbindungslinien, die von Ost nach West und von Nord nach Süd über der schweizerischen Hochebene ein Kreuz durch Europa zogen.

Karl hat die Dynamik seines Wesens nie verleugnet und als Organisator und Machtmensch sich selbst bestätigt und alles an eins gesetzt. Aber er ist seiner Mittel, auch der physischen, nie ganz Herr geworden. Er war zu sehr von der Politik Kaiser Friedrichs III. und Ludwigs XI. abhängig, um seine Stunde wählen zu können. Beide haben ihm, sei's freundlicher-, sei's feindlicherweise, das Konzept verrückt. Sie haben ihm auch die Schweizer über den Hals gebracht. Er war eigentlich noch viel zu sehr am Niederrhein und in Lothringen beschäftigt, um sich am Oberrhein und am Leman-

see zu verbeißen. Der Burgunder wäre von sich aus wohl eher darauf bedacht gewesen, sich der kriegerischen Kraft der Schweizer zu bedienen, statt sie zu bekämpfen. Aber auch die Schweizer waren nicht von vornherein auf seine Gegnerschaft erpicht. Der Eroberungsdrang der Ost- und Innerschweizer ging nach Osten und Süden, nicht nach Nordwesten und Westen, wo Burgund und Savoyen sich am Jura stießen. Hier lagen einzig Berns Interessen verankert. Berns staatsbildende Macht war es, die über die Saane an den Jura und zur Saone drängte und das Waadtland aus den Händen der Savoyer zu reißen trachtete.

So kam es, daß der Herzog zu einer Entscheidung herausgefordert wurde, die er nicht gesucht hatte, und daß die Schweizer erst als hauptkriegführende Partei ins Feld traten, nachdem sie lange nur als Bundesgenossen König Ludwigs und der oberrheinischen Gewalten gefochten hatten. Gerade dadurch ist aber auch deutlich geworden, wie die Geister des Raumes sich in diesem Spiel betätigten, denn Karl und die Eidgenossen wurden nun auf dem Glacis zum Kampf geladen, das sich um den Genfer See zieht und am Jura und im Aaretal als Durchzugsland gen Osten zum Hegau streicht. Wer dieses in der Hand hielt, der besaß nicht nur den Zentralraum des Alpenvorlandes, sondern drückte auch auf die Alpenpässe. Trat Karl der Kühne hier siegreich ins Feld, so nahm das Reich, das er bislang gen Norden und Osten ausgeweitet hatte, nach Westen bis Lyon und nach Süden bis ins Mailändische Gestalt an. Damit ergab sich für beide, den Burgunder und die Schweizer, ein Konflikt, der die äußerste Kraftanstrengung von ihnen forderte, während die stille saßen, die dahinter auf das Aufgehen der Alpentore warteten. Ludwig XI. hat darüber genau Bescheid gewußt.

Als Karl sich aufmachte, den Einfall der Eidgenossen in die Freigrafschaft zu vergelten, zielte er noch scharf auf Bern und gedachte, sich mit dessen Züchtigung zu bescheiden. Höhergesteckte Ziele, vor allem eine Bekämpfung der gen Norden und Nordosten ausstrahlenden eidgenössischen Orte und deren Zurückführung in die alten Herrschaftsverhältnisse oder gar deren Unterwerfung, kamen für Karl nicht in Frage. Die Eidgenossen urteilten nicht anders. Auch sie fühlten sich nicht herausgefordert und folgten dem Hilferuf Berns

ungern genug. Weder Karl noch die Eidgenossen haben den Feldzügen auf den Grund geschaut, die da plötzlich aus den Verklammerungen der Bündnisse aufschossen und die Frage nach der Bedeutung einer alpinen Zentralstellung im Kräftespiel der neuaufkommenden Großmächte deutlich machten. Aber nicht dies beschäftige uns hier, sondern der kriegerische Aspekt, der da unversehens auf so überwältigende Weise Gestalt gewann, daß das kriegerische Geschehen auf einen Schlag völlig verwandelt wurde. Alles, was sich seit drei Jahrhunderten begeben hatte, um den Krieg der Ritterzeit aus dem Panzer zu schälen, lief auf einmal in einer Anstrengung zusammen, die von dem Kriege der Ritterzeit so gut wie nichts mehr übrig ließ. Eine Kriegführung, die soeben erst zu ihrer Höchstform aufgelaufen war und von keinem andern als von Karl dem Kühnen in diese Form gebracht worden war, verlor über Nacht ihre Gestalt und dankte nach ehrlich durchgeführtem Kampf im 16. Jahrhundert ab.

*

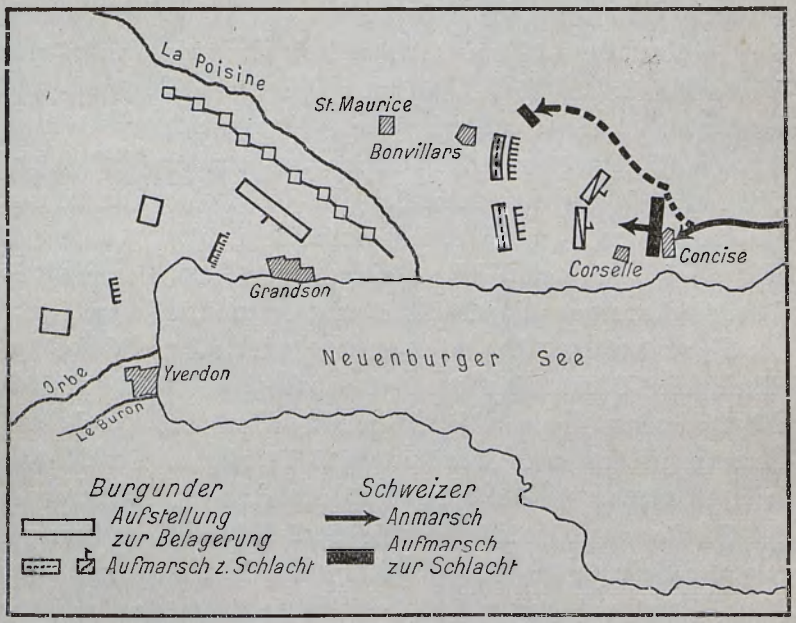
Der Feldzug, der dieser Wandlung vorausging und sie zum Ende hin bestimmte, währte keinen Sommer lang. Er brauste in zwei Gewaltstößen über die Seenplatte des savoyischen Vorlandes, kam das erstemal nicht zu vollem Gelingen, gipfelte aber bei dem zweiten Zusammenprall in einer Lagerschlacht, wie sie mit solch vernichtender Gewalt nicht wieder geschlagen worden ist. Wir kommen zu Grandson und Murten, Schlachten, die kurz erzählt sein wollen.

Der Herzog ließ strategischen Weitblick walten und trat den Vormarsch nicht unmittelbar auf Bern an, als er im Vorfrühling 1476 den Kampf begann, sondern zog sich nach Westen ins Waadtland und machte die Hochflur von Lausanne zu seiner Operationsbasis. Er soll etwa 15000 Mann vorgeführt haben und brannte darauf, an den Feind zu kommen, der ihn zur Unzeit aus größeren Entwürfen gerissen. Er zweifelte nicht am Gelingen, denn er hielt seine Armee für unüberwindlich, falls er ihr Gelegenheit zu einer geordneten Schlacht verschaffen konnte. Aus diesem Grunde ging er ungeduldig auf Grandson vor. Hier sollte kein Überfall wie am Morgarten,

kein vom Hügel herabtobender Gewaltstoß wie bei Laupen und kein im Fußkampf abzuwetterndes Begegnungsgefecht wie bei Sempach Verwirrung stiften, sondern eine alle Register ziehende Kriegskunst den Tag nach Gefallen entscheiden. Aber der vorbedachte Plan wurde von seinem eigenen ungeduldigen Schöpfer entkräftet. Karl ließ sich die Armee aus der Hand spielen, weil er es nicht über sich brachte, den Feind stehenden Fußes zu erwarten. Er schritt nach dem Falle Grandsons weiter aus, als die Umstände rieten. Es war weniger Geringschätzung des Gegners als die in ihm kochende Leidenschaft, die ihn veranlaßte, aus seiner Lagerstellung aufzubrechen und dem Feind entgegenzugehen. Der 1. März des Jahres 1476 schien ins Land, als er sich zum Vormarsch von Grandson auf Vaumarcus am Neuenburger See entlang entschloß, um die Straßenenge von Vaumarcus zu besetzen.

So ist Karl der Kühne trotz besserer Einsicht in ein Begegnungsgefecht verwickelt worden, auf das seine Armee nicht gefaßt war und das ihrer Kriegsübung unerwünschte Fragen stellte. Wäre die Armee völlig aufmarschiert vor ihrem Lager gestanden, so hätte sie alle Manöver spielen lassen können, in denen Spießträger, Bogen- und Armbrustschützen, Gens d'armes und als neue Waffe die Artillerie ausgebildet waren. So aber überfiel sie der einheitlich zusammengefaßte, bewegliche Feind in ihrer Schwäche. Die Vorhut der Eidgenossen überwand die Gebirgsenge auf einem Seitenweg und erschien plötzlich auf der Höhe über den sorglos anmarschierenden Burgundern. Der Herzog selbst faßte sich rasch, an ihm hat es diesmal nicht gefehlt. Er befahl, zwischen See und Gebirge am flachen Ufer aufzumarschieren, und warf dem ersten Gewalthaufen, der mit blasenden Hörnern von der Höhe herabstürmte, die ersten Abteilungen seiner Schützen und Spießer entgegen, um inzwischen die Stücke in Stellung zu bringen. Aber die Eidgenossen, die sich als schwere Infanterie den Berg herabwälzten, erkannten, daß sie dem Feind zuvorkommen mußten, und kamen wie die brüllenden Leuen gestürzt. Der Anblick dieses dicht geschlossenen Haufens von 8000 Spießen und Hellebarden ließ die zerstreut aufrückenden Burgunder gar nicht zu sich selbst kommen. Verwirrung riß ein, noch ehe die Vorhuten aufeinandertrafen, und scheuchte Karls Plänkler zurück.

Da rief der Herzog seine Gewappneten zum Flankenangriff auf das vorwärtsstampfende Karree, das inzwischen den ebenen Grund erreicht hatte. Sie haben sich ihm nicht versagt, aber von den 3000 Gens d'armes waren erst ein paar hundert zur Stelle. Die suchten nun dem Spießerhaufen der Schweizer die Flanke abzugewinnen, ritten an und zwangen ihn rechts auszufallen, aber die Schweizer vollzogen diese Bewegung mit solcher Wucht und Sicherheit, daß der Angriff



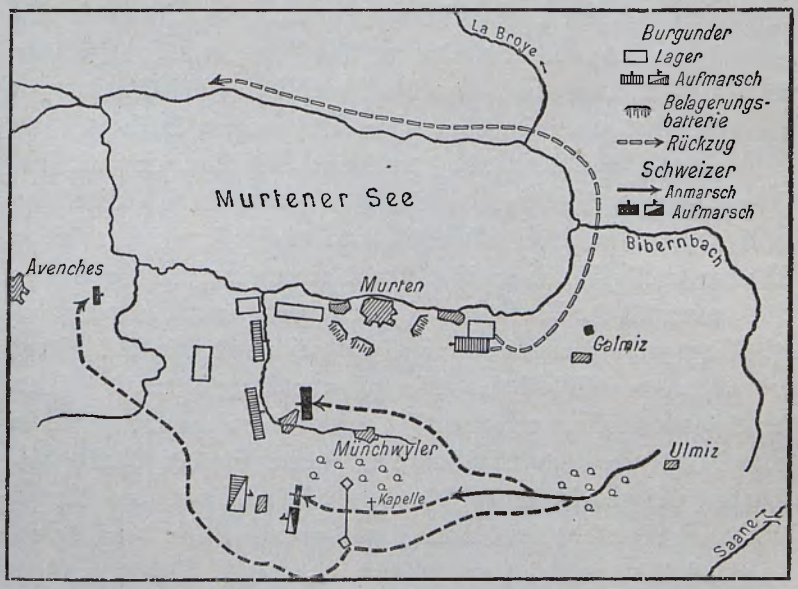
Schlacht bei Grandson 1476

der Geharnischten auf einen Wald von Spießen traf und an diesem zerbrach. Vergebens stachelte der tapfere Vorkämpfer der burgundischen Ritterschaft, Ludwig von Château-Guyon, seinen Hengst, daß er sich hoch über das erste Glied erhob, um die Phalanx zu sprengen. Roß und Reiter fielen, von den langen Spießen zusammengestochen, und machten keine Gasse. Da warfen die andern nach kurzem fruchtlosem Gefecht die Gäule herum und jagten zurück.

Der Herzog hatte Besseres erhofft, aber die Frist benützt, um seine gefährdeten Feldschlangen auf eine Bodenschwelle zurückzu-

ziehen und ihnen so freies Schußfeld zu verschaffen. Er gab die Schlacht mitnichten verloren. Noch war sein Verlust mäßiger als der des schwer beschossenen Feindes, noch waren seine lombardischen Söldner und die Brabanconen unberührt, noch hatte seine Artillerie so gut wie nichts getan. Da entglitt ihm plötzlich die Herrschaft über das Heer. Der Anblick der zurückflutenden Reisigen, das Abschwenken der Feldschlangen, der Ansturm des unerschütterten Feindes und der Aufmarsch der eidgenössischen Hauptmacht, die in diesem Augenblick mit wehenden Bannern aus der Enge hervorbrach, raubten dem burgundischen Kriegsvolk die Besinnung. Alles entscharte sich in wilder Flucht, um nicht zwischen dem Feind und dem anrollenden Gepäck erdrückt zu werden. Der Herzog warf sich ihnen entgegen, schlug mit der flachen Klinge unter sie und rief sie bei ihrer Ehre, aber sie hörten nicht mehr. Das ganze Heer rannte, von panischem Schrecken ergriffen, nach Grandson zurück, riß das Lagervolk mit sich und verließ seine Fahnen, seinen Feldherrn und das Feld. Karl entwand sich mit Mühe dem Getümmel, ließ dem Feinde den Sieg und ritt mit seinen Gewappneten gen Lausanne. Seine Artillerie, seine Vorräte, sein Prunkzelt und sein ganzes Gut fielen den Eidgenossen zur Beute. Die Schlacht war verloren, ehe sie zum Gemenge geführt hatte. Aber Karl ergab sich nicht in seine Niederlage; er erkannte sie als solche überhaupt nicht an. Er hatte nur 200 Streiter eingebüßt und fühlte sich persönlich unbesiegt. Panigarola, der Gesandte des Herzogs Sforza von Mailand, der ihn auf seinen Feldzügen begleitete, schrieb seinem Herrn am Tage nach der Schlacht, der Herzog denke nicht daran, von seinem Plan abzulassen und brenne darauf, den Schweizern und dem König von Frankreich zu beweisen, daß er mitnichten geschlagen sei. Die Eidgenossen halfen ihm dabei, denn sie beschieden sich mit dem leicht errungenen Erfolg und zogen mit der aufgesammelten Beute heim. Vergebens mahnte Bern die Verbündeten zur Verfolgung; die Waldstätte und die Ostschweizer legten keinen Wert auf einen Vormarsch ins Welschland und betrachteten ihr Werk als getan. Bern mußte sich daher mit der Besetzung Freiburgs und Murtens begnügen und überließ Karl Savoyen und die Operationsbasis am Genfer See. Der Feldzug ist also als solcher eigentlich in den Anfängen stecken geblieben.

Der Herzog dürstete nach Rache und Vergeltung. Er rief den letzten Mann aus Flandern heran, warb in der Lombardei, bot die Miliz der Bourgogne auf und erschien am 11. März wieder im Feld. Drei Tage später schlug er auf der Höhe von Lausanne ein befestigtes Lager auf und stellte den Glanz seines Hauses in rauschenden Festen zur Schau. Es wurde Mai, bis das Heer beisammen war. Karl leitete die Wiederaufnahme des Feldzuges mit einer Verlobung ein. Er



Schlacht bei Murten 1476

tat es in einer Zwangslage, aber es wurde trotzdem sein größter politischer Wurf. Die Verlobung Marias von Burgund mit Maximilian von Österreich stellte alle Aspekte neu. Kaiser Friedrich III. trat beiseite. Nun hatte Karl es nur noch mit den Eidgenossen, den landlosen Herzögen Renatus von Lothringen und Sigismund von Österreich und der „Niedern Vereinigung" zu tun. Diese Koalition fußte ganz auf der Waffengewalt der Schweizer. Am 27. Mai brach Karl auf. Er zog über Echallens und Avenches talab und lagerte sich am 10. Juni mit 20000 Streitern vor der Feste Murten. Das befestigte Lager erstreckte sich von der Mündung des Bibernbaches

über die Höhe von Münchwyler zum Gehölz von Domingue und wurde durch gestautes Wasser, Verhaue und Batterien gedeckt. Wieder kam es zu einer Belagerung, die den Feind heranrief. Aber das feste Schloß widerstand Stürmen und Bombarden, und sein Befehlshaber, Adrian von Bubenberg, ließ den Bernern sagen, solange in ihnen noch eine Ader schlüge, gäbe keiner nach. Es war die kritische Phase des kurz bemessenen Feldzugs. Karl hat dies verkannt. Er machte nur einen schwächlichen Versuch, die Saanebrücken wegzunehmen, und blieb dann tatenlos liegen, bis die Eidgenossen ihm über den Hals kamen. Am Abend des 21. Juni lagerten 25000 Mann hinter dem Ulmizer Wald, 7000 Schritte von Karls Umwallungslinien entfernt, und rüsteten zur Schlacht.

Karl der Kühne wußte, daß der Feind nahe war. Er hatte seine Armee schon dreimal aus der Ruhe geschreckt, um sich nicht überraschen zu lassen. Aber allmählich war die Aufmerksamkeit seiner Wachen erschlafft und er selbst der Beobachtung müde geworden. Als er am 21. Juni auf einem Spähritt den Eindruck gewann, daß die Eidgenossen immer noch nicht zur Schlacht bereit seien, führte er das Heer am Abend ins tiefer gelegene Ruhelager und ließ auf der Höhe von Münchwyler nur 30 Lanzen und einige tausend Knechte als Scharwache und Artillerieschutz stehen. In der Nacht ging schwerer Regen nieder und füllte das Wylerfeld und den Ulmizer Wald mit Nebeldünsten. Graue Schwaden trieben über den Murtensee und fegten durch die burgundischen Lagergassen. Ein trüber Morgen zog herauf. Es sah nicht nach einem Schlachttag aus. Karl ahnte nicht, daß die Eidgenossen gerade diesen Tag zur Schlacht bestimmt hatten.

Um die Mittagsstunde traten sie den Vormarsch an. Schweren Schrittes zogen die Gevierthaufen durch den regendampfenden Wald. Die burgundischen Wachen wurden des Feindes erst gewahr, als die Kolonnen im freien Feld erschienen. Ehe der Herzog benachrichtigt und Verstärkungen zur Stelle waren, liefen die Eidgenossen an. Der Vorhaufe rückte mit 3000 Spießen und Hellebarden gegen die Höhe, auf der das burgundische Geschütz hinter einem Grünhag verschanzt stand, die Reisigen setzten sich auf den linken Flügel, und im Hintergrund ordnete sich, rechts debordierend, der Gewalthaufen

mit den großen Bannern zum Massensturm. Die burgundische Lagerwache trat dem Feind beherzt entgegen. Die Bogner schwärmten aus und empfingen die bergan rückenden Haufen mit einem Pfeilregen, die Spießer besetzten die Verhaue und die Artillerie richtete die plumpen Rohre auf die dichte Masse der mühsam aufwärts strebenden Haufen. Als die Feldschlangen zu feuern begannen, geriet der Schweizer Vorsturm auf dem Glacis in große Not. Die burgundischen Kugeln krachten in die Reisigen und zerschlugen Mann und Roß; zum erstenmal tat Artillerie im offenen Felde gröbere Wirkung. Unterdessen ließ Karl, der ersichtlich an einer Gemütsverstimmung litt, im Lager zum Satteln blasen. Er tat es mit Unwillen, denn er glaubte in seiner Verstockung nicht an den Ernst des Angriffs. Panigarola schnallte ihm selbst den Harnisch fest und half ihm in den Sattelbug. Es war zu spät. Die Überraschung war nicht mehr gutzumachen. Als der Herzog aufsaß, standen die Eidgenossen schon in seinen Schanzen. Der Schwyzer Landamann Dietrich in der Halden hatte sich mit raschem Entschluß links herausgezogen, die Höhe von Münchwyler umfaßt und dem Verteidiger die Flanke abgewonnen. Vergebens suchten die burgundischen Stückmeister die schwerfälligen Geschütze herumzudrehen, vergebens rang die Bedeckung am Grünhag mit dem ungestümen Feind. Der Angriff gewann unaufhaltsam Raum. Die Batterien wurden unterlaufen, die Bedeckung zersprengt, die Bedienung niedergehauen und alles, was noch stand, über den Haufen geworfen. Das Lager wogte schon von Flüchtlingen und Zersprengten, bevor noch alles unter Gewehr getreten war. Als die Schweizer die aufgelösten Trümmer von der Höhe in die Lagermulde warfen und die gegen Murten aufgestellten Truppen im Rücken packten, war die Lagerschlacht für den Herzog verloren. Es gab für die Schweizer nichts mehr zu tun, als ganze Arbeit zu machen. Das haben sie besorgt. Savoyarden, lombardische Söldner, flandrische Spießer, Brabanter Reisige, englische Bogner, schweizerische Reisläufer und deutsche Knechte, alle wurden erbarmungslos niedergehauen. Manche verkauften ihr Leben teuer, andere kreuzten die Hände und empfingen ergeben den Todesstreich. Was entrann, fand die Haltung nicht wieder. Von den fünf Korps, die Karl über die Broye geführt hatte, wurden drei so gut wie erschlagen.

Der Herzog flüchtete mit seinen Gens d'armes und dem Korps des Grafen von Romont an der Saane aufwärts gen Avenches. Von hier trat er, diesmal um sein Heer und den ganzen Feldzug gebracht, den Rückzug nach Hochburgund an. Er barg sich auf einem einsamen Schloß, um in tiefster Gemütsverstimmung mit diesem Erlebnis fertig zu werden. Da erreichte ihn die Kunde vom Abfall Lothringens und rüttelte ihn auf. Er überwand sich, kehrte zu seiner Unrast zurück, eilte in die Niederlande, bot 10000 Mann auf, rief die Ritterschaft wieder ins Feld, stellte die Ordonnanz, so gut es ging, wieder her und zog gegen Renatus, der unterdessen die burgundischen Besatzungen verjagt und seine Hauptstadt Nancy am 8. Oktober wiedererobert hatte. Karl kostete in diesem Feldzug seinen letzten Sieg. Er trieb Renatus zum zweitenmal aus dem Lande und erneuerte die Belagerung Nancys. Da wandte Renatus sich um Hilfe an die Eidgenossen. Die wollten außer Landes nicht zu Felde ziehen, erlaubten aber den Auszug von Freiwilligen und schufen dadurch ein neues Kriegswerkzeug. Über 8000 Mann kamen zusammen und erschienen im Januar des Jahres 1477 mit den Elsässern und Renatus' Lothringern vereinigt, 20000 Mann stark, vor Lunéville, um Burgund zu bekämpfen.

Karl der Kühne hat sich durch den Anmarsch des mehr als doppelt so starken Feindes nicht schrecken lassen und rückte Renatus mit 9000 Mann entgegen. Er wollte eine Abwehrschlacht liefern und erst vorbrechen, wenn die Artillerie ihre Schuldigkeit getan hatte. Wir erkennen, daß er seine Niederlagen durchdacht hat, und sehen die Verwendung der schweren Feuerwaffe zum erstenmal auf ihre Wirkung hin betrachtet und ausgewertet. Südlich von Nancy, bei Jarville, kam es zum Zusammenstoß. Aber wiederum sah sich der allzu kühn und einseitig Verfügende von den Umständen betrogen und vom Glück verlassen. Karl wurde von Renatus' Hauptmacht in der Front angegriffen, von den Schweizern unbemerkt in der rechten Flanke umgangen, dadurch von seiner Artillerie abgesprengt und einwärts auf die Meurthe zurückgeworfen. Hier kam es zum Kesseltreiben. Er hat sich ihm nicht entzogen, sondern focht wie ein Rasender mitten im Gewühl und sank auf den Sumpfwiesen von Virlay ritterlich streitend in den Tod. Seine Heeresschöpfung und seine

Taktik hatten dem Phänomen, das mit den Schweizern im Felde erschien, nicht standgehalten. Schneeflocken wirbelten über das Schlachtfeld und begruben die Leiche. Wölfe zerrten sie wieder hervor und zerrissen den Leib des stolzesten Fürsten des Abendlandes; entstellte Reste wurden von Renatus ehrfürchtig bestattet.

*

Nicht vor Nancy, bei Murten war einer jener Schläge gefallen, die sich nicht wiederholen, aber als einmalige Entscheidung dauernde Bedeutung erlangen. Die große Wende, vor der die Kriegskunst schon seit hundert und mehr Jahren manövrierend gestanden, ohne sie zu erkennen, war mit der Gewalt eines Elementarereignisses hereingebrochen. Die Burgundische Ordonnanz, das Vollkommenste, was aus der Ritterschaft in Verbindung mit hilfskräftigem Fußvolk und der noch ungefügen Feuerwaffe herausgeholt worden war, hatte sich an den schweizerischen Gewalthaufen zerschlagen. Das sah nach einem Rückschlag aus, der als solcher mit Widerwillen aufgenommen wurde. Aber in diesem Rückschlag steckte ein Fortschritt, der, aus der Rückschau betrachtet, revolutionär anmutet. Die tiefgegliederte Phalanx der Alten war in neuer Gestalt wie eine Drachensaat aus dem Boden aufgeschossen und hatte die differenzierte, reich mit Verzierungen ausgestattete Kriegskunst des Ritterzeitalters in den Grund gestampft. Eine sich selbst genügende Infanterie war wieder geboren worden und ist binnen zwei Jahrzehnten zur „Königin der Schlachten" aufgestiegen. Als die Schweizer bei Murten in zwei oder drei Gevierthaufen aus dem Wald von Ulmiz hervorbrachen, schienen das noch ungeschlachte Truppenkörper zu sein, die schwerfällig am Boden hafteten. Als sie, flankiert von Schützen und Reisigen, vor dem Grünhag auftauchten und die burgundischen Geschütze die erste Salve abbrannten, schienen sie noch jeder Manövrierfähigkeit zu entbehren. Der plumpe Infanteriestoß drohte unter den Vollkugeln der burgundischen Batterien und dem Pfeilhagel der englischen Bogenschützen zusammenzubrechen, und die Reisigen Karls hofften schon zum Gegenstoß ansetzen zu können, um unter ihnen aufzuräumen. Aber als die Schweizer sich nicht entscharten, sondern

fähig zeigten, die Lücken zu schließen, und abschwenkend die Front zurücknahmen, als sie dann die Angriffsrichtung änderten und noch einmal anliefen, da war alles anders. Da zeigte sich, daß in dieser belebten Masse mehr Geistesgegenwart, Kraft und Bewegungsfähigkeit steckten, als ein mit Hilfswaffen übersättigtes Ritterheer unter den günstigsten Umständen aufbringen konnte.

Da stand die burgundische Schlachtleitung plötzlich vor einer neuen Tatsache. Infanterie handelte aus eigenem Impuls und genügte sich selbst. Das war etwas Unerhörtes. Die gewandteste Gegenoffensive hätte die Erkenntnis nicht aus der Welt geschafft, daß ein geschlossener Infanteriekörper von solcher Stärke allem überlegen war, was gegen ihn ins Feld geführt werden konnte. Ein paar Lagen unsicher abgebrannter Vollkugeln konnten keine Gasse machen, locker aufgestellte Schützen konnten diesen Spieß- und Hellebardenwald nicht rasch genug auflichten, truppweise anreitende Reisige konnten ihn nicht aufbrechen, und Spießerhaufen, die nur dazu da waren, den Schützen Halt zu verleihen, konnten überhaupt nicht an ihn herankommen. Er durchlief die Feuerzone rascher, als Pulverblitz und Pfeilgewölk sich lohnten, und drängte sich tiefer ein, als die tapferste Gens d'armerie vermochte, die den verdeckten Rossen erst mit dem letzten Spornstich die Zügel freigeben durfte, um ihnen nicht vor dem Anlauf schon den Wind wegzunehmen. Es gab keinen Einbruch und kein Getümmel mehr; der gewaltige „Nachdruck" der geschlossenen Masse schob alles vor sich her und räumte das Feld.

Das Einzelkämpfertum ritterlicher Prägung war im Prinzip erledigt, und die locker aufgestellten Hilfswaffen waren als solche nicht mehr zu gebrauchen. Das ist binnen zwanzig Jahren auf den Schlachtfeldern der Schweiz und Italiens klargestellt worden. Nicht der einzelne Kämpfer, sondern die geschulte Masse, die einen einzigen waffenstarrenden Körper bildete und Tausende von Armen und Beinen bewegte, Tausende von kriegerischer Wut geschwellte Herzen entzündete und vorwärtstrieb, machte die Schlacht. Es war eine Naturkraft, die sich in dieser neugestalteten Form uralten Kämpfertums Ausdruck verschafft und in der Infanterie das alles überwältigende Gegenmittel im Wettstreit mit den ausgedachtesten und zugespitztesten Formen des spätmittelalterlichen Ritterkrieges ge-

funden hatte. Das hat als ungeheuerliche Überraschung gewirkt. Dagegen war nicht aufzukommen. Daß diese Form der Phalanx sogar in der Flanke unangreifbar war, so beherzt opfermutige Ritterschaft auch den Flankenangriff vom Fleck weg wahrnehmen mochte, das hatten die Gens d'armes Karls des Kühnen ja schon bei Grandson erfahren. Ein Gevierthaufen von einigen tausend Mann, der ringsum bewehrt den Igel machte und dazu wie ein Tausendfuß lief, war schlechterdings nicht zu überwältigen, solange er Ordnung hielt und rascher war als seine Gegnerschaft. Gewiß, es war wiederum eine auf die Spitze getriebene Taktik, und sie mutete primitiver an als die sorgfältig differenzierter Heere mittelalterlicher Prägung, aber sie war in dieser Einfalt so auf Massenwirkung bedacht, daß dagegen kein „Finassieren" half. Das Primitive war auf die damals geltende Technik eingestellt und daher allem überlegen, was aus dieser herausgeholt werden konnte.

Es gehört zu dieser überwältigenden Erscheinung, daß wir nichts von einem genialen Feldherrn wissen, auf den sie zurückzuführen wäre oder der sie in dieser oder jener Schlacht selbstherrlich in Bewegung gesetzt hätte. Kein Miltiades hat sie ins Feld gerufen. Der Schlachtbefehl liegt in mühsamen, oft recht langwierigen Vorbereitungen versteckt und setzt sich aus Beratungen, Kompromissen und Verfügungen zusammen. Aber wenn man zu Ende gekommen war und antrat, dann war plötzlich die Einheit des Willens und die Sicherheit der Ausführung in der Masse so groß, daß kein Feldherr den Stoß zeit- und kunstgerechter lenken konnte, als dieses durch und durch militarisierte Volksaufgebot sich selbst lenkte.

Von der Kultur- und Geburtshöhe Karls des Kühnen aus gesehen, war das etwas Bauernmäßiges und Ungeistiges, aber der Burgunder hat die kriegerische Urkraft, die sich darin auswirkte, richtig eingeschätzt. Er hat gegen niemanden so viel aufgewandt und bis zum Einsatz der eigenen Person so viel ins Feld geführt wie gegen die Eidgenossen. Er war ihr größter Feind. Erst sein Tod hat sie wahrhaft freigemacht. Durch ihn sind sie zu Herren ihrer Schlachtfelder und über die Alpen hinausgeführt worden. Als sie 1499 im Schwabenkrieg mit Maximilian fertig wurden, war das

nur noch ein Nachspiel. Erst als es so weit war und sie als einige Eidgenossenschaft große Politik machten, fehlte ihnen ein Generalissimus, der Politik und Kriegführung in eine Hand hätte raffen müssen.

*

Die Schweizer haben ihr Kriegswesen schon im 13. Jahrhundert auf die Höhe gebracht. Sie haben schon den Grundstock zur Infanterieschlacht gelegt, als sie noch in einzelnen Aufgeboten zusammentraten, um sich gegen die Territorialgewalten zur Wehr zu setzen und Ort um Ort die Reichsunmittelbarkeit zu erkämpfen. Als sie Karl dem Kühnen gegenübertraten, waren sie längst keine „Bauern" mehr, sondern das geschulteste Kriegsvolk der Zeit. Schweizer Knechte haben in allen großen Fehden der Zeit gefochten. Die zweihundert Jahre, die darüber hingegangen sind, hatten außer dem Massaker von St. Jakob keine Niederlage verzeichnet, und auch diese war ein moralischer Erfolg, denn dort ist ein ungestümer Vortrupp von einem ganzen Heer Mann für Mann überwältigt worden. Das hat ihnen ein Gefühl der Überlegenheit eingeflößt, vor dem jeder Gegner erblich. Als diese Infanterie in den Burgunderkriegen als solche sichtbar und auf einen Schlag berühmt wurde, stand sie ganz auf sich selbst gestellt. Es war aber nicht strategisches Kalkül und überlegene taktische Einsicht, was sie so verfahren ließ; in Tat und Wahrheit haben die Schweizer aus der Not eine Tugend gemacht, als sie auf Schützen, Reisige und Artillerie verzichteten und diese nur als Aushilfen gelten ließen. Diese mußten vorwiegend von den Verbündeten gestellt werden. Es gehört zu den Besonderheiten der Entwicklung, daß gerade durch diese ausschließliche Pflege des Fußvolks der Grund zur Aufstellung moderner Massenheere mit allerlei Waffengattungen gelegt worden ist. Man mußte von der Erneuerung des Fußvolks ausgehen, alles andere kam in zweiter Linie. Als Hilfswaffe ließ es sich fürder nicht mehr gebrauchen. Es bleibt also nur festzustellen, daß das Aufbringen von großen Armeen erst durch die einseitige Bevorzugung eines sich selbst genügenden Fußvolks möglich geworden ist, denn die Kriege des ausgehenden 15. Jahrhunderts und des 16. Jahrhunderts sind undenkbar ohne solche Massenaufgebote. Nun

konnte die Kriegführung wieder aus dem vollen schöpfen. Nun wurde die Politik im Feld wieder auf die Masse gegründet. Das gab einer großartigen Politik Raum, denn je großartiger der Krieg, desto großartiger die Politik.

So kam der Krieg an der Wende des 15. Jahrhunderts zu einer Bewertung, die alles von ihm erhoffen ließ. Er wurzelte wieder in der Fülle der Völker und entsprach der Gestaltungskraft, die sich in dem zugleich bedrängten und erweiterten Völkergewimmel regte. Wenn jemals, dann ist in dieser Zeit die Triebkraft des Geschehens nicht so sehr im Individuellen, nicht in den Taten, Launen und Wünschen der jeweiligen Machthaber zu suchen, sondern erfolgt der weiterführende Anstoß vielmehr aus dem Lebensdrang, der zwar noch nicht in den Nationen, wohl aber in den von unten aufstrebenden Völkern und den neuerrichteten Staatenbildungen des Westens mächtig war. So kam es auch, daß der Krieg vom Falle Konstantinopels bis zur Erstürmung Roms, also von 1453 bis 1527, eine Größe hervorkehrte, die an den Geschehnissen leicht ermessen werden kann.

*

Es ist die Zeit der kriegsmäßigen Gestaltung politischer Probleme. Diese sind vom Kriege aus erfaßt worden. Die gewaltsame Einordnung des Osmanischen Reiches in den europäischen Kosmos, der sich jetzt dominierend über die andern Erdteile erhebt, die Heranbildung der Großmächte, die sich im Okzident neu betten und gegeneinander abgrenzen, ohne daß schon auf die Universalidee verzichtet worden wäre, und der Eintritt des verschatteten Nordens und Ostens in eine Welt, die sich bis anhin in der Aufteilung Mediterraniens und des westlichen Kontinents genugzutun glaubte — all das ergab Ausblicke, die den Krieg als Gestalter und urteilende Kraft an die erste Stelle riefen. Nur durch ihn konnten die Maßstäbe gewonnen und die Möglichkeiten festgestellt werden, deren man bedurfte, um zur Begründung eines europäischen Staatensystems zu gelangen, in dem die Kräfte sich aufwiegen mußten, sofern kein Imperium mundi mehr die Geister bannte.

Welch eine Zeit! England wußte noch nicht, ob es von seiner Insel aus herrschen oder sich auf dem Festland durchsetzen sollte; Spanien, das kaum geeinigte, lag in Italien in Vormachtkämpfen verstrickt, die sich ins Uferlose verloren; Frankreich, soeben erst der Zersetzung entronnen, hob sich schon hoch über seinen innern Kreis und verlangte nach weit und weiter gesteckten „natürlichen Grenzen"; Burgund lag als Erbschaft aufgeblättert; das Römische Reich Deutscher Nation hatte nicht Form noch faßbare Gewalten mehr und sah das macht- und heiratsfreudige Habsburg nach den verstreutesten Kronen greifen; und die mächtig gewordenen Schweizer, plötzlich als Enaksöhne zur großen Kriegführung berufen, fielen erobernd nach allen Seiten aus. Mailand, Venedig, Florenz, der Kirchenstaat und Neapel — kurz der ganze Mikrokosmos Italien schwamm in einer Großmachtpolitik, die keine Fremdherrschaft mehr dulden wollte und sich doch von ihr nicht lösen konnte. Wie konnte diese Welt sich klären, wenn nicht der Krieg die Phiole schüttelte! Und wie konnte der Krieg angerufen werden, wenn er nicht große Armeen aus dem Boden stampfte, die dem Schlage der Trommel und dem Klimpern des Handgeldes begehrlich folgten, um mit ihrem Blute die Politik der Könige und der hinter diesen aufsteigenden Mächte zu bekräftigen! Mußte der Krieg sich fortan nicht anders verhalten als bisher, damit er die ungeheuren Spannungen löste, welche die von allen Seiten zusammenschießende, geistig aufs tiefste erregte Welt in Atem hielten? Er tat's, indem er dem Standeskriegertum den Abschied gab und ganze Völker in den Harnisch rief. Das neue Lebensgefühl brach sich auch im Kriege Bahn. Wo sich Wehr- und Nährstand geschieden hatten, kam das auf die Aufstellung von Söldnerheeren heraus, die von der Adelsreiterei begleitet wurden. Wo das Volk noch Waffen trug, wie in den Hochlanden Schottlands, in den Alpen und an der Friesensee, rückte das Volk selbst auf. Der Krieg ging zum Marschtritt über und erschütterte als Wegbereiter die neu zu bestellende Welt.

*

Die großen Kriege, die sich aus dem Streit um die Erbschaft Burgunds erhoben und mit den Kämpfen der aufsteigenden Großmächte um den Besitz Italiens verschmolzen, haben die Umwandlung des berufsständischen Krieges in den soldatisch geordneten Krieg auf breitester Grundlage eingeleitet. Es war ein Fechten kraftvollster Gestaltung, das sich nicht auf die Errungenschaften der Taktik und die Erprobung der nun zahlreich im Felde erscheinenden großen und kleinen Artillerie beschränkte, sondern das Verhältnis zum Kriege selbst erneuerte. Der Krieg rückt an die erste Stelle. Er wird in einem Maße zum Erreger und Beweger, daß die Neuordnung von ihm ausgeht und von ihm weitgehend bestimmt wird. Er erscheint also nicht als das letzte, sondern als das ursprünglichste Mittel der Politik. Das Aufkommen der Großmächte ist an die Ergebnisse dieser Kriege geknüpft. Die Aussonderung der Alpen, die mit den Befreiungskriegen der Eidgenossen im Schoße des Römischen Reiches deutscher Nation begann, wird zum zentralen Problem der neu sich setzenden Machtverhältnisse im Umkreis der alpinen Welt und gewinnt dermaßen strategische Bedeutung, daß das Verhältnis Frankreichs und Deutschlands nachgerade nur noch an der Stärke und der Aufrechterhaltung dieser zentralen Flankenstellung gemessen werden kann.

Da die Türken um diese Zeit zu der höchsten Kraftentfaltung gelangen und ihre Sultane in weitgespanntem Bogen von den Küsten der Levante nach Westen drängen und aus den Tiefländern der Ukraine und der Walachei stromaufwärts nach Norden rücken, also Ost- und Westeuropa zugleich bedrohen, ergibt sich eine ungeheure Pressung, die aus den einwärts gewendeten Kriegen um die Vormacht im Mittelmeer und auf dem Kontinent nicht wegzudenken ist. Die Einwirkung auf den Okzident, welche Hunnen und Mongolen durch Gewaltstöße erstrebt hatten und Ostrom und das byzantinische Reich durch politisch gestaltete Feldzüge im Mittelmeerraum zu verwirklichen trachteten, wird von den Osmanen durch fortgesetzte Kriegführung erreicht. Sie gewinnt in Ausfällen Gestalt, die von der gesicherten Balkanstellung und dem dahinter aufgebauten Hochland Anatoliens nach Norden und Westen ausstrahlen, ohne den Angreifer enger zu verstricken als seine Laune will. So erheben sich zwei kriegerisch gestaltete Phänomene, der Wettstreit der abend-

ländischen Mächte einerseits und die Kriegspolitik der Hohen Pforte anderseits nebeneinander, um die Entwicklung Europas einer bisher noch nicht bemerkbar gewordenen Perspektive zu unterwerfen. Eine Dreiteilung des Kontinents kündigt sich an.

Zum erstenmal wird eine Dreiteilung des Kontinents sichtbar, die dem Begriff eines mitteleuropäischen Raumes Gestalt verleiht. Eine gefährdete westliche Macht setzt sich in Verbindung mit dem aus Osten zugewanderten Eroberer asiatischer Herkunft und läßt diesem Raum, weil sie selbst der Umfassung durch die näher gelagerten Mächte nicht anders als durch eine Gegenumfassung auf den äußeren Linien Herr werden kann. Es ist der Kampf Frankreichs mit dem Hause Habsburg, der diese Veränderung nach sich zieht. Er bringt strategische Grundzüge zur Geltung, die sich nicht mehr wegdenken lassen. Die Geschichte Europas wird dadurch von der religiös gebundenen abendländischen Gesamtauffassung gelöst. Der Großtürke spielt dabei sein eigenes Spiel und kommt zugleich zu einer auf Jahrhunderte zu berechnenden Rolle im Kampf um die Hegemonie, den die Mächte des Abendlandes als Erben Roms unter sich austragen. Diese Entwicklung wird noch deutlicher umschrieben, wenn man der Rolle gedenkt, die das Papsttum als staatlich verankerte Macht in den Machtkämpfen der Zeit einzunehmen beginnt. Es schlägt sich als kriegführende Partei bald auf diese, bald auf jene Seite, um dem Übergewichte derjenigen Macht entgegenzuwirken, die auf dem Boden Italiens siegreich ist und den Kirchenstaat in seiner weltlichen Gestalt bedroht. Das Gleichgewicht, das sich in Italien auf der Grundlage eines Fünf-Mächte-Systems herausgebildet hat, ist so schwach verankert, daß kein Angreifer zögert, es in Frage zu stellen. Der Kirchenstaat, das Königreich Neapel, die aristokratische Republik Venedig und die Herrenstaaten Mailand und Florenz bleiben zentrifugalen Tendenzen unterworfen. Der Kampf um Italien entfesselt daher auch die größten Stürme und bestimmt den Kampf um die Hegemonie im Abendland solange, als Frankreich fähig ist, sich durch große Ausfälle in dieser Richtung vor der Einkreisung durch die burgundisch-spanische Macht und deren Abstützung auf das dahinter auftauchende hispanisierte Kaisertum der Habsburger zu bewahren.

Die Schweizer, die sich als lockeres Bündnis wohlbewehrter Tal- und Stadtgemeinschaften eine Sonderstellung erkämpft hatten, standen mitten in dem dadurch entstandenen Gedränge. Die zentrale Lagerung der Alpenlandschaft hat sie zu einer schicksalhaft bestimmten Rolle verhalten. Sie waren durch ihre rücksichtslos durchgeführten Befreiungskämpfe in eine von allen Seiten gefährdete Ausfallsstellung gedrängt worden und konnten diese nur behaupten, solange sie fähig waren, sie als solche gegenüber allen jenen zu Gewicht zu bringen, die im Umkreis aufmarschierten und dabei selbst Anlehnung an die Alpen suchten. So kam es, daß die vom Reiche Abstand nehmenden Eidgenossen in den Kriegen um Italien als Eroberer auftreten mußten, um ihre zentrale Stellung auch gen Süden abzugrenzen, ohne daß sie Eroberungen davontragen konnten, die ihnen den Zugang zum Meere geöffnet hätten. Sie haben zwar ein „ennetbirgisches", also am Außenhang des Gebirges gelegenes Glacis erstritten, aber die lombardische Ebene nur betreten, um das Alpenvorland von ihr abzusetzen und Kontributionen zu erheben. Die Ausweitung ihres Herrschaftsgebietes über die Schwelle des Gebirges hinaus ist ihnen versagt geblieben, aber ihre kriegerische Rolle ist universal gestaltet worden. Die Eidgenossen haben in dem Reichskriege, den Maximilian gegen sie verkündet hatte, ohne das Reich in Bewegung zu bringen, Abstand vom habsburgisch gewordenen Kaisertum genommen. Sie waren die einzigen, denen die Festhaltung und die Befestigung einer zentralen Ausfallsstellung im Sinne einer nach allen Seiten wirkenden Flankenstellung mit Aussicht auf staatlichen Bestand geglückt ist. Böhmen ist erst zu einer solchen Rolle gekommen, als die Tschechen im Jahre 1919 als Zugewandte Frankreichs und Rußlands darauf verpflichtet wurden, die damit verbundene strategische Grundstellung als solche gegenüber der Umwelt wahrzunehmen. Alle anderen Ausfallsstellungen waren nicht zentral, sondern mehr oder weniger peripherisch angeordnet, also vom Schicksal rückenfrei gestaltet. So Schweden, das damals zur Abschüttelung der dänischen Vormundschaft gelangte und nun von sich aus als Dänemarks Erbe und aufstrebende Ostseemacht auf den Kontinent hinübergriff; so Spanien, das sich der Mauren erwehrt, seine Hoch- und Tieflande zusammengeschlossen

hatte und nun nach Italien und über die Pyrenäen drängte; so Portugal, das sich seiner abgewandten randständigen Stellung bewußt geworden war und die ozeanische Weite suchte, bevor noch der kontinental gerichtete Spanier die Spur des Kolumbus aufnahm, um als Festlandssohn amerikanische Hochländer zu erobern; so vor allem der Türke, der die Rückenfreiheit in der Befestigung seiner interkontinentalen Riegelstellung am Bosporus und vor den zilizischen Pässen fand und dann erobernd in die Weite strebte; so England, das allmählich zur Erkenntnis gelangte, daß seine insulare Stellung ihm das Heft in die Hand gab und das nachgerade aus der Verdrängung vom Festland eine Politik ableitete, die auf das insulare Interesse und der damit verbundenen Seegeltung gegründet war.

Die Erweiterung des Weltbildes, die sich um die Wende des 15. Jahrhunderts durchsetzte, hat also, von Europa aus gedacht, Perspektiven aufgeschlagen, die von natürlichen Grundlagen getragen werden und auf strategischen Erkenntnissen fußen. Alle Kriege, die von dieser räumlichen Erfassung der lebendig gewordenen Machtfragen ausgingen, sind aus der Völkerfülle der europäischen Erdfeste gespeist worden. Sie weisen daher einen großen Zug auf, der die Aufgeschlossenheit des geographischen Raumes und die zentrale Lagerung Europas widerspiegelt und nationalen Abgrenzungen die Bahn bereitet. Europas Weltlage wird neu bestimmt.

*

Die Erweckung des Fußvolks als der einzigen Waffengattung, die von der Eroberung ausgehend zur Inbesitznahme drängt, hat eine Politik möglich gemacht, die wie in den ältesten Zeiten wieder mit weithinausgesteckten festen Grenzen rechnete. Nur Fußvolk war imstande, die Armeen mit Kräften auszurüsten, die den Krieg von der verkürzten Zügelführung lösten und zugleich die Behauptung des eroberten Geländes sicherstellten. Es war immer noch eine vereinfachte Kriegführung vonnöten, da durch Werbung zusammengebrachte Massen sich nicht nach Gefallen bewegen ließen, solange die Erhaltung der Kriegsvölker an den Krieg selbst gebunden blieb.

Aber der Krieg war zur Völkerprobe geworden. Er forderte das Blut aller. Die Schlachten, die aus der weiträumigen Anlage der nun von Infanterie gespeisten Feldzüge hervorgingen, waren mörderischer Natur. Sie wurden daher im Hinblick auf die zu bringenden Opfer nur dann durchgeschlagen, wenn die entstandene Zwangslage keinen andern Ausweg mehr ließ und die Gegner zum Einsatz des aufgebrachten Kriegspotentials nötigte. Blutigere Schlachten sind nie geschlagen worden. Wo Infanterie sich verbiß, räumte der Tod gründlich auf. Erst das Aufkommen des leichten Feuergewehrs als der vorherrschenden Waffe hat die Schlacht von dem auf ihr liegenden Zwange zur Ausblutung befreit. Erst als so viele Feuerschützen im Glied standen, daß die Kampfkraft der anrückenden Infanterie schon vor dem Zusammenprall beträchtlich litt, ergaben sich neue Gesichtspunkte, die auf eine Bewahrung der Heereskraft zielten. Da besann man sich darauf, die Schlacht nicht mehr unter allen Umständen mit der blanken Waffe durchzufechten, sondern eine durch Feuer dezimierte Truppe aus der Schlacht zu ziehen, um sie zu erhalten. Solange nur Geschütz aufgefahren wurde, war das nicht geschehen. Die Einführung der Artillerie hat auf diese Entwicklung nur insofern gewirkt, als ihr die ersten gröberen Fernwirkungen vorbehalten blieben. Sie hat langehin nur dann schlachtentscheidend gewirkt, wenn durch sie erschütternde Schlachtkörper, gleichviel ob diese aus Infanterie oder Kavallerie bestanden, die Haltung verloren und nach vorn oder hinten durchbrannten und den Aufbau der Schlacht dadurch zum Einsturz brachten.

Die Feuerzone hat als solche erst im 17. Jahrhundert größere Bedeutung gewonnen. Gerade die Einseitigkeit, die sich mit dem Aufkommen der Schweizer als einer sich selbst genügenden Infanterie ergab, hat die Schlacht zu einem Gewaltakt gestempelt, der von den Feldherren der Renaissancezeit erst in die Kriegführung aufgenommen wurde, wenn alle anderen Mittel, vor allem die Eroberung fester Plätze, künstliche Manöver und das Abbrennen der Quartiere versagten. Kam's zur Schlacht, so wurden Hekatomben gehäuft, die wenige Überlebende übrig ließen. Das Feuergewehr hat also nicht auf die Erhöhung des Blutzolls in der Schlacht gewirkt, sondern diesen auf die ganze Kriegführung verteilt. Dieser Blutzoll ist als

solcher zunächst von der Masse der Infanterie aufgebracht worden. Er wurde logischerweise dort erhoben, wo die neue Fechtart die stärksten Kräfte gehäuft hatte. Erst als die Artillerie sich fähig zeigte, auf der Walstatt bestimmend einzugreifen, indem sie das Feld fegte, statt sich mit moralischen Wirkungen zu begnügen, ergab sich eine Auflockerung der neugeborenen, aus der Masse gespeisten Infanterieschlacht in der Richtung auf die Wiederherstellung der dreigeteilten Aufstellung, die neben der Infanterie eine zusammengefaßte und als Masse verwendbare Kavallerie zum Angriff rief und die Artillerie beweglich machte. Dazu sind eine Reihe von Feldzügen und Schlachten nötig gewesen. Diese Entwicklung wird, von Murten ausgehend, bis Marignano klargestellt, aber sie war nicht an die Kriegsfertigkeit der Schweizer gebunden. Diese lieferten nur den kräftigsten Einschlag des Gewebes und zogen dann als Infanterie aus dem Machtkampf ab, den sie als Volk in Waffen angehoben und als Kriegergenossenschaft ruhmvoll, aber zur Tragödie gestaltet, beendet haben. Die staatliche Existenz des alten Schweizerbundes ist also vom Kriege aus möglich geworden, ohne daß die Schweizer in die Lage gekommen wären, sie für alle Zeit im Kriege selbst zu verankern. Vielmehr sind es die umwohnenden Mächte gewesen, die das schweizerische Eigenleben durch ihr gegenseitiges Verhalten gesichert haben, indem sie die schweizerische Landeskraft für sich nutzbar machten, nachdem sie bei den Eidgenossen in die Schule gegangen waren und diese sich den allgemeinen Respekt erzwungen hatten. Das daraus sich ergebende Verhältnis hat der Schweiz die Erhaltung ihrer Wehrfähigkeit vor allen anderen Staaten auferlegt.

*

Die Staatenbildung Europas kann aber nicht ohne weiteres von diesem innern Kreis des Okzidents aus betrachtet und zum Phänomen des Krieges schlechthin in Beziehung gesetzt werden. Vorerst muß der äußere Kreis und damit die auf die Gesamtbildung Europas wirkende Kraftgestalt des Osmanentums näher bestimmt werden. Die Türkengefahr, die dem Abendlande mit dem Falle Konstantinopels zum Bewußtsein gebracht worden war, hing als Gewitterwolke über dem Okzident, als die Dynastien zur Ausmittelung

der Hegemonie übergingen. Man wird dem Wettbewerb der Westmächte um die Vorherrschaft erst gerecht, wenn man sich vor Augen hält, daß die Türkei die kriegsfertigste und beweglichste Armada der Zeit ins Feld stellte und als peripherisch gesicherte Macht ihre Angriffsziele und ihre Feinde nach Gefallen wählen und wechseln konnte. Das Abendland hatte den Vorkampf gegen die Türken schon im 14. Jahrhundert für notwendig erachtet, aber als Papst Urban V. nach dem Fall Adrianopels zu einem neuen Kreuzzug aufrief, war daraus nur eine Kräftigung des Widerstandes der zunächst bedrohten Völker in der Walachei, in Ungarn und Serbien hervorgegangen. Der Kreuzzugsgedanke gewann erst im Feldzug Sigismunds wieder Gestalt und verlor sich rasch, als die Türken das Kreuzheer bei Nikopoli vom Steilrand des Balkanglacis in die Donau stürzten. Die Schlacht war im Aufmarsch vor den Schiffen verlorengegangen. Aber Sigismunds Niederlage hatte keine schlimmen Folgen, da das Osmanentum sich kurz darauf zur Kehrtwendung gezwungen sah, um Timur entgegenzutreten. Als die Türken nach der Niederlage bei Angora ermattet zurücksanken, verblaßte die Türkengefahr in den Augen des Abendlandes so sehr, daß Jahre türkischer Schwäche ungenützt geblieben sind. Das ist dem Okzident erst klar geworden, als es zu spät war, Nikopoli zu rächen und den Bosporus und Byzanz in eigene Hut zu nehmen. Man ist über Anläufe propagandistischer Natur nicht hinausgekommen und überließ wiederum den zunächst Bedrohten die Verteidigung der Christenheit. Erst als diese Gegenstöße glücklich verliefen und Johannes Hunyadi die Türken von Belgrad und vom Eisernen Tor auf den Nordbalkan zurückwarf, kam im Okzident der Gedanke an eine große westländische Entlastungsoffensive auf, die nun zum Nutzen des Papsttums bis zum Bosporus führen sollte. Aber nun war es zu spät, denn die Osmanen hatten sich ermannt. Der Vorstoß endete in zwei verlorenen Schlachten, die 1444 bei Warna und 1448 auf dem Amselfeld bei Kossowa geschlagen wurden. Sie haben Byzanz nach verzweifeltem Widerstand als verlorenen Posten in die Hände der Sieger geliefert.

Der Fall Konstantinopels ergab sich also aus Verfehlungen des Abendlandes gegen die christliche Gemeinschaft. Die Westmächte hatten ein strategisches Grundgesetz verletzt, als man sich vom Balkan

auf die Verteidigung der Donautieflande zurückzog. Der Türke beherrschte fortan das nach Osten herumgerissene Ungarn und das auf zwei Fronten kämpfende Österreich aus der Flanke. Die Donautieflande konnten den Anwohnern nicht mehr als Aufmarschräume dienen, sondern mußten nun vom Fleck weg verteidigt werden. Sie wurden daher zum Schlachtenboden Europas in östlicher Richtung. Die Schlachten, die dort geschlagen werden mußten, haben den Okzident zweihundert Jahre lang aufgespalten. Dadurch ist zugleich die Dreiteilung des europäischen Raumes bis auf unsere Zeit festgelegt worden und Österreich zu einer Weltstellung gekommen.

Frankreich und Österreich sind durch die aufkommende türkische Macht als auf der innern Linie kämpfende und aneinander aufstrebende Mächte veranlaßt worden, ihre Politik beweglich zu gestalten. Beide haben zu diesem Zwecke mit den auf den äußeren Linien stehenden Mächten rechnen müssen. Beide mußten den Wettstreit um die Hegemonie auf zwei Fronten austragen, während die Außenstehenden die Hände frei behielten. Das ist schon klargestellt worden, als die zentral gedachte Machtschöpfung Karls des Kühnen im Entwurf zerstört wurde. Der Wunschtraum des Burgunders, nach der Festigung des Mittelreiches gegen die Türken zu ziehen, wiegte sich über diesem Raumproblem. Karls Zusammenbruch hat dann folgerichtig zur endgültigen Zweiteilung der alten Karolinger Raumgestaltung auf einer mittleren Linie geführt. Wir werden also von der Betrachtung der peripherisch gelagerten Mächte zur Erfassung des Zentralproblems zurückgeführt, das sich an den Alpen stieß. Die nach allen Seiten wirkende Flankenstellung der Schweizer Eidgenossenschaft ist als Dreh- und Trennungspunkt der neu sich setzenden Machtordnung zu einem Problem geworden, das sich in der Gegenüberstellung Frankreichs und Deutschlands an der Rheingrenze festrannte. Die Heraushebung und Verankerung der Schweiz als einer eigenstaatlichen Macht ist auf dieses Verhältnis gegründet. Da die zentrale Alpenposition aber nach allen Seiten wirkte, ist damit zugleich auch nach Süden hin Klarheit geschaffen worden. Der Aufschwung der Eidgenossen hat Italien vom Norden so weit abgesetzt, daß der Kampf Frankreichs und Österreichs um die Apenninische Halbinsel mehr und mehr auf die ost- und westwärts

gelagerten Flankenräume des Alpenmassivs verwiesen wurde. Er mußte also zuletzt folgerichtig in Friaul und Piemont ausgekämpft werden. Das Herzogtum Mailand hätte weder von Frankreich noch von Österreich umstritten werden können, wenn die Schweizer die nötige staatspolitische Kraft aufgebracht hätten, ihre lombardischen Siege auszunützen und ihre alpine Schöpfung auch auf die lombardische Ebene auszudehnen. Das mißlang, weil die Schweizer der einheitlichen Führung entbehrten und nicht rückenfrei fochten. Wir sehen aus dieser Vergleichung der schweizerischen und der türkischen Grundstellung, wie eng sich die strategischen Probleme berührten, die in dem Augenblick aufgeworfen wurden, als der Okzident zur Machtaufteilung nach Nationen überging. Daß dieser Kampf nach dem Untergange Burgunds zunächst Italien ergriff, ergab sich aus der Vielteilung Italiens, seiner meridionalen Rampenstellung und den dynastischen Machtansprüchen von selbst.

*

Der Kampf um Italien hat den ersten großen Feldzug Frankreichs außerhalb seiner natürlichen Grenzen zur Tat werden lassen. Als Karl VIII. Neapel als Erbe der Anjou für sich in Anspruch nahm und im Herbst 1494 ein wohl ausgerüstetes Heer über die Alpen führte, wurde der Krieg auf die neue Zeit umgestellt. Es war der erste großangelegte Versuch, mit Heereskraft in die verwickeltsten politischen Verhältnisse einzugreifen und Italien von Frankreich aus zu gestalten, also Lothars Erbe nur von Süden aus zu erneuern. Er hatte eine Verständigung mit Heinrich VII. von England, Maximilian und Ludovico Moro von Mailand zur Voraussetzung und die Umwandlung der burgundischen Erbstreitigkeiten in eine europäische Auseinandersetzung zur Folge. Karl hat sich Italien von der Provence aus geöffnet, den Apennin überstiegen, dem Papst Alexander VI. das Gesetz auferlegt und ist zu Beginn des Jahres 1495 siegreich in Neapel eingezogen. Die Herrschaft der Aragonier ging vorderhand in einem Volksaufstand zu Ende, der den Franzosen die Tore öffnete. Karls Feldzug gipfelte in einem Erfolg, der von der unbekümmerten Kühnheit des Unternehmens

und der Verworrenheit der Machtverhältnisse zehrte, aber er war ganz an die Wandelbarkeit dieser Glücksumstände gebunden. Als Karl VIII. mit einem Teile seines Heeres den Rückmarsch antrat und in ein Bündnis hineinlief, das der Papst, Ludovico Moro, Venedig, Ferdinand von Sizilien und Maximilian geschlossen hatten, um den zum Herrn in Italien gewordenen Eindringling aus dem Lande zu treiben, ging alles in die Brüche. Karl VIII. hat zwar die ihm bei Fornuovo entgegentretenden Mailänder und Venezianer geschlagen und sich dadurch den Rückzug geöffnet, aber Neapel blieb hinter ihm verloren. Und doch — welch ein Ausblick! Wie leicht erschien plötzlich die Überwindung des Raumes, wie beweglich der Krieg, wie griffnahe und faßbar jede Eroberung, die von Heereskräften in der Weite gesucht werden konnte, wenn alles auf einen Punkt zusammengefaßt wurde!

Als Karls Nachfolger, Ludwig XII., vier Jahre später den Zug nach Italien mit neuer Zielsetzung wiederholte und sich unter Ausnützung fragwürdiger Erbansprüche auf Mailand warf, verblüffte wiederum die Schnelligkeit der Bewegung, erschien der Krieg vollends von der Kette gelöst, an die ihn die versinkende Zeit der Ritterherrlichkeit im Abendland gefesselt hatte. Dieser Eindruck verstärkte sich noch, als Ludwig XII. alsbald auch gen Rom und Neapel aufbrach und abermals alle Hindernisse überwunden wurden. Neapel ist ihm zwar nicht verblieben, da Ferdinand der Katholische von Aragonien seine Macht und seine Ansprüche gegen die Franzosen geltend machte und ein spanischer Feldherr, der erste dieses Zeichens, Gonsalvo Hernandez de Cordova, die französischen Streitkräfte schlug und zersprengte, aber der Aspekt des Krieges war durch diese Fernfeldzüge so verwandelt worden, daß die Politik der Verhandlungen weit hinter der des Schwertes zurückblieb. Nichts fehlte zur Sicherung des Enderfolgs, als die auf die Vernichtung des Gegners gerichtete, siegreich durchgefochtene Entscheidungsschlacht. Zu dieser ist es selten gekommen. Hier klaffte der Zwiespalt einer Kriegführung, die jetzt zwar aus der Fülle der Völker gespeist, aber noch nicht vom Volke getragen wurde. Deshalb hieß es mit der Volkskraft haushalten. Da diese zuvörderst in der Infanterie zum Ausdruck kam, ergab sich die Kriegführung von selbst. Weder die Könige

noch der Papst, noch die Signoria von Venedig setzten ihre Infanterie aufs Spiel, solange sie des Schlachtaktes irgend entraten konnten. Es gab ja keine kostspieligere Waffe. Nur die Schweizer, die als Infanterie groß geworden waren und als solche auf eigene Lust und Gefahr auszogen, hatten keinen Grund, die Schlacht zu scheuen. Diese Feststellung gibt uns den Blick auf die Mailänderzüge der Schweizer frei, in denen die Formung der massierten Infanterieschlacht die höchste Ausbildung gefunden hat, weil die Eidgenossen die Begriffe Schlacht und Sieg einander gleichsetzten. Von den Schweizern ist daher der Antrieb zur Schlacht ausgegangen, den man sonst in dieser Zeit des Übergangs gemeinhin vermißt.

*

Als die Eidgenossen gen Italien zogen, waren sie im Vollbesitz ihrer kriegerischen Mittel und als das älteste Kriegervolk mit einer auf 200 Jahre zurückblickenden Tradition jedem Gegner in der Schlacht überlegen. Der Schwabenkrieg hatte ihrer Stoßkraft neue Impulse zugeführt und sie zugleich im Besitz ihrer Machtmittel gezeigt. Sie standen damals in einer gesicherten Position, denn sie waren einen Subsidienvertrag mit Ludwig XII. eingegangen, der ihnen die Taschen füllte und den Rücken deckte. Diese Rückendeckung gab ihnen um die Jahrhundertwende im Kampfe mit Max und dem Schwäbischen Bund die Hände frei. Der Schwabenkrieg ist ihnen leicht gefallen, so große Verwüstungen er nach sich zog. Sie haben die vereinzelt auftretenden schwäbischen Kolonnen nach der Väter Sitte nicht zur Vereinigung kommen lassen, sondern von Fall zu Fall überrannt und zersprengt, das Tiroler Aufgebot bei Frastenz umgangen und aus einer verschanzten Stellung herausgeschlagen, dieses Kraftstück an der Calven unter den schwierigsten Umständen wiederholt und sind dann der Hauptmacht Maximilians, die unter dem Grafen Heinrich von Fürstenberg bis Dornach an die Birs gelangt war, in einer großen Lagerschlacht Herr geworden.

Die Schlacht bei Dornach hat wieder alle Merkmale aufgezeigt, die einer aus einem Überfall geborenen, rücksichtslos durchgeführten Infanterieschlacht eigentümlich sind. Sie zeigte, daß der Angriff nicht

aufgehalten werden konnte, wenn er den mit Artillerie und Reisigen versehenen Gegner vor vollendetem Aufmarsch zu fassen bekam und eine zurückgehaltene Kolonne zur Umgehung angesetzt wurde. Als diese bei Dornach eingriff, wurde alles, was vom Feinde noch stand und focht, im Gewühl vertilgt. Es war ein vollkommener Sieg. Maximilian hat ihn anerkannt, indem er die Vermittlung Ludovico Moros annahm, um zum Frieden mit den Schweizern zu gelangen. Der Basler Frieden hat den Schweizern die Unabhängigkeit gebracht. Er hat aber auch dem König einen Vorteil gelassen, denn Max hat die Exemtion vom Reiche nicht ausgesprochen und sah sich nun instandgesetzt, nach Italien abzurücken, wo das große Spiel um die Ordnung des Abendlandes nach noch ausfindig zu machenden neuen Gesetzen begann.

Der Krieg als solcher war schon in der Umbildung begriffen. Die Schweizer hatten bei Fraštenz und Dornach die Überlegenheit ihrer Kriegführung noch einmal unter Beweis gestellt. Das ist um so bemerkenswerter, als ihnen in diesen Schlachten mit dem Siege auch die Erkenntnis zuteil geworden war, daß sie die Infanterieschlacht nicht mehr als Spiel mit dem Gegner meisterten, sondern daß sie diese, wenn ihnen nicht der Überfall zu Hilfe kam, fortan Spieß gegen Spieß auskämpfen mußten. Der Krieg ist also um die Jahrhundertwende zu gefestigter Form gekommen, ohne diese als eine bleibende anzuerkennen. Er war auf italienischem Boden schon zur strategischen Fernschau weitzielender Feldzüge erhoben worden und wuchs nun mit der von allen Seiten betriebenen Aufstellung gleichgearteten Fußvolks in eine neue Schlachtgestaltung hinein.

Es ist nicht nötig, die politischen Konstellationen zu verfolgen, in denen sich die rivalisierenden Mächte gefielen, um in Italien zum Ziel zu kommen, denn unsere Aufgabe wird vom Kriege und dem Wandel der Kriegführung bestimmt. Wir haben es daher zunächst nur mit der Entwicklung der Infanterieschlacht zu tun, die nun die Ritterschlacht weit hinter sich läßt. Die Entwicklung schlug einen heroischen Schritt an. Binnen zehn Jahren ist der Schlachtakt auf die letzte Folgerung in dieser Richtung zugespitzt worden. Das entsprach der napoleonischen Forderung, daß die Taktik alle zehn Jahre erneuert werden müsse. Wer in der Schlacht am radikalsten verfuhr,

indem er sein Fußvolk einsetzte, riß den Erfolg an sich, solange kein Gegenmittel gefunden war, das diesen Erfolg unter Verlusten begrub. So kam es, daß die Schweizer als die aus eigener Lust und Kraft Fechtenden den Vortritt behaupteten. Die Eidgenossenschaft trat als Großmacht ins Feld, indem auch sie sich im Wechsel der Bündnisse und der Fronten gefiel, aber sie focht, gegen wen es auch ging, mit voller Kraft. Als der Kampf um Mailand nach mehr als zehnjährigem Streit seinen Höhepunkt erreichte, wurde den Schweizern unter Umständen, die nur noch entfernt an die Tage von 1499 erinnerten, die Führung im Felde zuteil. Sie sind damals als Freunde Maximilians in die lombardische Schlachtenebene eingetreten, kamen als Verbündete Venedigs und Helfer des Papstes Julius II. und marschierten in einer Stärke von 18 000 Spießen und Hellebarden auf, um die Franzosen aus Mailand zu werfen und das Herzogtum in eigene Hut zu nehmen. Sie erschienen wie die „Löwen unter den Wölfen", verjagten die Franzosen, setzten den kleinen Maximilian Sforza als Herzog ein und trugen die Herrschaften Lugano, Locarno, Domodossola und gewaltige Summen Geldes als Beute davon. Nach diesem Zuge überschattete ihre Machtstellung das ganze Kriegstheater. Sie beherrschten alle Päße vom Großen St. Bernhard bis zum Stilfser Joch und standen gebieterisch drohend über der lombardischen Ebene. Am 5. Juni 1513 wurden sie in Nachachtung dieser Erfolge zu ihrer größten Waffentat gerufen.

Ludwig XII. war mit stärkerer Macht zurückgekehrt und die Venetianer ins feindliche Lager übergegangen. Sforza war verloren, wenn die Eidgenossen seinen Herzogshut und ihre eigenen Gewinne nicht durch eine siegreiche Schlacht vor den Franzosen erretteten. Das haben sie sich nicht zweimal sagen lassen. Der Herzog lag mit den ihm von früher verbliebenen 4000 Schweizern in Novara eingeschlossen, als der Hilferuf an die Eidgenossen erging. Die Mauern Novaras waren schon von dem französischen Geschütz niedergeworfen. Nur die Achtung vor den Schweizer Spießen hielt die Belagerer noch vor dem entscheidenden Sturm zurück, als die eidgenössische Entsatzarmee, 6000 Spieße stark, in Gewaltmärschen von den Wänden des Gotthards herabströmte. Die französischen Heerführer erkannten die drohende Gefahr. Sie hoben die Einschließung auf und

lagerten sich mit 11000 Mann Fußvolk, 1600 Reisigen und zahlreicher Artillerie ein paar tausend Schritte von Novara entfernt zwischen den Wassergräben und den Gehölzen von Trecate, um zur unvermeidlich gewordenen Feldschlacht bereit zu sein. Aber wie so oft schon, waren die Eidgenossen auch diesmal die Schnelleren. Der Feind wurde von ihnen wiederum im Lager angegriffen. Sie hatten sich wider Erwarten in Novara nicht versäumt, sondern brachen schon vor Tagesgrauen mit allen Waffen aus den Toren. Der Überfall gelang. Die schwergerüstete Reiterei war noch nicht im Sattel, als die Schweizer sich in drei Keilen heranwälzten. Wieder ging ihre Taktik auf einen kombinierten Ansturm aus. Der Vorhaufe drang gegen die Artilleriestellung vor und zerstreute die feindlichen Schützen, der Gewalthaufe wandte sich im Schatten eines Gehölzes auf einem kühnen Flankenmarsch gegen die Infanterie, die zumeist aus geworbenen deutschen Knechten bestand, und packte diese unversehens von der Seite. Der dritte Haufe stieß als Staffel zum Vortrupp und half diesem im Kampfe mit der Bedeckung der feindlichen Geschütze und der französischen Ritterschaft, bis die „Schlacht der langen Spieße" entschieden war. Die Entscheidung lag also wiederum bei der Infanterie. Es kam zum blutigsten Gemetzel. Zwei Stunden währte der mörderische Kampf, in dem die Schweizer alle Künste ihrer beweglichen Taktik spielen ließen, dann brach der Verteidiger zusammen. Ludwigs glänzendes Heer löste sich in wilder Flucht und rannte über Susa und den Mont Cenis der Heimat zu. Die Franzosen haben über die Hälfte ihrer Streiter auf dem Schlachtfeld liegen lassen. Die Schweizer verloren ein Siebentel ihrer Stärke. Das war mehr als je zuvor und zugleich ein Zeichen, das Beachtung verlangte. Der gefestigtere Widerstand der Landsknechte stellte die bisher unbestrittene Überlegenheit der Schweizer im Infanteriekampf in Frage, und die zunehmende Wirkung der Artillerie deutete auf einen Wandel der Schlacht, die fortan nicht mehr einzig mit Spieß und Hellebarde gemeistert werden konnte. Nur von zusammengefaßter Kavallerie war noch wenig zu spüren gewesen. Die Reisigen hatten den Auftritt versäumt und sich auch im Einzelkampf nicht durchsetzen können. Das ritterliche Element ließ sich immer noch nicht als gehorsamer Schlachtkörper gebrauchen. Die Schweizer haben

sich in dieser Schlacht auf dem politischen Höhepunkt der Erfolge als Macht unter den Mächten durchgesetzt. Sie haben bei Novara die ihnen bereits im Dezember 1512 zugesicherte Schutzherrschaft über das Herzogtum Mailand aus eigener Kraft erstritten. Es war, auf das Kräfteverhältnis gesehen, eine Entscheidungsschlacht größten Ausmaßes. Ludwig XII. sah nicht nur Frankreichs Vorherrschaft in Italien zerfallen, sondern auch Frankreich selbst bedroht, denn nun wurden alle Bündnisse vom Kriege neubestimmt. Er mußte sich alsbald gegen eine Koalition zur Wehr setzen, die den Kaiser, England und die Eidgenossenschaft gegen ihn im Felde vereinigte, und wurde in Flandern und Burgund zugleich angegriffen.

*

Der Krieg hatte Ludwig XII. binnen zwei Jahren vom Gipfel des Erfolgs in einen Abgrund gestürzt, aus dem er sich nur durch kostspielige Verhandlungen und politische Täuschungsmanöver großen Stils wieder aufschwingen konnte. Im Frühling des Jahres 1512 besaß er, auf den äußeren Anblick hin betrachtet, noch ganz Oberitalien bis zu den Apenninen und focht siegreich auf fremdem Glacis; im Herbst 1513 sah er seine Flanken bedroht und mußte Flandern bei Thérouanne gegen Heinrich VIII. von England und Burgund vor Dijon gegen die Schweizer verteidigen. Als das Entsatzkorps, das er nach Thérouanne sandte, von Maximilian durch einen Reiterangriff im offenen Felde zersprengt wurde, war die französische Bewegungsfreiheit gebrochen. Aufschwung und Abstieg dieser Feldzüge werden durch zwei Schlachten gekennzeichnet, die von den Franzosen auf italienischem Boden geschlagen wurden. Bei Ravenna waren die Franzosen im Frühling 1512 zu ihrem größten Sieg gekommen, bei Novara haben sie im Vorsommer 1513 die größte Niederlage erlitten; was nachher folgte, war nicht mehr von Belang.

Die zuerst geschlagene Schlacht bei Ravenna wird hier erst nach der Schlacht bei Novara zur Sprache gebracht, weil sie als sinnvoll bewegte Schlacht kombinierter Waffen im Vergleiche zu Novara modern anmutet. Wir betrachten sie daher erst jetzt, um die in ihr

schlummernde Fortbildung der Kriegführung aufzuzeigen und weiterzuführen. Sie ist als vollkommen geordnete Schlacht im ausgesuchten und durch Anlage von Wall und Graben im Zentrum befestigten Gelände ausgefochten worden und aus Manövern hervorgegangen, die den Gegnern zuletzt keine andere Wahl ließen als die Herausforderung zum Entscheidungskampf. Es war die erste große Schlacht zwischen Spaniern und Franzosen, die erste, in der alle Register einer neuerwachten Feldherrnkunst gezogen wurden. Sie bleibt daher an die Namen der beiden Oberbefehlshaber, des Spaniers Cardona und des Franzosen Gaston de la Foix geknüpft. Die Spanier fochten als Machtnachfolger der Aragonier im Bunde mit dem Papst Julius II. und der Republik Venedig, die Franzosen waren auf sich gestellt, hatten aber Zulauf aus der italienischen Kleinstaatenwelt gefunden und ein deutsches Landsknechtkorps geworben, das 6000 Spieße ins Treffen trug. Cardona, der Vizekönig von Neapel, führte 16000 Mann und 24 Geschütze vor, de la Foix rückte als Ludwigs Neffe und Konnetabel mit 24000 Mann und 50 Geschützen auf. Cardona stand am Flüßchen Ronco in einer Sperrstellung aufmarschiert, an der Gaston nicht vorbeigehen konnte. Der Franzose konnte sie aber auch nicht unangegriffen lassen, denn sie lähmte seine Operationen in den Apenninen und er fühlte sich durch Befehle seines Kriegsherrn gebunden. Da de la Foix zudem die Übermacht auf seiner Seite wußte, entschloß er sich guten Mutes zum Angriff und marschierte dicht vor dem Feinde auf. Cardona ließ ihn gewähren, weil er eine streng geordnete Abwehrschlacht schlagen wollte, um die Überzahl des Feindes durch die stärkere Form der Kriegführung wett zu machen. Er blieb daher hinter Wall und Graben und seinen Batterien liegen und hielt auch die auf den Flügeln freistehende Reiterei im Zaum.

Der Angriff fiel also, von beiden Seiten betrachtet, auf die Schultern der Franzosen. Aber es kam anders. Als Gaston erkannte, daß Cardona sich in seiner Stellung versteifte und auch seine Reiterei fest am Zügel hielt, entschloß er sich, zunächst seine Artillerie als Störungsmittel einzusetzen und den Feind durch fortgesetzte Kugelgrüße zu zermürben. Das geriet über Erwarten. Zwar blieb das gedeckt stehende Infanteriezentrum Cardonas so gut wie unberührt,

aber die auf dem linken Flügel stehende Ritterschaft sah sich von schwerem Feuer erfaßt und brannte nach vorn durch. Ihr Führer Prosper Colonna nahm die Lage wie sie war. Er warf sich mit aller Kraft auf die ihm gegenüberstehende Gensdarmerie Gastons, die die zerstreut Anreitenden dankbar empfing. Von diesem Augenblick an wurde hüben wie drüben nicht mehr nach vorbedachtem Plan, sondern aus der entstehenden Notlage heraus gehandelt. Der Verteidiger war zum Angreifer geworden und der Angreifer wurde zum Gegenangriff auf einen erschütterten Feind gerufen. Als auch Cardonas Zentrum vorbrach, gipfelte die Schlacht im allgemeinen Zusammenprall der Infanterie zwischen den verstummten Geschützen. Sie ist zunächst auf den Flügeln entschieden worden. Die spanische Ritterschaft wurde von den weit überlegenen französischen Gens d'armes nach heftigem Kampf unter schweren Verlusten geworfen, und auch die von Pescara auf dem rechten Flügel vorgeführte leichte Reiterei Cardonas sah sich überwältigt. Länger wütete die Infanterieschlacht, die als erste große Offenbarung spanischer Kriegszucht im offenen Felde Gestalt gewann. Gastons Gaskogner und Pikarden vermochten den Spaniern nicht standzuhalten und wichen zerschlagen hinter die Landsknechte. Die fingen den Stoß, waren aber nicht imstande, die spanische Infanterie zu werfen. Da führte Gaston dem Feinde seine siegreiche Ritterschaft in Flanke und Rücken und wendete dadurch das Glück. Aber wieder ergab sich etwas Ungewöhnliches. Die spanische Infanterie ließ sich nicht sprengen, sondern machte auf dem Fleck kehrt und trat, noch 3000 Spieße stark, mit wehenden Bannern den Rückzug an. Vergebens drang Gaston, ein Jüngling von 23 Jahren, noch einmal auf sie ein. Die spanischen Pikeniere wiesen alle Angriffe ab und bereiteten dem jugendlichen Feldherrn an der Spitze seiner Ritterschaft den Heldentod. Dann sah man sie auf dem Damme des Roncoflüßchens mit erhobenen Bannern geschlossen abziehen ...

Die Schlacht hat in der Kriegsgeschichte Epoche gemacht. Sie hat den Ruf der spanischen Infanterie begründet, die „Langen Spieße" in einer kombinierten Handlung erprobt, die Notwendigkeit einer Reform der Reiterei nachgewiesen und die Artillerie als selbständig auftretende Waffe entscheidend zur Wirkung gebracht.

Die wohlausgedachte Abwehrschlacht war den Spaniern verlorengegangen, weil die Verteidiger nach Machiavellis Zeugnis durch das feindliche Geschütz aus ihrer verschanzten Stellung herausgetrieben worden waren; die klug und kühn angelegte Angriffsschlacht war von den Franzosen gewonnen worden, weil sie ihre Artillerie selbständig verwertet und die Reiterei bis zuletzt in der Hand behalten hatten, um sie dann in die Entscheidung zu werfen. Der heroische Abzug der spanischen Infanterie aber hat bewiesen, daß die Kriegszucht das Mark der Verteidigung bildet. Höher als Novara steht die Schlacht, weil sie von der Notwendigkeit der Zusammenfassung aller Waffengattungen Kunde gibt und die Feldherren planend und handelnd am Werke sieht. Marignano hat unter diese Entwicklung ein Kreuz gemacht.

*

Als die Eidgenossen bei Marignano zu ihrer größten und verwegensten Schlacht antraten, der letzten, in der sie als Macht unter den Mächten standen, war über die Wandlung des Krieges zu neuer Gestaltung schon kein Zweifel mehr. Nur dieses eigenwillige Kriegervolk konnte sich noch der Überzeugung hingeben, daß Infanterie sich nicht nur selbst genüge, sondern auch fähig sei, der mächtig gewordenen Artillerie und einer allmählich zur Schlachtenkavallerie werdenden Adelsreiterei im offenen Feld unter allen Umständen das Gesetz vorzuschreiben. Es wäre aber verkehrt, diese Schlacht lediglich aus der strategischen Perspektive zu betrachten. Sie geht zu sehr im Politischen, also im übergeordneten Begriff auf.

Die Politik der Eidgenossen war schon zusammengebrochen, als man sich vor Dijon hatte verleiten lassen, von der Belagerung Abstand zu nehmen und das Bündnis mit dem Kaiser aufzugeben, um zu einer gewinnreichen Verständigung mit Frankreich zu gelangen. Als König Ludwig den Versprechungen seiner Unterhändler die Bestätigung versagte, lohnte sich der Frontwechsel nicht mehr. Sie konnten noch „bataillieren", aber nicht mehr als politische Macht zu Gewicht kommen. Sie hatten ihren Anspruch auf das Herzogtum Mailand fahren lassen und konnten ihm nur noch nachjagen, um als Kriegspartei ihre Ehre hochzuhalten. Als sie vor dem Throne

König Franz' I., des jugendlichen, ruhmdürstenden Neffen und Nachfolgers Ludwigs XII., trotzig auf der Erfüllung der Dijoner Versprechungen bestanden und zur Durchfechtung ihrer Ansprüche 30000 Mann in die Lombardei schickten — mehr als irgendein Potentat auf die Beine brachte —, waren sie als politischer Verband nicht mehr einig genug, sich zwischen den Mächten zu behaupten und als „Infanterie" militärisch schon von der Entwicklung des Kriegswesens mit Vereinsamung bedroht. Franz I. lieh diesen Zusammenhängen Ausdruck, indem er sie mit Geldversprechungen hinhielt und zugleich auf Mailand zurückmanövrierte. Beides zusammen machte die Mehrheit der Schweizer Hauptleute einer Verständigung mit der Krone Frankreich geneigt, rief aber zugleich die Zwietracht in ihr Lager. Berner, Freiburger, Solothurner und Walliser schieden sich und zogen heim, die andern erhitzten sich in ohnmächtiger Wut und ratschlagten, ob sie den im Hauptquartier zu Gallarate geschlossenen Vertrag anerkennen oder verwerfen, abziehen oder kämpfen sollten.

Unterdessen rückte Franz I. von Süden näher an die Stadt heran und lagerte sich auf den Feldern von Marignano. Die Vorposten beider Parteien begannen sich zu reiben. Ein Zwischenfall entfesselte die Schlacht. Als die Kunde in die Stadt gelangte, daß die Außenposten von den Franzosen angegriffen worden seien, vergaßen die Schweizer des Haders und stürzten zu den Waffen. Sie dachten als Soldaten nicht daran, dem Kampf auszuweichen, den ihnen der König in der Ebene von Marignano bot. Also beschlossen sie den Feind noch vor dem Einbruch der Abenddämmerung anzufallen und zu werfen und so allen Wenn und Aber, allem Weh und Ach ein Ende zu machen.

Dieser Entschluß rief sie zum Sturm auf Wassergräben und Verhaue, hinter denen 74 Geschütze, an 30000 Mann Fußvolk, darunter 20000 ober- und niederdeutsche Knechte und 2500 ritterliche Lanzen, aufgepflanzt standen. Sie selbst zählten nur noch etwa 20000 Mann, aber sie ordneten sich, ihrer Kraft bewußt, ohne Zaudern in drei Haufen und rannten selbstbewußt an. Sie durchschritten die erste Feuerzone, unterliefen die vorgeschobenen Batterien und warfen Schützen und Spießer im Abendlicht auf die Hauptstellung zurück.

Aber damit war noch nichts Entscheidendes getan, denn König Franz nahm das geworfene Treffen auf und empfing die Angreifer in seiner befestigten Aufstellung mit brüllendem Geschütz und starrenden Spießen. Trotzdem bestanden sie auf der Durchführung der schon tief in den Abend geratenen Schlacht. In wildem Durcheinander wurde Mann an Mann gekämpft, bis der Mond aufging und die Hörner zum Sammeln riefen. Der Streit endete vor der Hauptstellung der schweren Artillerie, die von den Franzosen mit Müh und Not behauptet worden war. Die Schweizer nächtigten dicht am Feind, fest entschlossen, die Schlacht am Morgen auszutragen. Sie hatten den Feind geworfen und so viel Gelände erstritten, daß ihnen der Sieg zu winken schien. Aber Franz war gewarnt und ließ sich kein Versäumnis zu schulden kommen. Er sandte Stafetten zu den verbündeten Venetianern, die von Cremona und Lodi im Anmarsch waren, und ordnete mit seinen Kapitänen Trivulzio, La Trémouille, Bayard, Karl von Bourbon und dem Herzog von Alençon die Armee zum Entscheidungskampf. Das grobe Geschütz wurde im Zentrum zu einer mächtigen Batterie aufgefahren und davor ein neuer Graben ausgeworfen, die Landsknechte in zwei großen Kolonnen aufgestellt und die Adelsreiterei aus der Front herausgezogen und dem König als Schlachtreserve an die Hand gegeben. Alle Waffengattungen standen zur kombinierten Schlacht vereinigt — Ravenna und Novara trugen Früchte.

Der Angriff lag bei den Schweizern. Diese blieben bei der erprobten Taktik und setzten ihre Ehre darein, die an und für sich schon fragwürdig gewordene Schlacht mit Spieß und Hellebarde zu gewinnen. Sie traten wiederum in drei Gevierthaufen an. Während die Flügelkolonnen die von Gräben und Verhauen gedeckte Stellung zu umgehen suchten, trat der Gewalthaufe vor Franzens Zentrum zum Hauptsturm an. Sie trotzten den gaskonischen Pfeilen und der Beschießung durch die schweren Geschütze, überschritten den Frontgraben, warfen die verzweifelt vorprallenden Landsknechte zurück und erreichten trotz schwerer Verluste die große Batterie. Aber es war nicht mehr wie früher, als es einfach kein Halten mehr gab, wenn die Sturmkolonnen der Schweizer einmal in Lauf gekommen waren. Der Kampf wurde jetzt von beiden Seiten bestimmt. Franz

hielt die Schlachtleitung fest, verstärkte seinen erschütterten linken Flügel, setzte sich an die Spitze der Ritterschaft und führte sie dem schweizerischen Haupttreffen in die Flanke. Dadurch wurde die Kraft des Infanteriestoßes im entscheidenden Augenblick gebrochen. Als die Schweizer trotzdem standhielten und den Kampf fortsetzten, zog Franz die letzten Reserven heran und umfaßte den trotzigen Feind von zwei Seiten. Da gaben die eidgenössischen Führer die Schlacht verloren und beschlossen, sich aus der wachsenden Verstrickung zu lösen. Das geschah auf vorbildliche Weise. Die Eidgenossen machten nach allen Seiten Front, hoben die Verwundeten auf die Schultern, nahmen das fahrbare Geschütz in die Mitte und rückten in guter Ordnung auf der Mailänder Straße ab. Französische und venetianische Reiter bedrohten ihre Flanken, aber die Masse der Abziehenden trat so entschlossen auf, daß der Feind keinen Angriff mehr wagte. Die Schlacht war zu Ende. Es war mehr als eine Schlacht gewesen, denn mit dem Rückzug, den die Schweizer um die Mittagsstunde des 14. September 1515 vom Schlachtfeld von Marignano antraten, schied die Eidgenossenschaft als selbständig auftretende Kriegsmacht aus der Weltgeschichte.

Die Schlacht bei Marignano war die letzte, in der Fußvolk mit Spieß und Hellebarde als Schlachtkörper die Entscheidung herausgefordert hatte, ohne sich im Felde zu verlieren. Der Sieg war nicht mehr an eine einzige Waffengattung geknüpft. Die kombinierte Schlachthandlung hatte sich durchgesetzt, die einfach gegliederte Infanterieschlacht gehörte der Vergangenheit an. Die Entwicklung der Infanterie zur Hauptwaffe ist schweizerischer Herkunft. Darüber geben gerade jene Feststellungen Auskunft, die dieses Kriegervolk nicht als Milizen im Hirtenhemd, sondern von Anfang an als militärisch geordnete, zur Waffe berufene Krieger, also als zum Solddienst aufgerufenes Massenaufgebot erscheinen lassen. Fassen wir an dieser Stelle die allgemeine Entwicklung ins Auge, so sehen wir, daß man damals nicht mehr Krieg führen konnte, ohne zum Soldatentum überzugehen. Der Landsknecht war noch ein ungebärdiger Gesell, aber er hatte erkannt, daß er mehr sein mußte als ein Fant, der auf Beute ging. Der Ritter aber, der nie zierlichere und kunstfertigere Rüstung getragen als in dieser Zeit, sah sich vor dasselbe Problem

gestellt. Er wurde des Einzelkampfes enthoben und zur Bildung einer schweren Kavallerie verhalten. Auch das ist bei Marignano deutlich geworden. Da wir schon vom Soldatentum handeln, das sich erst aus dem Söldnertum aufringen mußte, sei auch auf den Ursprung aller Kriegsfähigkeit zurückgegangen, einer Kriegsfähigkeit, die mit der Kraft eines Urtriebs aus den Eidgenossen hervorgebrochen war, als sie sich im 13. Jahrhundert von ihren Territorialherrschaften lösten, denn wir rühren damit an germanisches Urgut. Die überlegene schweizerische Kriegsfähigkeit weist auf das germanische Wehrrecht zurück, das sich die Leute des Gebirgs, wo der Nachbar weit vom Nachbarn wohnte, nie hatten nehmen lassen. Auf ihm ruhte die Wehrpflicht, der sie sich in ständiger Bereitschaft unterzogen, von ihm aus sind ihre Befreiungskämpfe zu verstehen, in ihm wurzelte aber auch die eigentümliche schweizerische Volkssouveränität, die sich aus der ständigen Rücksichtnahme auf ein in Waffen gehendes Volk ergab. Wo, wie weithin im Reiche, das althergebrachte Wehrrecht nur noch in der Fehdesucht Ausdruck fand und Wehrstand und Nährstand sich geschieden hatten, da konnte das kriegerische Wesen nicht als reife Frucht vom Baume gepflückt, sondern mußte im geworbenen Volk erst wieder geweckt werden. Das ist auch in Frankreich der Fall gewesen, denn die „Taille" ist nicht über eine Geldleistung hinausgediehen. In Spanien lagen die Dinge anders. Dort hatte der fortgesetzte Kampf mit den Mauren das ritterliche Wesen der Nation bestimmt und das ausgehobene Fußvolk rasch soldatische Zucht erlangt. So kam es, daß zu Beginn des 16. Jahrhunderts, als die Welt in die Weite wuchs, keine Machtbestrebung Boden faßte, die nicht auf kriegerischer Fertigkeit ruhte. Niemand hat darüber besser Bescheid gewußt als Kaiser Max, der die Wiederherstellung der dem Reiche zustehenden Wehrmacht schon als die Voraussetzung allen machtstaatlichen Wirkens betrachtete, als er noch als Gemahl und Erbwalter der Prinzessin Maria von Burgund aus dem Sattel stieg, um bei Guinegate in das erste Glied der langen Spieße einzutreten und mit diesen neue Ehre zu gewinnen.

*

Es gibt eine Tragik im Leben dieses kriegsgewohnten Fürsten, die auf das militärische Problem zurückgeht. Maximilian hat als General und Kondottiere, als König und Kaiser in den Niederlanden, in Burgund, am Rhein und in Italien gekämpft, aber er hat als Kriegsmann nur solange tatkräftig gewirkt und Glück gehabt, als ihm beschränkte und befristete Aufgaben gestellt wurden. Er hat den psychologischen politischen Augenblick oft, den strategischen seltener erfaßt. Er hat überall und immer wieder Heere aufgestellt und Truppen ins Feld geführt, aber er hat sie selten in eine große Entscheidung werfen können. Man wird ihm aber nicht gerecht, wenn man der Dominante seiner Politik vergißt, so wenig diese bei der Betrachtung der italienischen Feldzüge auch in Erscheinung tritt und so verschleiert sie noch jahrelang erscheint. Nur wenn man sich gegenwärtig hält, daß Maximilians große Politik von der Türkengefahr beherrscht wurde, gewinnt man einen offenen Einblick in seine wenig beneidenswerte Lage und Verständnis für seine bewegliche, zur Sprunghaftigkeit neigende Diplomatie. Diese Bedrohung lastete auf allen Unternehmungen, die ihm im Wettstreit mit den Kronen Frankreich und Spanien auferlegt wurden. Auch er hatte von einem großen Kriegszug gegen die Türkei geträumt, der um des zu erwartenden Zulaufs willen als Kreuzzug ausgerufen werden sollte, und sah in Karl dem Kühnen von Burgund und später in Karl VIII. von Frankreich mit Recht Rivalen, denen er zuvorkommen mußte, da ihm als unmittelbar Bedrohten und späterhin als römischem König der Vortritt gebührte. Aber gerade er besaß keine Macht, die von selbst in Bewegung gekommen wäre, und wurde ständig zwischen Italien und den Niederlanden hin und her gerissen, während der Türke, der zuerst von Frankreich geduldet, dann von ihm als Helfer herangezogen wurde, volle Handlungsfreiheit besaß und sich im Felde nach Belieben lässig oder tätig verhalten konnte.

Maximilian ist nie dazu gekommen, als Führer der Christenheit oder als deutscher Kaiser gegen die Türken zu reiten. Aber er hat jahrelang mit diesem Gedanken gespielt und hätte das apathische Verhalten Bajazeths II. gern zur Entfesselung einer Gegenoffensive des Abendlandes benützt. Auch der phantastische Plan, den Franzosen in Neapel freie Hand zu gewähren und statt dessen die terra

firma der Republik Venedig für sich zu gewinnen, ist ihm von der Türkengefahr eingegeben worden. Er hoffte dadurch an der Etsch und auf der istrischen Platte festen Stand zu finden und hat davon erst abgelassen, als Karl VIII. auf seinem Siegeszuge fast ohne Schwertstreich bis Rom gelangte und sich nun selbst der Kaiserkrone nahe glaubte. Aber fehlgedacht war das nicht, denn der Habsburger hat sich mit Recht als einen Gegenspieler Venedigs betrachtet, dessen terrestrische Politik von der Schwäche der kaiserlichen Position zehrte. Maximilians Lage war um so tragischer, als er genau wußte, daß ihm die Aufstellung eines Kreuzheeres ganz unmöglich gewesen wäre, leisteten ihm doch nicht einmal die Reichsfürsten Zuzug, sofern sie sich nicht unmittelbar bedroht fühlten.

Max hat viel Geld ausgestreut, wie es den Zeitläuften entsprach, aber nie Geld genug gehabt. Selbst die Eintreibung des „Gemeinen Pfennigs", die endlich der Reichsfinanzreform Bahn brechen und die militärische Schlagkraft des Reiches sicherstellen sollte, war an Voraussetzungen geknüpft, die in einem Lande, das keinen Verwaltungsapparat besaß, tatsächlich nicht bestanden. Es gab unter den Verschwendern dieser machtbewußten Zeit keinen geldärmeren König als den prachtliebenden Maximilian; aber unter den politischen Glücksspielern dieser Epoche auch keinen wagemutigern. Wo Kaiser Max auch im Felde erschien und mit wem er auch Verträge schloß, stets sah er sich im Rücken von den Türken und im eigenen Lager von Abfall oder Meuterei bedroht. Die Politik Maximilians ist daher vielfach in Entwürfen stecken geblieben, weil das Geld zum Kriege nicht hinreichte, und litt stets an der strategischen Unsicherheit, die der Türke nach der Eroberung des Balkans über die Erblande gebracht hatte. Trotzdem wahrte Max seine Würde in jeglicher Gestalt und erschien nie größer als in den Augenblicken, da sich das Schicksal gegen ihn wandte. Maximilians persönliches Schicksal läßt sich daher von seinen politischen Plänen nicht trennen. Am greifbarsten erweist dies der Romzug, den Max 1505 als friedlichen Feldzug plante, um damit zugleich Italien zu gewinnen. Da ist er durch den Tod seines Sohnes Philipp um einen politischen Entwurf betrogen worden, der die Lösung der italischen Frage auf das sinnreichste mit der ersehnten Kaiserkrönung verknüpft hätte. Frankreich

wäre damals in Schach zu halten gewesen, wenn Philipp es von den Niederlanden aus bedroht hätte, während Max über die Alpen ging. Philipps jäher Tod hat den Kaiser um diese Möglichkeit gebracht. Als Max daraufhin den Reichstag anrief, um wenigstens selbst zu einer Armee zu kommen, erhielt er zwar 30000 Mann versprochen, die im Oktober 1507 bei Konstanz aufrücken sollten, aber solche reichsständischen Versprechungen wogen nicht schwer. Und ein einseitig angelegter Feldzug blieb immer nur ein Notbehelf. Das zugesagte Reichsgeleit ist nicht zusammengekommen. Als Max wohl oder übel mit seinen Haustruppen fürlieb nahm und im Winter über die Ostalpenpässe in Italien eindrang, ist daraus etwas ganz anderes geworden als eine Romfahrt. Nicht etwas Verschrobenes, aber eine Kehrtwendung, die des Nachdrucks im Felde entbehrte. Max verzichtete auf die Romfahrt, nahm dafür in Trient den Titel eines „Erwählten Römischen Kaisers" an und suchte dann die Venetianer aus Istrien zu werfen. Das gelang auch im ersten Augenblick, aber die aufgebotene Kraft reichte nicht hin, den Erfolg zu sichern. Die Werbetrommeln der reichen Republik riefen lauter als die des Erwählten Kaisers, und als dieser in seiner Not selbst nach Deutschland eilte, um Ersatz auf die Beine zu bringen, wurde die zurückgelassene schwache kaiserliche Streitmacht während seiner Abwesenheit bei Pieve di Cadore angefallen und zersprengt. Alle Erfolge gingen verloren. Die Venetianer fegten das Land, nahmen Görz und Triest und bedrohten des Kaisers Erblande, vor denen im Osten der Türke stand, nun auch von Süden. Da blieb dem Kaiser, der nirgends Geld oder Zuzug erhalten konnte, nichts übrig, als einen Waffenstillstand zu schließen, um nicht ganz aus einem Spiel geworfen zu werden, das er nun nicht mehr entfernt beherrschte. Damals ist deutlich geworden, wie eng, ja unlöslich Ziele und Mittel einer Politik ineinander verwoben waren, die den Krieg zur Voraussetzung hatten. Der Krieg war so sehr ein Mittel der Politik geworden, daß er sich in Verhandlungen und Bündnissen verlor, ohne diese zu unterbrechen.

Als Maximilian sich nach dieser Niederlage mit dem Papst und Frankreich verbündete, um Venedigs allzu hoch aufgeschossene Vormachtstellung zu brechen, war seine Kriegsstärke so gering, daß er

seinen Verbündeten die Kriegführung überlassen mußte. So blieb ihm keine Hoffnung mehr, eigene Ziele zu verfolgen. Er suchte daher im Schatten Frankreichs zu kleineren Erfolgen zu kommen. Das ist ihm gelungen, aber er machte angesichts der nun heraufziehenden französischen Hegemonie bald darauf mit Venedig Frieden, um durch diese Volte die Handlungsfreiheit zurückzugewinnen. Da ihm die Mittel fehlten, sich allen anderen furchtbar zu machen, ist ihm eben nichts übriggeblieben, als sich nun wieder mit denjenigen zu verbünden, die Frankreichs Vorherrschaft in der Lombardei nicht dulden konnten, solange sie dabei zu kurz kamen. Aber wieder verließ ihn das Glück. Der Tod des Papstes Julius und die Wahl eines Mediceers, der als Leo X. den höchsten Stuhl bestieg, warfen alle Bündnisse um. Leo hielt die zu Cambrai geschlossene Liga scheinbar aufrecht, rückte aber im stillen an Ludwig XII. heran, und Venedig ging sogar so weit, ein geheimes Bündnis mit Frankreich abzuschließen, um auf eine Teilung der Lombardei zu wirken. Da besann Max sich in seiner Not auf ein Bündnis mit dem entfernten England; aber auch das fruchtete nichts, denn die Schlacht bei Novara ließ ihm in Italien nur noch wenig zu tun, und als er als Verbündeter Heinrichs VIII. von England bei Thérouanne und bei Guinegate, seiner stolzen alten Siegesstätte, im Felde erschien, während die Schweizer vor Dijon aufrückten, trat er nicht als König, sondern eher als General Heinrichs auf den Plan. Doch auch das half ihm nicht weiter, denn die Schweizer ließen sich von Dijon weglocken, und der Tod Ludwigs und Franzens Sieg bei Marignano schufen dann eine völlig neue Lage. Ganz Oberitalien ist damals an Frankreich und Venedig verlorengegangen.

Da tat Maximilian den überraschendsten Zug in diesem verwickeltsten aller Spiele. Er versprach Heinrich VIII. von England das Herzogtum Mailand zu Lehen, erhielt dafür britische Geldhilfe und trat den Verbündeten nun mit eigenen Truppen und einem Aufgebot Schweizer Knechte im Felde entgegen. Als es ihm gelang, die Verbündeten im Frühling 1516 in der Teilung zu schlagen und sie vom Mincio auf die Adda und Mailand zurückzumanövrieren, stieg sein Stern noch einmal hoch in den Himmel. Der Kaiser war wieder zum Kriegsherrn geworden, und es fehlte ihm nichts mehr als eine große

erlösende Schlacht. Aber wieder versagten sich ihm im entscheidenden Augenblick Geld und Glück. Heinrich VIII. ließ sich von dem mailändischen Köder wegziehen und knöpfte seine Taschen zu, und die Schweizer und die Landsknechte kündigten dem Kaiser die Gefolgschaft auf. So blieb die erlösende Schlacht ungeschlagen. Da besann er sich notgedrungen wieder auf die Diplomatie und stieß noch einmal sein eigenes Spiel um. Er stand auf vom Tisch und wählte seine Partner neu. Er zog Spanien heran, wo sein Enkel Karl, der Sohn Philipps und Johannas der Wahnsinnigen, soeben die Zügel ergriffen hatte, und suchte nun mit diesem und Frankreich zu einem Bündnis zu kommen. Um seiner Sache sicher zu sein, ließ er sich gleichzeitig zum Frieden mit der Republik Venedig herbei. Es war sein letzter, tief aus einer abgründigen Politik herausgeholter Erfolg. Er gab Verona um 200000 Goldtaler an Venedig und behauptete Riva und Rovereto, die Südpforten des Brennerpasses, und das wichtige Friaul. Nie und nirgends ist deutlicher geworden, wie wenig die Politik auf den Krieg verzichten kann und warum es einem Machiavelli gefallen konnte, in solcher Zeit über Krieg und Staatskunst zu schreiben und Machtmenschen den Puls zu fühlen.

VIII.

Der Krieg im Zeitalter Kaiser Karls V. im Hinblick auf den Kampf um die Hegemonie im Abendland und die Machtentfaltung der Türken bis zum Tode König Heinrichs IV. von Frankreich

Kaiser Karl V. und Spanien — Die Fortsetzung des Kampfes um Italien — König Franz I. von Frankreich — Die Schlacht bei La Bicocca — Die Schweizer als Soldaten — Die Türken in Karls Flanke — Das strategische Problem im Kriege um Italien — Die Schlacht bei Pavia — Die teuern Mietheere — Die Schlacht als bittere Arznei — Sebastian Schertlin in Rom — Krieg und Pestilenz — Die Schlacht bei Mohacz — Die Kriegführung der Türken — Die Ungarische Ordonnanz — Karl V. in Afrika — Die Kampfbereitschaft des Zeitalters — Wiedererwachen der großen Strategie — Das französisch-türkische Bündnis — Die Schlacht bei Ceresole — Karls strategische Offensive in der Champagne — Der Frieden von Crespy — Der Schmalkaldener Krieg — Das Treffen bei Mühlberg — Wandlung des Krieges und der Heere — Die neue Taktik und das Feuergewehr — Der Frieden von Cateau-Cambrésis — Der Marsch Herzog Albas nach den Niederlanden — Der Osten Europas und seine Kriegführung — Die Strelitzen — Baber erobert Indien — Der Feldherr und die Masse — Alba in den Niederlanden — Die ersten großen Manöverfeldzüge — Der Niederländische Befreiungskrieg — Mietvolk und Kriegszucht — Moritz von Oranien — Die Niederländische Ordonnanz — Neue Taktik — Das Prinzip der Beschleunigung und die Feuerkraft — Die Tertios — Die Taktik in den Hugenottenkriegen — Die Ermordung Heinrichs IV.

Karten

Der Schmalkaldische Krieg 1546/47 — Herzog Alba in den Niederlanden

Der Aufstieg Karls V. hat den Krieg von den Vertragsfesseln gelöst, in die er sich immer wieder geschlagen fühlte. Der Krieg wuchs als Mittel der Politik sofort in die Verhältnisse hinein, die nun von dieser auf die Weltweite bezogenen Politik ausgingen. Der spanisch-französische Gegensatz ergriff von ganz Europa Besitz. Da die Türkei im Jahre 1512 in Selim einen Herrscher von universalen Ansprüchen erhalten hatte, ergriff der Krieg den Okzident und den Orient zugleich. Der Anstoß ging von der Türkei aus. Selim fiel zunächst nach Osten aus, eroberte das Zweistromland, indem er die Neuperser über den Tigris warf, vernichtete das Mameluckenreich in Syrien und Ägypten und machte sich zum Kalifen und Beherrscher der Gläubigen. Er stand schon 1517 seiner Feinde im Osten ledig und konnte nun die Front nach Westen nehmen. Die türkische Front verlief damals von Bosnien über Morea bis Benghasi und bedrohte den christlichen Okzident zu Wasser und zu Lande. Dadurch ist die Republik Venedig, die so lange zu eigenem Nutzen mit der Türkei paktiert und ihr Kolonialreich in der Levante außerhalb der abendländischen Sphäre behauptet hatte, auf den Okzident zurückgeworfen worden. Der schon vom Tode gezeichnete Kaiser Maximilian hat diese Kehrtwendung noch erlebt. Er erkannte aber auch die Gefahren, die seinem Hause und Europa aus dieser Entwicklung entgegentraten, und hat gewußt, daß seinem Enkel Karl mit der römischen Krone die Verteidigung Deutschlands und des Abendlandes auf den Nacken fiel, während Frankreich sich trotz der über es verhängten Einkreisung immer noch in der Mitte behaupten und mit dem Großtürken als selbständig auftretendem Gegner Karls oder als eigenem Verbündeten rechnen konnte. Die Kriegsfronten sind dadurch endgültig nach zwei Seiten festgelegt worden. Der Krieg wurde zur Dominante der kaiserlichen Politik, und der Kreuzzugsgedanke verlor seinen Sinn.

Kaiser Karl V. wäre nicht imstande gewesen, diesen Kampf zu führen, wenn er als König von Spanien die Weltlage nicht von Spanien aus begriffen hätte. Spanien trat aus seiner insular anmutenden Stellung heraus und nahm als exzentrisch gelegene bastionierte Macht sowohl in Mediterranien als auch gegenüber dem Kontinent alle Vorteile wahr, die einer solchen Flankenstellung zukommen. Da es der Mauren Herr geworden war, Unteritalien erobert hatte, und in Amerika soviel Volk ansetzen konnte als zu einer Kolonisierung konquistadorischen Charakters nötig war, wuchs es in eine Weltstellung hinein, die mit dem Schwerte behauptet werden konnte, solange Karl das Römische Reich dafür in Anspruch zu nehmen verstand. Als Karl V. daraus den Gedanken eines christlichen Imperium mundi katholischer Prägung entwickelte, sank Deutschland zum Werbelager der hispanisierten kaiserlichen Majestät herab. Spaniens Randlage ist also erst durch den Zusammenhang mit den neuentdeckten überseeischen Weltteilen und dem durch die burgundische Erbschaft und den Kaiserthron gegebenen Machtzuwachs auf dem Kontinent aufgehoben und in eine zentrale verwandelt worden.

Als Karl V. sich zwei Jahre nach der Kaiserwahl stark und frei genug fühlte, den Kampf um Oberitalien wieder aufzunehmen, rechnete er darauf, Frankreich zu schlagen und ganz Mediterranien in die Hand zu bekommen, bevor der Türke den Außenring des Okzidents sprengte und ihm in die Flanke fiel. Daraus ergab sich eine Verkämpfung im innern Machtkreis des neu zu begründenden europäischen Staatensystems, die erst dann gelöst werden konnte, wenn eine der beiden großen Westmächte, also Spanien oder Frankreich, volle Gewalt und den Vortritt errang oder ein Gleichgewicht zustande kam, das beiden und andern noch nicht deutlich sichtbar gewordenen Mächten den Wettbewerb und eine gesicherte Zukunft verbürgte. Karl beschritt mit diesem ersten Kriegszug seinen Schicksalsweg. Er hat schon als Jüngling weit über das Leben hingeblickt und Perspektiven aufgeschlagen, die sich nicht an einzelnen Etappen ermessen ließen. Seine Politik war immer auf das Ganze gerichtet. Er mußte zwar den Krieg als Dominante anerkennen, aber er hat dem Kriege nie mehr Raum gelassen, als die politische Zielsetzung verlangte, und ihn immer erst entfesselt, wenn er die Zeit erfüllt

glaubte. Nicht an ihm lag's, daß er des Krieges und der Kriegführung nicht entbehren konnte. Er war kein Feldherr aus Leidenschaft, aber er hat den Krieg als Mittel der Politik wohl erwogen und ganz beherrscht. Als er im Jahre 1521, von allen Genien seines Hauses, seiner Herkunft und seiner Stellung begleitet, nach Italien zog, erwartete er von diesem Kriegszug nicht den Besitz Mailands, sondern, weit darüber hinaus, die Wiederherstellung des einigen Okzidents.

Es geht hier nicht darum, Karls Kriege, eingebettet in die Politik, darzustellen. Sie sind in diese so verwoben, daß sie oft ganz hinter den geistigen Kampf zurücktreten, den der Beherrscher einer unberechenbar gewordenen Welt vierzig Jahre lang gegen diese Welt aufrechterhalten hat. Aber wo sie sich geltend machen, da beweisen sie deutlich, daß sie die Gesetzestafeln beschreiben. Als Kaiser Karl den Fürsten Prospero Colonna im Jahre 1521 mit 20000 Mann gen Mailand sandte, schien sich noch nichts Welterschütterndes zu begeben. Es war das alte Brettspiel, das sich im Auswechseln der Figuren gefiel. Wieder standen Frankreich und Venedig verbündet im Felde, immer noch knüpfte der Heilige Vater als Souverän des Kirchenstaates und Bewahrer der höchsten Autorität im Hintergrund die verschlungensten Fäden. Aber ob auch die großen Staatsaktionen noch an das Ränkespiel der Koalitionspolitik gebunden schienen, so war doch etwas anders geworden. Kaiser Karl hatte als Herr in Spanien und beider Sizilien, Erbe der Niederlande und römischer Kaiser so viele zerstreute Kräfte in seiner Hand gesammelt, daß er viel mehr wagen konnte als Kaiser Max. Aber auch Franz I. hatte Grund, sich einer Stärkung seiner Macht und damit einer gesicherteren Kriegführung zu freuen. Die Schweizer waren als Eidgenossen aus dem Spiel geschieden und hatten Frankreich ihre Volkskraft als Mietsoldaten zur Verfügung gestellt. Sie galten immer noch als das beste Fußvolk und waren nicht gesonnen, sich ihre Lust am Kriege abtrotzen oder abkaufen zu lassen. Sie haben nie eifriger nach Schlacht und Sieg verlangt, als in dieser Stellung und in diesem Feldzug, und ihre Existenz auf diese Tätigkeit als Kriegervolk gegründet.

Der Feldzug ließ sich mühsam an. Er wurde wieder auf die italienische Manövrierkunst bezogen, die von den Kondottieri des

15. Jahrhunderts zur Vollendung ausgebildet worden war, die aber nicht vorhielt, wo Entscheidungen gefordert wurden. Karls Feldherr Prosper Colonna nahm den verbündeten Franzosen und Venetianern durch Märsche und Stellungswechsel soviel Raum weg, daß sie nicht zum Aufmarsch kamen und das Feld für einmal verloren geben mußten. Mailand fiel daher kampflos in Colonnas Hand. Darauf rüstete Franz I. ein neues Heer und sandte dieses unter dem Befehl des Marschalls Lautrec mit der Weisung über die Alpen, Mailand zurückzuerobern. Lautrec riß die Vorhand an sich und manövrierte nach Gefallen, aber er brachte den klug in der Defensive verharrenden Colonna lange nicht zum Schlagen und sah sich endlich wider Willen und besseres Wissen gezwungen, diesen am 23. April 1522 unweit der Stadt Mailand bei La Bicocca anzugreifen, um dem Kampfbegehren seiner Schweizer Söldner zu entsprechen. Das machte diese Schlacht zu einer Waffenprobe, die nicht vom Kriege, sondern vom Kriegertum aus bestimmt wurde.

Colonna stand rechts und links durch Wasser und Sumpf gedeckt und hatte sich in der Front durch die Aufstellung hinter einem tiefen Hohlweg gesichert. Lautrec hätte diese natürliche Bastion sicher nicht angegriffen, wenn die Schweizer nicht auf der erlösenden Schlacht als ihrem Recht bestanden hätten. Sie verlangten in der Tat nicht mehr und nicht weniger als ihr Recht, denn das ganze Soldverhältnis war ja zeitlich befristet und auf Schlacht, Sieg, Beute und rasche ruhmreiche Heimkehr gegründet. Der Reislauf hatte keinen Sinn, wenn er die Söldner nicht zu ihrem mit Blut erstrittenen Verdienst kommen ließ, und verlor seine werbende Kraft, wenn die militärische Ehre nicht immer wieder aufgefrischt wurde. Es ist also zu einer Krisis der Befehlsgebung gekommen. Lautrec gab nach und griff an, brachte aber die Schweizer nicht dazu, sich seinem Schlachtplan zu bequemen. Er wollte es mit einer Umgehung versuchen; sie aber bestanden darauf, nach der Väter Sitte das Geschütz von vorn anzufallen. Er tat ihnen den Willen, sandte aber ein Umgehungskorps aus, um ihnen den Angriff zu erleichtern, und hielt die Masse des Heeres in einer gesicherten Aufstellung zurück. Colonna war fest entschlossen, sich diesmal nicht aus der Abwehr herauslocken zu lassen. Als er die Franzosen aufrücken sah, rief er

die Mailänder aus den Toren, damit sie ihm auf alle Fälle den Rücken deckten, und nahm die Schlacht in seiner Lagerstellung an. Das kam auf das Prinzip der Abwetterung der Schlacht bei tunlichster Kräfteersparnis heraus und war aus der Einsicht geboren, daß die Defensive nachgerade die stärkere Kampfart darstellte, wenn damit kein positiver Zweck verbunden wurde. Das Stratagem enthielt einen Verzicht, der um so geringer erschien, je größer der Blutzoll war, den der Angreifer zahlte; ein Verzicht, der sich in einem Siege unter Umständen ganz verlor.

Die Schweizer griffen die schmale, wohlbewehrte Front an. Sie waren 15000 Mann stark und haben zwei Haufen gebildet, die einander in der Staffel folgten und unter Vorantritt der Feldhauptleute und bevorzugten Söldner mit voller Wucht anliefen. Es war ein Frontalangriff ohne Finessen und vom Gefühl der Unüberwindlichkeit getragen. Sie haben dem gesteigerten Feuerzauber der neuen Zeit keine Gegenwirkung beigemessen und die Feuerzone der Feldschlangen und der Hakenbüchsen im Sturmlauf durcheilt. Hinter dieser wütenden Attacke ist alles übrige verschwunden. Die ganze Schlacht erschöpfte sich in diesem „Coup de tête" großen Stils. Die Umgehung ist in der Ausführung steckengeblieben, und die zurückgehaltene Masse des französisch-italienischen Heeres ist überhaupt nicht zum Schlagen gelangt. So kam in Tat und Wahrheit alles auf die Häupter der 15000, die sich vermessen hatten, den Sieg mir nichts, dir nichts aus einem Schlachtviereck herauszuholen, das in einer festen Stellung aufgepflanzt stand und alle Waffengattungen ins Spiel brachte. Es war ein Unterfangen, das die Entwicklung der Waffengattungen außer acht ließ, aber es blieb, wie alles, was im Kriege geschieht, dem Enderfolg anheimgestellt.

Der Sturmlauf dieser sich selbst genügenden Infanterie gehört zum Herrlichsten, aber auch zum Tollsten, was die Kriegsgeschichte kennt. Die schweren Einschläge der Kartaunen prüften die Stürmer schwer, und das Feuer der Hakenbüchsen schwieg erst im letzten Augenblick. Es handelte sich noch um kürzeste Entfernungen, aber die Wirkung war schon da. So kamen sie aufgelockert vor dem Fronthindernis des Hohlwegs an, das sie im Aufstieg überwinden mußten, bevor sie der Infanterie Colonnas auf den Hals fallen konnten. Die stand

unter Frundsbergs und Pescaras Befehl zum Einsatz bereit. Deutsche Landsknechte und spanische Pikeniere bildeten zwei Schlachthaufen, die jeden Augenblick zum Gegenangriff gerufen werden konnten. Das ergab eine Infanterieschlacht, in die der Verteidiger mit frischen Kräften vom Fleck weg eintrat. Als die Schweizer Spieße aus dem Hohlweg auftauchten, brannten die Feuerbüchsen die letzte Salve ab. Dann wurde das Vorfeld von den Schützen geräumt und die feindliche Infanterie trat an. Die Schweizer schritten sofort zum Sturm, um ihr den Anstoß abzugewinnen, aber der „Nachdruck" der gelichteten und im Hohlweg auseinandergekommenen Haufen war nicht mehr stark genug, den frischen Gegner zu werfen. Frundsbergs und Pescaras Gegenangriff kam rascher ins Rollen und fing den Stoß ab. Es wurde eine Männerschlacht daraus, die Leib an Leib ausgetragen wurde. Die Vorkämpfer kannten sich hüben und drüben von Angesicht und forderten sich wie homerische Helden als alte Kriegsgesellen zum Zweikampf heraus, jeder gefaßt, dem andern den Spieß ins Leben zu bohren, alle bereit, Ruhm und Ehre zu gewinnen und den Sturmsold in ehrlicher Feindschaft zu verdienen. Das war nicht mehr taktisch abgemessenes Gebaren, sondern entfesselter Kampf unter wehender Fahne und bei schlagender Trommel, Krieg, wie ihn der Kriegsmann suchte, gewaltigstes Erleben, Krieg in soldatisch vereinfachter Gestalt! Und doch pochte in ihm, auf den Zusammenhang hin betrachtet, der Nerv der ganzen Schlacht, die auf diesen homerischen Kampf zurückgebildet erschien, denn Lautrec wagte auf dieser schmalen Front keine Reserven anzusetzen, und Colonna hielt sich mit Bedacht zurück. In diesem Kampf der langen Spieße haben die Schweizer den kürzeren gezogen. Zum erstenmal ging ihnen eine Schlacht im Kampfe mit der feindlichen Infanterie vor den Spießen verloren. Aber sie wichen in Ordnung, überwanden den Hohlweg, ohne in Auflösung zu verfallen und zogen sich in Staffeln auf die Hauptstellung zurück. Lautrec nahm sie auf, ließ sich aber nicht zur Erneuerung der Schlacht herbei, sondern rückte ab. Die Schlacht war nicht durchgeschlagen und dennoch für die Franzosen verloren.

Die Schweizer sind auch aus dieser Schlacht nicht zerbrochen heimgekehrt, sondern haben, wenn auch besiegt, ihren Kriegsmut und

ihr Selbstvertrauen abermals ungeschmälert heimgetragen. Sie hatten nicht weniger als 3000 Mann verloren und eins gelernt: Schlachten, die sie für andere schlugen, nicht mehr zu erzwingen und aus falschem kriegerischem Stolz allein auf die Hörner zu nehmen, sondern sich von ihren Kriegsherren als Soldaten gebrauchen zu lassen. Als solche sind sie dann in die allgemeine Kriegsgeschichte eingegangen und haben in der Zukunft vornehmlich Frankreichs Schlachten geschlagen. Das ist ihr Beruf und die Hauptquelle ihrer Existenz geworden, nachdem sie sich als Verband kleinerer und größerer Volksgemeinschaften auf das am St. Gotthard verankerte Alpenland zurückgezogen und in dieser geopolitischen Bindung ihre Unabhängigkeit begründet hatten.

Der Abzug der Schweizer aus Lautrecs Lager hat dem Feldzug des Jahres 1522 ein Ende gesetzt, aber der Krieg ist von Franz nicht verloren gegeben worden. Die Krone Frankreich hatte keinen Grund, sich aus einem Spiel zurückzuziehen, in dem Frankreichs Vormacht auf dem lombardischen Vorland verteidigt wurde, während der Türke den Erblanden der Habsburger näherrückte.

*

Kaiser Karl hätte schon im Frühjahr 1521 siegen müssen, um sich freizukaufen, denn da war Selims Nachfolger, Suleiman II., vor Belgrad erschienen und hatte diese ungarische Grenzfestung, den Riegel der Balkanpforte, weggenommen. Belgrad war dadurch zu einer türkischen Ausfallstellung geworden und der Druck, der auf Ungarn und der Steiermark lastete, nun so groß, daß Österreich sich nach Osten herumgerissen fühlte. Kaiser Karl V. hat militärisch nichts dagegen tun können und den Ungarn den Kampf überlassen müssen, aber doch schon Entscheidendes vorgekehrt. Er setzte seinen Bruder Ferdinand im Frühling 1521 in Deutschland als Hüter der habsburgischen Hausmacht ein, gab ihm die Prinzessin Anna von Ungarn zur Frau und übertrug ihm im Vorfrühling 1522, als man in der Lombardei im Schatten der Türkengefahr zum zweiten Feldzug aufrückte, die gesamten ober- und niederösterreichischen Lande zu eigen. Da dem Gemahl Annas von Ungarn die Anwartschaft

auf Ungarn und die böhmische Krone winkten, lagen diese dynastischen Maßnahmen so sehr im strategischen Interesse der von Frankreich im Westen und von der Türkei im Osten bedrohten kaiserlichen Macht, daß sie der Aufrichtung einer Abwehrfront gleichgesetzt werden müssen. Sie sind Jahrhunderte wirksam geblieben. So seien sie vor allem hier bewertet, wo es sich darum handelt, den Krieg als Mittel der Politik in einer Verklammerung aufzuzeigen, die nur von der übergeordneten Stufe der Politik aus überblickt werden kann.

Es ist aber wichtig, festzustellen, daß der Krieg selbst mehr und mehr auf die Sparung der Kraft angesehen wurde, nachdem man die Wirkung der Feuerwaffen und die Gefährlichkeit der Infanterieschlacht genugsam erprobt hatte. Karl verzichtete darauf, seine Feldherren zur Schlacht zu treiben, als Franz I. alsbald wieder im Felde erschien, und auch dieser hielt sich zurück. Man durfte mit Mietvölkern nur dann Schlachten schlagen, in denen die Blüte des Fußvolkes hingerafft wurde und der Sturmsold doppelt und dreifach bezahlt werden mußte, wenn nichts mehr anderes übrig blieb. Es war aber noch mehr dahinter. Die kriegführenden Mächte sind damals zu der Erkenntnis gekommen, daß Krieg in der Ferne, fernab von den Kraftquellen und Machtzentren des eigenen Landes, an den Expeditionsstil gebunden bleibt und mehr verschlingt als erbringt. Die Kriegführung hat darunter gelitten, die Kriegslust nicht. Zwei Jahre lang wurde alles aufgewendet, in Italien zur Ausscheidung der gegenseitigen Ansprüche zu gelangen. Karl machte sich die Koalitionspolitik auf der innern Linie zunutze, Franz schaute nach den Türken aus. Beide versuchten die Perspektiven weit und weiter hinauszustecken. Die Lombardei und Piemont wurden zu einem großen, räumlich erfaßten Kriegstheater, das die Gegner überall in Bewegung sah und noch weiter aufsprang, als Karl die Seealpen überstieg, Genua zu sich herüberzog und die Kaiserlichen unter der Führung des zu ihnen übergetretenen Karl von Bourbon in die Provence eindrangen, um den Krieg auf französischen Boden zu tragen. Da zeigte sich, daß solche Feldzüge noch mehr Volk verschlangen als große Feldschlachten. Die Kaiserlichen büßten vor Marseille ihre Stärke ein und haben sich auf dem Rückzug von der Rhone auf den Po nahezu verlaufen.

Erst als Franz I. sich nach zwei verzettelten Feldzügen im November 1524 vor Pavia lagerte, um zunächst dieses zu erobern, kam es zur Entscheidung. Zwar schien noch nichts darauf hinzudeuten, obwohl der König selbst zur Stelle war und durch die Einsetzung seiner Person den Krieg wieder lustvoller gestaltete, aber man verbiß sich so, daß schließlich nichts anderes übrigblieb. Wir sehen zum erstenmal wieder nach langer Zeit Befestigungslinien entstehen, die nach beiden Seiten gewendet werden, um dem Belagerer zugleich den Angriff auf die Stadt und die Abwehr einer von Osten anrückenden Entsatzarmee zu erlauben. Als Pescara, der Colonnas Nachfolger im Oberbefehl geworden war, die Kaiserlichen heranführte und nun auch seinerseits Verschanzungen anlegte, um sich vor Überraschungen im offenen Felde zu sichern, ergab sich vor Pavia, auf beiden Ufern des Tessinflusses, ein Kriegsbild, das an Verzwicktheit nichts mehr zu wünschen ließ. Da beide, Franz I. und Pescara, sich festgerannt hatten, half diesmal wirklich nur noch eine „erlösende" Schlacht. Sie ist über Nacht vom Zaun gebrochen worden; aber sie wurde nicht von dem leichtherzigen Valois, sondern von dem bedachtsamen Pescara entfesselt. Pescara gehorchte dem stärkeren Zwang. Der sonst so Vorsichtige machte sich, von Soldnot getrieben, an eine kühn ersonnene Schlacht, um sein Heer nicht auseinanderlaufen zu sehen oder gesenkten Hauptes abziehen zu müssen. Die Krisis ergab sich diesmal nicht aus der Befehlsgebung, sondern aus dem Kriegsverhältnis selbst.

Es kam zu einer Belagerungsschlacht, die vom Angreifer auf eine Überraschung gegründet und als Flügelschlacht ausgetragen wurde. Sie entbrannte, aus der Nacht geboren, im Morgengrauen des 24. Februar 1525. Pescara verschob die Armee im Schutze der Dunkelheit nach dem Nordflügel, wo König Franz sich an einen ummauerten Wildpark als Flügelstützpunkt lehnte. Diese weit hinausgerückte Flanke war lässig bewacht. Es gelang den spanischen Pionieren, Breschen in die Mauern zu legen und den Feuerschützen den Zutritt noch vor Tag zu öffnen. Der Park selbst war schwach besetzt. Als die Franzosen erkannten, daß der Flankenmarsch der Kaiserlichen nicht dem Abzug diente, sondern als Aufmarsch zur Schlacht gedacht war, waren die Kaiserlichen schon mit dem gewagten Ma-

növer fertiggeworden. Pescaras Schützen hatten den Park schon zur Hälfte durchschritten, dahinter rückte die Reiterei auf, die sofort nach vorn eilte, während dicke Kolonnen schweren Fußvolkes sich durch die Breschen wanden und links und rechts Stellung nahmen. Nur die schwerbewegliche Artillerie fehlte. Pescara ging ersichtlich darauf aus, die Franzosen vom linken Flügel aus aufzurollen. Was dagegen getan werden konnte, ist von Franz und seinem Generalstab eiligst in die Wege geleitet worden. Der König ließ alle verfügbaren Rohre gegen den Park Front machen und warf dann seine schwere Reiterei in den Kampf, um den Feind noch im Aufmarsch zum Stehen zu bringen. Das gelang, denn die kaiserliche Reiterei wurde geworfen, aber der Kampf im durchschnittenen, von Baum und Strauch durchsetzten Gelände gewährte den Feuerschützen der Kaiserlichen so viele Vorteile, daß sie die Gens d'armes aufhalten konnten, bis die schwere Infanterie aufmarschiert war. Nun verlangte die Schlacht auch auf seiten der Franzosen schwere Infanterie. Es ist dem König auch noch gelungen, sein erstes Infanterietreffen heranzuführen, aber dieses wurde von der zurückgehenden Gendarmerie in Verwirrung gebracht, von der nachdrängenden Infanterie Pescaras rechts und links umfaßt und zusammengehauen. Alles, was nach ihm kam, vor allem des Königs Hauptkämpfer, die Schweizer, die den Marschbefehl zu spät erhalten hatten, wurde in die Niederlage hineingerissen. König Franz versuchte vergebens, dem Verhängnis zu wehren. Persönliche Tapferkeit und der Opfermut der Schweizer, die bis in den Tod fochten, konnten die Schlacht nicht mehr wenden. Zwei Drittel des Heeres gingen verloren, der König geriet mit seinem Stab in die Gefangenschaft und mußte sich mit der Rettung seiner ritterlichen Ehre bescheiden. Er hatte den Krieg verloren. Die Lombardei fiel an den Kaiser zurück, die Provence wurde dem Bourbon zurückgegeben, Burgund noch einmal freigestellt, kurz, alles aus dem Würfelbecher herausgezogen, was das Glück darin gelassen hatte. Aber der Vertrag, den der königliche Gefangene in Madrid unterschrieb, also dort unterschrieb, wo nun das Weltregiment zu Hause war, hatte keine bindende Kraft, weil er von der ganzen kaiser-feindlichen Umwelt bekämpft wurde. Frankreich

konnte nicht mehr aus dem aufkommenden Staatensystem des erweiterten Abendlandes herausgebrochen werden. Zwei Jahre später stand König Franz wieder im Felde.

*

Läßt man die Feldzüge der Jahre 1521—1525 als ersten Krieg Karls V. mit Franz I. gelten, so sind in den Jahren 1527—1529, 1535—1538 und 1542—1544 noch drei dieser Kriege ausgefochten worden, ohne daß sie noch einmal in einer solchen, ganz auf den militärischen Erfolg zurückgebildeten Entscheidungsschlacht gegipfelt hätten. Die Schlacht bei Pavia hatte gelehrt, daß die Kriegführung nicht aufs Ganze gehen konnte, solange das Heer ein Mitspracherecht besaß, das aus dem Mietverhältnis floß. La Bicocca war also mehr gewesen als ein schweizerisches Exempel. Als Karl V. sich nach der Gefangennahme des Königs von Frankreich plötzlich einem neuen, vom Papst gestifteten Kriegsbündnis gegenübersah und der von Franz I. zu Madrid abgegebene Verzicht dahinfiel, erwies sich die Kriegführung offensichtlich mit Imponderabilien belastet, denen man bisher zu wenig Beachtung geschenkt hatte. Die großen Mietheere wollten leben und deshalb den Krieg aus der Froschperspektive führen. Die Feldherren sahen sich daher genötigt, alle möglichen Motive, vor allem auch die Zerrissenheit des religiösen Lebens, in die Rechnung einzusetzen, bevor sie sich zur bittern Arzenei der Schlachten bequemten. Dadurch kam eine explosive Gewalt in die Kriegführung, die nicht aus der strategischen, sondern aus der moralischen Lage aufschoß. Sie hat sich in langwierigen, durch Sold- und Verpflegungsschwierigkeiten gekennzeichneten Bewegungsfeldzügen Geltung verschafft und der Masse nicht selten die Zügel in die Hand gegeben.

Der Krieg der Jahre 1527—1529 ist erfüllt von dieser entarteten Dynamik. Frundsberg ist als ihr Opfer vom Schlage getroffen niedergefallen, als seine Landsknechte den Feldzug des Jahres 1527 durch eine große Meuterei aus den Fugen trieben und Karl von Bourbon als kaiserlicher Feldherr mit den kriegstrunkenen Knechten auf Rom zog. Die Erstürmung Roms durch kaiserliches Volk zeichnet die

Verworrenheit der Lage. Karl von Bourbon ist gefallen, ein Oranier wurde sein Nachfolger. Man lese die Handschrift des Feldhauptmanns Sebastian Schertlin nach, um sich ein Bild von diesem Soldatenkrieg zu machen. „Wir haben Rom mit Sturm gewunnen", schreibt der Wackere, „haben ob 6000 Mann darin zu Tod geschlagen, die ganze Stadt geplündert, in allen Kirchen und ob der Erd genommen, was wir gefunden, ein' guten Teil der Stadt abgebrannt und seltsam hausgehalten, alle Copistereien, Register, Briefe und Cortisaney zerrissen, zerschlagen. Der Papst nahm die Flucht in die Engelsburg ... Darin haben wir ihn drei Wochen belagert, bis ihn der Hunger genötigt, daß er die Engelsburg mußte aufgeben ... Allda haben wir gefunden den Papst Clementem VII. samt 12 Cardinälen in einem engen Saal, den haben wir gefangen ... War eine großer Jammer unter jenen, wurden wir alle reich. Wir haben (aber) Rom nit zwei Monat gehabt, da sind uns bis in die 5000 Knecht und Kriegsvolk an der Pestilenz gestorben, von wegen der toten Körper, so nit vergraben worden waren. Im Julio sind wir sterbenshalber heraus und in die Marca gezogen, den bösen Luft zu verändern, und als uns die von Narnia nit wollten einlassen, haben wir mit 2000 Knechten den Sturm ohne Beschießen angetreten und Stadt und Schloß erobert aus der Gnade Gottes und ob 1000 Personen darin zu Tod geschlagen, Weib und Mann." Da ist kein Wort zuviel.

Aber das Waffenglück des Kaisers war nicht von Dauer. Man konnte nicht an der Peripherie auf Gewinn ausgehen, wenn der Gegner im eigenen Lande ungeschoren blieb. Als Lautrec mit 32000 Mann in Italien erschien, um den Kirchenstaat zu befreien, wich Prinz Philibert von Oranien ins Neapolitanische aus. Wiederum kam es zu mörderischen Kämpfen um einzelne Plätze, aber eine Schlacht ließ warten. Der Oranier sah sich zuletzt in Neapel zu Wasser und zu Lande eingeschlossen. Wiederum klirrte die Waage des Kriegsglücks haltlos hin und her, wurden auch die Bündnisse hin und her gewendet, als könnte keine Konstellation mehr Gestalt gewinnen. Hunger und Pestilenz fielen in alle Lager und lähmten die Kriegführung, ohne ihr ein Ende zu setzen. Die Franzosen litten am schwersten. Lautrecs Nachfolger Saluzzo verlor sein halbes Heer

und sah sich von Neapel gen Aversо zurückgetrieben. Hier wurde er zur Kapitulation gezwungen, nachdem ein venetianisch-französischer Seesieg im Golf von Neapel ihm keine Entlastung gebracht hatte. Als Franz I. noch einmal seine Taschen umkehrte und ein frisches Heer unter Saint-Paul auf Mailand rücken ließ, wurden die Franzosen auch dort von einer Katastrophe ereilt. Saint-Paul wurde bei Landriano umzingelt, geschlagen und gefangen. Da legte König Franz das Spiel nieder. Er hatte zum zweitenmal alle Mittel erschöpft und ließ sich daher den von den Damen der feindlichen Häuser zu Cambrai verhandelten Frieden gefallen. Er war bereit, das Herzogtum Mailand, die meridionale Zentralstellung aller Kriegführung in Italien, aufzugeben, Flandern und Artois in Karls Händen zu lassen und Karls Recht auf Burgund anzuerkennen. Es war klar, daß er damit einen Verzicht einging, der keine ewige Bindung in sich schloß. Dahinter drohte die Fortsetzung des Machtkampfes, der neue kriegerische Anstrengungen forderte. Die italienischen Feldzüge hatten keine Entscheidung sicherstellen können, weil die Kronen Spanien und Frankreich sich nicht nahe genug auf den Leib gerückt waren und der Austrag des Kampfes immer wieder von außen in Frage gestellt wurde. Noch war England nicht aus der kontinentalen Verstrickung geschieden, noch hoffte Heinrich VIII. einen Anteil an der Gegenküste davonzutragen, und schon stand Selims großer Sohn Suleiman der Prächtige siegreich auf ungarischem Boden vor den Toren Wiens. Am 29. August 1526 war König Ludwig von Ungarn bei Mohacz von Suleiman II. in einer stürmisch verlaufenen Schlacht überrannt und mit seinem Heere zusammengehauen worden.

*

Die Türkengefahr hatte auf einen Schlag die Gestalt einer ständigen Bedrohung des Okzidents angenommen und erschien jetzt im Lichte einer Kriegsfertigkeit, die dem Abendland schwer auf den Nacken fiel. Wieder ist die Überlegenheit von der größeren Beweglichkeit, dem ungestümeren Zupacken und der gefestigteren Befehlsgewalt ausgegangen. Solange die Türkei Sultane und Wesire besaß, die das am Bosporus aufgerichtete Reich als einen Krieger-

staat begriffen, der von Eroberungen lebte und zehrte, war dagegen nicht aufzukommen. Das wäre nur dann möglich gewesen, wenn Österreich, das nun die Ostrampe des europäischen Kriegstheaters zu verteidigen hatte, dazu gelangt wäre, eine auf diesen Feind zugeschnittene Kriegführung ausfindig zu machen und seine ganze Kraft gen Osten zu kehren. Europa sah sich wieder vor das Problem gestellt, das Attila, Dschingis-Chan und die nachgeborenen Eroberer des Ostens über das Abendland gebracht hatten, als sie mit berittenen Heeren aus dem Orient hervorbrachen.

Die Osmanen waren die militärischen Erben der orientalischen Kriegführung. Sie hatten von allen gelernt, nicht zuletzt von den Byzantinern, und stellten Heere ins Feld, in denen nicht nur alle Waffengattungen zu Hause waren, sondern auch eine Verbindung eingegangen hatten, die bis zur vollkommenen taktischen Übereinstimmung gesteigert worden war. Stürmende, grabende und schanzende Infanterie, die im Feuergefecht und im Kampf mit der blanken Waffe so erfahren war wie die völlig im Kriegertum aufgehenden Janitscharen, besaß der Westen nicht, und eine Kavallerie, die aus mongolischen Schwarmattacken die Elemente des Reiterschocks entwickelt hatte und mit geschwungenem Säbel angriff, noch weniger. Auch ihre Artillerie hatte viel gelernt. Sie war über das grobe Wirkungsschießen, das sich nach der Eröffnung der Schlacht schnell verlor, längst hinaus und feuerte aus Redouten und im offenen Felde, solange der Feuerschlag sich lohnte, gleichviel ob eigenes Volk dabei zu Schaden kam oder der Feind allein die Zeche bezahlte. Der Hauptnachdruck der osmanischen Kriegführung aber lag auf dem ungeheuern Vorsturm, der so entschlossen vorgetragen wurde, daß nur geballte, fest an den Boden geheftete Defensive dagegen zu helfen schien und der Verteidiger sich glücklich schätzte, wenn er seine Stellung behauptete.

Die Menschenmassen, die die Türken in Bewegung setzten, unterstehen ebenso der Kritik wie alle Berechnungen, die uns aus der Kriegsgeschichte übermacht worden sind. Aber es liegt auf der Hand, daß die Sultane, die von der Krim bis Ägypten und von Anatolien bis Bosnien geboten, nicht nur die streitbare Macht der Osmanen vorführten, sondern auch zur Heeresfolge verpflichtete Hilfsvölker

aufbrachten, so daß sie den Königen des Westens, die mehr oder weniger auf die Werbetrommel angewiesen waren, bei weitem überlegen waren. Sebastian Schertlin erzählt, daß der „türkische Kayser" Anno 1529 mit 300000 Mann vor Wien gezogen sei, und hat als Kriegsmann vielleicht genauer geschätzt als andere. Erst damals ist man im Abendland zur Sammlung großer Armeen übergegangen, um sich eines solchen Andrangs zu erwehren. Kaiser und Reich sind in Bewegung gekommen und alle konfessionellen Gegensätze vergessen worden. Georg Wolfram hat den nahezu schlüssigen Beweis erbracht, daß das Lutherlied „Ein' feste Burg ist unser Gott" als christliches Kriegslied auf den Großtürken gemünzt war und in diesem den Erbfeind sah. Im Jahre 1532 standen zum Schutze Wiens Kräfte vereinigt, die sich wohl sehen lassen konnten. Aber es ist nur zu kleineren Gefechten und Überfällen gekommen. Die Gegner wagten sich nicht an eine große Schlacht. Schertlin beziffert die Streitkräfte, die damals vor Wien aufrückten, auf 65000 Mann Fußvolk und 11000 Reiter. Als dieses Heer im September vor Wien gemustert wurde, trat es in drei riesenhaften Infanterievierecken an, die von nicht weniger tief angeordneten Kavallerietreffen flankiert wurden. Die Artillerie war vor der Front aufgefahren, und ein dichter Kordon von Feuerschützen und leichten ungarischen Reitern säumte das Ganze ein. Es war Parade- und Defensivaufstellung zugleich, eine Ordnung, nach der man sich lange gerichtet hat, um den Türken entgegenzutreten. Sie ist als die Ungarische Ordonnanz 150 Jahre hochgehalten worden.

Der Vorgang ist bemerkenswert, weil er erkennen läßt, daß man angesichts des ungewohnten Feindes wieder zu einer Schutzaufstellung zurückgekehrt war und auf das Prinzip der Beweglichkeit verzichtet hatte. Aber es steckte doch mehr dahinter. Die von den Schweizern aufgebrachte Bildung großer, aufeinander abgestimmter Spießerhaufen hatte Schule gemacht. Die Pikeniere sind zu festen Verbänden geworden, und auch die Reiterei bildet nun selbständige Körper. Die Spanier haben daraus dann die Aufstellung in sogenannten Tertios entwickelt, die dank ihrer mustergültigen Ausbildung zu größeren Evolutionen fähig waren. Sie haben das Schlachtfeld von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis in den Dreißigjährigen Krieg beherrscht. Darin ist die bewußte Zügelung der Masse zur Geltung

gekommen, und es hat lange gedauert, bis eine beweglichere Führung die Kunst lernte, diese aus der Mitte geleiteten, unter ihren Bannern schreitenden, kompakten Schlachthaufen entsprechend zu empfangen und im Gegenangriff aufzusprengen.

Die Aufstellung des großen Heeres vor Wien beweist, daß die kriegerische Kraft, die Karl in Bewegung setzen konnte, wenn er als Kaiser und König und erster Fürst des Abendlandes Gefolgschaft fand, keinen Feind zu scheuen brauchte. Trotzdem ist die Türkei der Lage Herr geblieben. Als Karl drei Jahre später nach Afrika übersetzte, um in einem Kolonialkrieg, der nichts mehr von einem Kreuzzug erkennen ließ, die Gegenküste Siziliens zu gewinnen, war die Türkenherrschaft in der östlichen Hälfte des Mittelmeeres schon so fest begründet, daß der Sultan sich als Herr Mediterraniens fühlte. Sie war als solche keine Fremdherrschaft und hatte alles in sich aufgenommen, was im Orient seit dem Aufkommen der Araber und der vom äußersten Osten eindringenden Wandervölker zu Reichsgründungen gelangt war. Das militärische Gewicht des Osmanischen Reiches wog deshalb so schwer, weil niemand die mächtige Sperrstellung durchbrechen konnte, die den zurückgedrängten Okzident von dem Fernen Osten schied. Der Türke verwaltete in dieser Riegelstellung den Wohlstand der Welt. Die Güter des äußersten Ostens gelangten nicht mehr nach dem Okzident, wenn es dem Sultan nicht gefiel. Wäre es dem Abendland möglich gewesen, den Islam gemeinsam mit den Herren des fernen Asiens zu bekämpfen, so hätte die Türkei sich schwerlich in dieser dann auf zwei Fronten bedrohten Sperrstellung behaupten können. Aber daran war im 16. Jahrhundert nicht mehr zu denken. Um so eifriger suchte das Abendland den Zugang nach dem Fernen Osten auf den neu entdeckten Seewegen in der Weltweite sicherzustellen.

Der Okzident war nicht einmal mehr fähig, von sich aus geschlossen gegen die Türkei aufzutreten und Kreuzzugsgedanken zu erwecken, nachdem das christliche Gemeingefühl vom Wettstreit der Dynastien verzehrt worden war. Als Frankreich sich zu einem Bündnis mit dem Sultan bequemte, um Hilfe gegen die Weltpläne des Hauses Habsburg zu gewinnen, ist der Türke erhobenen Hauptes in das sich anbahnende Staatensystem Europas eingetreten, zu dem der Mos-

kowiter noch kaum den Zugang gefunden hatte. Ganz Mediterranien seufzte unter der Türkengeißel, und das französisch-türkische Bündnis war nicht geeignet, die Grenzen des Okzidents in die Weite abzustecken, sondern rief den Sultan noch näher heran. Als Kaiser Karl am Strand von Tunis landete, konnte er nicht einmal mehr hoffen, diese Expedition zu Ende zu führen, ohne im Rücken bedroht zu werden. König Franz fühlte sich schon wieder stark genug, den ihm auferlegten Ring zu sprengen, und ging daran, im Einvernehmen mit dem Sultan Suleiman den Kampf um Italien zu Wasser und zu Lande wieder aufzunehmen. Diese Kampfbereitschaft ist dem Zeitalter eingeboren, in dem keine festen Überlieferungen mehr hafteten. Alles, was geschah und unternommen wurde, trug streitbaren Charakter, nichts schien sich dem Schwerte und der Umgestaltung durch das Schwert zu entziehen. Kampf auf geistigem Gebiet und Streit um Macht und Herrschaft bewegten und erfüllten die Welt. Alle Güter lagen ausgeschüttet, alle Hoffnungen waren erlaubt; wer zugriff, konnte den Himmel und die Erde verdienen.

Der große Umbruch setzte sich auf allen Gebieten fort. Krieg war und blieb die Losung. Er zeigte nicht mehr die zusammenhängenden Züge, die er von den Burgunderkriegen bis zum Frieden von Cambrai aufgewiesen hatte, aber er führte in der Zersplitterung zu Feldzügen, die ganze Länderbreiten mit Verwüstung schlugen. Er ist grimmiger, verwüstungssüchtiger und unbekümmerter geworden. Die Strategie bringt keine neuen Prinzipien auf, aber sie bedient sich der erprobten Maßnahmen mit größerer Geschicklichkeit. Große Feldherrnnaturen fehlen, aber durchgebildete Heerführer tun das ihre. Als der dritte Krieg zwischen Frankreich und dem Imperium entbrennt, drängt ganz Europa mit nach vorn. Drei Jahre Krieg verwüsten Oberitalien und die Provence aufs neue. Wiederum zeigt sich, daß Franz fähig ist, den Anstoß zu gewinnen. Er erobert Savoyen und bricht in Piemont ein. Wieder gelingt es dem Kaiser, diese Offensive durch einen mächtigen Vorstoß in die Provence zu entkräften, aber wieder wird Karls Armee im Rhonedelta in Belagerungen verstrickt, durch planmäßige Verwüstung des Landes schachmatt gesetzt und auf dem Rückzug völlig aufgelöst. Es ist keine erlösende Schlacht zustande gekommen. Wäre Graf Heinrich von Nassau nicht um diese

Zeit mit 27000 Mann aus den Niederlanden durch die Sommepforte in Nordfrankreich eingebrochen, so hätte Franz den Zugang nach Italien und den Weg nach Mailand offen gefunden. Hier wird also endlich ein Flankenstoß sichtbar, der dem auf der innern Linie stehenden Gegner ins Leben zielen könnte; aber auch hier endet die Vorbewegung in einem verlustreichen Rückzug. Die Strategie lebt von der Hand in den Mund, die Sicherung der Rückzugslinie liegt immer noch im argen, und verbrauchte Heereskörper lösen sich einfach auf. Keine Entscheidungsschlacht wird anbegehrt, kein glückliches Treffen fegt durch anschließende Verfolgung das Feld. Franz schwingt sich wieder obenauf, stellt die Nordgrenze seines Reiches sicher und nimmt den Angriff im Westen wieder in die Hand. Aber die Wiederaufnahme des Belagerungskrieges in Piemont bringt keinen neuen Zug ins Bild. Es ist kein Ende der Zerstreuung abzusehen. Da wirft Sultan Suleiman sein Gewicht in die Waagschale. Als die Türken in Ungarn zu neuem Wüstungskrieg ansetzen, die Janitscharen in der Steiermark alles glattscheren und eine türkische Flotte Süditalien umfährt und ins Tyrrhenische Meer durchbricht, um die Flagge des Padischahs in die spanischen Gewässer zu tragen, sucht Karl V. einen Waffenstillstand nach.

Der Krieg wurde also wiederum auf dem Höhepunkt der Krise abgebrochen. Diesmal war es Karl, der verzichtete. Aber auch der im Jahre 1538 auf zehn Jahre geschlossene Waffenstillstand war wieder nichts anderes als eine Fiktion. Karl hütete sich, Mailand abzutreten, und suchte sich in der Zwischenzeit rasch Algeriens zu bemächtigen, um die afrikanische Gegenküste sicherzustellen, wo die Korsarenherrschaft sich an der Schiffahrt des Westens mästete. Franz I. nützte dies zu einem engeren Bündnis mit Suleiman und brach schon 1542 von neuem los. Diesmal erwog man das Problem in Paris grundsätzlicher und beschloß, in Italien hauszuhalten und die spanische Macht in den Niederlanden und in Katalonien anzugreifen. Das bringt einen neuen Zug ins Spiel. Der Herzog von Guise eroberte Luxemburg, während Marschall D'Annebaut nach einem fruchtlosen Angriff auf Perpignan kehrtschwenkte, um nach Italien zurückzukehren. Man fand also den Weg doch wieder nach Piemont, als der Feind sich in seinem eigenen Lande als zu stark

erwies. Karl antwortete darauf, indem er Heinrich VIII. von England wieder in Bewegung brachte, und machte sich selbst daran, Guise und Landrecies anzugreifen, während sein Feldherr del Guasto Piemont verteidigte. Die Verstrickung wuchs ins Riesenhafte. Als eine türkisch-französische Armada vor Nizza erschien, nahm das Waffenbündnis Frankreichs mit der Türkei so drohende Gestalt an, daß der Okzident Gefahr lief, von ihm aus bestimmt zu werden. Da zeigte sich Spaniens exzentrische Lage im hellsten Lichte. Hier, wo Karls Herrschaft ihren Wurzelgrund hatte, wuchsen die Armeen, die den festen Kern seiner militärischen Macht bildeten. Solange er diese von allen Geisteskämpfen und Rivalitäten unberührten Truppen ins Feld rufen konnte, lief ihm auch sonst genug Volk zu, seine Lager zu füllen. Aber man mußte von dem Belagerungskrieg loskommen, der sich mehr und mehr eingefressen hatte und die Kriegführung völlig zu lähmen drohte. Die Scheu vor der Feldschlacht, die selbst einen Pescara so gepeinigt hatte, daß die Schlacht nachgerade als Bankerott der Kriegführung angesehen wurde, weil sie einer Zwangslage Ausdruck lieh, war zur Manie geworden. Die Einnahme verteidigter Städte schien eine gründlichere Eroberung des Landes und gesichertere Inbesitznahme des Kriegstheaters zu versprechen als Feldschlachten, in denen mehr Heere zugrunde gingen als auf die Beine gestellt werden konnten. Da aber auch daraus kein Gewinn zu ziehen war, solange die Festungen standhielten — und das taten sie —, ergab sich eine Zwangslage in anderer Richtung. Man verlor keine Schlachten mehr, aber man wurde mit dem Kriege nicht mehr fertig. Das Jahr 1544 hat in dieser Hinsicht Epoche gemacht. Der Krieg ist festgeraten. Später nannte man das einen Ermattungskrieg, aber das war eine fehlerhafte Ableitung, denn kein Krieg ist an sich und auf das Prinzip hin betrachtet auf Ermattung gerichtet. Die Ermattung ergibt sich erst aus dem Unvermögen, so starke Schläge auszuteilen, daß die Kraft des Widerstandes und damit der entgegenstehende Wille zerbrochen werden. Jeder Krieg geht daher auf Vernichtung aus, aber wenige bewahren ihren auf das Absolute gerichteten Charakter bis zum Schluß.

*

Als das Jahr 1544 heraufzog, waren alle Parteien sich der Notwendigkeit bewußt, so oder so zum Ende zu kommen. Zum erstenmal tauchte auf seiten der Außenstehenden der Plan auf, stracks auf Paris zu marschieren, also die Belagerungen sein zu lassen und sich nach Sicherung des Heereszuges den Weg zu den Kraftquellen des Feindes zu bahnen. Karl V. und Heinrich VIII. begegneten sich in diesen Gedanken, aber die hergebrachte Strategie widersprach dem so sehr, daß die Engländer sich wieder vor Boulogne, die Spanier vor Luxemburg verfingen. Franz I. war trotz der Verminderung seiner Macht glücklicher. Im französischen Lager traten immer noch Führer auf, die dem Angriffsgeist vertrauten. Einem der Jüngsten, dem Herzog von Enghien, war nach langer Zeit ein Sieg im offenen Feld beschieden, als er sich bei Cerisole an eine offene Feldschlacht wagte. Auch diese Schlacht entstand aus dem Belagerungskrieg, aber sie atmete den Geist des Bewegungskrieges. Der italienische Kriegsschauplatz ist durch sie geradezu geräumt worden. Enghien lag vor Carignano, als del Guasto heranrückte, um ihn durch Einnahme einer entsprechenden Stellung von der Belagerung abzuziehen oder innerhalb seiner Linien ins Gedränge zu bringen. Man kann sich fragen, ob del Guasto eine Entsatzschlacht nach dem Muster der Schlacht von Piava liefern oder es bei kunstvollen Manövern lassen wollte. Wie dem auch sei — der Gegner sorgte dafür, daß ihm nichts übrigblieb, als die Schlacht zu wagen, indem er aus den Belagerungslinien aufbrach und das Entsatzheer auf dem Anmarsch stellte. Er erschien eines Morgens plötzlich in del Guastos Flanke. Da schwenkte der Spanier aus der Marschordnung ins offene Feld, um aus der geworfenen Fessel herauszukommen. Er wollte lieber eine geordnete Schlacht annehmen als ausmanövriert werden. Sie trafen am 14. April 1544 bei Cerisole aufeinander. Es war die erste Schlacht im freien Felde, die erste, in der die Fronthindernisse keine Rolle mehr spielten und die verschiedenen Waffengattungen, jede nach ihren Gaben, zu Gewicht gelangten. Sie läßt Anklänge an die „ungarische Ordonnanz" aufkommen, aber sie wird beweglicher gestaltet. Auf beiden Seiten treten drei Spießerhaufen an. Linear ausgerichtet, von zahlreichen Schützen begleitet und von Reiterei flankiert, brechen sie vom rechten Flügel an vor, durchlaufen

die Artilleriezone und kommen sich ins Gehege. Beide rechten Flügelkolonnen gewinnen die Oberhand, die Entscheidung fällt in der Mitte. Hier werfen Enghiens Schweizer Veteranen den von weither kommenden und durch Artilleriefeuer gedeckten Angreifer im kurzgefaßten Gegenangriff über den Haufen und wenden das Infanterietreffen zugunsten der Franzosen. Die französische Gendarmerie haut nach und vollendet den Sieg. Über die Hälfte des kaiserlichen Heeres wird im Gewühl erstochen oder gefangen. Wäre del Guastos siegreicher rechter Flügel nicht auf der Verfolgung vom Schlachtfeld abgekommen, sondern der Mitte vom Fleck weg zu Hilfe geeilt, wie Enghiens siegreicher rechter Flügel tat, so hätte der kaiserliche General sich vielleicht vor dem völligen Erliegen bewahren können. Aber nicht dies ist wesentlich zur Beurteilung der Schlacht bei Cerefole, sondern die Feststellung, daß der Infanteriestoß immer noch zum Einstich führte und selbst schwergerüstete Reiterei den Feuerschützen im freien Felde noch überlegen blieb. Die Schlacht bei Cerefole setzte also eine Entwicklung ins klare, die so lange im Dunkel geblieben war, als man die Feldschlacht gemieden hatte.

*

Der italienische Feldzug ist durch die Schlacht zugunsten der französischen Waffen entschieden worden, aber diese hat den Krieg nicht gewendet, denn nun zeigte sich, daß dieser nicht mehr auf Operationen in der Ferne hörte, sondern von der auf Paris zielenden strategischen Offensive Kaiser Karls bestimmt wurde. Franz rief die Sieger von Cerefole zurück, um sich vor Paris zu behaupten, und überließ Italien vorläufig sich selbst. Er war von einem Vorstoß bedroht, der das Marnetal herabkam. Karl V. hatte die Fessel des Belagerungskrieges gesprengt, indem er Luxemburg nahm, und ist dann, unbekümmert um die Engländer, die nicht vom Fleck kamen, unbekümmert auch um die Not Mailands, über die Maas vorgegangen und durch die Argonnen auf St. Dizier marschiert. Also endlich eine Operation mit großen Zielen. König Franz ist dadurch in schwere Not gekommen. Da er keine Armee mehr an eine Schlacht in der Champagne wagen konnte, überließ er St. Dizier sich selbst und

suchte durch Verhandlungen Zeit zu gewinnen, um am Ourcq aufzumarschieren. Aber Karl war zu weit vorgerückt, um im Felde, von Seuchen bedroht, lange verhandeln zu können. Er wagte daher seine geschwächte Armee entschlossen an einen Vormarsch auf Paris. Nie hat er konzentrierter gehandelt, ohne sich doch auf das äußerste herauszulassen. Er zog in dreschendem Regen auf Epernay, nahm Chateau-Thierry und hielt erst an, als Franz bei La Ferté-sous-Jouarre Fuß faßte und sich dort zur Schlacht um Paris bereit machte. Zu dieser Schlacht ist es nur deshalb nicht mehr gekommen, weil beide des Würfelspiels entraten konnten, nachdem festgestellt worden war, daß 25 Jahre Krieg über das nachgeordnete Verhältnis Frankreichs zum Imperium Karls V. entschieden hatten, ohne den Okzident aus dem Rahmen zu sprengen. Franz war auf Frankreich zurückgedrängt worden und der Kampf um Italien zugunsten Spaniens entschieden. Man kann das Ergebnis aber auch anders fassen. Als Franz im Frieden von Crespy nicht nur seine Ansprüche auf Mailand und Neapel fallen ließ und der Lehnshoheit über Artois und Flandern entsagte, sondern auch das Bündnis mit den Türken aufgab, war Frankreich zwar im Kampf um Italien unterlegen, aber es ist in einer Machtstellung bestätigt worden, die 25 Jahre Krieg als unzerstörbar erfunden hatten. Das Bündnis mit der peripherisch angeordneten Macht der Türkei hat sich also für das von allen Seiten umklammerte Frankreich letzten Endes doch gelohnt. Diese Erfahrung ist nicht verlorengegangen. Karls Sieg war nicht der Kriegsgewalt zu danken, sondern den Machtmitteln eines Reiches, das selbst noch der Begrenzung harrte. Der Krieg war aus dem Erleben der Völker, die jetzt als Großmächte einander gegenübertraten, nicht mehr wegzudenken. Clausewitz hat der Erfahrung nachgelebt, als er den Satz prägte: „Es gibt Fälle, wo das höchste Wagen die höchste Weisheit ist." Er bezog ihn auf das Handeln im Kriege, aber es wäre verkehrt, den Satz nur auf den Krieg zu beziehen, denn er gilt zuvörderst von der Politik als Staatskunst, die den Krieg nur als Mittel schätzt. Er darf daher auf die Politik Karls V. mit besonderem Nachdruck angewendet werden, denn der Kaiser wagte alles, indem er den Kampf mit Franz I. zum Austrag brachte, während Suleiman Wien und Neapel zugleich bedrohte.

Karls Politik erfährt dadurch eine besondere Beleuchtung. Karl ist dem kriegerischen Wagnis kühl gegenübergestanden. Er hat diesem nicht mehr Raum gelassen, als der umfassende Aspekt seiner Weltpolitik erlaubte und die Unfertigkeit der Kriegsmittel zuließ. Seine Kriege sind dadurch der Ökonomie der Zeit und der Kräfte dienstbar gemacht worden. Als er sich nach dem Austrag des Kampfes mit Franz I. der Ordnung der deutschen Verhältnisse zuwandte, gab er davon den schlagendsten Beweis. Er wußte, daß er die Auseinandersetzung mit dem Protestantismus und den Territorialgewalten vermeiden mußte, solange er der deutschen Fürsten und der deutschen Heereskraft im Kampfe mit Frankreich, den Türken und den wechselnden Allianzen seiner Widersacher ringsum bedurfte. Erst der Friede von Crespy gab ihm die Hände frei. Nun ging er aufs Ganze.

*

Der Krieg war so sehr zum Ausdruck der Kampfbereitschaft dieser neuen Zeit geworden, daß die europäische Auseinandersetzung seiner auf keinem Gebiete mehr entraten konnte. Kein Friedensschluß ist *mehr* gewesen als ein Waffenstillstand. Nicht einmal der Friede von Crespy war so beschaffen, daß er Dauer verhieß. Mit den Türken gab es aber überhaupt kein Paktieren. Kaiser Karl V. ist daher von vornherein nur auf einen Waffenstillstand mit Suleiman ausgegangen. Als im November 1545 zu Adrianopel darüber Beschluß gefaßt wurde, war Karl der Sachlage Meister. Nun scheute er sich nicht, das Schmalkaldener Bündnis zu sprengen, um seinen Weltherrschaftsgedanken fester auf Deutschland abzustützen. Die Weltherrschaft war nicht mehr als ein hispanisches Dominat, wenn Deutschland sich der kaiserlichen Gewalt nicht fügte und einem monarchisch-militärischen Imperium die Anerkennung versagte. Deshalb mußte der Kampf ausgetragen werden. Karl war sich des Wagnisses, das mit einem deutschen Kriege verbunden war, wohl bewußt, denn er konnte darüber ganz Deutschland verlieren. Er hatte nur ein paar tausend Mann in seinem Lager zu Regensburg stehen, als er die Häupter des Bundes in die Acht erklärte, und sah sich selbst von einem Bundesheer von 35 000 Mann bedroht, das bei Ulm so günstig

aufgestellt war, daß dem Kaiser nur der Rückgriff auf die österreichischen Streitkräfte und das Heranholen der Spanier über den Splügen und den Brenner übrigblieben, um sich im Felde zu behaupten. Aber er hatte Glück. Uneinigkeit und Mißtrauen lähmten die Kriegführung der Koalition, die sich von Karl zwischen Augsburg und Ingolstadt so lange hin und her manövrieren ließ und sich dabei so halbherzig in Scharmützeln und Wüstungen gefiel, daß der Kaiser nach und nach 55000 erlesene Streiter versammeln konnte, um ihr im Felde entgegenzutreten. Da versagte den Schmalkaldenern der Wille zur Schlacht, ohne die sie den Streit nicht austragen konnten, vollends. Als Karl den deutschen Feldzug als den ersten dieses Zeichens auf Böhmen abstützte und König Ferdinand von dort aus im Bunde mit dem Fürsten Moritz von Sachsen die Erblande des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen bedrohte, lief das vor Ulm versammelte protestantische Heer auseinander. Die Fürsten von Hessen und Sachsen zogen ab, um ihre eigenen Lande zu verteidigen, und die verlassenen süddeutschen Reichsstädte suchten den Frieden.

Karl sah Kniebeuge auf Kniebeuge an sich vorüberziehen. Er legte den stolzen Städten schwere Kontributionen auf und wandte sich dann gegen die Fürsten, die nichts Besseres zu tun gewußt hatten, als in Gewaltmärschen nordwärts zu eilen, um jeder für sich zu sorgen und dadurch dem vorbereiteten Zangengriff zu entrinnen. Der Hesse barg sich im Harz, der Sachse eilte an die Saale. Der Landgraf von Hessen entzog sich dadurch der Umklammerung, aber Karls gefährlichster Gegner, Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, konnte dem Vormarsch Moritzens und des Markgrafen Albrecht Alcibiades von Brandenburg nicht mehr aus dem Wege gehen. Als er im Winter in Sachsen eintraf, fand er sein Land schon in Feindeshand. König Ferdinand hielt sich zwar noch bei Eger zurück, aber Moritz und Albrecht lagerten schon auf den breiten Feldern bei Leipzig. Der Kurfürst fiel sie an, wurde aber zurückgeschlagen und wich nach Altenburg aus. Moritz von Sachsen und Albrecht von Brandenburg rückten nach. Da erwachte der Kurfürst plötzlich zur Tatkraft. Er brach wie ein Eber aus seinem Lager hervor, warf sich auf den Markgrafen Albrecht, schlug und ergriff ihn und jagte

dann seinen Vetter Moritz mit dem Degen in den Rippen über die sächsische Ebene ins Böhmische. Moritz rettete sich mit Mühe zu König Ferdinand ins schwachbefestigte Lager vor Eger. Alles schien



Der Schmalkaldische Krieg 1546/47

auf eine Umkehrung der Lage zu deuten. Der Kurfürst selbst hielt seinen Erfolg für gesichert. Er bedachte nicht, daß Karl V. sich wohl Zeit zu lassen pflegte, aber nie auf Vergeltung verzichtete. Als

der Kurfürst Eger unangegriffen ließ und sich nach Sachsen zurückwandte, spielte er dem Gegner in die Hand. Wenige Wochen später erschien Karl V. mit Heeresmacht an der Saalepforte. Da war es zu spät zu Gegenmaßnahmen. Der Kurfürst stand mit 9000 Mann bei Meißen, als Karl dicht vor ihm am linken Elbeufer auftauchte. Er rettete sich zwar durch das Anzünden der Elbebrücke vor Überfall und Vernichtung, kam aber nicht mehr dazu, sich dem Feinde zu entziehen. Als er auf Mühlberg wich, um nicht umgangen zu werden, folgte ihm der Kaiser auf dem linken Ufer in einem Parallelmarsch und durchfurtete am 24. April 1547 bei Mühlberg den Fluß. Der Kurfürst sah sich angegriffen, bevor er sich zum Rückzug auf Wittenberg entschließen konnte, und kam nicht einmal mehr mit dem Aufmarsch zustande. Der Anprall der vierfachen Übermacht zersprengte Johann Friedrichs kleine Armee, bevor sie Stand gefaßt hatte. Herzog Albas eiserne Schwadronen jagten die Trümmer in die Lochauer Heide und hieben nieder, was sie zu fassen bekamen. Der Kurfürst, der trotz seiner Leibesschwere tapfer gestritten, wurde selbst auf der Flucht ereilt, verwundet und gefangen. Da versagte dem Landgrafen von Hessen der Mut zur Fortsetzung des planlos verzettelten Widerstandes. Beide Fürsten sahen sich in Karls Hand gegeben und vor sein Strafgericht gestellt. Der Krieg war so gut wie zu Ende.

*

Er hatte sich wiederum aus weitläufigen Manövern und Zwischenverhandlungen zusammengesetzt und ist erst zu martialischer Gestalt gekommen, als der Sieg Karls schon im Auseinanderlaufen des Feindes vorgezeichnet lag. Aber er läßt den Pulsschlag militärischer Haltung spüren. Zum erstenmal sehen wir den Krieg so beweglich werden, daß der Zusammenprall sich von selbst ergibt und ein Verfolgungsgefecht, das ganz aus der Bewegung geboren ist, das Feld zu räumen vermochte. Zum erstenmal wird verfolgt und die Beutesuche dem Troß überlassen. Die spanischen Schützen und Albas Eisenreiter beherrschen das Bild. Der Landsknechttypus tritt zurück. Die Taktik wird beschwingter. Das Feuergewehr ist zur brauchbaren Handwaffe geworden, und der Musketier erscheint auf sich selbst ge-

stellt. Die Pikeniere schrecken vor Evolutionen nicht mehr zurück. Die Chevalerie ist zur Kavallerie geworden und schwört auf die Karakole, die als eleganteste Fechtart im Einzelkampf geschätzt wird. Das Pistol kracht, vom Sattel abgefeuert und nach dem Volteschlagen wieder geladen, Schlag auf Schlag in den Feind, ehe der Degen die Scheide verläßt. Die Infanterie bildet noch tiefgescharte Haufen, die sich aus dem Stand vorbewegen, und die Pikeniere werden von dicht und tief angegliederten Schützen eingerahmt, die umständlich laden, gabeln und Feuer geben, aber alles, vor allem die leichter fahrbare Artillerie, ist beweglicher und schuß- und stoßbereiter geworden. Das war schon bei Ceresole sichtbar geworden, jetzt ist es in Fleisch und Blut übergegangen.

Es bleibt festzuhalten, daß die Bereicherung der Fechtweise sich in viel höherem Maße von der Bildung der Waffengattungen herleitete als von der Einführung der Feuerwaffen. Handhabung und Wirkung der Feuerwaffen, vor allem des Gewehrs, waren so an die Entwicklung einer Erfindung geknüpft, von der wir schon im 14. Jahrhundert hörten, daß die Feuerabgabe erst im Dreißigjährigen Kriege die Schlachten stärker untermalte. Solange man nicht eher schoß, als das Weiße im Auge des Gegners sichtbar wurde, konnte der Feuerschlag nur gewisse Momente des Schlachtbildes erhellen. Die Entwicklung vom Luntenschloß zum Feuersteinschloß hat die Zeitspanne von der ersten Hälfte des 15. bis zur ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Anspruch genommen. Erst dann war ein gewisser Abschluß erreicht, erst dann erfolgten Salven in kurzen Intervallen und auf längere Zeitdauer abgebrannt, die das Feuergefecht aus der engsten Begrenzung herausführten. Die Musketen Karls V. sandten ihre Kugeln zwar auf 300 Schritt, aber man vergeudete die Feuerkraft nicht auf diese Entfernung, sondern hielt sie auf eine Reichweite zurück, die der Bogen und die Armbrust längst gewohnt waren.

Der Schmalkaldener Krieg hatte zwar keine Gelegenheit gefunden, den weit und weiter führenden Wandel der Fechtweise in großen Schlachten zu beglaubigen, aber die Wirren, die auf den „Geharnischten Reichstag" folgten und ganz Deutschland erfaßten, halfen dazu, diese Beweglichkeit zu steigern und auf Verhältnisse anzu-

wenden, die dem Bandenkrieg näher standen als dem großen Kriege, der ein halbes Jahrhundert lang in der Lombardei und in Flandern schwerfällig hin und her gewälzt worden war. Es ist etwas Orientalisches in der Kriegführung des absteigenden Jahrhunderts zum Durchbruch gekommen. Die Osmanen haben nicht umsonst Schule gemacht, seit sie der schwerfälligen Kreuzritterschaft bei Nikopoli so übel zugesetzt und bei Mohacz das ganze Feld ausgeräumt hatten. Das wurde auch in den französischen Religionswirren sichtbar, die den Boden Frankreichs mit Reitertreffen und Überfällen heimsuchten und erst im 17. Jahrhundert sich verloren.

Nur wo wieder zum großen Kriege gegriffen wurde, ist man noch nicht über Manöver, Demonstrationen und Belagerungen hinausgekommen. Er war zu sehr Mittel einer tausendfach abgestuften Politik und zu schwierig zu beherrschen, um rücksichtslos genützt zu werden. Als Karl V. zwei Jahre nach Mühlberg mit einem neuerstarkten deutschen Fürstenbund kämpfen mußte und König Heinrich II. von Frankreich, von diesem gerufen, in Lothringen erschien, um die deutsche Libertät mitzuverteidigen und zugleich dem aufgebrochenen Reiche etwas abzuzwacken, fielen Metz, Toul und Verdun durch Verrat, aber vor der Zaberner Steige fand der König soviel Widerstand, daß er keine Feldschlacht wagte und schüchterner als Julian Apostata alsbald wieder über die Mosel zurückging. Karl war nicht glücklicher. Er hat den rühmlichen Versuch unternommen, Metz zurückzuerobern, mußte sich jedoch zur Aufhebung der Belagerung entschließen, denn Metz war von Frankreich in eine mächtige Festung verwandelt worden und wurde von Franz von Guise unerschütterlich gehalten. Erst im Jahre 1557 kam es wieder zu einer größeren Schlacht, die als bittere Mixtur geschluckt wurde. Da hatte Karl V. die Kronenlast schon niedergelegt und sich nach San Yuste in die Einsamkeit des spanischen Hochlandes zurückgezogen. Es war die Schlacht bei St. Quentin, die von Philipp von Savoyen, dem Feldherrn König Philipps II., vor den Toren der von ihm belagerten Festung angenommen und trotz der Ungunst der Lage auch von ihm gewonnen wurde. Sie endete mit der Gefangennahme des Konnetabels Montmorency und hätte dem Sieger den Weg nach Paris freigeschlagen, wenn das unzufriedene Kriegsvolk nicht ge-

meutert und den Vormarsch verweigert hätte. Man war also immer noch nicht über diesen Übelstand Herr geworden.

Als die Kunde von diesem Siege nach San Yuste drang, ist Karl V. aus seinem Lehnstuhl aufgefahren und fragte erregt: „Ist mein Sohn in Paris?" Er hatte den Thronen nicht entsagt, um alles zu vergessen, und hat damals noch einmal aus der Ferne einem Kampf um Italien beigewohnt, in dem die Krone Frankreich den Frieden von Crespy umzukehren gedachte. Auch da zeigte sich der Krieg, den man in der Schlacht selten meisterte, in der Bewegung von beschwingterer Natur. Franz von Guise, der jetzt in Savoyen focht, ist nach der Schlacht bei St. Quentin in einem Gewaltmarsch nach dem Norden geeilt, um das Glück zu wenden. Er hat die Engländer von den Wällen Calais' ins Meer geworfen und dem Sieger von St. Quentin in Flandern und im Hennegau die Waage gehalten. Man war also entschieden mehr auf Beweglichkeit und Beschleunigung bedacht und hat nur der Feldschlacht noch jenes Mißtrauen entgegengebracht, das in der Unzuverlässigkeit der geworbenen Völker begründet lag. Sie galt daher im großen Kriege immer noch als „das Mittel der Verzweifelten". Auch der Frieden von Cateau-Cambrésis, in dem Frankreich im Jahre 1559 wiederum auf Italien verzichtete, aber seine Eroberungen an der Grenze Flanderns behauptete, hatte strategischen Charakter. Frankreich verzichtete auf Italien nur bedingt, weil ihm Flandern näher lag als Savoyen und der Abzug Englands vom Festland alle Niederlagen aufwog, die der Franzose einst im hundertjährigen Kriege mit der britischen Krone eingesteckt hatte. Der Friedensschluß erscheint daher im Lichte eines Waffenstillstands, der keine Dauer versprach. Spanien umfaßte Frankreich immer noch von Italien, von der Franche Comté und den Niederlanden aus mit doppeltem Griff. Die Verlagerung des Schwergewichts nach Norden ergab sich dann aus der Erhebung der Niederländer gegen das spanische Joch mit zwingender Gewalt.

Die Kriegsgeschichte hat diesen Vorgang in einem Marschbild vorgedeutet, das als solches unvergeßlich ist und zugleich den Übergang zu einer reiferen, der großen Strategie wieder näherstehenden Kriegführung aufzeigt. Es ist dies der Kriegsmarsch, den der Herzog Alba aus Italien saôneaufwärts durch Burgund und Lothringen

nach den Niederlanden antrat, um die Provinzen wieder ganz in die Hand Philipps II. zu bringen. In Zeit und Umwelt betrachtet eine Kriegshandlung, die europäische Folgen nach sich zog und als kriegerisches Phänomen der erste Feldzug, der einem um Leben und Freiheit ringenden Volke von dem dämonischen Willen eines Feldherrn auferlegt wurde, der dem strengen Befehle seines Monarchen aufs Wort gehorchte. Der Aufmarsch ist im Juni 1567 vor sich gegangen und war, aus der Erscheinungswelt des Krieges betrachtet, ein Vorgang, der nur richtig aufgefaßt werden kann, wenn man sich klar hält, daß er unmittelbar ins 17. Jahrhundert führte.

*

Als das Jahr 1567 diesem Marsche Gehör gab, waren die Kriege der Karolschen Epoche zu Ende gegangen. Die vier Magier, die das zur Höhe steigende 16. Jahrhundert, jeder nach seinen Gaben, in Atem gehalten hatten, waren der Reihe nach gestorben. König Heinrich VIII. von England und König Franz I. von Frankreich hatten sich 1547 zu ihren Vätern versammelt, Kaiser Karl V. war 1558 zu San Yuste aus der von ihm so lange gebändigten Welt geschieden, und Sultan Suleiman II. hatte 1566 in seinem Kriegszelt vor Sziget den Tod erlitten. Der Tod des Padischahs rief die Türken als letzte vom europäischen Kriegsschauplatz ab. Suleiman hatte Täbris, Bagdad, Ofen und Rhodus erobert, war aber vor Wien immer wieder zur Umkehr gezwungen worden. Wir stehen vor einer Kriegstatsache, die den Aufbau Europas maßgebend bestimmte. Das europäische Staatensystem, das als solches keine Imperialgewalt mehr ertrug, befand sich um diese Zeit noch im Gärungszustand unbewußten Werdens, aber seine Grundzüge sind schon deutlich sichtbar. Die Strategie eilt der Politik voraus und teilt und grenzt dieses Europa in Kriegen ab, die keine geopolitische Bindung unversucht lassen. Die religiöse Bewegung hat sich in Machtkämpfe verstrickt, die überall auf die Stärkung der Territorialgewalten gerichtet sind und ganz Europa zerklüften. Alles geht auf Machtkämpfe aus, von denen eine Erstarkung der regierenden Gewalten zu erwarten ist: der Feudalismus wird vom Absolutismus aufgezehrt.

Das ist auch im Osten der Fall, wo das Nesterbe Dschingis-Chans zwischen der Wolga und dem Aralsee um diese Zeit von dem moskowitischen Rußland erfaßt und verteilt wird. Iwan VI., der Schreckliche genannt, bringt das aus der Tatarisierung erstandene Reich nach allen Seiten in Bewegung und überzieht die Krimtataren, das Chanat Kasan, den Ural und die baltische Küste mit Krieg, um neben Polen und gegenüber den schweifenden Horden der Steppe ein Großreich asiatischen Charakters aufzurichten. Damit ist eine neue Pressung im europäischen Gesamtraum aufgekommen. Von Iwan rührt der Aufschwung der russischen Kriegsmacht her, die von ihm aus den patriarchalischen Formen gelöst wird. Als er in den Strelitzen eine von den Bojaren zu stellende Infanterie ins Leben ruft, wird der Zarismus zum Träger der russischen Wehrkraft. Aber Iwan läßt es noch bei der asiatischen Kriegführung, die sich deutlich von europäischen Formen abhebt. Diese werden erst von Boris Godunow angenommen und wirken noch lange fremd in den ganz auf Verschwendung und Zerstreuung der Kampfkraft angelegten russischen Verhältnissen. Das militärische Erbe der Dschingischaniden war damals vertan. Das Kosakentum hatte die letzten Reste in sich aufgenommen. Ganz Asien lag in veralteten Wehrverhältnissen befangen. China hatte keine Lehrmeister mehr abzugeben, um die Barbaren mit Artillerie zu versehen, und in der Mongolei waren wohl noch Soldaten, aber keine Welteroberer mehr zu finden. Nur von Timur schrieb sich noch ein Stück Eroberertum her, das damals in Indien zu neuer Blüte gekommen ist. Es ging auf Baber, einen Urenkel Timurs, zurück, der 1525 von Samarkand aufgebrochen war, Afghanistan erobert hatte und mit 10000 Mann den Indus überschritt, um dort ein Weltreich aufzurichten, das in Delhi seine Hauptstadt fand. Baber ist als erster Großmogul unter dem Namen Sahir-ud-din Mohammed in die Geschichte eingegangen und hat sein Reich für mehr als drei Jahrhunderte begründet. Die Schlacht bei Delhi ist am 26. April 1526, also zu der Zeit geschlagen worden, da Karl V. die Schlacht bei Pavia gewann und Sultan Suleiman die Ungarn bei Mohacz zu Boden rannte. So sehen wir den Krieg in Indien als Reichsgründer in einem Augenblick am Werke, da im Okzident um das neue Europa gerungen wurde. Es ziemt sich, Babers Kriegs-

zug der Zehntausend an dieser Stelle zu erwähnen, denn es fällt Licht von ihm auf das kriegerische Wesen, das nicht in der Massenbewegung, sondern in der Erhöhung mächtiger Einzelpersönlichkeiten gipfelt.

*

Der Feldherr, der im Juni 1567 mit zehntausend Mann den Mont Cenis überschritt, um an der Rhone und Saône aufwärts zu ziehen, war kein geringerer Kämpfer als der Urenkel Tamerlans. Aber er kam nicht in eigener Sendung, sondern als getreuer Diener seines Herrn, und hatte keinen andern Ehrgeiz, als diesem in freiwillig übernommener Dienstbarkeit zu Willen zu sein. Wir sind zu dem spanischen Herrschaftsanspruch und zu Herzog Alba und dem Kriegsmarsch zurückgekehrt, der damals als militärischer Vorgang die Entwicklung Westeuropas entscheidend bestimmte. Der Unabhängigkeitskrieg der Niederländer ist von ihm aus zu Formen aufgestiegen, welche die Kriegführung des 16. Jahrhunderts hinter sich ließen und in einer Revolution neu begründet wurden.

Alba hatte zur Eröffnung dieses Feldzuges in Piemont 4 Regimenter Fußvolk und 12 Schwadronen schwerer Reiterei aufgestellt. Sie waren als Kerntruppen zur Bildung einer Armee berufen, die ganz in der Hand ihrer Führung war und von dieser alle Pflege, aber keine falsche Schonung zu erwarten hatte. Der vornehmste spanische Adel drängte sich zu den Offiziersstellen, erfahrene Hauptleute und Obersten aus Karls Zeit übernahmen den Befehl. Subordination trat an die Stelle individuellen Kämpfertums. Die Feuerwaffe wird ganz in das Bewußtsein der Führung und der Soldateska aufgenommen. Die Schützen zu Fuß und zu Pferd, die mehr als ein Fünftel der Stärke ausmachten, waren einheitlich mit der vervollkommneten Arkebuse bewaffnet. Eiserne Mannszucht hielt alles zusammen. Das drückte sich schon in der Marschordnung aus. Alba schied eine Vorhut und eine Nachhut aus und rückte in kleinen Märschen das Rhonetal aufwärts, zog in der Freigrafschaft drei Schwadronen burgundischer Reiter an sich, ging über die Côte d'or und gewann dann rascher ausschreitend Luxemburg, wo drei Regimenter deutschen Fußvolks zu ihm stießen. Als er seine Armee in den Niederlanden musterte,

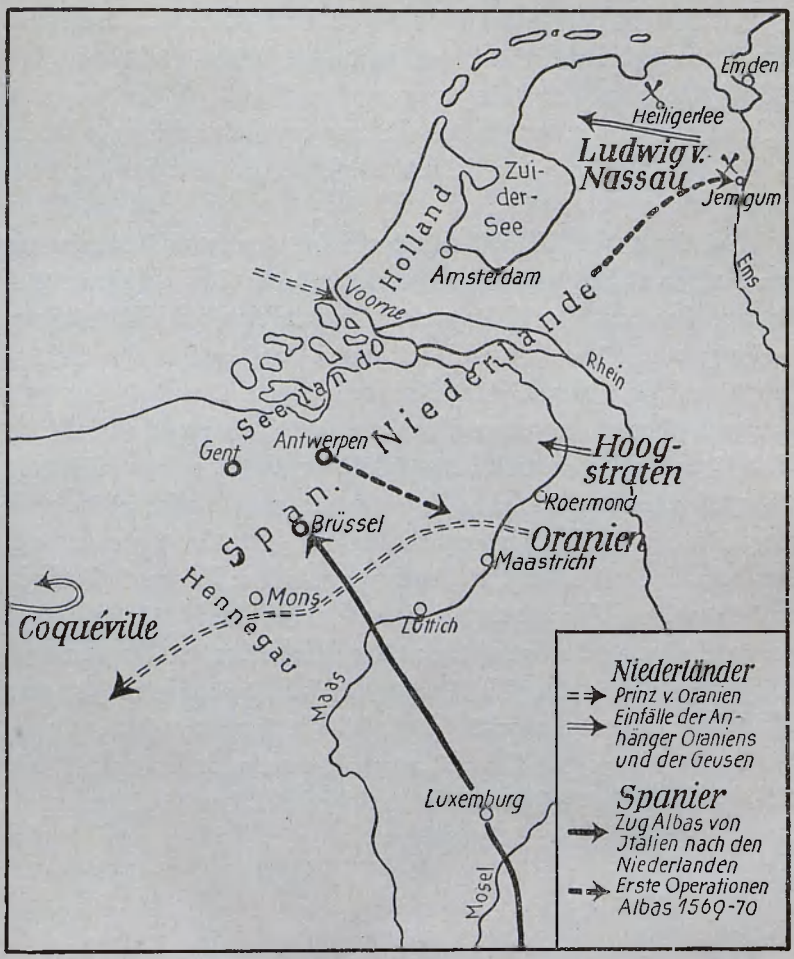
standen 20000 Mann, reich mit Artillerie und Genie versehen, unter seinen Fahnen. Fuhrpark, Verpflegung und Ersatz waren so wohl geregelt, daß er keinen Feldzug im aufrührerischen Lande zu scheuen brauchte, solange die spanische Silberflotte für die Entlöhnung aufkam. Alba übereilte sich nicht und versah zunächst Brüssel, Antwerpen und Gent mit starken Besatzungen und nahm dann seinen Standpunkt in der Mitte des strategischen Kreises, also auf der inneren Linie, um die von allen Seiten anrückenden Niederländer in der Vereinzelung zu schlagen. Sein Gegner, Prinz Wilhelm von Oranien, wußte nichts Besseres zu tun, als die Truppenkörper, die sich in den angrenzenden Landen gebildet hatten, möglichst bald an den Feind zu bringen, so gefährlich dieses Vorgehen auch erscheinen mochte. Es ist dem Oranier nicht gelungen, seine zerstreuten Korps vor dem Feinde zu vereinigen, aber Alba fand auch so kein leichtes Spiel. Er hielt seine Macht in der Mitte zusammen, schlug zuerst das Korps Coquéville, das aus der Normandie ins Artois eingefallen war, und vernichtete dann das Korps Hoogstraaten, das sich in die Provinz Geldern geworfen hatte. Soweit war alles gut, aber als er seinen Unterführer, den Herzog von Ahremberg, gegen das Korps des Grafen Ludwig von Nassau sandte, der in Friesland aufrückte, und sich selbst gegen Oranien wandte, der seine Hauptmacht an der Roer vereinigt hatte, um auf Lüttich zu marschieren, traten Reibungen auf, die den glatten Ablauf des Feldzuges in Frage stellten. Ahremberg ließ sich zu ungünstiger Stunde zum Kampf verleiten und wurde bei Heiligerlee auf den Wiesen Gröningens von Ludwig von Nassau geschlagen und mit seinem Korps niedergehauen.

Die Spanier erfuhren damals, daß eine einzige Niederlage in einem revolutionären Lande teurer zu stehen kommt, als eine Folge schwerer Rückschläge im offenen Kriege. Der Aufstand flammte durch alle Provinzen und bedrohte Albas sämtliche Verbindungen. Da zog Alba alles an sich, was er an Garnisonen und Posten abrufen und vereinigen konnte, brachte seine Stärke auf 12000 Mann, eilte dem Nassauer in Gewaltmärschen nach, zwang ihn bei Jemgum an der Ems zum Schlagen und vergalt hier Vernichtung mit Vernichtung. Ludwig rettete nur eine Handvoll Reiter aus der Schlacht mit denen er in verzweifeltem Ritt nach Emden entkam. Alba

machte daraufhin sofort kehrt, wandte sich nach Brüssel in den Mittelpunkt des strategischen Kreises zurück, stellte seine Verbindungen wieder her und marschierte im Herbst gegen Oranien, der inzwischen die Maas zwischen Maastricht und Roermond überschritten hatte und nun auf eine Schlacht hoffen mußte, um dem geängstigten Lande das Vertrauen wiederzugeben. Aber Alba mied den Zusammenprall, griff zum Manöver und bedrängte ihn ohne Schlacht in Scharmützeln, Märschen und Gegenmärschen so sehr, daß der Oranier den Kompaß verlor und durch den Hennegau über die französische Grenze weichen mußte. Hier verliefen sich die Trümmer seiner Armee der Mosel und dem Rheine zu.

Der erste Manöverfeldzug der neuen Zeit war zu Ende, ein Manöverfeldzug, der die Schlacht nicht aus dem Kalkül des Siegers herausgesetzt, aber von ihr Abstand genommen hatte, als nur noch eine einzige feindliche Armee im Felde stand, die nun mit Bedacht aus den Grenzen gesprengt werden konnte. Als dies geschehen war, legte Alba seine Faust mit grausamer Strenge auf das entwaffnete Land. Er verhängte Konfiskationen, Zwangsquartierungen und Bluturteile sonder Zahl — die Grafen Egmond und Hoorn hatten schon im Juni das Blutgerüst bestiegen — und erzwang dem alten Glauben spanischer Observanz und dem absoluten Königtum mit Gewalt Gehör. Aber die Gewaltherrschaft führte nicht zur Unterwerfung, sondern erzeugte einen neuen, größeren Aufstand, der von den Protestanten Englands, Deutschlands und Frankreichs unterstützt wurde und in einem nationalen Befreiungskrieg gipfelte. Albas Feldzug war umsonst gewesen. Was der Feldherr gewonnen, hatte der an seinen Auftrag gebundene Politiker vertan. Er stand als solcher vor einer unlösbaren Aufgabe, da ihm das Gefühl für Kompromisse und eine mildere Behandlung abging, und er sollte bald erfahren, daß er fremd in fremdem Lande für eine verlorene Sache focht. Im Jahre 1572 erhob das Land sich zu unerhörten Anstrengungen, um nicht mehr unter das spanische Joch zurückzukehren. Die „Geusen" überfielen die Insel Voorne, eroberten Seeland und Holland und verjagten die spanischen Besatzungen von der Küste, die dadurch allen Zuzügen und Einflüssen geöffnet wurde. Wieder erfolgte der Einfall von allen Seiten. Ludwig von Nassau erschien in Süd-

brabant und nahm die Festung Mons, der Prinz von Oranien stürmte Roermond, überschritt die Maas, eroberte Tondern, Mecheln, Tirlemont und schlug sein Hauptquartier in Löwen auf. Da



Herzog Alba in den Niederlanden

riß Alba, der so lange lauernd in Brüssel gelegen und die Kräfte der von außen anrückenden Gegner abgeschätzt hatte, die Gesetzestafel an sich. Er kehrte Oranien den Rücken und rückte mit gesamter Macht gegen Mons, schloß den Grafen von Nassau dort ein und

zwang dadurch den Feind zu sich hin. Oranien marschierte von Löwen heran, um Mons zu entsetzen, aber er fand keine Gelegenheit zu schlagen, denn Alba verließ seine Linien nicht. Da Oraniens Kräfte zu schwach waren, die Spanier in ihren Schanzen anzugreifen, und Mangel einfiel, blieb dem Prinzen nichts als der Rückzug. Alba sandte ihm Streifkorps nach, die ihn bei Orsoy über den Rhein drängten, und würgte inzwischen Mons ab. Ludwig von Nassau sah sich gezwungen, die Festung auf freien Abzug zu übergeben, und trat mit den Trümmern seines Korps über die französische Grenze.

Alba hatte die Niederländer durch sein konzentrisches Handeln zum erstenmal aus dem Lande getrieben, ohne sich in äußerste Gefahr zu begeben. Der Feldherr wußte zweischneidige Maßnahmen besser zu vermeiden als der Staatsmann. Er ist nach diesem Erfolge wieder mit furchtbaren Vergeltungsmaßregeln über das Land gekommen, ohne es zu zwingen, hat aber das Feld gegen alle auf ihn eindringenden Gefahren behauptet. Als er im Dezember 1579 vom Oberbefehl entbunden wurde, schied er von einer Aufgabe, die nicht nur unlösbar erschien, sondern die ihm auch gründlich verleidet worden war. Er hatte erkannt, daß er in einem solchen Kriege die Manneszucht und den Charakter einer Armee aufs Spiel setzte, die lange keinen Sold mehr bezogen hatte und im blindwütenden Vergeltungskriege sich selbst verlor. Die Kriegsgeschichte ist über seine Feldzüge nicht achtlos hinweggeschritten, denn sein Feldherrntum hatte Aspekte aufgeschlagen, die der Kriegführung nicht mehr verlorengehen sollten. Er hat dieses Feldherrntum im Jahre 1580 durch die Eroberung Portugals noch einmal bestätigt.

*

Die Krisis, der sich Albas Heer in den Niederlanden ausgesetzt sah, hat nicht lange auf sich warten lassen. Die Blutbäder, die sich an die Eroberung der mit Verzweiflung verteidigten Städte knüpften, die Vergeltungsmaßregeln, von denen Posten und Kolonnen betroffen wurden, und die Verwilderung, die ohnedies in einem jahraus jahrein am Feind liegenden und vom Feinde lebenden Heere

in einem revolutionär aufgewühlten Lande von selbst um sich griff, zerrütteten die spanische Truppenmacht bis ins Mark. Bald zeigte sich, daß Albas eiserne Faust dort fehlte, wo sie nie hätte weggenommen werden dürfen, nämlich in der Befehlsgewalt. Man errang noch Siege im offenen Felde, zwang noch Festungen und Provinzen, aber die Kriegszucht ging völlig verloren. Alle bösen Geister, die in den geworbenen und auf Beute angewiesenen Armeen der Zeit auf der Lauer lagen, brachen los. Der Krieg entartete zu Wüstungszügen, und die Meutereien wurden zu Unternehmungen selbstherrlicher Soldateska, die sich von ihrem zahlungsunfähigen Kriegsherrn lossagte und auf eigene Faust Städte nahm und plünderte. Als die spanischen Truppen sich im Dezember 1576 in geschlossener meuterischer Masse unter eigenem Kommando gegen Antwerpen wandten, die verzweifelt kämpfende Stadt mit mörderischer „Furia" eroberten, drei Tage ausplünderten, Greuel auf Greuel häuften und die Stätte ihrer entfesselten Begierden in einen Schutthaufen verwandelten, drohte sich alles in Selbstzerfleischung zu lösen. Da sandte Philipp II. den Prinzen Don Juan d'Austria, den der Ruhm der Seeschlacht von Lepanto umstrahlte, um die spanische Armee aus der Verwahrlosung zur Ordnung zurückzuführen und die Niederländer durch die Erlassung des „ewigen Edikts" zu versöhnen. Aber auch Juan vermochte die Ereignisse nicht mehr zu lenken. Die Unabhängigkeitsbewegung trat in die staatsbildende Phase. Weder Don Juans verständigere politische Leitung noch der Sieg, den Prinz Alexander Farnese von Parma 1578 bei Gembloux erfocht, noch die dritte Eroberung Antwerpens, noch die Ermordung Wilhelms von Oranien brachten die niederländischen Nordprovinzen, in denen sich Reformation und Revolution durchgesetzt hatten, zu Spanien zurück. Als den Niederlanden in Moritz von Oranien, dem Sohne Wilhelms, ein Feldherr und Staatsmann großen Formats erstand und Philipp II. durch den Untergang seiner gegen England entsandten Armada die Herrschaft über die See verlor, war der Krieg für Spanien nicht mehr zu gewinnen. Zum erstenmal wird deutlich, daß ein Unabhängigkeitskrieg keine halbe Lösung erträgt und die Beherrschung der See den Ausschlag im Landkriege zu geben vermag. Die Vernichtung der Armada be-

raubte Spanien der Seeherrschaft und Farnese der Verbindung mit dem Mutterlande. Er focht, fortan auf sich gestellt, in einer verlorenen Kolonie. Einfälle, die er auf Befehl des Königs in französisches Gebiet unternahm, um die Liga des katholischen Adels im Kampfe mit dem König von Navarra zu unterstützen, schwächten seine Kraft vollends. Er schlug sich noch vier Jahre lang gegen den großen Oranier, ohne Boden zu gewinnen, und ließ das Land bei seinem Tode im Jahre 1592 von der Ems bis zur Mündung der Schelde in Moritzens Hand. Als Philipp II. im Jahre 1598 starb, waren die nördlichen Provinzen für Spanien verloren. Zwei Jahre später focht Moritz von Oranien siegreich bei Nieuport an der Yfermündung, und im Jahre 1609 bequemte Philipp III. sich zu einem Waffenstillstand, der die Unabhängigkeit Hollands, Seelands, Utrechts, Gelderns, Oberyssels, Frieslands und Groningens nach sich zog. Die spanisch bleibenden Niederlande sanken zurück.

*

Der Krieg ist im Freiheitskampf der Niederländer ebensosehr zur Völkerprobe geworden wie in den Freiheitskämpfen der Schweizer, und er hat auch hier zu einer auf eigenem Boden gewachsenen Erneuerung der Fechtweise geführt. Es ist wichtig, festzustellen, daß hier wie dort der Fortschritt aus der kriegerischen Veranlagung des Volkes herausgeholt wurde. Die Schweizer haben ihr Kriegertum als bergab stürmende Heerhaufen im ausschließlich geübten Vorprall aufeinander abgestimmter Infanteriekeile erprobt; die Niederländer, die so viel später zum Befreiungskrieg antraten, fanden andere Bedingungen vor und konnten sich mit dieser ursprünglichen Form nicht mehr zufriedengeben. Sie hatten mit Verhältnissen zu tun, die sich als letzte Folgerung der Infanterieschlacht im Kampfe mit verbundenen Waffen nach der Einführung des Feuergewehrs ergaben; diese stellten sich daher viel subtiler dar. Es ging in diesem Falle um Folgerungen, die aus einer Entwicklung von hundert Jahren abgeleitet werden mußten. Sie festzustellen, bedurfte es eines Feldherrn, der die Bildung der Zeit in sich aufgenommen hatte. Als solcher ist Moritz von Oranien aufgetreten. Er hat das Gedanken-

erbe seines Vaters Wilhelm zum Leben gebracht und Wandlungen der Fechtweise, die seit hundert Jahren vorgezeichnet lagen, in die Wirklichkeit übertragen, indem er an klassische Vorbilder anknüpfte.

Es handelt sich also um eine neue, umständlich erfaßte Kunst. Sie wird durch einen Rückblick auf Alba verdeutlicht. Wir sahen den Herzog von Alba die in der „ungarischen Ordonnanz" aufgespeicherte Taktik meistern und sehen nun einen Feldherrn am Werke, der das starre Gebilde dieser Taktik auflöst und in Formen gießt, aus denen der Krieg neues Leben ziehen sollte. Die großen Gevierthaufen werden untergeteilt und in Abteilungen zu 500 Mann zusammengefaßt, die nur noch 16 Glieder Tiefe aufweisen; Pikeniere und Schützen werden in gleicher Zahl auf diese „Bataillone" verteilt und so aufgestellt, daß die Pikeniere die Mitte, die Schützen die Flügel bilden. Die Reiterei, die Gefahr lief, zu erstarren, da man sie erst hatte zu geschlossener Form bekehren müssen, wurde ebenfalls in kleinere Geschwader aufgeteilt und wieder an raschere Bewegung gewöhnt und die Artillerie sowohl in größeren Batterien wie auch als Infanterieunterstützung verwendet. Diese Auflockerung der Schlachtordnung führte folgerichtig zur Aufstellung in mehreren Treffen und damit von der „ungarischen Ordonnanz" weg, aus der die spanische Kriegführung die Aufstellung in Tertios gezogen hatte. Das war etwas ganz Neues, aber es liegt auf der Hand, daß eine solche Auflockerung der Fronten Exerzitien zur Voraussetzung hatte, die ohne eine bedeutende Verstärkung des Offizierskorps und strenge Mannszucht nicht durchgeführt werden konnten. Die flachere Aufstellung empfahl sich dort von selbst, wo man Vertrauen zur Mannschaft haben durfte, denn sie brachte viel mehr Gewehre in die Feuerlinie und erlaubte die Herstellung verschiedener Treffen, die der Schlacht mehr lebendige Kräfte zuführten, als die alten Schlachtvierecke aus sich heraus entfalten konnten. Aber wehe, wenn eine so beschaffene Armee nicht fest in der Hand ihrer Führung war! Dann drohte Zerfall und Auflösung in der Schlacht. Es bedurfte also einer Zucht, die nur durch Gewöhnung und Drill gewonnen werden konnte. Den geworbenen Kriegsmann dazu anzuhalten, gab es nur eins: reichliche und pünktliche Löhnung. Daran haben es die Generalstaaten nicht fehlen lassen. Sie waren in dieser Hinsicht selbst gegen-

über dem mächtigen Könige von Spanien im Vorteil, denn sie hatten nur für die nationale Sache zu sorgen, während die spanische Krone Feinde in aller Welt bekämpfte und seit dem Aufkommen der Piraterie und feindlicher Flotten nicht mehr darauf zählen konnte, die Tribute der Neuen Welt unbedroht in ihre Häfen einlaufen zu sehen.

Die Kriegskunst hat dem Prinzen Moritz von Oranien vor allem eins zu verdanken: die Erkenntnis, daß die Beschleunigung, die dem Kriege eingeboren ist, nach der Erfindung und Entwicklung des Feuergewehrs nicht mehr in der einseitigen Beschleunigung der Gangart und der Evolutionen gesucht werden konnte, sondern vor allem aus der Entfaltung der Feuerkraft gewonnen werden mußte. Die Kugel fand schneller ihr Ziel als der Sturmlauf keuchender Männer, und je dichter der Kugelregen war, desto größer die Verluste, die den Angreifer bedrohten. Das Problem, das sich daraus ergab, hat den Krieg nicht mehr zur Ruhe kommen lassen, seit Musketen und Kanonen so rasch geladen werden konnten, daß der Feuersturm sich als solcher geltend zu machen begann. Diese Entwicklung hat sich bis auf unsere Tage fortgesetzt, und noch ist kein Ende abzusehen. Es ist wichtig und reizvoll, festzuhalten, daß sich der darin beschlossenen Erkenntnis von Anfang an ein retardierendes Element beimengte. Das Bestreben, möglichst rasch zur Feuerwirkung zu gelangen, hat auf die mechanische Beschleunigung hemmend gewirkt. Man hielt die Stoßinfanterie zurück, um die Schützen ausgiebiger wirken zu lassen, und fesselte sogar die Kavallerie, die angehalten wurde, Pistol und Arkebuse vom Fleck weg zu gebrauchen, bevor sie sich im Sattel in Bewegung setzte. Das führte um die Wende des 16. Jahrhunderts und noch im Dreißigjährigen Kriege zu Ausschlägen in der entgegengesetzten Richtung und hemmte vor allem die endlich aus der aufgelösten Ritterschaft zur geschlossenen Kavallerietruppe gewordene Reiterei. Diese ist vielfach nur im Schritt angeritten, ja sie hat den Anritt oft sogar ganz darangegeben, um ihre Pistolen abzubrennen; sie führte also ein Feuergefecht, ohne sich der Gäule zu bedienen, statt Stiefel an Stiefel in den Feind einzubrechen. Noch im Dreißigjährigen Kriege sind spanische und kaiserliche Kürassiere dem Feind im Schritt entgegengegangen, damit sie

ihr Pulver nicht verlören, und haben darüber den Schock versäumt. Als man ihnen Musketiere mitgab, die aus den Intervallen feuerten, war das eher eine Ergänzung der Feuerkraft als ein wirkungsvolles Korrektiv, das als solches erst von Gustav Adolf gewürdigt wurde. Moritz von Oranien hat für seine Zeit Wesentliches zutage gefördert, als er die Fronten auflockerte und dem Feuergruß vermehrte Aufmerksamkeit schenkte; es ist aber festzuhalten, daß der große Krieg sich noch lange an die Aufstellung in Tertios gebunden hielt und daß die Schlachtordnung noch zu Tillys Zeiten einer wandelnden Zitadelle glich, die sich so tief wie breit über das Feld wälzte, um den Gegner unter die Füße zu treten. Nur wo andere als geworbene, lediglich auf die Kriegslust und den Kriegsverdienst gestellte Soldaten unter den Fahnen standen und religiöse oder nationale Impulse den Mann beseelten, konnte man der aufgelockerten Form ganz vertrauen und Bataillone und Schwadronen nach Gefallen am Zügel des Feldherrn attackieren lassen.

Der Unabhängigkeitskrieg der Niederländer und die Hugenottenkriege haben diesen Wandel der Kriegführung auf verschiedene Art deutlich gemacht. Prinz Moritz von Oranien hat viel mehr durch Manöver und Belagerungen erreicht, als durch offene Feldschlachten. Er hatte seine Leute schanzen und schuften gelernt, damit sie den Römern gleichkämen, die ihren Schanzpfahl und den Spaten auf dem Tornister trugen und dadurch jedem Gegner überlegen waren. In den Hugenottenkriegen ist die Auflockerung aus dem feudalen Charakter der Bewegung hervorgegangen. Da war noch das Herrenfechten an der Tagesordnung, das dem französischen Adel die Schlachten bei Dreux, St. Denis, Jarnac, Coutras und Ivry beschied; da hatten die Fußknechte Mühe, mit Pike und Muskete etwas beizutragen, und erstaunten mehr durch ihre feste Haltung als durch starken Eingriff in die Entscheidung.

Erst als Spanien und England die Hugenottenkriege mit größeren Mitteln ausstatteten, ergaben sich auch hier Wandlungen, die auf einen Aufschwung zum großen Kriege hindeuteten. Heinrich IV. hat daraus eine Reform der französischen Ordonnanz hergeleitet, die dieser eigentlich erst zum Leben half. Frankreich ist unter seiner Führung in eine Politik eingetreten, die von einer viel höheren Einsicht

in die geographische Lage des Landes getragen war, als die verschwenderischen Valois aufgebracht hatten. Aber er wußte auch, daß das Heerwesen den Anforderungen dieser auf den Rhein gerichteten Politik nicht entsprach. Als er unter dem Messer Ravaillacs verblutete, war darüber kein Zweifel mehr, daß die Krone Frankreich sich die Kriegsmacht erst schaffen mußte, die zur Durchfechtung dieser Politik nötig war.

Die allgemeine Entwicklung drängte damals schon so sehr zu einem allgemeinen Kriege, daß die Vorbereitungen Frankreichs zum Vormarsch auf den Rhein und die Saône dahinter verschwanden. Die Ermordung Heinrichs IV. hat Frankreich noch einmal ins Hintertreffen gebracht, aber das wirkte eher auf eine Neuverteilung der Rollen in dem bevorstehenden Kampf als auf eine Neubildung der Konstellation. Die Katastrophe ergab sich aus den veränderten Machtverhältnissen und den ungelösten Religionskonflikten von selbst. Der allgemeine Krieg, der im Jahre 1610 als solcher noch nicht sichtbar geworden ist, hatte in Wirklichkeit schon mit dem niederländischen Freiheitskampf begonnen und ist im Dreißigjährigen Kriege fortgesetzt worden.

IX.

Die Wandlung des Krieges und seine Gestaltung vom Feldherrn aus in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges und Cromwells und mit Bezugnahme auf die veränderte Weltlage Europas

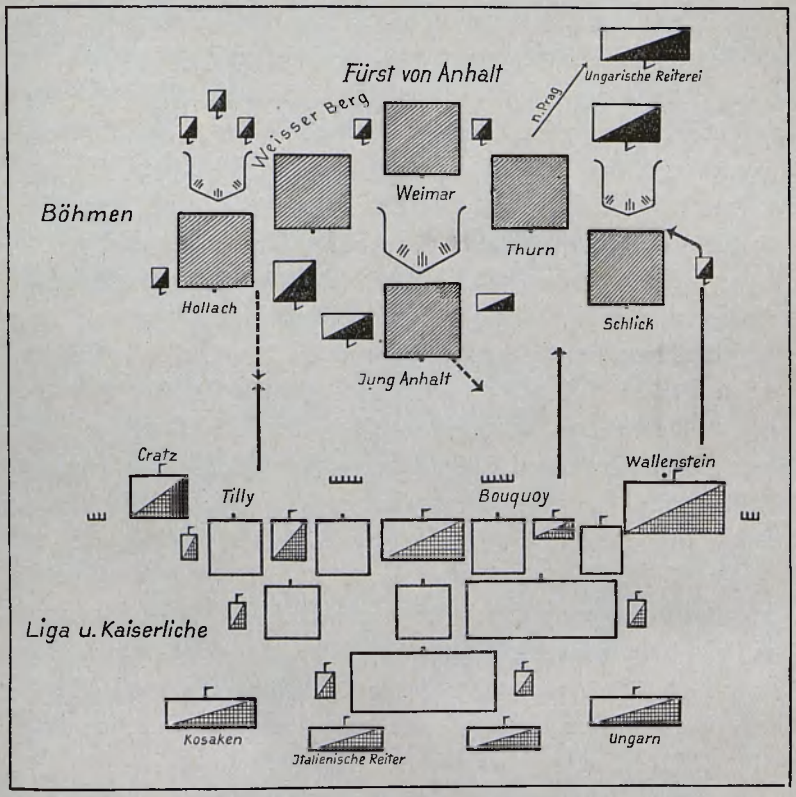
Bismarck und die Schlacht am Weißen Berge — Ordonnanz und Schlachtfeld — Der Feldzug am Rhein — Tilly, Mansfeld und Markgraf Georg Friedrich von Baden — Die Schlachten bei Wiesloch, bei Wimpfen am Berg und bei Höchst — Der Ausgang Friedrichs V. von der Pfalz — Tilly in Norddeutschland — Der Sieg des Kaisers — Die Kriegführung der Zeit — Eine „wandernde Welt" — Volk und Krieg — Der Niedersächsisch-Dänische Krieg — Die Erscheinung Wallensteins — Die Schlacht bei Dessau — Wallenstein und Bethlen Gabor — Tilly und Christian IV. von Dänemark — Wallensteins Militärverwaltung — Die Überhandnahme des Krieges — Das Erscheinen Gustav Adolfs — Die Schlacht bei Breitenfeld — Eine taktische und strategische Entscheidung — Die Umkehr in der Schlacht — Gustav Adolf in Franken und am Rhein — Feldherr und Armee — Wallensteins Wiederkehr — Krisis der Kriegführung — Gustav Adolfs strategisches Kalkül — Der König stellt die Uhr um — Die Schlacht bei Lützen — Strategische Folgen — Gustav Adolf als Feldherr und König — Rückblick auf die Beherrschung des Raumes im Kriege — Die Dämonie des Krieges und die Macht des Staates — Politik und Kriegführung — Das Feldherrntum Wallensteins — Die Schlacht bei Nördlingen — Zweiteilung des deutschen Kriegstheaters — Die Kämpfe der Schweden im Norden — Das Hervortreten Frankreichs — Herzog Bernhard von Weimar am Oberrhein und sein Tod — „Le chapelet de l'Espagne" — Die Eidgenossen und die Bündnerpässe — Das „Defensional von Wyl" — Frankreichs Offensive — Condé in der Schlacht bei Rocroi — Das Ende der Tertios — Die Verwahrlosung des Krieges — Das Treffen bei Zusmarshausen — Das Ende des Krieges — Die Scheidung von Krieg und Frieden — Der bewaffnete Friede — Die Schlacht bei Naseby — Prinz Rupert von der Pfalz — Cromwell als Feldherr und Diktator — Das Militärische und der Krieg — Der Soldat und die Feuerwaffe — Vom Aspekt der Schlachten — Die

„neuen manoeuvres" — Die geistigen Kräfte im Kriege — Die Renaissance und der Krieg — Machiavelli und der Krieg — Antike Vorbilder — Der Krieg vom Feldherrn aus gesehen — Heinrich von Rohan und Descartes — Vom Religionskriege — Der Dreißigjährige Krieg als erster allgemeiner Krieg — Die veränderte Weltlage Europas — Krieg und Völkerrecht — Der Weg ins 18. Jahrhundert — Der Krieg als Lebensverhältnis

Karten

Schlacht am Weißen Berge 1620 — Schlacht bei Breitenfeld 1631 — Schlacht bei Lützen 1632 — Schlacht bei Nördlingen 1634 — Schlacht bei Naseby 1647

Der Dreißigjährige Krieg entzieht sich einer Erzählung, die nur auf den Krieg als Phänomen gerichtet ist; aber es geht nicht an, die erste Phase unerzählt zu lassen, von der die Kriegführung in



Schlacht am Weißen Berge 1620

verwirrenden Formen ihren Ausgang nahm. Die Schlacht am Weißen Berge hat einen Krieg eingeleitet, der mit ihr hätte zu Ende gehen können, wenn es sich nur um die böhmische Krone

gehandelt hätte. Sie gehört zu den Entscheidungsschlachten der europäischen Geschichte. Der alte Bismarck hat sich einmal in einer schlaflosen Nacht die Frage vorgelegt, wie die deutsche Staatengeschichte sich entwickelt hätte, wenn Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz als erwählter Böhmenkönig in dieser Schlacht Sieger geblieben wäre, und ist darüber erst recht nicht mehr zum Schlaf gekommen. Der Krieg, in dem nun einmal „alles Handeln nur auf wahrscheinliche, nicht auf gewisse Erfolge gerichtet ist und in dem überall dem Schicksal oder Glück überlassen bleiben muß, was an der Gewißheit fehlt", hat in dieser Schlacht nach der Seite der größten Komplikationen hin entschieden. Das ist in einem Siege zum Ausdruck gekommen, der fortan zur Revision gestellt blieb, ohne je ganz aufgehoben zu werden. Die Schlacht ist als „Völkerschlacht" in Erscheinung getreten. Kaiser Ferdinand II. hatte im Bunde mit Spanien und der katholischen Liga Deutsche, Wallonen, Spanier, Italiener und Polen auf die Beine gebracht; dem Böhmenkönig und der protestantischen Union folgten Deutsche, Böhmen, Mähren, Ungarn, Niederländer und Engländer. Es waren geworbene und aufgebotene Truppen, die zum großen Teil seit Jahren das Lager wechselten, denn der Krieg war ja überall zu Hause, aber sie sind zum großen Teil in diesem Falle auch durch ideelle Bande zusammengehalten worden. Es ist die erste wohlgeordnete Schlacht, in der die neuen Ordonnanzen zum Tragen kamen. Friedrich hatte in Christian von Anhalt einen Feldherrn gefunden, dem kein Tropfen Salböl zuteil geworden war, der sich aber der Lehren des Prinzen Moritz von Oranien befliß; die Kaiserlichen wurden von dem vorsichtigen, ganz auf Bewahrung seiner Truppen bedachten Grafen Bouquoi befehligt, die Armee der Liga und die Bayern folgten der Führung Tillys, der in dem großen Kriege als der erste große Soldat Armeen entschlossen an den Feind bringt, um ihre intensive Kraft in der Schlacht auszugeben.

Über zwei Jahre hatte Friedrich V. in Böhmen vertan, ohne einen Stoß auf Wien zu wagen, wo Ferdinand II. noch ungerüstet saß. Nun waren ihm die Feinde über den Hals gekommen. Sie waren von Regensburg aufgebrochen, hatten ihn umgangen und stellten ihn am Weißen Berge, westwärts von Prag, zur Schlacht.

Diese ist von Tilly gesucht, von Bouquoi beinahe widerwillig mitgemacht und von Christian von Anhalt im Vertrauen auf seine erhöhte und befestigte Stellung trotz seiner Minderzahl angenommen worden, obwohl er auf den Beistand des Grafen von Mansfeld, der bei Eger stehengeblieben war, verzichten mußte. Mansfeld hatte sich dem Pfälzer als Kondottiere verschrieben, sich aber mit seiner kleinen Privatarmee volle Handlungsfreiheit ausbedungen. Die Schlacht ist in zwei Stunden zu Ende geschlagen worden. Da der linke Flügel der Böhmen keine Anlehnung gefunden hatte, griffen die Verbündeten diesen zuerst an, indem Bouquoi ihm entgegenging, einen Gegenangriff abschlug und dann vorsichtig zur Umfassung ansetzte. Unterdessen entwickelte sich Tilly gegen den stark angelehnten rechten Flügel Anhalts und hielt diesen fest. Anhalt focht in zwei Treffen und hat sich bemüht, in schulmeisterlicher Anwendung der niederländischen Ordonnanz kleine, bewegliche Truppenkörper zu bilden, hielt aber so viele Truppen auf dem rechten Flügel in seiner verschanzten Höhenstellung zurück, daß er Bouquoi gegenüber nicht genug Volk zur Abwehr aufbringen konnte. Vielleicht hat ihm der Aufmarsch Tillys, der mit prachtvoll ausgerichteten Tertios gegen ihn anrückte, so starken Eindruck gemacht, daß er seinem linken Flügel zu wenig Unterstützung zukommen ließ, vielleicht vertraute er auch zu viel auf die dort ausgestreuten Schützen und seine zahlreiche Reiterei, die von seinem jugendlichen Sohne auch zum Angriff fortgerissen wurde und sogar zum Einhauen auf Bouquois Infanterie gelangte, aber dann einem Gegenstoß der Kaiserlichen erlag. Wie dem auch sei, die niederländische Ordonnanz hat ihm jedenfalls nicht geholfen. Dazu hätte es gestählterer Truppen bedurft. Der linke Flügel wurde rasch aus dem Stand gedrückt und teils nach innen aufgerollt, teils in die Flucht gesprengt; der rechte festgehalten und dann alles, was dort noch stand und focht, von zwei Seiten angefallen und zusammengehauen. Prag fiel in die Hände der Sieger. Hätte der bei Eger stehende Mansfeld sein Korps nicht an den Rhein zurückgebracht, so wäre Friedrichs gesamte Stärke in diesem böhmischen Feldzug zugrunde gegangen.

Mansfeld tat der Sache mehr zum Schaden als zum Nutzen, als er sengend, brennend und scharmutzierend durch die Oberpfalz und

Franken auf den Rhein wich. Er fand zudem die Pfalz schon in Feindeshand. Spinola, der Feldherr Philipps III., war mit einer spanischen Armee aus den Niederlanden im Rheingau erschienen und zwang den Mansfeld, ins Elsaß auszuweichen.

Da erstanden Friedrich zwei neue Helfer. Christian von Braunschweig, der Administrator von Hildesheim, und Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach erhoben für ihn die Waffen. Der „tolle Christian" zog aus dem Norden heran, der Markgraf kämpfte auf der Schwelle seines eigenen Landes. Nun war es an Tilly, den Feldzug zugunsten der Liga und des Kaisers mit harten Schlägen zu Ende zu bringen. Das forderte Zeit. Mansfeld hat am 28. November 1621 Weißenburg erstürmt, nahm kurz darauf Hagenau, errichtete dort sein Hauptquartier und schlug das Land mit Verwüstung und schweren Kontributionen. Erst als der Markgraf ins Gedränge kam, wandte Mansfeld sich über den Rhein zurück. Tilly war im Feld erschienen, fand aber den Feind schon vereinigt. Er wurde am 27. April 1622 bei Wiesloch, am Ausgang des Gebirgs, wo der Leimbach in die Rheinebene tritt, abgefangen und zurückgeschlagen. Dann zog Mansfeld wieder dem Elsaß zu und breitete sich dort sengend und brennend rheinaufwärts bis Ensisheim aus. Aber er hatte den Markgrafen zu früh verlassen. Tilly war hinter den Neckar zurückgegangen, zog dort das spanische Korps Cordova aus dem Rheingau heran und schlug Georg Friedrich dann am 6. Mai 1622 bei Wimpfen am Berg unweit der Jagstmündung bis zur Vernichtung. Der Markgraf konnte den Schlag nicht überwinden und schied aus dem Felde. Unterdessen hatte Christian von Braunschweig in der Westfälischen Landbucht Verwüstungen gehäuft und die Bistümer Paderborn und Münster gebrandschatzt. Erst als die Niederländer im Jahre 1622 den Kampf mit den Spaniern wiederaufnahmen, von dem sie neun Jahre geruht hatten, und Spinola dadurch fesselten, fand Christian freie Bahn und brach gen Süden auf. Er wollte sich mit Mansfeld vereinigen und den Feldzug in der Pfalz wiederaufnehmen. Zu diesem Zweck schlug er einen Bogen, zog weseraufwärts und erschien wenige Wochen nach der Schlacht bei Wimpfen an der Mainpforte. Mansfeld raffte sich zusammen, um ihm entgegenzu-

gehen und mit ihm vereint Tilly noch einmal aus dem Felde zu schlagen, ist aber diesmal zu spät gekommen. Er hatte erst das Korps des Erzherzogs Leopold abschütteln müssen, der ihm auf Tillys Geheiß in den Rücken gefallen war, und versäumte sich. Tilly griff Christian an und schlug ihn am 20. Juni 1622 bei Höchst am Main aufs Haupt. Daraufhin kehrte Mansfeld bei Darmstadt um. Auf diesem drangvollen Rückzug verlor er die Hälfte der Armee.

Da gab Friedrich V. seine Sache verloren. Er hatte weder Geld noch Generale noch Truppen mehr. Mansfeld und Christian wurden des pfälzischen Dienstes entlassen. Sie haben nun ihr eigenes Spiel gespielt und vereinigten sich, um gemeinsam nach den Niederlanden zu entkommen. Der Abmarsch ist ihnen über Erwarten gelungen. Sie täuschten Cordova, der ihnen bei Trier den Weg versperren wollte, durch einen Linksabmarsch und rückten auf dem linken Maasufer durch französisches Gebiet über Mousson und Beaumont in den Hennegau, um sich den Generalstaaten zur Verfügung zu stellen. Als Cordova ihnen nacheilte und sie am 29. August 1622 bei Fleurus an der Brüsseler Straße stellte, schlugen sie sich in hartem Gefecht mit Sack und Pack durch die Spanier durch. Abgezehrt erreichten sie mit 10000 Mann die niederländischen Linien. Aber sie hielten es dort nicht lange aus. Christian von Braunschweig erschien schon im nächsten Jahre wieder in Westfalen und verwüstete die Bistümer abermals, Mansfeld zog sich nach Osten. Unterdessen überschritt Tilly die Mainlinie. Mit diesem Vormarsch begab sich die Liga auf norddeutschen Boden. Die Weser wurde zur Flankenlinie. Christian wich eilig nach Norden, um sich der drohenden Umfassung zu entziehen, wurde aber bei Stadtlohn an der Berkel unweit der holländischen Grenze eingeholt, am 6. August 1623 geschlagen und rettete sich mit Mühe in die niederländischen Linien.

Der Feldzug, der in Böhmen begonnen und am Rhein seine Fortsetzung gefunden hatte, war in Nordwestdeutschland auf eine Weise zu Ende gegangen, die dem Kaiser und der Liga das Heft in die Hand gab. Aber der Krieg selbst war zu Aspekten gekommen, die keinen Frieden voraussehen ließen. Der Sieg des Hauses Habsburg und der Liga warf mehr Probleme auf als er zur Ruhe legte.

Die rücksichtslose Züchtigung der geschlagenen Fürsten, der einsetzende Glaubenszwang und die Unterwerfung Böhmens und Mährens ließen Ferdinands Erfolge so gewaltig erscheinen, daß die Erinnerung an das Imperium Karls V. lebendig wurde. Da der Machtzuwachs Österreichs und der Sieg der Union von Spanien miterstritten worden waren, kam die Ernte dem Gesamthaus Habsburg zustatten. Spanien sah sich auf einen Schlag von der auf ihm liegenden Last befreit und konnte in den Niederlanden und in Italien wieder nach verlorengegangenen Provinzen greifen. Die Schlacht am Weißen Berge und der daraus abgeleitete Feldzug auf beiden Ufern des Rheins und des Mains hatten sich gelohnt.

*

Dieser erste Feldzug des Dreißigjährigen Krieges kennzeichnet die Kriegführung der Zeit mit erschreckender Deutlichkeit. Er beweist, daß die Kriegsverfassungen keine andern als Wüstungsfeldzüge erlaubten und daß Eroberungen keine Dauer versprachen. Solange mit auf Zeit geworbenen Truppen gefochten werden mußte und die Truppen selbst ihrem Kriegsherrn nur zur Hand standen, sofern sie entlöhnt und durch Beute bei Laune gehalten wurden, war an eine Zusammenfassung des Krieges nicht zu denken. Eine siegreiche Schlacht konnte das Feld räumen und Länder bloßlegen, aber sie war nur dann geeignet, den Willen eines Gegners zu brechen, wenn dieser keine Helfer mehr fand. Da aber alles zusammenhing und jeder Sieg das Kaleidoskop neu schüttelte, ergaben sich immer wieder Feindschaften, die neu ausgetragen werden mußten, um Gewonnenes oder Verlorenes unter neuen Gesichtspunkten zu betrachten und gegeneinander abzuwägen. Man brauchte nicht um die Aufstellung von Heeren zu sorgen, denn Heeresbestandteile liefen überall um. Es handelte sich nur darum, sie anzuwerben, und das war Sache des Feldherrn, der die Werbetrommel im Dienste eines Kriegsherrn zu rühren verstand. Ganz Europa war von Soldatenvolk überfüllt, und jedes zertretene Dorf lieferte Mannschaften, die zur Fahne schworen, um zum Leben zu kommen. Die ersten sechs Jahre Krieg hatten Böhmen, Franken, die Pfalz, das Elsaß, Baden, den

Rheingau, Westfalen und Lothringen heimgesucht. Auch Österreich war nicht verschont geblieben, denn dort waren Bauernaufstände mit einer Grausamkeit unterdrückt worden, die mehr Opfer gehäuft hatte als manche Feldschlacht. Es ist aber darüber keine Klage geführt worden, die nicht mit der Begründung zurückgewiesen worden wäre, daß der Krieg diese Opfer fordere und die Obrigkeit nur ihres Amtes walte. Wo Heere aufzogen, lief alles mit, gleichviel ob es im Kriege verdarb oder von ihm lebte. Mehr als hundert Jahre Massenkrieg, mit großen Heereskörpern geführt, hatten soviel gutes Blut verbraucht, daß die Lust am Waffenhandwerk eher abgenommen hatte, aber an Kriegsvolk hat es nie gefehlt. Nur die Auslese, aus der zuchtvolle Armeen hervorgehen, ließ zu wünschen. Die Verwilderung des Söldnertums hatte der Geschicklichkeit der Waffenführung keinen Eintrag getan, aber alles war umständlicher geworden. Der Troß, der von Feldherren wie Pescara und Alba in Schranken gehalten und von Moritz von Oranien in ein festes Verhältnis zur fechtenden Truppe gebracht worden war, schwoll wieder mehr und mehr an und wollte ernährt sein. Boguslawski hat diese Entwicklung in seiner „Fechtweise aller Zeiten" soldatisch knapp und treffend festgestellt, indem er schreibt: „Das Heer des Dreißigjährigen Krieges war eine wandernde Welt, sein Troß zahlreicher als das Heer selbst." Solche Heere sind, so oft sie auch geschlagen, von Seuchen gezehntet oder ihrer Fahnen entlassen worden sind, immer wieder aus zerstreutem Volk neu erstanden, und fechten konnten sie. Die kunstvollsten und verschnörkeltsten Formen wurden erprobt und die noch von ungeheuern mechanischen Schwierigkeiten umstarrten primitiven Feuerwaffen mit Lust gehandhabt.

Es war aber noch viel mehr zutage getreten. Das ganze Wesen des Krieges war in Schuß gekommen. Der Krieg mußte nicht nur geführt, sondern auch bewirtschaftet werden. Söldnerheere, die heute Lawinen bildeten und am nächsten Tage wie ausgeschüttet zerrannen, forderten die Staatswirtschaft für sich und ließen den Bürger darben. Die Löhnung sicherzustellen, war ein Unternehmen, das mit dem Kriege als mit einem Glücksspiel rechnen mußte. Da die Fürsten, vornehmlich der Kaiser, dazu wenig tun konnten, blieb nichts übrig, als

dem Feldherrn landesherrliche Rechte, ja die oberste Gewalt in die Hände zu geben, damit er Kriegssteuern auferlegen und Kontributionen ausschreiben konnte, wie es ihm gefiel. Städte, Landschaften und Staaten sind dadurch zugrunde gerichtet worden. Es gab kein bürgerliches, kein landesherrliches Recht, das diesem Kriegserfordernis standhielt. Der Krieg wurde zum selbstherrlichen und selbsterwerbenden Potentaten. Es war nicht seine Schuld. Er war als Mittel der Politik angerufen worden und ist dies auch in diesen Zeiten geblieben. Er trug die Verfassung zur Schau, die man ihm gegeben oder belassen hatte und wucherte damit. Mußte er sich selbst erhalten, indem das Heer von dem lebte, was es vorfand und erpreßte, so ergab sich aus der von alters geübten Freiheit, gegen Land und Leute des Feindes nach Gutdünken zu verfahren, von selbst die Notwendigkeit, diese Freiheit überall anzuwenden. Auch das ist nichts Neues gewesen, aber es wirkte um so einschneidender, je größer die Heere waren, je länger sie im Felde lagen und je weiter ihr Aktionskreis reichte. Den Krieg aus dem eigenen Lande herauszutragen, war daher ein Anliegen, das jedem Landesherrn nahegebracht wurde, und ein Gebot, das kein Feldherr vernachlässigte, der etwas zur Aufstellung, Entlöhnung und Verpflegung seiner Armee zu sagen hatte. Eine Klarstellung und höhere Aspekte ergaben sich nur dort, wo die Könige ihre eigenen Feldherren waren und die Armeen nicht um des Soldes und der Kriegstätigkeit willen, sondern aus innigeren Gründen fochten und gehorchten; wo also die zum Kriege nötig gewordene Masse durch besondere Umstände gezügelt wurde. All das war nicht das Geheimnis des Dreißigjährigen Krieges, sondern ergab sich aus der Erfahrung eines Zeitalters, das sich seit dem Ende des 15. Jahrhunderts in Umwälzungen und Staatsgründungen übernommen hatte und den Krieg als die sichtbarste und wirksamste Form gewaltsamer Gestaltung begriff. Je mehr Volk vom Kriege erfaßt wurde, desto mehr litt das Ganze; dieses auch als Ganzes am Kriege zu beteiligen, war einer Zeit nicht gegeben, die noch keine Volksgemeinschaft im Sinne der Allverbundenheit kannte.

*

Die erste Phase des Dreißigjährigen Krieges, zu der wir hier die böhmischen mit den rheinisch-westfälischen Kriegstaten zusammengefaßt haben, hatte dem Kriege kein Ende setzen können, da dieser von Anfang an als Religionskrieg aus dem Rahmen gebrochen war. Es waren so zahlreiche Interessen im Spiel, so viele Mächte hineingezogen und so verzweigte dynastische Empfindlichkeiten angerührt worden, daß die Auseinandersetzung nicht auf den Gegensatz der Union und der Liga und die deutschen Verhältnisse beschränkt werden konnte. Spanien, Frankreich, England und die Niederlande standen ohnedies schon seit Jahren im Felde, und die nordischen Staaten, die so lange mit sich selbst beschäftigt waren, fühlten sich als protestantische Mächte und als Anrainer der Ostsee hineingerissen, ohne daß es noch besonderer Beweggründe bedurft hätte, sie in den Harnisch zu rufen. Es war, auf das Ganze hin betrachtet, ein allgemeiner Kriegszustand, der nun in Deutschland zur Entfaltung drängte, und es war damit zugleich eine Erweiterung und Auflockerung Europas verbunden, denn der Osten stand dem Westen feindlich gegenüber, und der nordische Kreis fühlte sich als solcher angeschnitten. Polnisch-schwedische Kämpfe und siebenbürgisch-türkische Begehrlichkeiten wurden nach dem Innern Europas abgelenkt, wo jetzt alle Feindschaften Genüge fanden.

Die zweite Phase des Dreißigjährigen Krieges ist, militärisch betrachtet, nichts anderes als eine Folge der ersten. Sie hat dank der Erweiterung des Kriegsschauplatzes und der Verkehrung der Fronten zu neuen Ausblicken geführt. Als König Christian IV. von Dänemark an die Spitze der neu zu begründenden protestantischen Allianz trat, gewann dieser Krieg Ausblicke, die im europäischen Gesamtbild bisher noch nie sichtbar geworden waren. Die Fronten wurden zum erstenmal ganz nach Norden herumgerissen und auch von Norden nach Süden vorgetragen. Friedrich V. von der Pfalz wurde gleichsam zum „Pivot" dieser Bewegung. Sie ist rasch genug vollzogen worden. Zu Ende des Jahres 1625 fanden sich England, Holland und Dänemark, von Frankreich unterstützt, zu einem Bündnis, um den Sieg Spaniens, Österreichs und der Liga zunichte zu machen und den Pfalzgrafen aus seiner Landlosigkeit zu erlösen. Aber sie versäumten sich. Tilly stand schon rechts der Weser aufmar-

schiert. In seiner rechten Flanke aber trat unversehens ein aus dem Boden gestampftes kaiserliches Heer auf, das ein böhmischer Edelmann geworben und dem Kaiser zur Hand gestellt hatte. Wallenstein hält seinen Einzug in die Kriegsgeschichte. Der Kaiser hatte über Nacht einen Feldherrn und der Krieg einen Bewirtschafter gefunden. Wallenstein hatte sich als harter Verwalter und skrupelloser Mehrer seiner Güter schon über ein Organisations- und Erwerbstalent ausgewiesen, das sich mit brennendem Ehrgeiz paarte und in einer Zeit wie dieser keine Beschränkung zu fürchten brauchte. Nun öffnete sich ihm die Kriegsweltbühne. Er hatte als Oberst in Venetien und Böhmen gefochten; was er jetzt vornahm, war nicht Kriegsdienst, sondern Verwertung des Krieges an sich. Der Kondottiere, der auch in ihm mächtig war, ist von der Politik ausgegangen, aber er hat den Krieg von ihr aus auch geführt und ihn vor allem von der wirtschaftlichen Seite begriffen. Wallenstein war aber doch so sehr Feldherr, daß er schon als Oberst und Regimentsinhaber in Armeen und Feldzügen dachte. Als er sich im Frühling 1625 verpflichtete, für den Kaiser eine Armee auszurüsten, diese an den Ort ihrer Verwendung zu bringen und alle nötigen Vorauslagen für ihre Aufstellung zu bestreiten, wogegen der Majestät die weitere Verpflegung und Bezahlung zufallen sollte, war das ein gewagtes Unternehmen, denn der Kaiser konnte ihn selbst nur mit Patenten, Monopolen und Privilegien ausrüsten und mit Würden und Versprechungen befriedigen. Aber Wallenstein hielt sich seiner Sache sicher, denn er hatte sich das Generalat über alle kaiserlichen Streitkräfte verbriefen lassen und diese dadurch an seine Person gebunden. Das waren damals nicht mehr als 20000 Mann, die er in Böhmen leichter Hand zusammengerafft hatte. Sie bildeten aber nur den Kern der Streitmacht, die er dem Kaiser zu beschaffen gedachte. Er wußte, daß diese viel zahlreicher sein mußte, um von der Liga nicht verschattet zu werden und sich selbst zu Gewicht zu bringen und hat sich nie an das Axiom gekehrt, daß mehr als 30000 Mann nicht am Zügel zu halten seien. Die Werbung ging daher weiter. Im November 1625 musterte Wallenstein schon 30000 Mann, und im Frühling 1626 zählte er deren 50000, eine Armee, die durch seine Kunst der Massenbehandlung, seine Fürsorge und seine Geschicklichkeit im Felde und auf dem

Marsche für ihn schon so gewonnen war, daß sie ihm das Größte zutraute und gleichsam mitspekulierte. Der Feldherr ließ sich erst vernehmen, als er dieses Heer fest in der Hand hatte. Dazu gehörte eine Selbstsicherheit, die auf magischen Eigenschaften ruhte. Er handelte aus einem Verlangen nach Macht, das alles andere überwog und vor keiner Konsequenz zurückschreckte, solange er die dunkeln Hintergründe seiner Politik selbst zu durchdringen vermochte.

Wallenstein hat die ihm verliehene Kommandogewalt eifersüchtig gewahrt und von Anfang an darauf bestanden, selbständig zu handeln. Auch hier waren wirtschaftliche Erwägungen im Spiel, denn nur so konnte er seiner Armee Quartiere bereitstellen, in denen es genug zu beißen gab; nur so war er imstande, sich vor Rückschlägen zu bewahren, die aus den Anordnungen des Hofkriegsrates oder aus Kooperationen mit andern Armeen hätten hervorgehen können. Seine eigenen Operationen waren stets von Erwägungen getragen, die den Unterhalt des Heeres betrafen und seine Bewegungen immer von dem Gedanken beherrscht, seine Armee schlagbereit zu halten und durch das Gewicht ihrer unzerstörbaren Masse zu wirken. Die Bewegungen ergaben sich daher für ihn aus Erwägungen, die von der Aufstellung der Armee in einem wohlverwalteten Zentralraum ausgingen, die Schlacht hingegen erst aus Zwangslagen, die stärker auf dem Gegner lasteten als auf ihm selbst. Er verhandelte lieber unter den Waffen, als diese selbst aufs Spiel zu setzen.

Es ist klar, daß Feldzüge, die solchen Einflüssen gehorchten, nicht leicht zu durchschauen waren und ihre Ziele oft zu wechseln schienen. Sich auf sie einzurichten, war daher für den Gegner nicht weniger schwierig als für den Verbündeten, der des selbstherrlichen Partners niemals sicher war. Erstaunlich bleibt, wie Wallenstein sich unter solchen Umständen zu Operationen aufschwingen konnte, die ihn durch ganz Norddeutschland führten, ohne daß er seine Machtgrundlage Böhmen jemals aufgegeben hätte. Wallenstein hat sich Böhmens und Mährens als zentraler Ausfallsstellung bedient und auf sie gestützt seine Ziele in die Weite gesteckt. Er hat von Böhmen aus die Elbelinie bis zur Mündung, die Mainlinie bis zum Rhein, die Oderlinie bis Breslau, das Donautiefland und die kaiserlichen Erblande über den Strom hinweg bis zur istrischen Platte unter Aufsicht

gehalten. Die Schlachten, die er geschlagen hat, sind von dieser Vorstellung nicht zu trennen. Das ist schon in seinem ersten Feldzug deutlich geworden.

Da es sich darum handelt, den Krieg als das drängende und sich selbst Bahn schaffende Element zu schildern, wird hier von diesem Wallensteinschen Prinzip ausgegangen, um klarzustellen, daß sein eigenwilliges Verhalten den Verlauf des Krieges weithin bestimmte und daß diese Eigenwilligkeit sich die strategische Lage zunutze machte, ohne sich ihr zu verschreiben. Der Feldherr ist stets hinter den Politiker zurückgetreten. Der Krieg wurde politisch ausgenützt und wirtschaftlich verwertet. Das Jahr 1626 hat darüber den ersten Aufschluß gegeben.

*

Der Feldzug der kaiserlichen, der ligistischen und der spanischen Kräfte ging auf die Vernichtung der von Norden andrängenden Kräfte der protestantischen Allianz und ihrer Zugewandten aus. Er war auf die Zerstreuung der von Christian IV. vorgeführten Armeen gerichtet und überließ den von Siebenbürgen anrückenden Bethlen Gabor zunächst sich selbst. Da es dem Kaiser geglückt war, die Türken, die mit den Persern beschäftigt waren, soweit aus dem Spiel herauszuhalten, daß sie sich darauf beschränkten, Bethlen Gabor etlichen Zuzug zu leisten, war dieser nicht sonderlich zu fürchten. Über 150000 Mann sind in diesem Sommerfeldzug eingesetzt worden. Die spanisch-niederländische Front ist dabei außer Betracht gelassen. Moritz von Oranien war am 23. April 1625 gestorben, und sein Bruder und Nachfolger Friedrich Heinrich verbiß sich im Belagerungskrieg. Der Niedersächsisch-Dänische Krieg folgte daher eigenen Gesetzen. Wir lassen ihm soviel Raum als zur Hervorhebung des Wallensteinschen Bewegungsprinzips nötig ist. Im Dezember des Jahres 1625 begannen die ersten Truppenbewegungen sich abzuzeichnen, im Frühling des Jahres 1626 kamen sie in Schuß. Tilly und Wallenstein schritten mit zwei voneinander abgesetzten, selbständig operierenden Armeen zum Angriff auf die von Christian IV., Mansfeld und Christian von Braunschweig geführte norddeutsche Macht, die zwischen der Weser und der Elbemündung versammelt

worden war, sich aber dem Oberbefehle des Dänenkönigs nicht willig fügte. Der Krieg erschien den alten Landsknechtführern immer noch als Abenteuer. Mansfeld hat sofort die Gelegenheit wahrgenommen, sich von den Dänen zu lösen und eine Flankenstellung einzunehmen, die ihm volle Bewegungsfreiheit sicherte. Er überschritt die Elbe und zog nach Lauenburg, um Wallenstein aus sicherer Entfernung zu beobachten und zugleich gewinnversprechende Landschaften vor sich zu haben. Er hielt sich aber im Rahmen der vorbedachten Pläne, denn er hatte die Aufgabe zugewiesen erhalten, Wallenstein zu fesseln. Die Zweiteilung der Fronten ist also schon zu Beginn der Operationen auf beiden Seiten deutlich genug zum Ausdruck gekommen.

Tilly stand vor Minden und drohte den niedersächsischen Städten mit Sturm und Brand, als Wallenstein an der Elbe aufmarschierte. Wallenstein errichtete bei Dessau zur Deckung seiner Rückzugslinie einen stark befestigten Brückenkopf und rückte dann auf dem linken Elbeufer stromabwärts. Da kam Mansfeld auf einen Geniestreich. Er verlangte von dem vorsichtig zwischen den Parteien lavierenden Kurfürsten von Brandenburg Durchlaß, den dieser gern oder ungern geschehen lassen mußte, und zog in Gewaltmärschen stromaufwärts gen Dessau, um den Brückenkopf wegzunehmen, Wallenstein dadurch in der Flanke zu bedrohen und ihn vom rechten Ufer der Elbe und seiner gesicherten Rückzugslinie abzuschneiden. Daraufhin machte der gut unterrichtete Wallenstein sofort kehrt. Er wollte seine rückwärtigen Verbindungen um keinen Preis schädigen lassen und kaufte dem Mansfeld die Überraschung ab. Am 25. April 1626 kam es vor Dessau zur Schlacht. Mansfeld wurde unter schweren Verlusten abgewiesen und in die Mark Brandenburg zurückgeworfen. Aber damit war es nicht getan, denn diese Verwicklung zog eine allgemeine Frontveränderung nach sich. Sie riß den Feldzug in zwei Teile und schwenkte die Armee Wallensteins nach Osten herum. Mansfeld war der Lockvogel in diesem Spiel. Er machte aus der Not eine Tugend und brach in Schlesien ein, um die Erblande des Kaisers auszuplündern und je nach den Umständen den Weg zu Bethlen Gabor zu nehmen.

Da gab Wallenstein den Vormarsch in Flanke und Rücken des

Hauptgegners daran und folgte dem Ausbrecher unter Hinterlassung eines Korps, das er zu Tillys Unterstützung links der Elbe stehenließ, auf seinen exzentrischen Bahnen. Er hielt aber dabei Entfernung, um sich nicht von Böhmen abziehen zu lassen. So gelangte Mansfeld nach Ausplünderung Schlesiens nahezu ungekränkt mit 20000 Mann nach Mähren. Niemand wußte, ob er nicht einen neuen Haken schlagen wollte und etwa an Wallenstein vorbei dem Rhein zustrebte. Da machte Wallenstein längere Schritte. Er bekam den Gegner zwar nicht recht zu fassen, verlegte ihm aber den Weg und drängte ihn schließlich bei Trentschin über die Waag. Er hatte sein Ziel erreicht. Böhmen und Mähren waren gerettet und der Feind aus der Richtung gebracht. Da Mansfeld nun wohl oder übel die Vereinigung mit Bethlen anstreben mußte, ergab sich die Kehrtwendung Wallensteins gegen diesen von selbst. Bethlen Gabor war davon nicht erbaut, denn Mansfelds Armee begann sich zu verlaufen und brachte ihm wenig Gewinn. Wallenstein dagegen zog alles an sich, was er auf dem Marsche hinter sich gelassen, und trat Bethlen Gabor am 30. September bei Gran gegenüber. Er hatte schon lange genug von dieser Hetze und kehrte gern zu seiner methodischen Kriegführung zurück. Aber er ließ die von den Kabinetten erwartete Entscheidungsschlacht ungeschlagen.

Wallenstein wußte, daß er seine abgehetzte Armee keinem Fehlschlag aussetzen durfte, wußte, daß Tilly den Dänenkönig längst gestellt hatte, und riet dem Kaiser zu Verhandlungen, indem er dem Feinde seine Stärke zugleich in kleinen Scharmützeln zu erkennen gab. Da es ihm gelungen war, Mansfeld so zu zersprengen, daß Bethlen nichts mehr von diesem zu erwarten hatte, lag das Spiel in seiner Hand. Bethlen fühlte sich in der Tat nicht mehr stark genug, eine Schlacht zu wagen, und sann auf Abhilfe. Er fand sie in Verhandlungen, die ihn aus einem haltlosen Feldzuge herausführten. So kam es zu einem Waffenstillstand, der allen, auch den Ungarn, willkommen war. Mansfeld sah sich verlassen und beschloß, nach Dalmatien durchzubrechen. Auf diesem Marsch ist er bei Zara vom Tod ereilt worden. Mit ihm schied der letzte große Freischärler und Abenteurer aus der Übergangszeit, der den Krieg noch ganz als Glücksspiel begriffen hatte. Christian von Braunschweig war schon im Sommer zu Wolfenbüttel

gestorben. Der Krieg bediente sich fortan nur noch ehrgeizigerer Gestalten, die nicht mehr romantischen Gefühlen wie der Braunschweiger oder der Lust am Handwerk wie der Mansfeld gehorchten, sondern große Politik machten und nur noch nach den höchsten Zielen strebten. Wallenstein wandte sich nach der Elbe zurück, um sein Heer zu pflegen und der Liga das Spiel aus der Hand zu nehmen.

Als er dorthin abrückte, hatte sich das Schicksal des Dänenkönigs längst erfüllt. Christian IV. war im Sommer gegen Tilly vorgebrochen, um Niedersachsen zu befreien, hatte sich aber bald in den Flanken bedroht gesehen und war nach etlichen Gefechten wieder nach Norden ausgewichen. Auf diesem Rückmarsch ist er am 27. August 1626 bei Lutter am Barenberg, am Fuß des Harzes, von Tilly ereilt worden. Er fühlte sich verpflichtet, die Schlacht anzunehmen, wurde geschlagen und auf die Grenzen Holsteins zurückgeworfen. Der Feldzug des Jahres 1626 war also im Norden rascher zu Ende gegangen als im Osten. Er hatte Tilly bedacht und konzentriert handeln sehen. Es wäre aber verkehrt, von Wallenstein das Gegenteil zu behaupten. Wallenstein war nicht weniger bedacht vorgegangen, als er sich von Tilly und dem verabredeten Vormarsch auf die Unterelbe gelöst hatte, nachdem Mansfeld ihm ins Gepäck gefallen war. Er hat Mansfeld samt seiner Armee nach Osten abgedrängt, ohne sich in Ungarn in einer Schlacht zu verbluten, und gerade dadurch dieses Extempore in den Ablauf des Feldzuges eingeordnet. Man hat ihm später vorgehalten, daß er es an Schnelligkeit und Entschlossenheit hätte fehlen lassen. Aber ungestümes Handeln lag weder in seinem Wesen noch in seinem und des Kaisers Interesse. Er hat nicht anders gehandelt, als ihm die Rücksicht auf die Bewahrung seiner Armee vorschrieb und die politischen und ökonomischen Erwägungen nahelegten. Der Kaiser ist nie billiger zu einem Erfolg gekommen; und Wallenstein, der Krieg führte, um hoch und höher aufzusteigen, hat nicht mehr aufs Spiel gesetzt, als die Umstände forderten. Als im Jahre darauf zur Ernte geschritten wurde, tat er den größten Schnitt. Wallenstein und Tilly drangen zwar gemeinsam gegen Dänemark vor, aber Tilly litt an einer Wunde, und alles fiel an Wallenstein, der nun alle militärischen Angelegenheiten in seiner

Hand vereinigte und als Feldherr und Staatsmann Krieg und Frieden beherrschte. Ganz Jütland wurde besetzt. Die kaiserliche Macht überrannte Pommern und Mecklenburg und richtete im ganzen deutschen Norden eine Militärverwaltung ein, die das Kriegswesen vor jeder Beeinträchtigung sicherstellte. Dazu gehörte auch die Inbesitznahme der Küstenplätze. Aber als Stralsund sich dem Angriff verschloß und Gustav Adolf eine schwedische Besatzung in die Festung warf, um auch einen Stein ins Brett zu setzen, war es wiederum Wallenstein, der nach fruchtlosen Stürmen zum Frieden riet und darauf drang, die Ernte in die Scheunen zu bringen. Er hat den Krieg also gewissermaßen vorweg beendet. König Christian IV. erhielt seine Lande zurück, verzichtete aber in dem 1628 zu Lübeck geschlossenen Frieden auf die Einmischung in die deutschen Verhältnisse. Wallenstein empfing Mecklenburg vom Kaiser zu Lehen und umgab sich mit dem Mantel eines hohen Reichsstandes, den er mit ungeheuern Vorleistungen bezahlt hatte. Er hatte den Gipfel seines Glückes erstiegen und ist in diesem Augenblick dem Kaiser williger zur Hand gestanden als je.

Der Niedersächsisch-Dänische Krieg war zu Ende und ist als zweite Phase des Dreißigjährigen Krieges in die Geschichte eingegangen. Dieser aber war schon in einen europäischen Krieg um- und eingeschmolzen worden und von einem Weltkriege nicht mehr fern. Die Ernennung Wallensteins zum Admiral des Ozeanischen und Baltischen Meeres in spanisch-österreichischen Diensten wies in phantastische Fernen. Auch im Süden lockten längst vergessene Pläne. Italien tat sich auf, und die Republik Venedig schien einem Zugriff nahe.

*

Als der Lübecker Friede geschlossen wurde, kam die habsburgische Macht in Mitteleuropa zu einem Übergewicht, wie es kaum Karl V. besessen. Sie reichte jetzt bis an die nordischen Meere; die Fiktion des föderativ geordneten Reiches drohte in die Brüche zu gehen. Den Fürsten, die in diesem Reiche zu einer Art Fürstenrepublik zusammengetreten waren, blieb nichts übrig, als sich mit dem Hause Österreich auseinanderzusetzen, damit dieses nicht über alle

religiösen und politischen Kapitulationen hinwegschritt und ein absolutes Kaisertum aufrichtete. Als das Restitutionsedikt erlassen wurde, war Gefahr im Verzug. Doch nicht davon, sondern vom Kriege selbst ist hier die Rede. Der Krieg hatte so feste Formen angenommen, daß der Kriegführung größere Kraft zukam als allen anderen staatlichen Lebensäußerungen. Der Krieg herrschte geradezu souverän im Lande; alles diente dem Kriege. Das galt überall. Wer den Krieg als das regierende politische Instrument anrief und gebrauchte, mußte sich ihm ganz ergeben. Das war zwar nicht Sache der Nationen, die, abgesehen von den Generalstaaten, als solche noch nicht im Felde erschienen waren, sondern Sache der fürstlichen Kriegsherren, die alle widerstrebenden feudalen und ständischen Kräfte hinter sich herzogen. Aber es ist doch schon mehr als Ablenkung nach außen und Verlangen nach Machtzuwachs und Autorität, was jetzt vom Krieg erwartet wird. Völker und Länder sind vom Krieg in einer Weise erfaßt worden, von der sich das 16. Jahrhundert noch keine Vorstellung gemacht hatte. Die Staatsräson schwelgt in den Folgerungen, die Machiavelli einst vom Kriege hergeleitet hatte. Das dynamische Prinzip bricht sich Bahn. Der Krieg selbst lachte dazu. Er hatte vor allem eins gelernt: sich selbst vollkommen frei, ja ungezügelt bewegen. Er kannte die Welt nur noch als Kriegstheater. Es war die Zeit, da der Ausdruck „Theatrum Europaeum" in Lauf kam.

Wenn wir darangehen, zu untersuchen, wie der Krieg sich die Mittel schuf, um sich auszuleben, so erkennen wir, daß er willkürlicher und ungehemmter verfuhr als jegliche öffentliche Gewalt. Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges ist der Krieg über das Völker- und Menschenleben Herr geworden. Es war immer leichter gewesen, ihn zu führen, als ihn zu verwalten, aber jetzt riß er die Staaten von allen Sicherungen los. Er war durch die Notwendigkeit, immer größere Truppenmassen aufzubringen, gewissermaßen proletarisiert worden. Die Aufbringung der Truppen war nicht mehr an Standesvorurteile und Standesunterschiede geknüpft, und wer dem Kriege zulief oder in ihn gepreßt wurde, fand so viele Gesellen, daß kein Lager leer blieb und die Masse nur noch soldatisch organisiert werden mußte. Bestand aber hatten nur die Heere, die aus vollem Beutel

lebten, und Kraft bewahrten nur die, die nicht auf kurze Zeit, sondern auf lange Sicht geworben und dauernd bezahlt wurden.

Es ist das Verdienst Wallensteins, die Ökonomie der Massenkriegführung so scharf herausgehoben zu haben, daß er von ihr aus das Lager und das Feld beherrschen konnte. Er hat sich darüber in seinem ersten Generalat, das auf dem Fürstentage zu Regensburg sein Ende erreichte, erschöpfend ausgewiesen. Als er dem Kaiser Norddeutschland erobert hatte, hielt er mehr als 100000 Mann unter seinen Fahnen. Diese Masse war von ihm in eine Form gebracht worden, die aus Herren, Knechten, ausgehobenen Bauern und Bürgern, aufgegriffenen Landstreichern und wilden Gesellen ein Heer zuchtvoller, besoldeter, wohlausgerüsteter Soldaten hatte hervorgehen lassen. Er hatte eine Kriegsorganisation ins Leben gerufen, die sich selbst Genüge tat. Auch er hat nicht verhindern können, daß die Armee auf dem Marsch und im Quartier sich die schlimmsten Dinge erlaubte, aber er hat unter den schwierigsten Umständen, da der Krieg nur sich selbst lebte, alles angewendet, die Zügel straff zu ziehen, um nicht von der Masse über den Haufen gerannt zu werden. Wer wie er das Geld mit vollen Händen streute, besaß mehr Gewalt über Mann und Offizier als andere. Als im Siegesjahre 1627 Pommern, Mecklenburg, Brandenburg und Schlesien unter seinem Fuße lagen und die Lande, ausgesogen und geplündert, kaum noch etwas hergaben, erließ er am 26. Dezember von Gitschin aus eine Ordonnanz an seinen Generalquartiermeister, den Obersten Arnim, in der es hieß: „Oft geschieht es, daß die Offiziere das Geld für die Soldaten in den Beutel schieben ... daß die Einwohner die Soldaten in Essen, Trinken und Fütterung unterhalten sollen, welches unbillig und höchst sträflich ist. Derohalber wird der Herr Achtung darauf haben, auf daß solches keineswegs geschehe ... Zudem wird der Herr die Verordnung tun, daß in punkto von allen Regimentern die übrigen Trosse abgeschafft und das Plündern und Rauben eingestellt werden; die Soldaten, so hierüber ertappt, werden ohne einigen Respekt, weß Standes sie auch seien, an Leib und Leben gestraft werden, denn Wir sind entschlossen, mit wirklicher Strafe zu verfahren, daß sich andere darin zu spiegeln haben werden, denn es ist billig und hochnötig, diesem Übel abzu-

helfen." Er hat diesen Anordnungen auch Folge gegeben und die Offiziere beim Kopf genommen. Den Obersten Hußmann und de Boysi, deren Volk sich besonders schlecht aufgeführt hatte, wurden die Regimenter zum Teil abgesprochen und Arnim befohlen, ihnen den Prozeß zu machen, wie dies „Kaiserlicher Majestät Dienst" erfordere.

Wie groß aber auch die Gewalttätigkeiten waren, die sich die Armeen im Dreißigjährigen Kriege erlaubten, und so weit auch die Grenzen in diesem Jahrhundert ausschweifendsten Lebens und brutalster Kraft gespannt waren, feststeht, daß sie eher auf die allgemeine Auffassung vom Kriege zurückzuführen sind, als auf mangelhafte Mannszucht, wie diese damals verstanden wurde. Die Ödlegung des Landes, die Vergewaltigung der Bewohner, die Ausraubung und Niederbrennung eroberter Städte gehörten zu den Kriegsmitteln der Zeit. Sie waren Willensbrecher, die den Landesherren die Lust verdarben, und wirkten nachhaltiger als Schlachten, die nur die Soldaten trafen. Die Mannszucht war in vielen Fällen nur ein frommer Wunsch, aber sie hörte doch erst dort auf, wo der Feldherr die Zügel aus der Hand gab. Gehurt, geraubt, gepraßt, gemartert, getötet wurde nun einmal im Kriege, aber erst nach Tillys, Wallensteins und Gustav Adolfs Tode ist die eigentliche Mannszucht, aus der das Heer als Kriegsinstrument seine Kräfte zog und von der die ganze Heerestätigkeit ausging, so tief in Verfall geraten, daß von der Heiligkeit der beschworenen Kriegsartikel nichts mehr übrigblieb. Da versagte dann auch der Soldat in der Schlacht, erstickte der Krieg im Gewoge des Trosses, verlief sich die Kriegführung in jammervoller Öde.

Nach dem Ausgang des Niedersächsisch-Dänischen Krieges war schon deutlich genug zu erkennen, daß der Krieg überhandnahm. Die Verwüstungen griffen weiter um sich als die Operationen und nahmen diesen zugleich ihre Kraft. Die Lande zwischen Weser und Elbe waren im Jahre 1629 in denselben Zustand versetzt wie die Main- und Rheinlande im Jahre 1625, und auch Pommern, Brandenburg und Schlesien sind schon tüchtig geschoren worden. Die ohnedies dünn gesäte Bevölkerung war ins Gleiten gekommen; fahrendes und verlaufenes Volk schwamm und schwankte hin und her, und in einer gewissen Zucht und eigengestaltetem Leben stand eigentlich nur noch der

im Lager und unter der Fahne festgehaltene Soldat. Als auf Antrag der Fürstenversammlung die Heere vermindert wurden und Wallenstein selbst, der Abdankung gehorchend, ins Privatleben zurücktrat, ging auch diese Zusammenfassung verloren. Tausende von Offizieren, Zehntausende von Mannschaften und ungezählte Troßmassen verloren Stand und Halt und die meisten zugleich jede Lebensmöglichkeit. Die erbitterte niedersächsische Bevölkerung hatte sich an den Truppen Tillys durch furchtbare Repressalien gerächt; jetzt fiel alles übereinander her. Der Krieg wurde zum Mordgeschäft. Aber das Schicksal hatte schon einen Knoten ins endlos laufende Garn geschlagen.

Schweden war im Felde erschienen und mit Schweden ein Kriegsheld, der einen neuen Geist mitbrachte und die Kriegführung auf eine andere Grundlage stellte. Das Feldherrentum erlebte in Gustav Adolf eine Inkarnation, die den Krieg aus der Fülle der Persönlichkeit begriff und auf das Schlachtfeld zurückführte, wo er sich nun in seiner konzentriertesten Gestalt offenbarte. Der Krieg wurde aus seiner Verwahrlosung und aus überquellender Zerstreuung herausgerissen, und die kompakte Fechtweise, die sich trotz der Auflockerung durch das Feuergefecht mehr und mehr auf die gedrängte Masse verlassen hatte, zur Annahme flacherer Fronten und zur Verwendung bereitgestellter Reserven hingeführt. Dazu bedurfte es allerdings nicht nur einer schöpferisch veranlagten Feldherrnnatur, sondern auch eines neubeseelten Instruments. Auch das hat Gustav Adolf in der Gestalt seines eigenen, ganz auf ihn ausgerichteten Heeres aus dem Norden mitgebracht.

Es genügt, einige Daten hier zusammenzustellen und voneinander abzuheben, um zu zeigen, wie die Ereignisse sich drängten. Dies geschehe nicht, um sie einzeln zu erörtern, sondern nur, um sie ins Gedächtnis zu rufen und daraus den Blick auf das Ganze und die Verworrenheit des allgemeinen Kriegszustandes zu gewinnen. Am 4. August 1628 ist Wallenstein von Stralsund abgezogen, um den Dänischen Frieden vorzubereiten; am 29. Oktober 1628 nahm Richelieu die Hugenottenfeste La Rochelle und faßte die Kräfte Frankreichs für äußere Kriege zusammen; am 6. März 1629 wurde vom Kaiser das Restitutionsedikt erlassen, das alle Besitzverhältnisse über den Haufen warf und alle Fürsten gegen ihn in den Harnisch rief;

am 22. Mai 1629 wurde auf Wallensteins Betreiben zu Lübeck zwischen den kaiserlichen und den dänischen Bevollmächtigten im Namen des Kaisers Friede geschlossen, ohne die Liga und Spanien zu begrüßen; am 26. September 1629 schloß Gustav Adolf mit Polen einen Waffenstillstand, der ihn für Deutschland frei machte; am 26. Juni 1630 landete Gustav Adolf an der Odermündung; am 18. Juli 1630 erstürmte eine noch von Wallenstein abgegebene kaiserliche Armee Mantua; um die gleiche Zeit berief Ferdinand II. den Reichstag nach Regensburg, auf dem die Opposition der Reichsfürsten Wallensteins Abberufung erzwang, ohne daß der Kaiser sich gewehrt oder Wallenstein sich geweigert hätte; am 30. August 1630 erhielt Tilly den Oberbefehl über das auf 40000 Mann zu vermindernde kaiserliche Heer; im Januar 1631 verpflichtete sich Frankreich gegenüber Gustav Adolf zu Subsidien; am 30. März 1631 eroberte Richelieu Pignerol; am 20. Mai 1631 erstürmte und verbrannte Tilly Magdeburg; am 17. September 1631 trafen sich Gustav Adolf und Tilly bei Breitenfeld zur ersten Entscheidungsschlacht. Von dieser gehen wir aus.

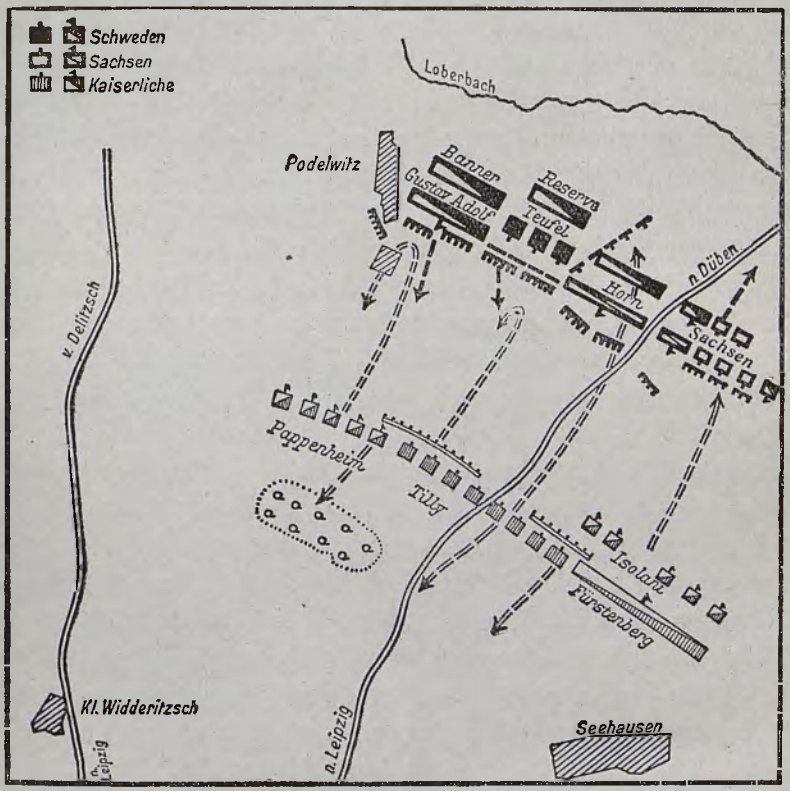
*

Der Begriff der Entscheidungsschlacht war nicht mehr festgestellt worden, seit die böhmische Krone am Weißen Berge endgültig in Österreichs Hand gefallen war. Die nachfolgenden Schlachten hatten sich von Schlachtfeld zu Schlachtfeld fortgesetzt, und der Enderfolg war aus der Zermürbung der protestantischen Streitkräfte und klugen Unterhandlungen des kaiserlichen Oberfeldherrn abgeleitet worden. Jetzt wirft eine einzige Schlacht alles um. Sie ist aus Bewegungen hervorgegangen, die vielfach durch politische Winkelzüge abgelenkt wurden und lange in der Irre zu schweifen schienen, aber als es zum Schlagen kam, wurde auch darüber Rechnung gelegt. Das Schlachtfeld ist dort aufgeschlagen worden, wo das große mitteldeutsche Glacis sich vor den Durchgangspforten des Thüringer Waldes in die Breite dehnt und lag im frischen Südwestwind den Blicken offen, als man zur Bataille aufzog. Ackerstaub und Pulverrauch haben es bald verhüllt.

Tilly marschierte aus den Nordtoren Leipzigs heraus und nahm vor der Linie Seehausen—Breitenfeld auf einer Bodenschwelle Stellung, die sich allmählich zum Loberbach senkte. Dieser wurde als vorgeschobenes Fronthindernis betrachtet, aber nur durch Geschützfeuer verteidigt, um den Angriff besser vorzubereiten. Das schwedisch-sächsische Heer kam in zwei Kolonnen von Düben her, marschierte auf, setzte sich rechts und links der Dübener Straße und entwickelte sich in zwei Treffen zur Schlacht. Tilly führte 36000 Mann, Gustav Adolf zählte 39000 Mann, darunter 16000 Sachsen und ein paar in Deutschland und England geworbene Regimenter. Die Sachsen nahmen den linken Flügel der Schlachtordnung ein, die Schweden gingen rechts in kleineren, flacher gehaltenen, auf Feuerwirkung bedachten Schlachtkörpern vor. Diese standen so aufeinander ausgerichtet, daß Tilly die Aufstellung und die Absichten des Königs nicht zu durchschauen vermochte. Tilly ließ sich dadurch nicht anfechten. Er ging auf eine Flügelschlacht aus, deren Gewicht auf die Sachsen und Gustav Adolfs linken Flügel fallen sollte. Er wollte auf dem Fleck schlagen, wo seine prächtigen Tertios aufmarschiert standen, und Linke und Mitte des Feindes in langsamem Vormarsch unter die Füße treten. Um selbst links gesichert zu sein, ließ er Pappenheim mit schwerer Kavallerie und einem kleinen Tertio vorrücken und gab ihm den Auftrag, den rechten Flügel der Schweden in der Front und in der Flanke zu fesseln. Er selbst gedachte, sich geradeaus in Bewegung zu setzen, nachdem der Feind so nahe herangekommen war, daß die Artillerie ihm tüchtig hatte zusetzen können und die Kaiserlichen mit ihrer ganzen Masse auf ihn fallen konnten. Tilly traute sich den Infanterieangriff um so eher zu, als er als Gegenstück zu Pappenheim im Kavalleriekorps Fürstenberg eine Manövriermasse besaß, die den linken Flügel der Sachsen überragte und das frischgeworbene Volk des Kurfürsten mit Umfassung bedrohte. Gustav Adolf war noch rücksichtsloser auf die Schlacht aus. Er suchte den Angriff. Aber er suchte ihn, indem er sein zweites Treffen zurückhielt und die Artillerie so weit vorzog, daß sie den Gang der Schlacht begleiten konnte. Der König suchte also, „vom Feinde judizierend" die schwer verschiebbare Masse des Feindes mit seinen beweglicheren Treffen zu umfassen. General Banner stand rechts, Gustav Horn

links, neben diesem für sich standen die Sachsen. Torstenson befehligte die überlegene Artillerie.

Die Schlacht ist auf der ganzen Front zugleich entbrannt und, wie so oft, auf den Flügeln der Vorentscheidung zugetrieben worden. Der ungeduldige Pappenheim eröffnete die Schlacht. Er griff den rechten Flügel des Königs mit neun Reiterregimentern und einem



Schlacht bei Breitenfeld 1631

Infanterieregiment links ausholend an und hoffte so, den Gegner zu umfassen; aber er sah sich alsbald von dem rechts herausmarschierenden zweiten Treffen des Generals Banner aufgefangen. Als er trotzdem auf dem Anritt beharrte und seine schweren Harste in Bewegung setzte, traten ihm aus den Zwischenräumen der schwedischen Schwadronen Musketierschwärme entgegen und empfingen

seine Kürassiere mit rollendem Feuer. Der Angriff zerschellte daran. Zwar gelang es Pappenheim, wieder aufzuschließen, aber zum Einhauen kam er nicht. Die schwedische Kavallerie erhielt die Vorhand und warf seine gelichteten Regimenter vollends über den Haufen. Sie haben sich wieder gesammelt, aber sie sind nicht wieder ins Feuer zurückgekehrt. Das Fußregiment, das den Anritt begleitet hatte, ging tapfer fechtend zugrunde. Unterdessen war Tilly den Sachsen auf den Leib gegangen. Der Angriff Fürstenbergs kam zu vollem Gelingen. Er riß die linke Flanke des Kurfürsten auf und brachte den Flankenschutz zum Weichen. Tillys Tertios rückten im Gewölk der Reitergefechte in einer Linie auf und traten alles vor sich nieder. Die ganze sächsische Artillerie wurde erobert, die Infanterie zersprengt. Die Schlacht schien sich trotz Pappenheims Mißgeschick für Tilly zu entscheiden. Gelang es ihm, die Schweden, deren linker Flügel nach der Niederlage der Sachsen in der Luft hing, halb von der Seite zu packen und einzubrechen, so war es um sie geschehen. Das ist mißglückt. Ehe Tilly seine Masse anhalten und das Gewicht nach links verlegen konnte, traf ihn des Königs Gegenstoß in die eigene Blöße.

Gustav Adolfs Artillerie, vor allem die mächtige, im Zentrum aufgestellte Batterie von 70 Geschützen, hatte sich schon vorher gegen den debordierenden Feind gewendet und schoß aus allen Rohren in die tief stehenden, von Musketieren flankierten, von Piken und Fahnen überragten spanischen Vierecke, während diese mitten in ihrer umständlichen Halblinksschwenkung begriffen waren. Gleichzeitig wurde das zweite Treffen Gustav Adolfs nach links durchgezogen und nach vorn gebracht. Das ging schneller und führte zu einer Verkehrung der schwedischen Front, die in einer doppelseitigen Umfassung Tillys gipfelte. Zwei Regimenter Sachsen, die dem Gewühl entronnen waren, schlossen sich der königlichen Front an und verlängerten die gefährdete Flanke. Nun kam es mit halbverwandten Fronten zum Zusammenprall. Die Schlacht wuchs in die entscheidende Phase. Die Abdrehung der Fronten begünstigte die Schweden auch im Gelände, denn nun blies der stäubende Südwestwind den Kaiserlichen schärfer ins Gesicht als vorher den Königlichen. Tilly hoffte trotzdem, die Schlacht auf dem Fleck für sich zu entscheiden, und

sandte Fürstenbergs zweites Treffen vor, um in die Flanke des Königs einzubrechen. Ein Regiment fand dabei sogar den Weg in den Rücken des Königs und wurde dort von kehrtschwenkenden Musketieren mühsam überwältigt. Aber die große Attacke biß nicht durch. Die kaiserliche Kavallerie traf auch hier auf die neue Feuertaktik und wurde unter schweren Verlusten abgewiesen. Dadurch verlor Tilly alle Vorteile, die ihm der Sieg über die Sachsen gebracht hatte, denn nun wiederholte sich hier in größerem Maßstab das Unglück, das wenige Stunden vorher über Pappenheims Infanterie gekommen war. Wie dort ein Regiment, so wurde hier die ganze massebildende Infanterie vom Gegenangriff der Schweden erfaßt. Drei große Tertios sahen sich von allen Seiten angefallen und aufeinandergestürzt. Das vierte, das auf der Verfolgung der Sachsen im Staubgewölk entschwunden war, hat den Weg aufs Schlachtfeld und nach Leipzig erst am Abend zurückgefunden und ist ganz aus dem Spiel gefallen.

Tillys alte, in zahllosen Schlachten erprobte Infanterie focht einen Verzweiflungskampf. Von Kartätschen zerschlagen, vom Musketenfeuer gelichtet und von der Kavallerie aufgerissen, wo immer eine Lücke sich zeigte, ist sie als unbehilfliche Masse auf offenem Feld zugrunde gerichtet worden. Alle drei Tertien wurden nach stundenlangem Würgen überwältigt. Nur vier Regimenter Wallonen, Tillys alte Garde, schlugen sich um ihre Fahnen geschart nach Westen durch. Tilly selbst, ein Greis von 72 Jahren, hat bis zuletzt im Gewühl gefochten und ist, von Prellschüssen und Kolbenhieben schwer verletzt, nach Halle gerettet worden. Pappenheim, der trotz seiner Niederlage nicht vom Felde gewichen war, sammelte in der Nacht alles ein, was noch von versprengten nach Sammlung verlangte und zog in der Frühe „bei hellichter Sonne" mit ein paar tausend Mann unbehelligt über die Saale ab. Die ganze Artillerie blieb liegen. Tillys Flügelschlacht war nicht von diesem, sondern von Gustav Adolf in eine Umfassungsschlacht verwandelt, und die Kriegslage ist durch den Sieg des Schwedenkönigs von Grund auf verändert worden.

*

Gustav Adolf hat bei Breitenfeld die volle Freiheit des Handelns gewonnen. Er folgte dem geschlagenen Feind nicht auf dem Fuße, da die Trümmer des feindlichen Heeres kein Objekt mehr darstellten, sondern ordnete die Verfolgung einem Feldzugsplan unter, der sich aus dieser Entscheidungsschlacht als Offensive mit neu zu wählenden Zielen ergab. Der König sandte Johann Georg von Sachsen und das schwedische Korps Banner nach Böhmen mit der Weisung, Eger und Prag zu nehmen und Wien zu bedrohen, ließ gegen Tilly, der auf seinem exzentrischen Rückzug in den Harz gewichen war, ein Beobachtungskorps stehen und wandte sich selbst nach Franken. Thüringen wurde durchschritten, das Maintal geöffnet und Maximilian über die Donau gescheucht. Es sah so aus, als wäre das ganze Kriegstheater geräumt. Die kaiserlich-ligistische Grundstellung war mitten auseinandergebrochen, der Kaiser so gut wie ohne Armee, Kurfürst Maximilian von Bayern auf die Verteidigung Altbayerns beschränkt und ganz Südwestdeutschland den Schweden freigestellt.

Die Schlacht bei Breitenfeld hat einer Taktik das Wort und den Sieg gegeben, die schon hie und da, nicht zuletzt von König Heinrich IV. in den Hugenottenkriegen, erprobt worden war und späterhin von Moritz von Oranien methodisch entwickelt worden ist. Diese Taktik hat sich aber erst durchgesetzt, als ein genialer Feldherr sie zum Instrument frei gestaltender Tätigkeit machte. Es gab keinen besonneneren, mutigeren und schlachtgewohnteren General als Tilly, und doch war er erlegen; in einer Schlacht erlegen, die er ungeachtet aller voraufgegangenen Schwierigkeiten so gut vorbereitet hatte, daß ihm Vorwürfe nichts anhaben können. Er hat die Last der Verantwortung, die in keinem menschlichen Verhältnis schwerer wiegt als im Kriege, wo alles ungewiß ist, auch nach der Niederlage nicht gescheut. Aber er hatte sich einem Feldherrn beugen müssen, der „im Drange des Augenblicks" den Funken aus dem Stein schlug, der die ganze Schlacht neu entzünden sollte.

Die Umkehr in der Schlacht bei Breitenfeld ist es, die dieser Schlacht das Gepräge jener großen Kriegstaten gibt, in denen das Genie sich über die „Inertie der Masse" hinausschwingt und die stolzeste Routine überwältigt. Der „Coup d'œil" wird sichtbar, der aus Zusammenprall und Unglücksfällen das Geheimnis des Sieges

herauslieſt, es im Fluge deutet und ſofort verwertet. Guſtav Adolf erſcheint als der erſte Feldherr der neuern Zeit. Er hat die Schlacht nicht mehr als bittere Mixtur geſchluckt und als einen Akt heroiſcher Verzweiflung angeſehen, ſondern ſie als freies Spiel der Kräfte geſtaltet. Als Tilly die Sachſen ſchlug, bereitete der Schwedenkönig daraus den Sieg. Es war aber noch mehr dahinter. Guſtav Adolf hat in dieſer Schlacht den Feldzug im gegebenen ſtrategiſchen Augenblick über den Gipfel gewälzt. Mehr als dreiviertel Jahre vorbereitender Handlungen, die ihn durch ganz Norddeutſchland rechts der Elbe geführt hatten, ſind bei Breitenfeld in einer Entſcheidungsſchlacht zuſammengefaßt und nachgeprüft worden; ja, mehr als das: alles, was nachher geſchah — bis über des Königs Tod hinaus — iſt durch dieſe Schlacht entbunden worden. Sie hat nach beiden Richtungen klärend gewirkt, hat Bündniſſe befeſtigt und Eroberungen in Ausſicht geſtellt. Der Feldzug iſt in Guſtav Adolfs Vorſtellung auf dem Schlachtfeld von Breitenfeld zu der Klarheit aufgefaltet worden, die den Blick rückwärts wie vorwärts lenkte; ſie hat Perſpektiven aufgeſchlagen, vor denen noch der Nebel der Unſicherheit gehangen, als der König ſich zur Feldſchlacht ſtellte. Nur eine ſiegreich durchgefochtene Entſcheidungsſchlacht ſchafft ſoviel Sicherheit, als das von zwei Seiten ausgehende fortgeſetzte Geſchehen im Kriege überhaupt gewähren kann.

Es war kein leicht errungener Triumph. Der König hat ſelbſt an Oxenſtjerna geſchrieben, der Feind habe anfänglich „wie ein Berg“ geſtanden und mit ſolcher Hitze und ſolchem Eifer gefochten, daß es gar zweifelhaft erſchienen ſei, wer den Sieg behalten würde. Der Pfalzgräfin aber ſchrieb er nach der Aufzählung ſeiner Trophäen, die kaiſerlich-ligiſtiſche Armee ſei ſo ganz und gar ruiniert, „daß Wir ungehindert gehen können, wohin es Uns beliebt“. Er erfaßte in dieſem Satz die ſtrategiſche Lage, die er ſelbſt geſchaffen, in ihrer vollen Größe. Auch andere griffen zur Feder. Tilly meldete dem Kaiſer mit wenigen Worten, daß er zur Schlacht genötigt geweſen ſei, daß darin „das Unglück zuletzt mehr gewaltet habe als das Glück“ und bot beſcheiden und dienſtbereit Leib und Leben zur Fortſetzung des Kampfes mit dieſem „mächtig ſtarken“ Gegner an; Pappenheim aber, der ſo tapfer wie unglücklich geſtritten, ſchrieb

in voller Erkenntnis der psychologischen Lage an Wallenstein: „Dem Werk aus dem Grund zu helfen, sehe ich kein anderes Mittel, als daß Ew. Durchlaucht Gott und der Religion zu Dienst, dem Kaiser und allgemeinen Vaterland zu Hülfe dieses Krieges sich annehmen und das Werk mit Gewalt übersetzen. Es ist kein anderes Mittel; so ist auch keiner, der es zu tun, die Autorität und Nachdruck habe." Dieser Brief ist am 29. September 1631 im Hauptquartier zu Ahlefeld aufgesetzt worden. Am 16. Juli 1632 standen Gustav Adolf und der Herzog von Friedland sich bei Nürnberg gegenüber.

*

Der Krieg war von Gustav Adolf aus der Zerstreuung herausgeführt worden, in die er nach dem Lübecker Frieden zurückgefallen war. Es war nicht so, daß nun andere Methoden aufgekommen wären, aber die Anziehungskraft des Königs als des schlechthin Überlegenen schrieb das Gesetz. Sein Verhalten stellte Freund und Feind vor neue Tatsachen. Als er Franken und den Rheingau erobert hatte und seine Generale im Elsaß erschienen, als käme wie vor 1000 Jahren nordisches Volk die alte Wanderstraße gezogen, rückte der Krieg als politisches Zwangsmittel dort zusammen, wo die Interessen der karolingischen Verlassenschaft sich von alters her gestaut hatten. Die Spannung ergriff die spanischen Niederlande, die Kurfürstentümer am Rhein, die habsburgischen Vorlande, die spanische Freigrafenschaft und streifte auch die Territorien der Eidgenossenschaft, die damals, mehr sich enthaltend als handelnd, um eine Neutralität besorgt war, die als solche noch gar nicht bestand. Frankreich rückte noch nicht in die Gefechtslinie ein, kam aber dank Richelieus diplomatischen Verschleierungskünsten im Elsaß bald zu einer Stellung, die künftige Eroberungen vorbereitete. Alles drängte zu Entscheidungen, die aus den Grenzen der staatlichen Mächte herausstrebten. Solange Gustav Adolf am Rhein tätig war, ist daraus kein Feldzugsbild hervorgegangen. Der König hat keinen Feldzug nötig gehabt, um Früchte einzusammeln, die schon bei Breitenfeld geschüttelt worden waren und nun in politischen Verhandlungen verwertet werden mußten. Wieweit das gelang, bevor der Gegner sich

erraffte, war eine andere Frage. Betrachtet man das schöne Bild, das damals vom Durchzug der schwedischen Armee durch Frankfurt am Main aufgezeichnet worden ist, so erkennt man leicht, wie stark die zur Schau gebrachte Heereskraft auf die Gemüter gewirkt hat. Die Fürsten, die sich in Mainz um den Schwedenkönig drängten, haben in ihm schon den Führer zu höheren Zielen erblickt. Aber dabei sind Trugschlüsse untergelaufen, denn nichts stand fest, außer dieser militärischen Stärke selbst, und diese war an den Zauber und die Kraft einer Persönlichkeit geknüpft. Nur von dieser ging die Anziehungskraft aus, die dem kleinen Gotenkönig, der mit 12000 Mann über die Ostsee gekommen war, die Fähigkeit verlieh, Deutschland von der Odermündung bis zur Mainmündung unter Aufsicht zu halten und sich kontinentalen Plänen hinzugeben, die wohl nie ganz aus ihm herausgetreten sind.

Gustav Adolf hat wie einst Alexander der Große seine Stärke auf die von ihm geschaffene Armee gestützt. Aber auch er mußte mit diesem Instrument als einem lebendigen, mithin wandelbaren Objekt rechnen. Es war nicht mehr das kleine, meist aus schwedischen und finnischen Beständen aufgestellte Heer, das er über die Ostsee gebracht hatte, Truppen, die zum Teil schon seit Jahren im Baltenland gefochten hatten und — von ihrer Zeit aus betrachtet — als stehende Armee bezeichnet werden konnten. Geworbenes und übergelaufenes Volk war in Massen zugeströmt und hatte vor allem in der Infanterie Eingang gefunden. Dieser Umstand und die durch alle deutschen Lande gehende Kriegsfahrt mit ihren unvorstellbaren Verführungen und ihren bitteren Notwendigkeiten hatten der Kriegszucht großen Eintrag getan, so eisern die Mannszucht im Felde auch noch gehandhabt wurde. Gustav Adolf hatte für seine Soldaten einst selbst — es war im Jahre 1621, als er gen Riga zog und die Zucht zu wünschen übrigließ — neue Kriegsartikel aufgesetzt, um ein gottesfürchtiges, gehorsames, enthaltsames und tapferes Heer heranzuziehen. Sie atmen bei großer Strenge humaneren Geist als das ältere „Wallensteinsche Reiterrecht" und kommen auf eine Kriegsverfassung hinaus, die der Gesittung zustrebt. Aber sie hatten nach der großen Kriegsfahrt ihre Wirksamkeit zum Teil schon eingebüßt und erscheinen beinahe als ideologische Forderungen, wenn man sie mit der Wirklich-

keit vergleicht. Doch noch hing des Königs Name daran, und solange Gustav Adolf lebte, ist ihnen soweit nachgelebt worden, als der ausschweifende Krieg in solcher Zeit gestattete. Die schwedische Armee hat anfangs Zucht gehalten und hat lange keine größeren Greuel verübt als andere. Erst als sie im weiträumigen Deutschland von Eroberung zu Eroberung geführt wurde, ging ihr der Geist der Verordnungen verloren. So geschah es, daß sie, zumal als landesfremde Macht, in immer schlechtere Verfassung geriet und zuletzt alle anderen an Gewalttätigkeiten übertraf. Der König hat den Verfall kommen sehen. Er hat ihn als Feldherr, der da wußte, daß nur ein nach den Kriegsartikeln lebendes Heer seine volle Kraft bewahrt, und als der gottesfürchtige, von seiner Sendung getragene Mensch, der er war, bitter beklagt. Er wußte auch, daß seine riesenlangen, weit auseinandergezogenen Verbindungslinien nicht besser geschützt werden konnten, als durch pflegsame, schonende Behandlung der Bevölkerung und der Vorräte, aus denen diese lebte und die Armee mitlebte. Wie Alexander war auch er darauf angewiesen, daß die Etappen in Ordnung waren und der Ersatz ihn erreichte. Das ist in dem lustvollen Winter, den der König am Rhein zubrachte, um seine Vertragsverhältnisse zu ordnen, noch nicht deutlich geworden. Erst die Rückkehr ins Feld, die ihm durch Tillys Erscheinen vor Würzburg und Wallensteins Wiedereintritt in die Kriegsarena auferlegt wurde, brachte diese Dinge zur Reife.

Als Gustav Adolf nach dem rasch erledigten, siegreichen bayrischen Feldzug, der ihn im Frühling 1632 vom Rhein an den Lech geführt hatte, gen Nürnberg zog, um Wallenstein entgegenzutreten, wußte er sich von Gefahren umgeben, die darauf Bezug haben. Da soll der König von der Erschlaffung der Kriegszucht schon so erschüttert gewesen sein, daß er seine fürstlichen Verbündeten, seine Generale und Offiziere vor Nürnberg um sich versammelt und ihnen eine fürchterliche Standrede gehalten habe. Er sei damals aber noch für seine Schweden eingetreten, habe nicht zugegeben, daß sie „noch unverschämter" seien als andere, sondern die größere Schuld bei den Deutschen und den wahllos zusammengebrachten Hilfsvölkern gesucht. So habe er auch, zu deren Fürsten und Offizieren gewendet, mit schärfstem Tadel nicht zurückgehalten. „Hätte ich euch

gekannt, ihr Deutschen, daß ihr so wenig Liebe und Treue zu euerm eigenen Lande trüget, ich hätte kein Pferd euerwegen gesattelt, geschweige meine Krone und mein Leben für euch eingesetzt!" Das waren bittere Worte gewesen. Aber man darf aus ihnen vielleicht weniger auf die Kriegszucht als auf die Kriegslage schließen. Die Überlieferung hat in ihnen die Krisis festgehalten, die damals über Gustav Adolf und seine ganze Kriegführung gekommen ist. Der Krieg, der im Winter von politischen Verhandlungen völlig verschattet worden war, flammte riesenhaft auf und drohte aus allen Fugen zu geraten. Größere Pläne, neue Konstellationen und darauf sich gründende unabsehbare Verwicklungen hatten ihn in eine neue Phase getrieben. Ihn auszukämpfen, rückte Gustav Adolf auf Nürnberg. Er suchte dort den, der einzig befähigt schien, für Wien, Madrid und die Liga, ja für alles, was sich in seinem Bestand erschüttert fühlte, das Kriegsgeschäft zu führen, und schon Wesentliches erreicht hatte.

*

Wallenstein ist nicht als ein Verwandelter, aber als ein nun ganz auf die Härten und Tücken seines Wesens Hinausgetriebener in den Krieg zurückgekehrt. Er war jetzt eine Macht zwischen den Mächten und fühlte sich als solche. Sein Name hatte genügt, dem Kaiser ein neues Heer zuzuführen, und es war schon so viel geschehen, daß die Kriegslage wie auf den Kopf gestellt erschien. Die Sachsen waren aus Böhmen herausgedrängt worden, Schlesien wieder in des Kaisers Hand und der von Gustav Adolf geschlagene Maximilian zur Unterordnung unter Wallensteins Oberbefehl gezwungen worden. Als Wallenstein von Eger auf Nürnberg rückte, ohne stärkeren Widerstand zu finden, war kein Zweifel mehr, daß dem König von Schweden die strategische Handlungsfreiheit, die er in der Schlacht bei Breitenfeld errungen hatte, verlorengegangen war. Alles hing wieder in der Schwebe, aber die Gewichte hatten sich vermehrt. Der König ist zwar jetzt erst recht als Befreier von der habsburgischen Macht und ihren Hintergründen erschienen, aber seine Aufgabe war dadurch nicht leichter geworden. Er geriet jetzt in Gefahr, für alle Gegenspieler der spanisch-österreichischen Gesamtmacht mitkämpfen zu

müssen. Da ihm dazu die Mittel fehlten und er auf Subsidien fremder Mächte angewiesen blieb, kam etwas von einem Kondottiere an ihn, was er bislang nicht im entferntesten gewesen war. Und das gerade im Augenblick höchster Spannung, als er sich schon als Herr der Ostsee fühlte und als Oberhaupt aller protestantischen deutschen Fürsten betrachtet sein wollte. Und dazu in die Lage eines Feldherrn versetzt, der mit verwandter Front kämpfen muß, um seine Verbindungen sicherzustellen. Er trat also dem größten Kondottiere der Zeit, der den Krieg noch einmal namens des Kaisers bewirtschaftete und zugleich als souverän handelnde Macht sein eigenes Spiel trieb, in einem Verhältnis gegenüber, das ihm vor diesem keinen größeren Vorteil mehr ließ als sein überlegenes, ganz von der Schlachtenführung aus begriffenes Feldherrntum. Breitenfeld mußte noch einmal geschlagen werden.

Das galt auch für Wallenstein, aber Wallenstein hatte Zeit. Er drängte weder kraft seines Temperaments zur Schlacht noch suchte er in dieser sein Glück. Sein ganz auf sich gestelltes Wesen wirkte so viele Fäden, daß er sich im Ausspinnen nicht genug tun konnte und von den politischen Intrigen mehr erhoffte als von militärischen Entscheidungen, die ihm als unsichere Faktoren gar nicht erwünscht waren. Er hatte sich ja schon als abgedankter General das Recht und die Kraft zugetraut, mit Freund und Feind zu verhandeln. Wie jetzt erst, da er als Generalgewaltiger im Felde erschien und von niemandem mehr Befehle anzunehmen hatte! Er hatte Böhmen und Mähren sichergestellt und war nicht willens, seine unerhörte Machtstellung aufs Spiel zu setzen, solange er hoffen konnte, den König durch eine planmäßige Erweiterung seines Machtraumes, also zunächst durch die Rückgewinnung Sachsens, von sich abzutreiben und ihn so in den Zustand eines unstet im Felde schweifenden Truppenführers zurückzuversetzen oder ihn zu Verhandlungen zu locken, die er schon vor seiner Rückkehr in die Macht angestrebt hatte. Erst wenn das nicht gelang, konnte auch für ihn der Augenblick kommen, in dem Breitenfeld noch einmal geschlagen werden mußte.

So traten die beiden sich unter Verhältnissen gegenüber, die nur von ihnen selbst entwirrt werden konnten. Als sie nach belanglosen Vorgefechten im Juli 1632 bei Nürnberg voreinander in Stellung

gingen, hielt Europa den Atem an. Gustav Adolf war vor dem stärkeren Gegner auf Nürnberg zurückgewichen und schanzte sich dort ein. Wallenstein folgte und tat bei Fürth desgleichen. Da wagte der König den Angriff, den ihm der Drang des Augenblicks auferlegte, und bestürmte den Friedländer mit Geschütz und Infanterie, um ihn aus seinem Lager herauszuschlagen. Als das mißlang, mußte er auf einen andern Ausweg denken, denn er konnte sein Heer im Umkreis nicht mehr verpflegen, und nichts war schädlicher nach einer Schlappe, als liegenbleiben, Not leiden und dadurch Zweifel bei den Verbündeten erwecken. Der Entschluß reifte in der Stille. Vierzehn Tage nach dem mißglückten Sturm rückte der König von Nürnberg ab, indem er dem Kurfürsten von Sachsen ein Hilfskorps zusandte und sich selbst mit der Hauptmacht an die Donau zurückwandte. Das war ein bitterer Entschluß. Er bestätigte die Notlage, in die der König sich selbst versetzt hatte, als er im Banne der politischen Möglichkeiten die Strategie hintangestellt und den Sachsen die Bekämpfung des Kaisers überlassen hatte, während er selbst Südwestdeutschland organisierte. Der Entschluß hatte viel für sich, aber eins gegen sich: er überließ nicht nur den Sachsen, sondern diesmal auch dem Gegner den zentralen Kriegsschauplatz, auf dem alle Fäden zusammenliefen. Das hat sich gerächt. Fünf Tage später brach auch Wallenstein sein Lager ab, aber er folgte dem König nicht, sondern rückte nach Koburg, um sich nach Sachsen zu wenden und seine auf Böhmen abgestützten Pläne wieder aufzunehmen. Bayern war ihm gleichgültig. Die Gegner strebten auseinander. Europa hatte umsonst auf eine Entscheidungsschlacht gewartet.

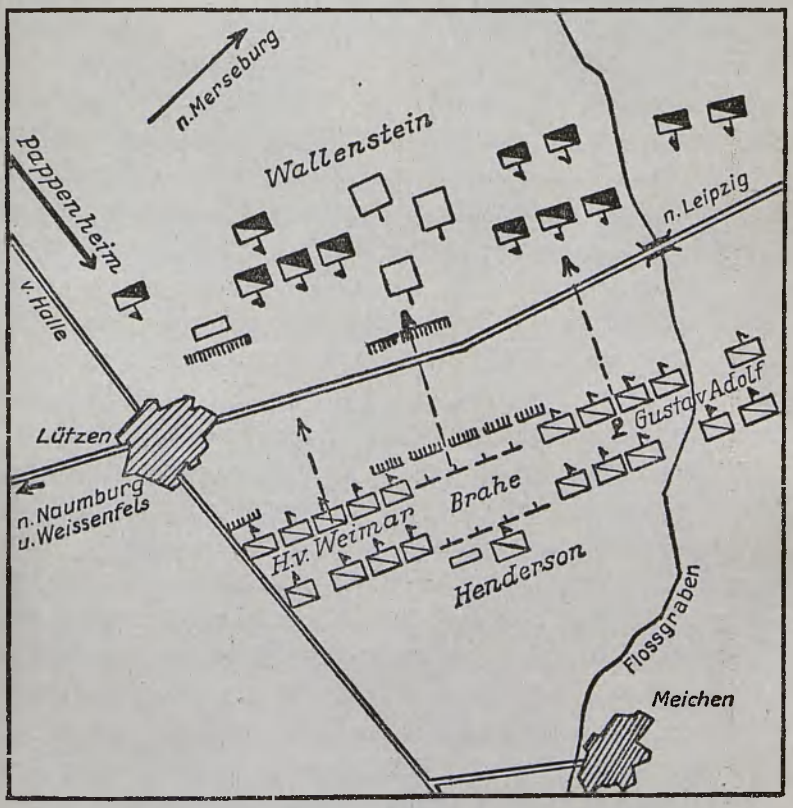
*

Es ist der rätselvollste, aber auch der großartigste Augenblick des ganzen Krieges. Wir wissen, daß Wallenstein sich so verhielt, wie die Verhältnisse und sein eigenes Interesse rieten. Für ihn lag alles einfacher, weil er sich selbst genügte. Anders der König, der die Dinge nicht auf sich bezog, sondern eine Sendung erfüllte. Seine Bewegungen wurden von Einflüssen geleitet, die sich nicht ganz enträtseln lassen. Ist Unsicherheit mit am Werke, als er, einen Einfall in Öster-

reich erwägend, von seinem Gegner abläßt, oder ist auch dieser Plan nur vorgeschützt, um die Armee in bessere Quartiere zu bringen und sich nicht zu sehr von dem zum Rhein ausstrahlenden Kriegstheater zu entfernen, wo er die größten politischen Entscheidungen gebunden weiß? In Oberösterreich ist ein neuer Bauernaufstand ausgebrochen, und in Ungarn rührt sich der zum Fürsten von Siebenbürgen erwählte Rakoczy; es sieht so aus, als suchte Gustav Adolf den Krieg irgendwo dorthin zu tragen. Kann er das noch, wenn Wallenstein Sachsen von Schweden absprengt oder sonst zum Rechten sieht und von Böhmen aus zugleich Wien deckt? Oder hat Gustav Adolf den Gegner frei gelassen, um gerade dadurch zum Stoß zu kommen? Was will der König? — Wie dem auch sein mochte, wie Oxenstjerna darüber auch gedacht haben mag und wie die Dinge sich auch in Akten und Korrespondenzen spiegeln — das Gesetz der Stunde ist von Wallenstein diktiert worden. Aber dann kam doch alles anders, denn nun stellte der König die Uhr um.

Als Wallenstein in Sachsen einbricht, zerreißt Gustav Adolf das diplomatische Interessenspiel und kehrt zur großen Kriegführung auf ein Entscheidungsfeld zurück. Er wendet sich von der Donau ab und folgt dem Feind, dem Kurfürsten zu Hilfe und — so die Umstände sich fügen — zur Entscheidungsschlacht. Wallenstein erhält rechtzeitig Kunde von seinem Nahen, erfaßt die Krisis, die nun auf ihn zurückwirkt, und sieht sich vor. Er hat Leipzig genommen und lagert sich bei Weißenfels auf der inneren Linie, um das Spiel in der Hand zu behalten. Die Sachsen stehen bei Torgau, Pappenheim bei Halle. Es ist Herbst geworden. Die ersten Nebel steigen aus den Saalegründen. Gustav Adolf kommt zuerst zum Zug. Er überschreitet am 30. Oktober die Saale und schlägt bei Naumburg ein verschanztes Lager. Wallenstein zieht seine Kräfte alsbald bei Merseburg zusammen und wartet ab. Beide handeln der Lage und ihrem eigenen Wesen gemäß. Was soll aus dieser gegenseitigen Annäherung hervorgehen? Beide Gegner bemühen sich offensichtlich um die Vollendung ihrer Konzentration. Der König kann versuchen, die Sachsen auf Umwegen heranzuziehen, indem er ihnen entgegengeht; Wallenstein muß Pappenheim, der bei Halle Flankenwacht hält, auf kürzestem Wege zum Anschluß bringen, ohne seine zentrale Aufstellung

aufzugeben. Der König ist am Stoß und kreist wie ein Adler über dem Gegner. Wallenstein ist entschlossen, standzuhalten und rückt bei Lützen, wo die Ebene ihm volle Entfaltung sichert, in eine Stellung, die sich dem König seitlich vorlegt, falls dieser den Vormarsch nicht



Schlacht bei Lützen 1632

scheut. Das war kühn gedacht. Aber noch kühner ist der Entschluß Gustav Adolfs, auf die fragwürdig gewordene Vereinigung mit den Sachsen zu verzichten und den Herzog, wo er steht, mit verwandter Front anzugreifen. Nun ist kein Zweifel mehr, es handelt sich für beide um die so lange nicht zum Zuge gekommene Entscheidungsschlacht ...

*

Als der König seine Armee am 15. November aus den Waldstücken und Hohlwegen der letzten Hügelkette in die Ebene führte, hatte Wallenstein sich bei Lützen schon fest eingerichtet. Der König schwenkte sofort ein und marschierte auf. Da jagte Wallenstein Eilboten an Pappenheim, um ihn zur Eile zu treiben. „Der Herr lasse alles stehen und liegen", heißt es in diesem Befehl, „und incaminire sich herzu, mit allem Volk und Stücken, auf daß er morgen früh sich bei uns einfindet." Es war der 5. November alten Stils, und Pappenheim ist noch in der Nacht um 2 Uhr von Halle aufgebrochen und hat 7000 Mann Kavallerie und 4000 Mann Fußvolk in Bewegung gesetzt, um zu einer Schlacht zurechtzukommen, nach der sein Herz sich sehnte und in der Wallenstein ohne ihn zur Unterlegenheit verurteilt war.

Es waren keine großen Armeen, die, aus weitläufigen Bewegungen zusammengebracht, bei Lützen aufeinanderstießen. Der König rückte mit 11000 Mann Infanterie, 5000 Reitern und 60 Geschützen aller Kaliber auf, Wallenstein stellte 8000 Mann Fußvolk, 4000 Reiter und 21 schwere Geschütze ins Feld, die im Laufe des Tages noch um 3000 Mann verstärkt wurden, ohne Pappenheim zu rechnen, der erst später eintraf. Es war also, an den Zahlen gemessen, eine kleine Schlacht; aber Anlage, Entfaltung, das Verhalten der Feldherren und die Tapferkeit der Truppen, vor allem aber die ihr zukommende Bedeutung, haben ihr größeren Atem eingehaucht, als mancher Massenschlacht zuteil geworden ist, und das Schicksal ist mit Riesenschritten hindurchgegangen. Sie hätte nach Anordnung des Königs in der Frühe des 16. November beginnen sollen, aber es wurde 10 Uhr, bis der Nebel sich hob, der Wallensteins feste Stellung zwischen Lützen und dem Floßgraben verbarg. Da erblickte der König den Feind. Wallenstein hatte Lützen als Stützpunkt des rechten Flügels auserwählt und seine Tertios flacher aufgestellt als Tilly, Musketiere zwischen die Schwadronen gesteckt und seine Artillerie massiert. Er war, wie immer, entschlossen, den Gegner anrennen zu lassen, und schanzte noch, als die Trompeten riefen. Der König griff diese tiefgegliederte Schlachtordnung auf beiden Flügeln und in der Front an. An Kavallerie und Artillerie weit überlegen, dem Gegner an Beweglichkeit mehr als gewachsen und

im Vollbesitz seiner geistigen Mittel, traute er sich zu, den Augenblick herbeizuführen und festzuhalten, der ihm zeigen sollte, wo er den entscheidenden Stoß ansetzen konnte, um den Gegner über den Haufen zu werfen. „On s'engage, puis on voit." Die Schlacht empfing ihre Gestalt also von Gustav Adolf, der sie aus der Verwicklung heraus entwirren wollte. Das gelang, aber das Werk blieb ungekrönt. Das Schicksal griff dazwischen. Als Gustav Adolf, Feldherr und Vorkämpfer zugleich, nach dem glücklichen ersten Angriff seines rechten Flügels zum samländischen Kürassierregiment sprengte, um dieses selbst zum Beistand seiner wankenden Mitte vorzuführen, traf ihn im Reitergewühl auf offenem Feld der Tod. Über ihn wälzte sich unentschieden, aber doch schon vom Angreifer richtunggebend bestimmt, die entfesselte Schlacht. Herzog Bernhard von Weimar übernahm den Befehl und führte das schwedische Heer mit Zustimmung aller Generale zum Gegenangriff, um des Königs Schlacht um jeden Preis zu gewinnen.

Wallenstein hatte sich trotz eines schweren Gichtanfalles nicht geschont, alles mit fester Hand zusammengehalten und seine Infanterie so sparsam eingesetzt, daß er trotz der Niederlage seiner Kavallerie und verlorengegangener Positionen das Schlachtfeld zu behaupten hoffte. Dreimal brach er im Zentrum zur Entscheidung vor. Aber die Schweden ließen nicht locker und liefen, Brigade um Brigade einsetzend und auswechselnd, Sturm auf Sturm, so daß schließlich die ganze kaiserliche Aufstellung ins Wanken kam. Als Herzog Bernhard bei Lützen durchbrach, drohte Wallenstein doppelte Umfassung. Da rettete ihn Pappenheims Erscheinen vor dem Schlimmsten. Der brachte zwar nur seine Reiter mit, stürzte sich aber sofort in einer Flügelattacke auf den Feind und stellte die Lage um den Preis seines Lebens wieder her. Auf dem anderen Flügel blieben die Schweden im Vordringen, in der Mitte lagen die Gegner verkämpft. Als der kurze Tag zu Ende ging, war alles durcheinandergewirrt, aber die kaiserliche Armee stand im Hinblick auf die heranziehenden Sachsen unter so starkem Druck, daß Wallenstein die Schlacht in der aufgebrochenen Stellung nicht aufrecht zu halten wagte. Er trat daher in der Dunkelheit den Rückzug „vorwärts" auf Leipzig an und entzog sich dem Feind, um nicht noch an die Sachsen zu ge-

raten. Die Schweden folgten nicht und beschieden sich mit dem Gewinn der stehengebliebenen Artillerie. Sie hatten schwere Verluste erlitten und nahmen die Front ein Stückweit zurück, um sich im freien Felde zu ordnen, behaupteten aber das Schlachtfeld mit fliegenden Kolonnen und hoben die Leiche ihres Heldenkönigs unter Tränen auf, nachdem sie wie Berserker gestritten hatten. Niemand trug Lust, den Kampf zu erneuern. Das Schicksal hatte seines Amtes gewaltet. Schien die Schlacht, obenhin betrachtet, eher unentschieden als durchgeschlagen, so hatte im Grunde doch der sterbende König gesiegt. Darüber hat der nächste Tag Aufschluß gegeben. Wallenstein entschloß sich, im Hinblick auf seine Verluste und die Verteilung der Kräfte, Sachsen aufzugeben und wieder in Böhmen Stand zu fassen. Dort winkten ihm gesicherte Winterquartiere, dorthin konnte der Gegner ihm nach dieser Kraftanstrengung und dem Tode des Königs nicht folgen. Wallenstein ließ also den strategischen Erfolg in Feindeshand, aber ihn tröstete der Gedanke, daß der Tod Gustav Adolfs selbst eine offen zugestandene Niederlage aufgewogen hätte. Er hat sich darin nicht getäuscht.

*

Die Schlacht bei Lützen ist die erste Schlacht, in der die seelischen Vorgänge so stark hervortraten, daß Mit- und Nachwelt nicht müde wurden, sie auf diese anzusehen und den Heldentod des Königs von Schweden über alles Soldatische hinaus mit dem Geheimnis einer unvollendeten Sendung zu umgeben. Gustav Adolfs Lebenswerk ist nicht zur vollen Krönung gekommen, aber er hat als König von Schweden seinem Lande alles erkämpft, was es je verteidigen konnte. Ja, mehr als das! Schweden war durch seine exzentrische Lage und seine geringe Volkszahl an eine begrenzte Stellung gebunden. Es ist Gustav Adolf geglückt, es zur führenden nordischen Macht zu erheben, die Ostsee zur Schwedensee zu machen, Schweden als protestantische Vormacht in Deutschland in Führung zu bringen und es militärisch für drei Menschenalter mit Heereskraft, Waffen und Talenten auszurüsten, die groß genug waren, die erstrittene Machtstellung zu behaupten. Er hat ihm dadurch europäische Be-

deutung gesichert. Mehr wäre schwerlich zu erreichen gewesen. Es ist aber zu beachten, daß dieses Urteil vor der Heldengestalt des Königs haltmacht. Ob ihn das Schicksal hinwegraffte, als er den Gipfel überstiegen, wissen wir nicht. Aber wenn auch das, was er aus dem Deutschen Kriege als Erbe hinterließ, und was von Oxenstjerna dann im Westfälischen Frieden bewahrt wurde, eine breitere Grundlage und kontinentalere Voraussetzungen erforderte, als sie gegeben waren, so ist damit doch nicht gesagt, daß Gustav Adolfs hochfliegender, aber im Grunde kühl blickender Genius nicht noch mehr erschaut und zustande gebracht hätte.

Doch nicht hiervon sei gesprochen, sondern von der Erscheinung des Königs selbst, in dem der regierende Herr zum Staatslenker und der Vorkämpfer zum Feldherrn erhöht worden ist und der Protestantismus den Verfechter der Bekenntnisfreiheit gefunden hatte. Wir sehen ihn hier vom Kriege aus. Der Mann, der sich im Leben so gemessen benahm, war in seinen Bewegungen und Entschlüssen im Felde so rasch und so sicher, daß sein Feldherrntum wie von aller Schwere befreit sich ganz im Handeln zu erschöpfen schien, solange er die Politik an der Kriegführung maß und von dieser aus gestaltete. Gustav Adolf ist wie ein Erneuerer über den Krieg gekommen, der sich seit anderthalb Jahrhunderten in schwerfälligen Evolutionen um die Abschüttelung der auf ihm liegenden Lasten stofflicher Natur und drückender Dienstbarkeiten gemüht hatte.

Als König Karl VIII. von Frankreich gen Neapel zog, war das noch ein heldisches Abenteuer, so große Politik auch darin gewälzt wurde; ein Abenteuer, das sich im Rausch des Erlebnisses und in der Dynamik des Geschehens erschöpfte. Es hat als solches, auf Kreuzzugserinnerungen zurückgreifend, den Krieg wieder mit größeren Aspekten und weitgespannten Räumen vertraut gemacht. Der Ausblick ist offengeblieben, aber die Überwindung des Raumes hat weder damals noch späterhin zur Beherrschung des Raumes geführt. Alle Eroberungen waren einst auf Schweifen im Raum gegründet. Es dabei zu belassen, war nicht möglich, nachdem die Völker sich gesetzt hatten. Sich durch die Errichtung oder die Eroberung fester Plätze zu sichern, war ein Notbehelf, denn je mehr man der Festungen bedurfte, desto schwächer erschien man im Felde. Die Kriege,

die von dem Zuge Karls VIII. ihren Ausgang nahmen, haben sich vergebens bemüht, Eroberungen auf Festungen zu gründen. Die Versuche, sich überall durch zu erobernde Festungen zu sichern, haben wenig gefruchtet, denn die auf Zeit geworbenen Armeen flossen immer wieder auseinander und ließen das offene Land leer, und die Garnisonen verzehrten sich selbst. Keine Schlacht schuf endgültig bereinigte strategische Verhältnisse; kein Feldzug räumte das Feld. Der Krieg wurde in Verhandlungen fortgeführt, die als verlarvte Kriegführung Geltung gewannen und im besten Falle zu einem Waffenstillstand hinleiteten. Krieg und Frieden erschienen daher weder im Felde noch nach der Niederlegung der Waffen deutlich unterschieden. Die Machtmittel der Staaten waren zu wenig differenziert und zu schwach organisiert, um den Regierenden die Beherrschung des Krieges und damit auch des Friedens zu gestatten. Solange die regierenden Gewalten nicht fähig waren, die Machtmittel des Staates, vor allem das Kriegswesen, von sich aus voll zu erfassen, und den Krieg nicht verwalteten, sondern walten ließen, erweckten sie im Kriege eine dämonische Gewalt, die ihn vor sich selbst zum furchtbarsten, weil unberechenbarsten, aller Spiele machte. Nur Volksgemeinschaften, die soviel staatsbildende Kraft besaßen, daß sie den Krieg aus ihrer Wesenheit heraus begreifen und führen konnten, sind von Anfang an auch mit ihm fertig geworden. Aber auch sie verloren die Herrschaft über ihn, wenn sie von der Selbstbefreiung zur Eroberung fortschritten. Meuternde Landsknechte und ungehorsame Barone konnten Feldzüge zum Scheitern bringen, die schon vor erfolgreichem Abschluß standen oder einen haltbaren Frieden nahelegten. Keinem Herrscher des 16. Jahrhunderts war die Macht gegeben, das Kriegswesen der Staatsgewalt so dienstbar zu machen, daß er darüber ruhig schlafen konnte. Einzig der Sultan war imstande, sein Kriegsvolk nach Gefallen zu bewegen.

Das hohe Altertum hatte den Krieg vom Staate aus begriffen und beherrscht; die um die Wende des 15. Jahrhunderts aufkommenden abendländischen Mächte, die mit dem Erbfolgerecht wucherten, ohne die Staatsgewalt auf Grund einer rechtlich gesicherten Verfassung oder aus eigener Autorität wirklich in Händen zu haben, sind dazu nicht fähig gewesen. Erst mußten die Machtverhältnisse im

Staate selbst geordnet werden. Und doch waren gerade die Kriege dazu da, diese Befestigung der autoritären Gewalt vorzubereiten, denn erst im Kriege fanden die nach außen abgelenkten unruhigen Kräfte Gelegenheit, sich im Sinne des Staates zu betätigen. Sie zu bändigen, war nichts geeigneter als der Krieg. Er war auch in seiner ungezügelten Gestalt der Vater aller Dinge. Die Krisis hatte eingesetzt, als die Kriegführung nach dem Verbrauche des alten privilegierten Kriegerstandes zur Aufstellung von großen Heeren geworbener Kräfte überging. Das Einströmen der Masse in die Kriegslager, das sich aus der Musterung von Landsknechtsheeren und der aus dieser hervorgehenden Infanterie von selbst ergab, hat die Beherrschung des Krieges zu einem Problem gemacht. Je soldatischer der Krieg wurde, ohne schon vom Nationalgefühl erfaßt zu werden, und je militärischer die Führung vom Feldherrn abwärts geregelt wurde, desto ohnmächtiger benahm sich die Macht, die den Krieg entfesselt hatte. Sie war noch nicht fähig, die Heereskraft selbst aufzustellen, zu verwalten und im Felde zu führen. Es war ein Schwebezustand, der sich Jahrhunderte fortsetzte. Der Krieg war in seiner dämonischen Gestalt zum Geschäft geworden. Kondottieri und Konquistadoren halfen ihm zum Leben. Wie die Generalpächter die Steuern verwalteten, so verwaltete der mit Patenten ausgerüstete Kondottiere den Krieg, den er zu eigenem Nutzen führte. Delbrück hat dazu kurz und treffend bemerkt: „Die geordnete Verwaltung für den mächtigen Heereskörper zu schaffen, ist den abendländischen Völkern überaus schwer geworden. Der Kondottiere, die Verbindung von Kriegertum und geschäftlichem Unternehmertum, hat sich vom Mittelalter bis in den Dreißigjährigen Krieg erhalten und in ihm den Höhepunkt erreicht, weil der Staat noch keine Organe hatte, die die Tätigkeit und Tatkraft dieser Unternehmer hätten ersetzen können." Wir haben gezeigt, wie sehr das der Fall war, und haben mit Wallenstein den hervorragendsten Verkörperer dieses zur Kriegführung bevollmächtigten und aus der Vollmacht eigene Macht schöpfenden Kriegsunternehmertums ans Licht treten sehen. Ihm gegenüber aber sahen wir den ersten König erstehen, der so sehr sein eigener Feldherr war, so stark in seinem Glauben, und der seinen noch unfertigen Staat und die im Werden befindliche Nation so sehr mit sich riß und mit allen ihren Interessen auf den

Krieg hinzulenken wußte, daß er selbst als der Gegenspieler und Überwinder dieses privaten Söldnertums und der daraus aufsteigenden Tyrannei Gestalt gewann.

Gustav Adolf wird als Erneuerer und Fortbildner der Taktik gerühmt. Doch nicht das ist das Entscheidende. Gewiß, er hat auf diesem Gebiete Gewaltiges geleistet, hat die Feuerwirkung endgültig zum Träger der Entwicklung gemacht, die Musketen erleichtert, die Stützgabeln abgeschafft, die Papierpatrone eingeführt, die Artillerie nach Kalibern unterschieden, Regiments- und Bataillonsstücke geschaffen, die Infanterie auf sechs Glieder in der Tiefe zurückgebracht, die Fronten linear gestaltet, die Kolonnen verkleinert, als Gefechtseinheit die Brigade gefunden, die in drei Bataillonen aufrückte und mehr Schützen als Spießer zählte; er hat die Kavallerie auf den Angriff mit der blanken Waffe geschult und zur Attacke bekehrt, aber all das und anderes reicht nicht hin, sein Feldherrntum zu erfassen. Der Geist ist's, der den Feldherrn macht, und auf dem Charakter liegt der stärkste Akzent. Gustav Adolf hat den Krieg als das Mittel gezügelter Gewalt begriffen; er hat nicht nur „dem Seelendurst nach Ruhm und Ehre" gehorcht, als er sein Leben in ihm einsetzte, sondern ist auch von moralischen Gefühlen ausgegangen. Er war im Feldlager zu Hause, aber er trug das Bildungsgut seiner Zeit in sich, ohne ihm als Soldat zu verfallen. Er hat sich stets der Vereinfachung beflissen, ohne die der Feldherr den Unberechenbarkeiten des Krieges nie soviel Sicherheit des Handelns abgewinnen kann, daß er der Fülle der Erscheinungen gegenüber Stand bewahren könnte. Die geistige Beherrschung des Krieges, das Cäsarische, ist nur wenigen verliehen. Gustav Adolf hatte seinen Teil daran. Deshalb konnte Gustav Adolf auch nur eine Armee in diesen Krieg rufen, die, wie die Legionen Cäsars, ganz vom Geiste des Feldherrn durchdrungen war. Deshalb hat er sie daraufhin geschult und allen disziplinarischen Maßregeln, allen strategischen Erwägungen, allen taktischen Vorkehrungen, allen seinen Beziehungen zu dieser Armee den Offensivgeist eingeimpft, der in ihm selbst lebendig war.

Der König war in den Krieg geboren. „Politik und Kriegführung" bedeuteten ihm kein Problem, solange er vom Kriege ausgehend die Kriegführung als Mittel einer Politik verwertete, die klar

und groß vor seiner Seele stand. Erst als die ungeheure Verschlungenheit dieser kontinental und konfessionell zugespitzten Politik sich geltend machte, trat die Problematik des Geschehens vor sein Auge und zwang ihm fern dämmernde, unklarere Perspektiven auf. Da kam es zu dem Abzug von Nürnberg, der den Feind nicht nach sich zog und fesselte, sondern diesem die Handlungsfreiheit zurückgab, soweit er sie zu nützen gedachte, aber den König auch selbst von der Fessel löste und vielleicht als Finte Gestalt gewann. Da geriet der König in die Gefahr, Politik und Kriegführung voneinander abzuspalten. Aber gerade da gedieh sein Feldherrntum im Konflikt zur Reife. Er wurde zum Gegner hingezogen und noch einmal zu einer Schlacht geladen, in der er „Krone und Leben" einsetzen mußte. Er hat sich nicht gescheut, die strategische Unterlegenheit hinzunehmen und die Schlacht, das eigentliche Gestaltungsmittel des Krieges, zu dieser Unterlegenheit in Beziehung zu setzen, um vom Siege die Überlegenheit herauszuverlangen. So zog er aus der Verkehrung der Lage den gesuchten Erfolg. Er konnte nicht mehr gehen, wohin er wollte, aber er hob in dieser zweiten Schlacht alle Bindungen auf und erreicht damit zum zweitenmal das Höchste, was eine Schlacht geben kann: die Freiheit des Handelns, verschlungen in einen Sieg. Die Schlacht bei Lützen hat den Konflikt zur Ruhe gelegt, der aus der plötzlich doch zum Problem gewordenen Begriffsverbindung „Politik und Kriegführung" aufgestiegen war. Der König hat in dieser Schlacht sein Leben einsetzen und hingeben müssen, um seinem Volke das erstrittene Erbe zu retten. Er ist also zum wahrhaft tragischen Helden geworden. Deshalb mußte er um jeden Preis siegen. Deshalb durfte er sich nicht aufsparen. Sein Heldenleben forderte den Heldentod. Das Schicksal hat dem 38jährigen den letzten Triumph in Gnaden gegönnt.

*

Wallenstein ist nicht vom Feldherrntum ausgegangen. Und doch, so bedächtig er immer, so zaudernd er oft als Generalissimus gehandelt hat — niemand darf ihm Führereigenschaften abstreiten. Sie haben den Organisator gerade so weit ins Feld begleitet und ihn im Felde so groß erscheinen lassen, als unter solchen Umständen von-

nöten war. Er war eigentlich jeder Lage gewachsen, die er aus der Defensive begriff. Er war kein Kondottiere im Sinne einer Zeit, die darunter nur den seinen Degen und seine Gefolgschaft verkaufenden Bandenführer verstand. Er war von Anfang an eine komplexe Erscheinung, und er ist zum Kondottiere geworden, um seine von Machthunger umgetriebene Seele, in der alle Dämonen sich stritten, instand zu setzen, den Abenteurer zu überwinden und sich in einer Rolle auszuleben, die von ihm selbst immer wieder neu, immer größer und umfassender ausgestaltet wurde. Er hat sich gerade darum ins Unfaßbare verloren. Auf sich gestellt und in seinem zweiten Generalat mit Patenten ausgestattet, die ihm nahezu Gewalt über Krieg und Frieden verliehen, also Kaiser und Reich in seine Hand gaben und ihm jegliche Unterhandlung, auch mit dem Feinde, erlaubten, ist er vor nichts zurückgeschreckt, als vor seinem eigenen, mit Zweifeln erfüllten Urteil. Dieses hat ihn nie zu geradeaus gerichtetem Handeln fortschreiten lassen, aber immer wieder auf einen Ausweg gewiesen. Auch er war ein gebildeter Mann. Alle Welt rühmte sein Auftreten, ob er als Grandseigneur auf seinen Gütern saß oder im Felde erschien oder an Höfen und in Staatsversammlungen sich bewegte. Aber Vertrauen hat ihm nur der Soldat entgegengebracht, der ihm magische Kräfte zuschrieb und selbst des Königs Tod auf die dämonischen Einflüsse zurückführte, die dem Friedländer dienstbar sein sollten. Er selbst, der, seines Daimonions nie ganz sicher, mit den Gestirnen sprach und sich trotzdem als Freigeist fühlte, hat sein Vertrauen blind vorenthalten und noch blinder verschenkt. Er ist viel eher daran zugrunde gegangen als an seiner selbstherrlichen, alles erraffenden, aber nichts ganz ergreifenden Politik. Das aber ist das Tragische dieses Hingangs, daß er der Acht verfiel und den Mördern überliefert wurde, als er sich nach des Königs Tod, von seinem fortschreitenden Leiden gequält und zugleich beraten, zu der Erkenntnis durchgerungen hatte, daß sein persönlicher Ehrgeiz nichts mehr im Kriege und vom Kriege zu gewinnen hatte. Da schrieb er, in undurchsichtige Verhandlungen verstrickt, den geradezu verzweifelt klingenden Satz nieder: „Man muß Fried machen, sonst wird alles unsererseits verloren sein.“ Was heißt „unsererseits“?

Die Partisane des Landsknechts, die ihm den Tod brachte, hat

nicht den ungekrönten König von Böhmen, sondern den schon von seinen Offizieren verlassenen und an seiner wurzellosen Politik gescheiterten Feldherrn ohne Heer gefällt. Die Staatsräson, die dieses Opfer gefordert hatte, ist als solche von der Zeit begriffen worden, aber die Erschütterung, die von diesem aus der Schwäche geborenen „Staatsakt" ausging, war ungeheuer. Darüber sind Mit- und Nachwelt nie ganz hinweggekommen.

*

Der Dreißigjährige Krieg hat noch eine Reihe von Schlachten ins Feld gerufen und Feldzüge, wie die des Herzogs Bernhard von Weimar, Banners, Torstensons, Turennes und Condés erstehen lassen, aber die größte Entscheidungsschlacht, die nach Gustav Adolfs und Wallensteins Hinwegnahme noch vor sich ging, die Schlacht von Nördlingen, ist geradezu als isolierter Akt geliefert worden. Es war, als hätte der Krieg schon im Jahre 1634 die Fähigkeit verloren, sich auf die Zusammenhänge zu besinnen, in denen er stand und hing. Alles strebte auseinander. Okkupationen und Belagerungen fraßen die Heere, Koalitionen und Treueverhältnisse hoben sich auf. Als die beiden Hauptgruppen, von allen Seiten heranziehend, bei Nördlingen in eine Schlacht gestürzt wurden, die sich aus der Belagerung dieser protestantischen Reichsstadt durch das kaiserlich-ligistisch-spanische Heer und einen kombinierten Entsatzversuch Herzog Bernhards und des schwedischen Feldmarschalls Horn ergab, war das ein strategisches Imbroglio, das keine klare Stimmenführung mehr erkennen ließ. Aber es ist daraus die entscheidende Umkehr des Krieges zur zerstreuten Kampftätigkeit und zur Wahrung voneinander abrückender Interessen hervorgegangen. Frankreich erfaßte den Augenblick, zur Offensive überzugehen; das Schwergewicht des Krieges wurde verschoben. Das sei mit wenigen Worten klargestellt.

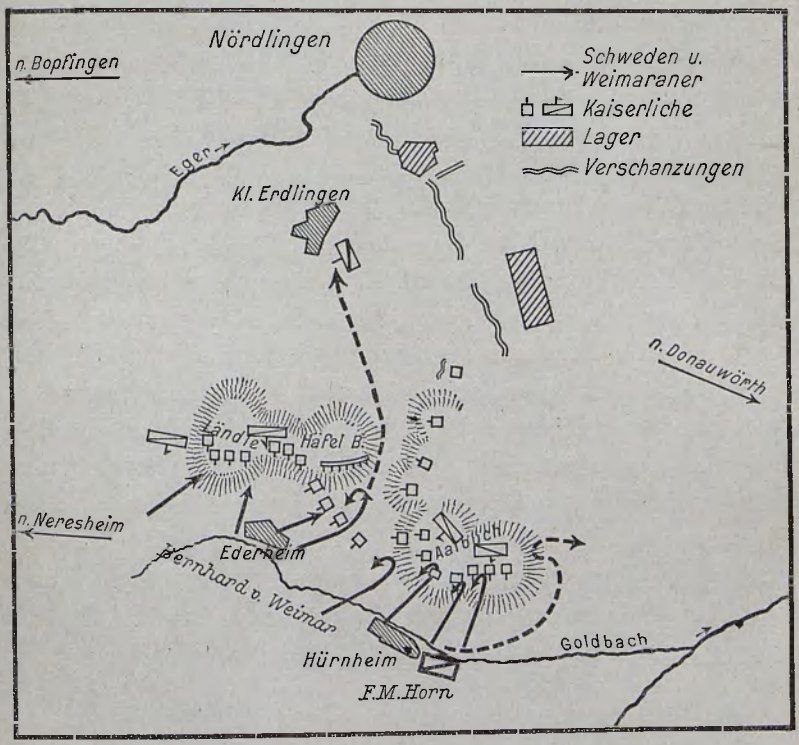
„Nördlingen" war ein „wiederholter" Augenblick. Die Schlacht kam zustande, weil eine frühere Gelegenheit zur Schlacht von den Protestanten verpaßt worden war. Die Kaiserlichen hatten sich schon bei der Belagerung von Regensburg bedroht gesehen; aber Regensburg war gefallen, bevor Bernhard aus der Oberpfalz und Horn

aus Schwaben genügend Kräfte zur Entsatzschlacht heranführen konnten. Darauf lief zunächst alles auseinander. Das kaiserliche Heer rückte nach Böhmen ab, wo die Sachsen nach Wallensteins Tod Boden gewonnen hatten; die Bayern suchten die Verbindung mit einem spanischen Korps herzustellen, das der Herzog von Feria aus Graubünden heranführte; Bernhard und Horn endlich sind jeder in sein Operationsgebiet abgerückt. Da kehrte das kaiserliche Heer unter der Führung des Kaisersohnes Ferdinand und des Grafen Gallas plötzlich wieder aus Böhmen zurück und vereinigte sich mit den Bayern und den Spaniern, um Nördlingen zu Fall zu bringen. Das konnten Horn und Bernhard nicht leichthin geschehen lassen. Sie wollten diesmal rechtzeitig zur Stelle sein und nicht wie bei Regensburg das Nachsehen haben. Sie vereinigten sich daher bei Bopfingen und suchten dann dem Belagerer die Sache zu verleiden, indem sie ihm die Zufuhren abschnitten und ihn dadurch aus seinen Belagerungslinien sprengten.

Aus dieser Vorbewegung entstand, halb erstrebt, halb aus der Verwicklung in ein Begegnungsgefecht, die Entsatzschlacht, die den Krieg unversehens über den Gipfel wälzte. Sie ist den Protestanten in einer Katastrophe verlorengegangen. Der Angriffsgedanke, der mehr bei Bernhard als bei Horn zu Hause war, hat sich im zerklüfteten Gelände gegenüber einem wachsamen, tief eingegrabenen und an Kräften überlegenen Feind nicht durchsetzen können. Er ist infolge seiner unklaren Fassung im Kampf um die zu erringenden Positionen steckengeblieben. Die Katholiken hatten sich durch eine Zirkumvallation gesichert und empfingen den Gegner auf dem vorliegenden Höhenkranz. Bernhard biß sich fest, Horn rannte sich am Aalbuch den Kopf ein. Aus Vormarsch und Angriff entstand eine verworrene Schlacht, in der der Verteidiger sich unerschütterlich behauptete. Der zu spät beschlossene Rückzug brachte Horn und Bernhard ins Verderben. Er geriet in den Bachgründen des schwäbischen Hügellandes in einen Kessel, in dem die Hälfte des Heeres verdarb. Horn wurde gefangen, Bernhard, der dem Ausgang näher stand, ist mit Mühe entronnen. Die Schweden hatten nicht nur eine Schlacht, sondern auch die bis anhin bestätigte Überlegenheit im Felde verloren.

Als Sachsen, Brandenburg, Mecklenburg und andere protestan-

tische Stände daraufhin mit dem Kaiser Frieden machten und die Schweden sich auf die offensive Verteidigung Pommerns zurückzogen, verlor der Krieg den von dem konfessionellen Gegensatz und dem bisher bestehenden Kräfteverhältnis hergeleiteten Sinn. Kein anderer Krieg wie dieser hat sich so von seiner Achse entfernt und so



Schlacht bei Nördlingen 1634

seinen Sinn gewandelt. Er hatte zu lange gedauert, um sich erfüllen zu können. Die Zeit war über ihn hinweggeschritten und zwang ihn politisch, strategisch und taktisch in neue Verhältnisse.

Es gehört nicht zu unserer Aufgabe, ihn auf seinen verschlungenen Wegen zu begleiten. Was er zur Erkenntnis des Wesens der Kriegführung beigetragen, liegt im Jahre 1635 schon klar zutage. Und wie sehr er von der Politik überholt worden war, so sehr, daß er nur noch in Bewegungen und Schlachten sich austoben konnte, die nichts mehr

von einer einheitlichen Auffassung des Kriegstheaters erkennen ließen, das ergibt sich aus dem Hinweis auf Frankreichs Wiedereintritt in den Kampf mit dem Hause Habsburg und Schwedens Beschränkung auf seine küstenländischen Ziele. Aus dieser doppelten Zielsetzung erwuchs eine Zweiteilung des deutschen Kriegstheaters. Die Verteidigung Pommerns und der von Gustav Adolf erstrittenen kontinentalen Rampenstellung fiel Banner und Torstenson zur Last und begriff auch den Nordwesten in sich, wo spanische und kaiserliche Korps den Kampf aufnahmen. Die Angriffe Bernhards von Weimar und der ihm nachrückenden Franzosen auf die österreichischen Vorlande erfaßten Südwestdeutschland bis zum Lech und führten schließlich zur Abgrenzung eines Raumes, der von der Maas und der Saône bis zum Inn aufgesprengt wurde und nach Italien hinübergriff. Diese Kämpfe haben Österreich und Spanien noch einmal zu vollem Zusammenwirken gebracht und die deutschen Reichsstände in veränderter Frontstellung ins Feld gerufen, aber der Krieg entsprach nicht mehr der großen Konzeption, die er im Raume und in der Vorstellung Gustav Adolfs und Wallensteins aufgezeigt hatte. Er fällt auseinander. Es werden Kriege daraus, die sich voneinander verlieren und nur noch ineinander überfließen, wenn große Schlachterfolge ihre Wirkungen auf verschiedenen Kriegsschauplätzen zugleich geltend machen. Erst ganz zuletzt ist noch einmal ein Zusammenwirken zustande gekommen, das den Krieg zu einer großen Zusammenfassung zurückführte.

*

Die Kämpfe im Norden liegen klar vor Augen, weil dort der Schwede mit den Kaiserlichen und den Sachsen auf abgesteckten Fronten focht. Die Kämpfe im Süden und Westen, wo Herzog Bernhard, Kaiserliche, Spanier und Franzosen die Waffen kreuzten, lassen sich nur erfassen, wenn man Bernhards Feldzüge für sich nimmt und erst nach dessen Tode die Fronten bestimmt. Wir wissen, wie alles sich noch 14 Jahre lang hinzog und daß ein Dutzend Schlachten in diesem Chaos ausgestreut liegen. Der Krieg ist zugleich beweglicher und schwerfälliger geworden. Die Feldzüge verlieren sich in

weitläufigen Bewegungen und klebenden Belagerungen. Die Schlachten rollen donnernd ab, aber sie lassen bis auf wenige keine Neubildung der Lage erkennen. Auch der Sieger verbraucht sich in der Schlacht, und der Feldzug stellt sich wie von selbst wieder her.

Banner machte Pommern und Mecklenburg zu seiner Operationsbasis und schlug Sachsen und Kaiserliche im Jahre 1636 in einer Umfassungsschlacht bei Wittstock an der Dosse so schwer aufs Haupt, daß sie bis Böhmen wichen. Sein Nachfolger Torstenson schlug sie im Jahre 1642 in einer zweiten Schlacht bei Breitenfeld und 1645, weit ausholend, bei Jankau in Schlesien, und machte sich ihnen durch eine von der Not eingegebene Umformung des schwedischen Heeres furchtbar. Er brachte so viel Kavallerie auf, daß er mit dieser ganz Nord- und Ostdeutschland wie im Fluge durchmessen konnte, um sich im freien Felde zu behaupten. So hielt sich der Krieg hier gewissermaßen selber in Bewegung, damit er im verwüsteten Lande nicht verhungerte. Er war fortan an diese zerstreuende Kriegführung gebunden. Es ist dem Kaiser nicht geglückt, soviel Volk aufzubringen, daß er die Schweden ihrer Bewegungsfreiheit hätte berauben können. Es ist aber auch den Schweden nicht gelungen, ihre schwindenden Kräfte zu etwas anderem zu verwenden als zu dieser offensiv gestalteten Defensive, in der die Zucht des Heeres sich zuletzt ganz verlor.

Um so konzentrierter handelte, von der Natur des Landes dazu angehalten, Herzog Bernhard von Weimar am Oberrhein. Wir sehen ihn dort, wo Frankreich im Jahre 1634 das schwedische Erbe angetreten hatte, den Armeen Österreichs, Bayerns und Spaniens Schlacht auf Schlacht liefern, ohne die Bewegungsfreiheit zu verlieren, erkennen aber auch, daß er im Grunde doch nichts vermag. Der großartige Versuch, für sich ein Fürstentum aus diesen Schlachten herauszuhauen und zwischen Frankreich, Schweden und Österreich Stand zu gewinnen, wird von der Politik aufgezehrt. Bernhards Erfolge gehen an Frankreich verloren. Richelieu hat das große Spiel aufgeschlagen, mit dem Frankreich sich endlich aus seiner eingeengten Lage zu befreien hofft. Es handelt sich darum, Spanien aus der Franche-Comté und den spanischen Niederlanden zu verdrängen und mit dem habsburgischen Besitz im Elsaß zugleich die Rheingrenze zu gewinnen. Der Verzicht von Crespy ist längst vergessen.

Richelieu hat zu dieser Politik das richtige Wort gefunden, als er in seinem „Journal" den Satz von dem zu Ende gebeteten spanischen Rosenkranz veröffentlichte: „Il faut que tous les Etats de la Maison d'Autriche sentent bien que le chapelet de l'Espagne est défilé."

Bernhard von Weimar ist in diesen Kämpfen zu einem persönlich gefärbten Heldenspiel gekommen. Es ist in kleineren Verhältnissen vor sich gegangen, weist aber doch verwandte Züge mit Gustav Adolfs strahlender Tragödie und Wallensteins dunklem Schicksalsdrama auf. Sein Feldherrntalent und seine politischen Gaben wurden darin hart geprüft. Der Feldherr hat stichgehalten, der Politiker ist durch einen frühen Tod von der Beantwortung der Zweifelsfrage entbunden worden, ob es überhaupt möglich gewesen wäre, zwischen Frankreich und Österreich am Oberrhein zu einem eigenen Fürstentum zu gelangen. Er ist von Richelieu nur als ein gekaufter Feldherr betrachtet worden. Aber er hat für sich selbst gefochten. Als er nach der Schlacht bei Rheinfelden, in der er den Savelli schlug, den Breisgau eroberte und, vor Breisach liegend, zwei kaiserliche Entsatzheere, das eine bei Thann, das andere bei Wittenweier, durch rasches Vorbrechen aus der Mitte in die Weite sprengte, um die Festung dann durch den Hunger zu bezwingen, hat er ein schönes Beispiel konzentrierten Handelns gegeben und manches vorweggenommen, was späterhin in der Kriegsgeschichte unter größeren Aspekten neue Gestalt gewann. Als der Herzog im Sommer 1639 im Lager zu Neuenburg starb, legte Richelieu die Hand auf sein militärisches Erbe, indem er die Armee auf die Krone Frankreich verpflichtete. Nun wendete Frankreich seine lang gesparte Kraft daran, auf der ganzen Front, von den Niederlanden bis ins Venetianische, mit eigenen Armeen im Feld zu erscheinen: nun reiften die im Mantuanischen Kriege vorbereiteten Früchte.

*

Hier tritt uns das Alpenmassiv wieder entgegen, um das sich die Kriege der großen Mächte an der Wende des 15. Jahrhunderts zusammengezogen hatten. Damals hatten die Schweizer daraus ihre

Zentralstellung gemacht und sich durch Ausfälle nach allen Seiten von dem auf ihnen lastenden Druck befreit. Jetzt lagen die Dinge anders. Die Eidgenossen bildeten keine offensive Kriegsmacht mehr, und die Pässe, die aus dem Veltlin nach dem Oberarlberg führten, waren nicht in ihrer Grenzsicherung einbegriffen. Die Bündner Pässe standen den Spaniern offen, solange Österreich ihnen vom Vorarlberg die Hand reichte, und sind schon seit 1621 umkämpft worden. Herzog Heinrich von Rohan hat die Bündner und eidgenössische Hilfsvölker dort im Auftrag Frankreichs zum Siege geführt, aber der glänzende Gebirgsfeldzug ist nicht zu Ende gebracht worden. Wir begegnen hier zum erstenmal dem Problem der schweizerischen Neutralität. Die konfessionelle Zerrissenheit der Eidgenossenschaft ließ keine klare Stellungnahme mehr zu. Nicht gewillt, am großen Kriege teilzunehmen, und unfähig, sich zusammenzufinden, um am Splügen die Südostflanke gegenüber Spanien und Österreich sicherzustellen, suchte man sich durch Stillsitzen vor größeren Konflikten zu bewahren. Das war nicht möglich, solange kein einhelliger Wille dahinterstand. Der Splügen ist offen geblieben.

Die Eidgenossenschaft hatte nicht einmal die Nord- und Ostgrenzen ihres Gebietes sicherstellen können. Die Schweden waren schon im Jahre 1633 vom Schwarzwald her über den Rhein gekommen, um Konstanz zu belagern, und Herzog Bernhard ist im Winter 1638 von Delsberg kommend das Birstal hinabgezogen, um sich auf Rheinfelden zu werfen. Beides war von den protestantischen Ständen der Eidgenossenschaft gern, von den katholischen ungern geduldet worden. Aber auch das hatte sein Gutes. Es ist den in zwei konfessionelle Lager gespaltenen und in ihren Sympathien geteilten Eidgenossen dadurch klargemacht worden, daß man sich nicht aus einem Weltkriege heraushalten konnte, wenn man nicht darin einig war, sich auf einen Zustand der Nichtparteinahme zurückzuziehen, indem man zugleich die Integrität des Landes mit den Waffen verbürgte. Die militärischen Kräfte waren vorhanden, aber sie konnten nicht geschlossen eingesetzt werden, weil die Gemeinschaft in Frage gestellt war. Erst als man sich neun Jahre später dazu durchrang, im sogenannten „Defensional von Wyl" die Mittel bereitzustellen, um die Grenzen wirklich und ohne Ansehen des Feindes mit dem Ein-

satz der vollen Kraft zu verteidigen, ergab sich so etwas wie eine schweizerische Neutralität, die aber kein völkerrechtlich verbriefter, anerkannter Zustand war, sondern ganz auf der selbstgewählten Politik ruhte. Aber auch diese bedurfte noch der Klärung. Da im Jahre 1499 die „Exemtion vom Reiche" nicht ausgesprochen worden war, ermangelte selbst die primär zu ordnende Frage der Unabhängigkeit der eidgenössischen Lande noch der völkerrechtlichen Abklärung, und man mußte sich hüten, diese vorwegzunehmen.

Darüber ist erst Klarheit geschaffen worden, als man in Westfalen daranging, Friede zu schließen und eine europäische Charte zu Papier zu bringen. Da kamen die Schweizer zur Exemtion und zur klargestellten Unabhängigkeit in eigenen Grenzen. Als Frankreich im Jahre 1639 nach Bernhards Tod die Offensive ergriff, war darüber noch keine Klarheit geschaffen. Da stand Helvetien noch im Schlagschatten der großen Ereignisse, die jetzt vom Mittelstück der französischen Front zwischen den Ardennen und dem Jura ihren Ausgang nahmen.

*

Frankreich hat im Jahre 1639 seine ersten eigenen Heere in den Dreißigjährigen Krieg gesandt. Turenne und Condé erschienen im Felde. Turenne ging von der Strategie aus, Condé war in die Taktik hineingeboren. Der Taktiker nahm die Vorhand. Condé schlug die aus den Niederlanden zur Lothringer Hochfläche vorstrebenden Spanier unter Melos aufs Haupt und machte dadurch den süddeutschen Kriegsschauplatz für Frankreich frei. Dies geschah in der Schlacht bei Rocroi, der letzten, die den Blick auf sich zieht, weil in ihr die Taktik der neueren Zeit bestätigt wurde und die spanischen Tertios darin zu ihrem „Kynoskephalä" gekommen sind. Sie wurde am 19. Mai 1643 geliefert. Die beiden rechten Flügel haben in dieser Schlacht den Feind gestellt und geschlagen, aber der spanische verlor sich im Felde, während der französische rechtzeitig nach der Mitte abgedreht wurde und im Zusammenwirken mit dem Zentrum den Sieg entschied; ein Manöver, das wir immer wieder auftauchen sehen, das aber immer erst im Drange des Augenblicks hierhin oder dorthin gewendet wird. Nun erscheinen die Tertios im Bilde. Die spanische Artillerie wurde

genommen, die Reiterei zersprengt, nur die Tertios hielten stand. Es war wie bei Ravenna und bei Breitenfeld. Von allen Seiten beschossen und bestürmt, kämpften sie, unfähig sich zu lösen, aber nicht gewillt, sich geschlagen zu geben, ihren letzten Kampf. „Ihre dicken, geschlossenen Bataillone glichen ebenso vielen Türmen, aber Türmen, welche die geschlagenen Breschen zu schließen wußten. Sie hielten unerschütterlich stand, während um sie her alles in Auflösung floh, und feuerten nach allen Seiten. Erst als alle Offiziere gefallen waren, streckten sie die Spieße hoch und wichen vom verlorenen Feld." Ihre Fechtweise hat also den Krieg nicht überdauert, aber sie haben den Ruhm der spanischen Infanterie für alle Zeiten bewahrt.

Die Offensive, die von den Franzosen in Süddeutschland entfaltet wurde, griff weiter aus. Guébriant, Turenne und Condé hatten dort schon bald nach Bernhards Tode gefochten, aber jetzt kam es zu einer Kooperation mit den Schweden, die auf festerer Grundlage ruhte. Sie hat im Laufe der Jahre in Vor- und Rückprall zweimal die Grenzen Bayerns erreicht und ist zuletzt bis zum Inn vorgedrungen. Diese Züge sind aber doch mehr Demonstrationen rasch zunehmender Kriegstüchtigkeit und vor allem Zeugnisse einer bemerkenswerten Manövrierkunst als auf große Ziele gerichtete Bewegungen gewesen. Napoleon hat diesen Anfängen Turennes Bewunderung entgegengebracht und dessen Unabhängigkeit vom Feinde und von der Versorgung der eigenen Armee besonders gepriesen. Sie wurden so zu Wegweisern in die Zukunft. Aber auch auf sie drückte, so geschickt der Feldherr sich benahm, wie auf die Feldzüge der Schweden im Norden, die Verwüstung des Landes, das den Krieg nicht mehr ernähren konnte. Jedermann sah damals klar voraus, daß der Krieg sich selbst verzehrte, und niemand wünschte mehr, sich an ihn zu verlieren. Man saß ja schon seit dem Jahre 1643 in Münster und Osnabrück, um Frieden zu machen. Während dieses Manöverkrieges ist es am 27. Mai 1648 bei Zusmarshausen in der Nähe von Augsburg noch einmal zu einem Treffen gekommen, das den Krieg zum letztenmal, wie in einem Hohlspiegel verzerrt, zusammenraffte.

Man hatte sich vorher am Main gegenüber gelegen. Dort waren schwedische Streifkorps erschienen, die sich den Franzosen verbanden und von den aus Westfalen und Hessen verdrängten Kaiserlichen nicht

mehr aufgehalten werden konnten, weil auch dort alles kahl geschoren war. Die Verödung war so weit fortgeschritten, daß die gemeinsam handelnden kaiserlichen und bayerischen Truppen sich teilen mußten, um irgendwo Quartier zu finden. Als man sich gezwungen sah, gegen Bayern zurückzugehen, verschlossen die bayrischen Städte dem kaiserlichen Feldmarschall Melander Grafen von Holzappel die Tore, damit sie ihn nicht verpflegen müßten, und ließen selbst die eigenen Truppen darben. Es blieb nichts übrig, als am Lech in einer weitgespannten Kordonstellung sich zu setzen und dem Feind den Südwesten preiszugeben. Nun bekamen Franzosen und Schweden das Spiel in die Hand. Turenne zog durch den Taubergrund heran, der Schwede Wrangel überflutete mit seiner Reiterei noch einmal ganz Schwaben. Bis Überlingen und Bregenz brauste der Schwall.

Melander hatte vom Kaiser Befehl, einer Schlacht auszuweichen und die letzte Armada in Sicherheit zu bringen, wenn nicht die Gewißheit „eines glücklichen Succesſes" bestände. Melander, der sich in Westfalen und Hessen sehr gut gehalten hatte, jetzt aber nur noch das Skelett einer Armee befehligte, mußte den Feind gewähren lassen. Der kam in Schwaben zu großen Plünderungen und erholte sich daran. Melander versuchte vergebens, seine Truppen allmählich zu vereinigen, um irgend etwas zu unternehmen. Die Soldaten wären ihm, auf einem Fleck versammelt, Hungers gestorben. Er versuchte es mit Zureden und Strenge, aber alles war umsonst. Als man die Unfolgsamen mit dem Tode bedrohte, weil sie sich tagereisenweit aus den Quartieren entfernten, um Nahrungsmittel aufzutreiben, antworteten sie vor dem Kriegsgericht, „Hängen oder Erschießen sei ihnen lieber als ein langsames Hinsterben". Die Obersten nahmen die Antwort hin und ließen ihren Oberbefehlshaber wissen, „ob so großem Hunger sei es eine pure Unmöglichkeit, die Leute vom Marodieren abzuhalten. Würde dem nicht durch Verpflegung abgeholfen, so müßte die ganze Armee voneinandergehen; die Befehlshaber hätten für sich und ihre Familien selbst kein Brot, könnten also den Hunger der Leute nicht stillen." Diese fanden aber auch in den Dörfern nichts mehr, denn alles lag verlassen, und die in die Einöde geflüchteten Bauern lernten „Gras, Wurzeln und Baumrinden fressen", wie die Landleute in Westfalen. Der kaiserliche Hof, der damals

in Prag saß, konnte und wollte nichts dagegen tun. Es waren zwar noch ein paar tausend unverwendete Rekruten da, aber man hatte weder Monturen noch Schuhe für sie, und als diese beschafft waren, wollte man die Leute lieber nach Schlesien schicken, um Mähren sicherzustellen, statt zur Hauptarmee senden, deren Regimenter kaum noch 500 Streitbare zählten. Es ist ein Wunder, daß Melander sich durch all das nicht entmutigen ließ und wenigstens Haltung bewahrte.

Unter solchen Umständen ist es dann bei Zusmarshausen zu einem Kampf gekommen, der von seiten der Kaiserlichen nur noch ein Rückzugsgefecht sein konnte. Es ist am Flußlauf der Schmutter geliefert worden. Dort wurde, umwogt vom verzweifelt fliehenden Troß, der Verwundete, Kranke und hungernde Soldatenweiber mit ihrem Anhang weiterwälzte, standhaft gekämpft. Als Turenne schärfer nachdrängte und die Nachhut zum Weichen brachte, sprengte Melander mit ein paar Küraſſierschwadronen zurück, um den Feind noch vor dem Flußlauf zum Stehen zu bringen. Da fanden ihn die französischen Kugeln. Seine Offiziere hoben den Stürzenden auf, er aber befahl mit letzter Kraft: „Denkt nicht an mich, ich bin tot, suchet über den Fluß zu kommen, so ihr das Glück des Kaisers retten wollt. Vorwärts, vorwärts!“ Sein letzter Befehl fand Gehör. Ulrich von Württemberg hat die Übergänge mit 800 Mann verteidigt, bis die Trümmer der letzten kaiserlichen Armee in Sicherheit waren. Alles rollte rückwärts. Turenne rückte siegreich auf München, Bayern mußte geräumt werden. Maximilian floh bis Salzburg, um nicht in Feindeshand zu fallen. Da raffte das kaiserliche Kabinett sich zu einer letzten Anstrengung auf und sandte Piccolomini mit 10 000 Mann an den Inn, die bei Vilshofen und Passau Stand faßten. Turenne und Wrangel fühlten sich dadurch in der Flanke bedroht und wichen aus dem gänzlich ausgesogenen Lande auf den Lech zurück. Hier trennten sie sich. Turenne blieb schlagbereit stehen, Wrangel schwenkte in die Oberpfalz ab und bedrohte die Kaiserlichen und die Bayern nun seinerseits in der Flanke. Man kam aus dem Manövrieren nicht mehr heraus.

So sah der Krieg aus, der einst mit stattlichen, wohlverpflegten Heeren durch die vormals blühenden deutschen Lande geschritten war und in großen Schlachten gegipfelt hatte. Auch als Königsmarck in

einem „Raid" auf Prag vordrang, war das nichts anderes als das Eingeständnis operativer Schwäche. Bevor man sich wieder zurechtgefunden, kam es zum Westfälischen Frieden. Wie dieser beschaffen war und wie der ihm später nachfolgende Pyrenäische Friede das Verhältnis Frankreichs zu Spanien ordnete und der von Mazarin herbeigeführte Friede von Oliva den baltischen Machtkreis aufteilte, steht hier nicht zur Frage. Nicht vom Frieden, sondern vom Kriege und von der Wesenheit und den Wandlungen des Krieges handelt dieses Buch. Was erzählt werden muß, dient nur diesem Zweck.

*

Der Westfälische Frieden hat dem Dreißigjährigen Krieg ein Ende gesetzt. Er ist, wie er auch als europäische Charte und Konstitution Deutschlands beschaffen sein mochte, zu einem wirklichen, feierlich verbrieften, mit Garantien versehenen Friedensschluß geworden. Aber er hat die Völker nicht vom Kriege abgebracht, sondern vorerst Frieden und Krieg wieder deutlich geschieden. Die absoluten Gewalten waren dermaßen erstarkt und die Staaten zu so sichtbarer Machtsetzung gekommen, daß man für einen Zwischenzustand, in dem Krieg und Frieden sich so lange wie in einem Bett befunden hatten, keine Verwendung mehr fand. Kennzeichnend aber bleibt, daß damit eine Stärkung des Heerwesens und eine Fortbildung des Krieges als des wichtigsten Mittels der Politik, ja, als der Sublimierung aller Politik, Hand in Hand ging. Aus den auf Zeit geworbenen Söldnern sind im Beruf ergraute Soldaten, aus den Kondottieri Generale und Feldmarschälle von Gnaden und zu Diensten der Obrigkeit geworden. Europa ist nach den Erschütterungen, die der Dreißigjährige Krieg und die diesem parallel gehenden oder nachhinkenden Kriege der spanischen und der französischen Krone, Dänemarks mit Schweden und Schwedens mit Polen und Rußland nicht friedfertiger, sondern machtkämpferischer geworden. Es hat fortan seine Entwicklung auf seine Armatur gegründet. Der Staat wollte verteidigt und die Welt erobert sein. Man hatte aus den großen Auseinandersetzungen die Lehre gezogen, daß man im Kriege gar nicht

stark genug sein konnte. Je weniger Streitkräfte und Erhaltungsmittel man im Frieden angesammelt hatte, desto länger dauerte der sich selbst ernährende und verzehrende Krieg.

Wie ein nach allen Seiten wirkendes Fanal nimmt sich in diesem Zusammenhang das Beispiel Englands aus, das den Dreißigjährigen Krieg im britischen Interesse soweit begleitet hat, als sein gegen Spanien gerichteter Macht- und Emanzipationskampf verlangte und nebenher, aber doch als Hauptgeschäft, seine ganze Staatseinrichtung in einer großen Revolution erneuerte. Als Cromwell aus frommen, dem Kriege abgewandten Bürgerwehren eine Truppe schuf, die imstande war, der Adelsreiterei der Stuarts die Spitze zu bieten, und sich selbst als ein Feldherr von größten Gaben und ein genialer Staatslenker zu erkennen gab, ist das Problem der im Kriege sich stellenden Kunst der Menschenbehandlung und Massenbewegung noch einmal in seiner vollen Größe aufgezeigt worden.

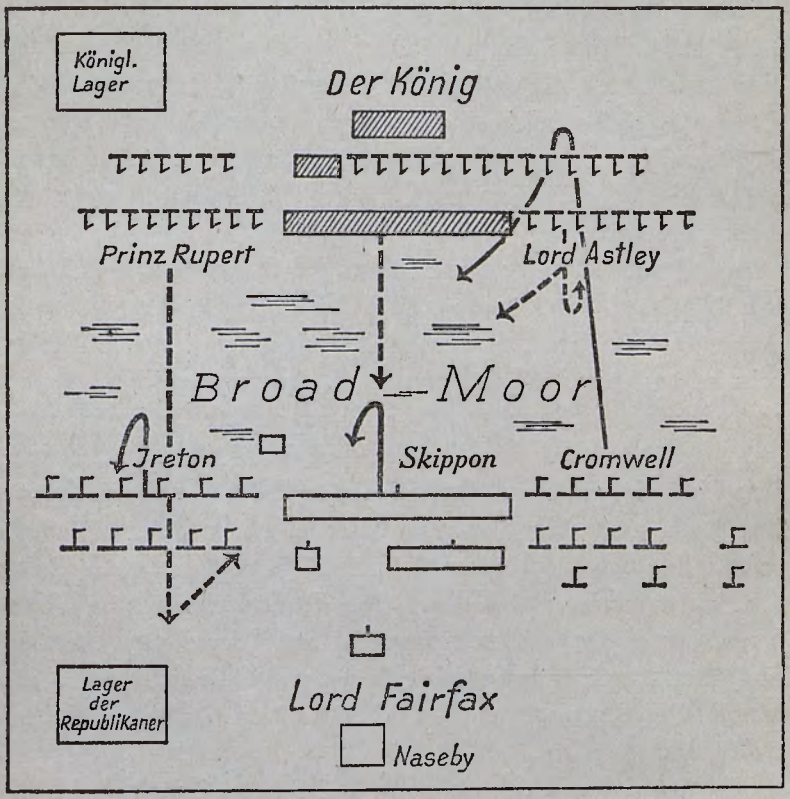
Cromwell hat Gustav Adolf vor Augen gehabt, aber er ist eigene Wege gegangen. Die New-Model-Army, die vom Parlament im Winter des Jahres 1644 aufgestellt wurde, um die Revolution vor der Unterdrückung durch die königlichen Streitkräfte zu bewahren, war sein Werk. Auch er hat sich die Armee erst schaffen müssen, die dem Willen und der Tatkraft des Feldherrn als beseeltes Instrument dienen soll. Auch er war wie Cäsar ein geborener Feldherr und ein von Tag zu Tag sich entfaltender Staatsmann, der vom ersten Tag an mit der ganzen Fülle seiner selbsterwählten Aufgabe vertraut war. Er hat wie ein Bandenführer begonnen, den Drillmeister gemacht und sich als ein Taktiker erwiesen, der seine Stärke aus der Erkenntnis der feindlichen Schwäche zog, und er hat seine Truppe mit der Leidenschaft seines eigenen Wesens erfüllt. Hiervon ausgehend schuf er zuerst die Kerntruppe einer Schlachtenreiterei, die als festgeschlossene Schwadron zum Angriff geführt werden konnte und, zur Stärke anwachsend, fähig war, in geordneter Schlacht und auf der Verfolgung den Ausschlag zu geben. Kein Feldherr wünscht, daß ihm der Gegenspieler fehle. Cromwell fand ihn in dem Prinzen Rupert von der Pfalz, dem dritten Sohne des „Winterkönigs", der als Paladin Karls I. focht. Auch in diesem brannte ein genialer Funke, aber seine ungestüme Tapferkeit, sein rascher Blick und sein Reitersinn reichten

nicht aus, das königliche Heer vor der Niederlage zu bewahren, nachdem Cromwell aus „Weinzapfern" Soldaten gemacht hatte.

Als Cromwell am 2. Juli 1644 mit seinen Eisenreitern bei Marston Moor die königlichen Schwadronen zersprengte, siegte nicht nur der geschlossene Anritt aufs Wort gehorchender Kürisser, sondern auch die in dieser Truppe erweckte, auf den Staat bezogene religiöse Begeisterung. Wurden Zucht, Taktik und glühender Eifer dieser „Eisenseiten" das Gemeingut aller Verbände, die man in der Stärke von 12 Regimentern Fußvolk und 11 Regimentern schwerer Reiterei nebst einigen leichten Truppen und einer beträchtlichen Artillerie im Winter 1644 aufstellen wollte, so konnte eine Entscheidungsschlacht im offenen Felde gewagt werden. Darauf kam es an. Ein Bürgerkrieg verlangt eher nach einer erlösenden Schlacht als ein anderer, so gern er sich in der Guerilla gefällt, denn diese Schlacht kann zum Gottesurteil werden, wenn sie reinlich entscheidet. Dazu ist es damals nach langwierigen Manövern am 14. Juni 1647 im welligen Gelände von Naseby gekommen. Fairfax hatte als Parlamentsgeneral den Oberbefehl, Cromwell führte die gesamte Reiterei, unter ihm kommandierte General Ireton, das Fußvolk unterstand dem General Skippon. Der Reiterführer Cromwell war aber in Wirklichkeit nicht mehr und weniger als der Generalstabschef der Armee. König Karl I. hatte sich für Annahme der Schlacht entschieden, obwohl der Gegner überlegen auftrat. Er vertraute auf die größere Kampferfahrung seiner altgedienten Leute. Prinz Rupert führte die königliche Reiterei, man darf aber auch in Rupert eher den geistigen Leiter des königlichen Heeres sehen.

Der König wollte eine Frontalschlacht liefern. Er hoffte, im Zentrum mit seinem festgefügten Fußvolk durchzudringen, mit der auf den Flügeln stehenden Reiterei zum Einhauen zu kommen und so zur Umfassung des Gegners zu gelangen. Fairfax hatte nichts anderes im Sinn, aber Cromwell dachte an eine bewegtere Anlage der Schlacht. Er packte die Reiterei nicht auf den Flügeln zusammen, sondern schied rechts wie links Flankenstaffeln und Reserven aus und ließ seine „Eisenseiten" in zwei Treffen antreten. Von der Artillerie war auf beiden Seiten wenig zu spüren. Die Schlacht begann morgens gegen 10 Uhr und rollte in wenigen Stunden ab. Des Königs

Infanterie trat festen Schrittes an und forderte den Gegenangriff heraus. Als dieser im Zusammenprall zurückgewälzt wurde, ohne daß der Zusammenhang verlorengegangen wäre, brach auf beiden Seiten die Reiterei los, um die Entscheidung zu bringen. Prinz Rupert



Schlacht bei Naseby 1647

kam zuerst in Schwung. Er warf Ireton über den Haufen, machte jeden Versuch des Gegners, sich zu setzen, zuschanden und jagte ihn im Getümmel der Verfolgung bis zum feindlichen Lager. Auf dem andern Flügel fiel das Los zugunsten der Rebellen. Dort hatte Cromwell alles vor sich niedergetreten, seine Regimenter aber so in der Hand behalten, daß er im Schutze einer Bodenwelle einschwenken konnte, um mit voller Wucht auf die königliche Infanterie zu fallen.

Er handelte also im Gegensatz zu Rupert konzentriert. Weit herumgreifend bekam er Karls Fußvolk von zwei Seiten zu fassen. Als er auch seine Infanteriereserve heranrief, die nun mit Skippons sich erraffendem Zentrum zugleich vorging, brach die königliche Infanterie zusammen. Nun ordnete Cromwell seine Kavallerie noch einmal mitten in der Schlacht zu neuem Stoß, schleuderte Ruperts verspätet aufs Schlachtfeld zurückkehrende Schwadronen beiseite und hieb dann Karls Infanterie von allen Seiten zusammen. Aber Cromwell beließ es nicht bei der so gewonnenen Schlacht, sondern machte noch eine Verfolgung daraus. Er hetzte die Heerestrümmer des Königs vier Stunden weit, bis so gut wie nichts mehr von ihnen übrigblieb.

Das Parlamentsheer hatte eine Entscheidungsschlacht geliefert, und Cromwell hatte daraus eine Vernichtungsschlacht gemacht. „Auflachend zu Gott" war er in die Schlacht geritten, und „in Demut" pries er den Sieg. Die Revolution war zur rechtmäßigen Gewalt geworden und die Armee ihr Erbe. Cromwell herrschte fortan durch das Heer, das durch ihn die Herrschaft im Staate als „Kampfgenossenschaft" errungen hatte. Die Schlacht bei Naseby ist ein von dem darin waltenden Feldherrn bis zum vollen Triumph durchgeschlagener und ausgekosteter Akt. Sie faßt noch einmal die Taktik der Zeit zusammen, trägt aber das persönliche Gepräge des Feldherrn, der in ihr das volle Gewicht des Krieges zum Ausdruck brachte und zugleich die siegreiche Armee zum Schemel seiner Macht machte. Der Puritanismus hat bei Naseby die Diktatur Cromwells vorbereitet.

Nur aus tiefsten Erschütterungen des Staates steigt das Heer in seiner ursprünglichsten Form als Kampfgemeinschaft zum Regiment empor, und nur in solchen auf eine Staatsumwälzung zurückgehenden Erschütterungen gewinnt es die Macht, sich staatsbildend zu betätigen. Dann erhebt sich mit dem siegreichen Feldherrn die diktatorische Gewalt, die ihre Möglichkeiten aus dem Genius des vom Schicksal bereitgestellten Mannes zieht.

*

Werfen wir von hier aus noch einmal einen Blick zu Gustav Adolf und Wallenstein hinüber, so erkennen wir klar, wie verschieden, aber auch wie mächtig das Heerwesen in der Hand großer Gestalter auf die Entwicklung wirkt. Gustav Adolf erzieht ein Volk, in dem das altgermanische Wehrrecht lebendig geblieben ist, auf den Schultern seines Vaters Karl IX. stehend, zu einem Soldatenvolk und erkämpft ihm als ein zweiter Alexander, von den Hyperboräern kommend, den Eintritt in die weit aufgeschlagene Welt. Wallenstein, mehr Organisator als Feldherr, aber trotz seiner komplexen Natur doch eine ausgesprochen militärische Erscheinung, stampft Privatarmeen aus dem Boden, um mit ihnen ganz Deutschland zu regieren und in gewissem Sinn zu ordnen. Cromwell aber, in dem alle Machttriebe zu einer Erfassung der ganzen vom Staatsaufbau ergriffenen Nation hindrängen, zieht aus einer Revolution und religiösem Fanatismus ein modernes Heer auf und läßt von ihm eine Militärgewalt ausgehen, welche die Nation über einen Abgrund hinweghebt. So schafft er die Grundlagen einer Diktatur, die ihm alles in die Hand gibt, und macht dann aus dem zum Bewußtsein seiner exzentrischen, insular gerichteten Stellung kommenden England den Schlüsselhalter Europas. Das sind weit voneinander ab wohnende, auf verschiedenen Ebenen sich bewegende Gestalten, aber so ungleich sie auch sein mögen und so stark sie sich voneinander abheben, allen drei gemeinsam ist, wenn auch nach Grad und Gestaltung verschieden, das Militärische. Dieses hat aus dem strahlend heldischen Charakter des nordischen Heerkönigs den großen, auf Vereinfachung und zuchtvolle Erfassung alles Problematischen gerichteten Staatslenker hervorgehen lassen; dieses hat über die von verwirrenden Einflüssen umgetriebene Seele eines Wallenstein soviel Macht gehabt, daß er sich als der größte Organisator im hispanisierten Österreich und darüber hinaus bewähren konnte; dieses ist in dem Übermenschen Cromwell so mächtig gewesen, daß er sein ganzes politisches Lebenswerk darauf stützen und ein Weltvolk in die Weite lenken konnte. Ranke hat einmal gesagt, Cromwell sei das Ungeheure gelungen, den Kreis, der in den europäischen Nationen den Privatmann fesle, zu durchbrechen, so daß er mit souveräner Autorität, die keiner höheren Sanktion bedurfte, in die Geschicke der Welt eingreifen konnte. Dieser Satz möge hier

angeführt werden, um zu erklären, warum wir Wallensteins zwitterhafte und widerspruchsvolle Figur zwischen Gustav Adolf und Oliver Cromwell als Folie eingeschaltet haben, damit diese beiden um so sichtbarer hervortreten und Cromwell sich als die eigenartigste Erscheinung von diesem Hintergrund abhebe.

Es ist der Krieg, der das Äußerste aus den zur gewaltigsten Entfaltung ihrer Lebenstriebe drängenden Menschen hervorholt. Wo das vom Kriege abgeleitete militärische Element die Zügel nimmt, da wird die im Kriege waltende Dynamik zur Ordnung gerufen und von hochstehenden Geistern selbst die Dämonie gebändigt. Es ist nicht leicht, dies in einem Augenblick auszusprechen, da die Feder von den Greueln und den Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges Abschied genommen hat. Und doch ist die Schlußfolgerung hier am Platze, denn nichts wäre falscher, als die geistigen Kräfte zu unterschätzen, die im Kriege wirksam sind. Diese stammen ja aus denselben Gefilden, in denen die Werke des Friedens gedeihen, der selbst von alters her vom Kriege aus begriffen worden ist.

*

Der Dreißigjährige Krieg hat Deutschland und die umwohnenden Länder beinahe leer gelassen. Gewaltige Neubildungen und große Umpflanzungen von Menschenleben mußten vor sich gehen, um die entstandene Öde wieder zu füllen. Aber er hat dem Militärischen mitnichten den Todesstoß gegeben. Überall wurde zur Erneuerung des Kriegswesens und zur Errettung aus der eingerissenen Zuchtlosigkeit aufgerufen. Deshalb führte die Entwicklung zum stehenden Heere hin. Die Entwicklung ist aber weniger auf die üble Erfahrung gegründet, die man mit den auf Zeit geworbenen Heeren gemacht hatte, als aus der Einsicht in die Notwendigkeit hervorgegangen, daß die Staatsgewalten keine Nebenregierungen mehr ertrugen, wie sie aus diesem Verhältnis hervorgehen konnten. Das sei noch einmal hervorgehoben, bevor wir den Mechanismus des Krieges ins Auge fassen, wie er sich um diese Zeit gebildet hatte.

Wir wissen, daß die Einführung des Pulverschlages, der mit der Anwendung unförmiger Bombarden begann und sich in der Erfin-

dung und Entwicklung der Handfeuerwaffen fortsetzte, nicht erschütternd auf die zur Kriegführung berufenen Menschen gewirkt hat. Es ist diesen nicht einmal zum Bewußtsein gekommen, daß sich damit eine Mechanisierung des Krieges anbahnte, die ihn mit seiner eigenen Ausrottung bedrohte, sofern es nicht gelang, daraus geistige und vor allem moralische Kräfte zu gewinnen, die den mechanischen Waffen ihre Schrecken abkauften, wohin auch immer die Vervollkommnung und Vervielfältigung der Schuß- und Sprengwaffen führen mochte. Da diese Entwicklung so langsam und so stockend vor sich ging, daß Generationen nötig waren, sie spürbar zu machen, ist dieses Problem erst in späteren Zeiten, also gewissermaßen ex post, als solches zur Frage gestellt worden. Das geschah nicht von seiten der Soldaten, sondern von denen, die den Krieg als solchen in Frage stellten oder von einer Politik ausgingen, die sich der gewaltsamen Mittel enthalten sollte, als ob die Politik nicht selbst Zwang in mancherlei Gestalt wäre und der Krieg nur eines der von ihr verordneten Zwangsmittel: das brutalste, aber nicht das unsittlichste, ja nicht einmal das gefährlichste. Politik ist Krieg, und wo Staatenbildung erfolgt, die dem Triebe zur Gemeinschaft Gestalt verleiht, so daß dem Staate schließlich die Eigenschaften einer Überpersönlichkeit zuwachsen, da bedient man sich des Krieges.

Der Soldat hat die Veränderungen, die von der Einführung der Feuerwaffe ausgingen, nicht auf ihr erstes Auftreten hin erfaßt und im Fortschreiten nicht so sehr verspürt, daß er dadurch erschüttert worden wäre. Die Ritterschaft hat die ersten Kugelgrüße an ihren Burgmauern abgelesen und sich weidlich darüber aufgehalten, sie hat sie aber im Felde gelassen hingenommen. Das gemeine Kriegsvolk ging völlig darüber hinweg. Die Schweizer, die dem Fußvolk die erste Stelle im Felde zurückerobert haben, sind noch bei La Bicocca blindlings durch die Feuerzone vorgestürmt und haben sich erst bei Ceresole niedergelegt, um den Kugelgruß über sich wegziehen zu lassen, dann aber aufschnellend den Sieg aus dem Zusammenprall herausgeholt. Als die Musketen zum Tragen kamen und das Schneckenfeuer zum Pelotonfeuer wurde, war die Erfindung längst in das Bewußtsein der Soldaten aufgenommen worden. Der Pfeilregen ist langehin eindrucksvoller gewesen als das umständliche Ab-

brennen der Feuerrohre. Die Feuerwaffe ist nicht verdammt, sondern sofort mit Magie umgeben worden. Kugelfestigkeit galt noch im Dreißigjährigen Kriege als feststehend, und Freikugeln wurden noch an Wallensteins Lagerfeuern gegossen. Das war nur eine Übertragung alter, geheiligter, nun ins Satanische verzerrter Vorstellungen auf die neue Waffe. Gustav Adolf hat in seinen Kriegsartikeln daher an erster Stelle ausdrücklich „Götzendienst, Hexerei oder Zauberei der Waffen durch Teufelsbezauberung, auf welche Art und Weise es auch immer sein möge" verboten. Als Tilly, der so oft Verwundete, bei Breitenfeld schwer verletzt vom verlorenen Feld gerettet worden war, schrieb der König an Oxenstjerna, die „Balbierer" hätten erzählt, daß Tilly drei Schüsse gehabt habe, von denen keiner „durchgebissen", da er „schußfrei und fest" sei. Am Lech traf den Tapferen dann schwedisches Geschütz um so beißender zu Tode.

*

Die großen Veränderungen ergaben sich nicht aus der Einführung der Feuerwaffen, sondern aus der Rückkehr zum Fußvolk und aus der Auferstehung der im Keil oder im Viereck aufgestellten Phalanx, die in den großen Schlachten der Burgunderkriege bezwingend auftrat. Erst als man das Gewehr so weit verbessert und erleichtert hatte, daß es frei geführt werden konnte und bei gutem Willen auf ganz kurze Zeit damit zwei Schüsse in der Minute abgefeuert werden konnten, wurde mit aufkommender Feuerzucht eine Wirkung sichtbar, die zum Aufsehen mahnte. Es bleibt aber doch bemerkenswert, daß selbst Gustav Adolfs Schlachten aller Auflockerung, Beschleunigung und Treffentaktik zum Trotz noch auf engstem Raume abgewandelt wurden. Bei Breitenfeld, wo 52 000 Mann zusammentrafen, betrug die Frontbreite der kaiserlichen Schlachtordnung nach der Berechnung Dufrènes de Francheville 4225 Schritte, die der breiter, aber lange nicht so tief aufgestellten Schweden gar nur 3000 Schritte. Bei Lützen, wo weniger Volk ins Treffen kam, waren es auf beiden Fronten nicht mehr als 3500 Schritte. Da Vorbewegung, Zusammenprall und Austrag in beiden Schlachten etwa 4000 Schritte in Anspruch genommen haben, und nicht weitgehend verfolgt worden

ist, können wir in beiden Fällen auf etwa 10 Quadratkilometer Kampfraum schließen. So eng rückte man sich noch von Anfang an auf den Leib und so ineinanderverbissen kam man zum Ende. Die blanke Waffe forderte immer noch ihr Recht. Die erste große Verfolgung mit strategischem Ziel ist erst bei Naseby zustande gekommen. Nur etwas hatte sich geändert. Die Infanterie ist im Laufe des Dreißigjährigen Krieges von der Massenbildung erlöst worden, und die Kavallerie ist wieder erstarkt. Bei Jankau, wo Torstenson sein letztes Meisterstück lieferte, sind auf der Seite der Kaiserlichen und Sachsen 6 Vierecke Fußvolk aufgestellt worden und 20 Kavallerieregimenter nebst 7 zur Infanterie befohlenen Eskadronen aufgeritten. Die Schweden haben ihnen 11 Infanterieregimenter und 26 Kavallerieregimenter entgegengesetzt. Von der Artillerie wird in dieser Schlacht gesagt, daß Torstenson, der aus dieser Waffe hervorgegangen war, darin überlegen gewesen sei und daß er sie „nach altem schwedischem Brauch" so gut habe spielen lassen, daß sie ihm den Sieg sicherte. Der Verzicht auf stärkere Infanteriekörper war eine Folge des Wüstungskrieges, auch die Erstarkung der Kavallerie ist darauf zurückzuführen, sie weist aber zugleich auf die innere Kräftigung dieser Waffe hin.

All das ordnete sich zum Ganzen, und überall tritt der Eifer hervor, mit dem man sich der Beweglichmachung der Armeen angenommen hat, um sie auf dem Marsch und in der Schlacht rascher vorwärts und an den Feind zu bringen und das freie Spiel der Kräfte walten zu lassen. Die auf uns gekommenen Untersuchungen über die „neuen Manoeuvres" lassen aber auch erkennen, daß von einer bewußten Mechanisierung des Krieges noch keine Rede war, sondern daß die geistige Erfassung des Krieges den Vorrang behauptete. Drei dieser Manöver sind als wichtigste Neuerungen bezeichnet worden: das Zurückhalten eines Flügels, das Durchziehen der Infanterietreffen und das Tournieren des Feindes. Auch das waren, auf das Wesentliche hin betrachtet, Reminiszenzen aus alter Zeit, die neu auflebten und neu begründet wurden.

Wie sehr die geistigen Kräfte in Tätigkeit getreten waren, seitdem der Krieg sich von der Ritterschlacht gelöst hatte, wird klargestellt, wenn wir fragen, ob der Soldat der neuen Taktik und der

neuen Waffen durch Drill und Gewöhnung Herr geworden wäre, ohne sich zu ihnen zu bekennen. Die Frage stellen, heißt sie beantworten. Nur die Liebe zur Waffe macht den Soldaten mit dem Gebrauch der Waffe vertraut. Das wird noch klarer, wenn wir uns vor Augen halten, daß die auf nahezu 200 Jahre zurückreichende Entwicklung der neuen Kriegführung im Zeichen einer allgemeinen Revolution vor sich gegangen ist. Diese hat ihren Ursprung von der religiösen und sozialen Grundlage des Abendlandes genommen und hat als solche auch die Kriegführung völlig aufgespalten. Die Masse kam in Schwung, aber jeder einzelne stand für sich selbst ein. Die Renaissance steht dieser Entwicklung Pate. Sie hat vor allem auf die geistige Erfassung des Kriegswesens gewirkt. Als die literarischen Schätze des Altertums ausgegraben wurden und man die Lehren des Aristoteles, das Weltbild Platos und die „civitas Dei" des Augustin zueinander in Beziehung brachte, da ist auch dem Betrachter, der sich mit dem Kriege als Erscheinung, Wirkungsfeld und Zustand befaßte, die Kriegskunst in neuem Licht erschienen. Da war es mit einer Auffrischung der Kriegführung durch lustvolle Beschäftigung mit den großen Geschichtsschreibern des Altertums nicht mehr getan. Xenophon, Thukydides, Livius, Polybius, Tacitus, Diodor, Prokop und andere wollten, soweit sie erreichbar waren, nicht nur gelesen sein, sondern mußten auch auf ihre Verwendbarkeit hin erforscht werden. Wieviel mehr erst Autoren wie Julius Cäsar und der der Zeit weit entgegenkommende Byzantiner, Kaiser Leo VI., dessen Strategie und Taktik aus dem 9. Jahrhundert herüberwinkte, als hätte er für ein Jahrtausend geschrieben. Da ist selbst Vegetius, dessen „Epitoma institutionorum rei militaris" doch nur eine Zusammenstellung unklar erfaßter Erkenntnisse aus älteren Schriften war, zu einer Fundgrube geworden, aus der die Kriegsfürsten und Kriegsbeflissenen im 15., 16. und 17. Jahrhundert noch Anregungen und Beweisstücke sonder Zahl hervorzogen.

Machiavelli war der erste, der sich der Erneuerung des Kriegswesens von der theoretischen Seite näherte. Er ist diesem in seiner Staatslehre und seiner Kriegsgeschichte durch Studien und Erkenntnisse so weit beigekommen, daß er der von der Tyrannis befreiten „Republik" Florenz einen Vorschlag für die Aufstellung eines

Bürgerheeres machen konnte, der auf das römische Heerwesen gegründet und schon ganz von den Erfordernissen der neuern Zeit durchdrungen war. Er war unfertig wie alles, was erst im Felde erprobt werden kann, aber er stellte schon das Wesentliche heraus. Als dieser Vorschlag in Florenz zur Annahme gelangte, ist eine achtungswerte Miliz daraus hervorgegangen. Sie wurde von den umwohnenden Bauern gestellt, hatte etwas von römischer Haltung an sich, und ist eigentlich unverdient mit der kurzlebigen Republik wieder zugrunde gegangen. Machiavelli hatte bei Livius viel gefunden und den aufkommenden Infanterieschlachten der Zeit das Geheimnis der Massentaktik abgelauscht; aber seine Heeresverfassung hatte keinen Boden, weil der auf sie bezogene römische Gemeinsinn in ihr keinen Ausdruck finden konnte. Die toskanischen Bauern waren weder römischen Gemeinbürgern zu vergleichen noch zogen sie wie Schweizer und Spanier aus eigenem Ehr- und Kraftgefühl zu Felde. Und doch hat Machiavelli mit prophetischem Blick in die Zukunft geschaut, als er in einer Zeit, da die Schlacht nur widerwillig als bittere Arznei geschluckt wurde, den Satz niederschrieb: „Auf den Feldschlachten ruht das Gewicht des Krieges", und vom Feldherrn nach der Schlacht eine strategische Verfolgung forderte. Er hat seiner Staats- und Fürstenlehre den härtesten Akzent aufgesetzt, als er darin „die Lust und die Notwendigkeit des Eroberns" als eine Hauptquelle des Krieges aufdeckte.

Es ist kein Theoretiker mehr so weit hergekommen wie Machiavelli, aber selbst der einfache Kriegsmann, der sich im 16. Jahrhundert der, ach, so veränderlichen Erscheinung des Krieges gegenüber sah, hat vielfach zur Erneuerung der Kriegskunst Stellung genommen. Wir finden in allen daraus erwachsenen Vorschriften, Belehrungen und Untersuchungen das heiße Bemühen, den Dingen auf den Grund zu gehen. Die Umformung der Adelsreiterei zur Kavallerie, die Aufstellung der neugeschaffenen Infanteriekörper und die Entwicklung der Artillerie aus einer mit Geheimnissen umgebenen Zunft zur militärisch erzogenen Waffengattung haben viel zu denken und zu schreiben gegeben; und je gelehrter der Autor, desto sichtbarer ist der Rückgriff auf das Altertum. Die Einführung der Handfeuerwaffe hat den Theoretikern mehr auferlegt als dem praktischen Kriegsmann. Aber

auch dieser befaßte sich damit, die Schützen, die zunächst als Störenfriede der neugeschaffenen Infanterieordnung und dann in noch höherem Maße der nun geschlossen verwendeten Kavalleriekörper auftraten, auf allerlei Art unterzubringen, um sie zur Wirkung kommen zu lassen, ohne zunächst die in den Schlachthaufen verdichtete Kraft aufzulösen. Das retardierende Moment, das darin zum Ausdruck gelangte, ist erst von Moritz von Oranien überwunden worden.

Delbrück hat mit Recht darauf hingewiesen, daß die antiken Überlieferungen durch die Einführung der Feuerwaffen nicht geschwächt worden sind. Es bleibt aber doch wesentlich, daß man die Grundlage der römischen Kriegskunst, die römische Disziplin, erst in die Betrachtung aufnahm, als man von der Verdichtung der Schlachtkörper wieder zur Auflockerung der Fronten überging. Das geschah in der Zeit des ersten großen Oraniers. Als Justus Lipsius 1596 in seiner Schrift „De militia romana" dieser Disziplin den Preis gab und zugleich feststellte, daß man weder diese noch eine andere Disziplin kenne, waren die Oranier schon am Werke. Lipsius hatte die Verlotterung der vormals so straff geführten spanischen Soldateska im Auge, als er seiner Zeit Disziplinlosigkeit vorwarf. Die Oranier aber hätten mit der Herstellung einer auf eine ausreichende und pünktliche Löhnung gegründeten Disziplin den Krieg nicht über den Stand des Tages hinausgehoben, wenn sie es dabei gelassen hätten. Erst als sie die niederländische Ordonnanz einführten, fanden sie den Weg in die neue Zeit. Und da war — mirabile dictu — kein anderer als Kaiser Leo ihr Lehrmeister. Der hatte zwar auch schon etwas vom Feuerzauber gewußt, und nichts fesselt mehr als seine Vorschrift über die Verwendung des griechischen Feuers, das aus Rohren vom Bug der Schiffe abgeblasen wurde, aber es bleibt doch erstaunlich, daß Moritz von Oranien bei ihm Vorschläge fand, die auf die Aufstellung der Pikeniere und die niederländische Treffentaktik Einfluß gewannen. Darin verrät sich eine geistige Verarbeitung des 700 Jahre alten Stoffes, die Respekt verlangt.

Man hat sich fortlaufend mit diesen Dingen beschäftigt. Erst als Gustav Adolf den niederländischen Brigaden die noch flacher und feuerkräftiger gehaltenen schwedischen Brigaden folgen ließ, kam die darin sich ausdrückende Reform zum Stehen. Rückschläge sind nicht

ausgeblieben. Eine auf Pracht und Schwung ausgehende Zeit wie das Barock fand wohl auch den Krieg nicht pomphaft genug, wenn dieser auf volle und hohle Vierecke verzichtete und nicht dicht aufgefüllte Kavalleriekörper antraben ließ.

*

Das Wichtigste, was der Dreißigjährige Krieg über das Wesen des Krieges beigebracht hat, ist die Tatsache, daß der Krieg wieder vom Feldherrn aus gesehen und verstanden wurde. Die Voraussetzungen zu dieser Vergeistigung des Krieges liegen weiter zurück; es genügt aber, auf einen Kriegsmann hinzuweisen, um die Verbindung herzustellen und darzutun, daß es sich nicht um Federfuchserei handelte. Heinrich von Rohan, der Eroberer des Veltlins, ist nach dem Tode des Béarners als Hugenottenführer noch gegen Richelieu zu Feld gezogen und hat als solcher noch einmal für die Erhaltung der politischen Privilegien der Kalvinisten gestritten, als Richelieus Staatspolitik schon ganz auf die Wiederherstellung der Staatseinheit und die daraus gefolgerte Unterdrückung des Hugenottentums gerichtet war. Rohan hat das wohl erfaßt und sein Verhalten danach eingerichtet. Er wehrte sich, solange Hoffnung bestand, die politischen Privilegien der Hugenotten zu retten, und hat nach dem Falle La Rochelles Bündnisse mit fremden Mächten nicht gescheut, um dies durchzusetzen, er hat aber nichtsdestoweniger die Herstellung der Handlungsfreiheit Frankreichs so hoch geschätzt, daß er nach Erschöpfung des letzten Widerstandes im Frieden von Alais die Privilegien gelassen preisgab und sich mit der Zusicherung der freien Religionsübung befriedigt erklärte, um dann selbst seinen Frieden mit dem Kardinal zu machen. Das Staatsinteresse hatte auch in diesem Geiste stärkere Wurzeln als der Kampf um religiös gefärbte, ständische Ideale. Gerade Rohan hat den Krieg als Mittel der Politik nicht anders als politisch geführt, aber er hat die Handlungsfreiheit im Felde nicht preisgegeben. Er war selbst ein bedeutender Feldherr und als Führer der Bündner im Veltliner Krieg der erste, der einen Hochgebirgskrieg konzentriert führte. Er hat Spanier und Österreicher auf der inneren Linie geschlagen, ohne sich in die Enge manövrieren zu lassen. Um so überzeugender wirkt

daher seine Schrift „Le parfait capitaine", in der er von Cäsars Gallischem Krieg ausgehend alles zusammentrug, was die Größe eines Feldherrn macht, der den Blick auf das Ganze gerichtet hält. Dem Kreise dieser Kriegsmänner gehörte auch Descartes an, der unter Tilly Dienst getan hat und dann bei der Belagerung La Rochelles in Richelieus Lager stand, bevor er als Renatus Cartesius, von seinem Leitsatz „Cogito, ergo sum" ausgehend, zu jener Klarheit des Denkens vordrang, die dem Schöpfer der analytischen Geometrie einen nachhaltenden Einfluß auf die Geistesbildung der Franzosen gesichert hat. Descartes, der als Hofphilosoph der Königin Christine von Schweden gestorben ist, hat so tief auf die französischen Kriegsakademiker gewirkt, daß sein Einfluß noch bei Gallieni und vor allem bei Marschall Foch nachweisbar ist. So wurden zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges Geisteskräfte frei, die vom Kriege selbst ihren Ursprung nahmen.

Der Krieg als solcher hat also während des Dreißigjährigen Krieges nicht nur einen neuen Aspekt gefunden, sondern wird auch aus furchtbarster Verwirrung zur geistigen Betrachtung zurückgeführt. Der Religionskrieg ist mit ihm überwunden worden. Für Deutschland bleibt festzustellen, daß der Westfälische Friede das religiöse Paritätsprinzip erneut und endgültig anerkannte, daß jedoch nunmehr die Reformierten in den Augsburger Religionsfrieden einbezogen wurden. Seitdem gab es, wie Aloys Schulte sich ausdrückt, „auch reichsrechtlich drei Zwangskirchen". Auch sie sind vom Kriege her bestimmt und gefestigt worden und damit dem Staate verbunden geblieben.

Der Krieg als Phänomen hat von der Überwindung des Religionskrieges nicht geringern Nutzen gezogen. Er wurde militärisch auf die Betrachtung vom Feldherrn aus zurückgelenkt und politisch von den neu sich bildenden Staatsideen aus begriffen. Die Staatsideen werden nach der Überwindung des noch von Karl V. überkommenen Universalismus an einem Staatensystem geprüft, das sich auf europäischer Grundlage ins Leben ringt, ohne daß auf den Kampf um die Hegemonie verzichtet worden wäre. Der Feldherr wurde zuletzt nur noch an Gustav Adolf gemessen und Turenne für später aufgespart. Ihm allein stand diese Rolle zu. Der Historiker

Philipp Chemnitz hat dies der Zeit entsprechend ausgedrückt, indem er von Gustav Adolf sagte: „Keiner konnte besser vom Feinde judizieren, in die ohngefährlichen Zufälle des Krieges sich richten und nach Gelegenheit der Zeit oder contenance des Feindes in der Eil, aus'm Stegreif, eine nützliche Resolution ergreifen: eine Bataille zu formieren hatte er sonderlich seinesgleichen nicht." Das ist, vom Dreißigjährigen Kriege aus betrachtet, in der Tat das Wesentliche. Alles andere wird von Glück und Zufall beigestellt.

*

Betrachten wir den Dreißigjährigen Krieg vom Völkerleben aus, wie es sich nach dem Abschluß des Westfälischen Friedens ausnahm, so erscheint er als der erste allgemeine Krieg, der erste, in dem Europa sich ganz vom Kriege erfaßt fühlte. Seit den Tagen der Völkerwanderung und der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern war man sich über solche Zusammenhänge nicht mehr im klaren. Die Kreuzzüge, die das ganze Abendland in Bewegung gebracht hatten, verschwanden in den Bereichen religiöser Vorstellung und wurden von der Christenheit nicht als Kriege, sondern als Erhöhung des Daseins und Aufgehen in einem großen Gefühl begriffen, und die Türkenkriege erschienen nur denjenigen als eine Heimsuchung, die von ihnen erfaßt wurden. Jetzt waren alle im Okzident schwelenden Machtkriege in einen allgemeinen Kriegszustand übergeleitet worden, der als solcher den verschiedensten Interessen dienstbar gemacht worden ist. Versucht man daraus einen universal gehaltenen Fernblick zu gewinnen, der das Europa des Dreißigjährigen Krieges auf seine Weltlage hin erfaßt, so wird dieses als Mutterland auftauchender Weltkonflikte sichtbar. Das Abendland war seit der Einlagerung der Türken in den östlichen Machtkreis von der fern verdämmernden asiatischen Welt so weit abgespalten worden, daß man nur noch zur See und auf dem neuentdeckten Umweg um die Südspitze Afrikas zu ihr gelangen konnte. Trotzdem ist der Okzident der Weltferne näher gekommen. Der Okzident rückte als Machtraum von selbst in den Mittelpunkt der weltgeschichtlichen Auseinandersetzungen. Ein in Europa tobender allgemeiner Krieg wirft seine

Wellen jetzt so weit als europäische Mächte wohnen oder durch Eroberung, Handelsniederlassungen und Ansiedlungen Boden fassen. Asien, Afrika und Amerika werden nicht von sich aus, aber als Kolonialzonen zu den europäischen Kriegen in Beziehung gesetzt. Das gilt selbst von Rußlands Versuchen, Sibirien zu erobern, obwohl es sich hier um Festsetzung im naturverbundenen Raume handelte. Die Mächte, die sich an der Erschließung der Welt beteiligten, sahen sich bei fortschreitender Kolonisierung in andern Erdteilen vor Macht- und Konkurrenzkämpfe gestellt, die in Europa ihre Wurzeln hatten. Daraus ergab sich eine Erweiterung des zu verteidigenden Interessengebietes und eine Verlagerung der Machtkreise. Kriege, in Europa geführt, entschieden fortan über die Teilung und Ordnung der von Europa ausstrahlenden Macht in den fernsten Zonen. War das auch noch nicht deutlich sichtbar geworden, weil die Mächte sich noch in Europa gebunden fühlten, so waren doch die Konkurrenzkämpfe der großen überseeischen Handelskompanien schon Fingerzeigs genug.

Der Krieg begann sich in Europa auf die Beherrschung der Welt von Europa aus einzurichten. Die Entwicklung war bereits so weit gediehen, daß Spanien, Portugal, die Niederlande, England und Frankreich sich schon um überseeischen Besitz sorgten und gegenseitig beneideten, obwohl dieser noch unfertig über die ganze Welt ausgestreut lag. Spaniens Weltreich lag sogar schon der Verteilung offen. Das waren nur Reflexe des im Mutterlande der Europiden entbrannten Ausscheidungskampfes, aber sie wirkten auch als solche auf Europa zurück. Drei Fingerzeige genügen, den Stand der Dinge zu bezeichnen. Im Jahre 1610 hatten die Niederländer auf Java den Grund zu einer Faktorei gelegt, die 1618 zur Hauptniederlassung für ihren Ostindienhandel erhoben und gegen den Fürsten von Bantam und die mit diesem verbündeten Engländer behauptet wurde. Sie ist als Batavia aus diesen Kämpfen hervorgegangen und hat nach der Besiegung des Großkönigs von Mataram im Jahre 1629 einen Aufschwung genommen, der ihr schon zur Zeit, da in Europa noch um den Westfälischen Frieden gefeilscht wurde, die Bezeichnung „Königin des Ostens" eintrug. Dieser Hinweis erfaßt den Kampf um das Handelsgebiet des Fernen Ostens. Daneben stehe der Hin-

weis auf das Kap der Guten Hoffnung, wo im Jahre 1630 englische Kapitäne Besitzrechte geltend machten, ohne indes festen Fuß zu fassen, und 1652 die Holländisch-Ostindische Handelskompanie eine befestigte Niederlassung errichtete, welche die Tafelbai und ihr Hinterland unter die niederländische Flagge brachte. Damit war einer der wichtigsten Punkte der Alten Welt mitten in die europäische Machtausscheidung hineingesetzt worden. Was den Holländern in Asien und Afrika noch leicht gelang, nämlich sich zuerst und für Jahrhunderte zur Geltung zu bringen, das ist ihnen in Amerika versagt geblieben. Hier weist der dritte Fingerzeig nach der Landschaft Neuyork, die 1609 von Hudson für die Holländisch-Ostindische Kompanie entdeckt und als Neu-Niederland kolonisiert wurde. Sie ist mit der Feste Neu-Amsterdam schon 1664 an die Engländer verlorengegangen. So ist auch der vitalste Punkt Nordamerikas, der als Neuyork aus dem holländisch-englischen Machtkampf hervorging, zu einer Zeit ans Licht getreten, die in Europa noch von den Machtversetzungen des Dreißigjährigen Krieges beherrscht wurde. Erinnert man sich dieser Dinge und ihrer zeitlichen Verbundenheit mit den Vorgängen, die ganz Europa in Atem hielten, so wird deutlich, daß das Wachstum der Staaten und ihr unaufhörlicher Wettkampf nur vom Kriege aus verstanden werden können, der letzten Endes über jeglichen Besitz entscheidet.

*

Wir sehen den Krieg, der das Europa des 17. Jahrhunderts in fortgesetzten Kriegshandlungen beherrscht, allmählich in Beziehungen hineinwachsen, die ihn als Mittel der Politik weit über die in Europa sichtbar gewordenen Grenzen dieser Politik hinausführen. Die deutlichere Scheidung des Friedens vom Kriege ist also in keiner Weise auf eine Schwächung des Krieges und eine Verdrängung der durch ihn gegebenen Möglichkeiten gerichtet. Während man in Europa versuchte, den Krieg wieder enger zu dem mühsam erstarkenden Staat in Beziehung zu setzen, indem man ihn dem Staat in die Hand gab, bemächtigte er sich als europäischer Begriff unversehens festen Griffs der ganzen Welt. Und doch — wie sichtbar ist um diese Zeit schon das Bemühen, nicht nur mit dem Kriege selbst

sich auseinanderzusetzen, sondern auch Krieg und Frieden als Lebensumstände zu erfassen und ihnen, auf das unsterbliche Rom zurückgreifend, Grenzen zu setzen und sie zueinander in ein Rechtsverhältnis zu bringen! Das moderne Völkerrecht meldete sich zum Wort.

Drei Jahre vor dem Abschluß des Westfälischen Friedens ist Hugo Grotius gestorben. Sein Hauptwerk „De jure belli ac pacis" ist 1625 erschienen. Also auch dies in einer Zeit, die noch von Königen und ihrem Recht und ihrer Lust, Krieg zu führen, mehr wußte als von Mächten, die sich des Krieges bedienten, indem sie ihre machiavellistisch gefärbten Staatsinteressen in ihm und durch ihn wahrnahmen. Von Völkern als Trägern der Gewalt ist dabei nicht gesprochen worden. Das uralte Prinzip „Volk gegen Volk", in dem der Krieg sich am elementarsten auswirkt, hat sich immer still verhalten. Aber es ist von Anfang an das wichtigste gewesen. Im ersten allgemeinen Krieg der europäischen Staatenwelt war davon nichts zu spüren, weil man die Völker weder als solche zusammenfassen noch auseinanderhalten konnte und die Gründung der aus dem Zerfall der verschiedenen Imperien hervorgegangenen, neu begriffenen Mächte die Welt gebannt hielt. Aber auch damals lag das Prinzip „Volk gegen Volk" auf der Lauer. Als England sich unter Cromwell zur Weltmacht erhob, handelte es als Volk, und als Volk zog es in den Krieg. Vom Volk aus gestaltete es schon den Seekrieg, als Franz Drake mit seinen Kapern die Meere schäumte. Ernst Wolgast hat diese englische Auffassung des Krieges vom Volke aus in seinem „Völkerrecht" für eine spätere Zeit ausdrücklich festgestellt. Die Gegensätzlichkeit, die sich zwischen dem Staatenkrieg und dem Völkerkrieg auftun sollte, ist erst in Jahrhunderten ergründet worden. Die Klärung erfolgte über den Begriff der Nation, der im 17. Jahrhundert noch naturhaft anmutet und zunächst von dem im Absolutismus sich verankernden Staatsbegriff verdeckt wurde. Erst der Völkerkrieg, verstanden als ein Krieg, der Volk gegen Volk geführt wurde und alle und alles auf die Kriegführung und die Schädigung des Feindes verpflichtete, hat den Krieg in der Weltgeschichte zu einer alles überwältigenden Erscheinung anschwellen lassen. Es ist kein Zufall, daß diese Wandlung schattenhaft zuerst

in England sichtbar geworden ist. England ist dazu von seiner Inselgestalt verhalten worden. Wie es das „british interest" auf diese beziehen lernte, so fand es als Inselreich zuerst den Weg zum volkhaften Krieg. Es ist bezeichnend, daß es dazu in dem Augenblick fähig wurde, da die Vereinigung der drei Inselkronen durch eine Revolution vorbereitet war und ein Diktator die ganze Macht in seiner Hand zusammenfaßte.

Das Festland ist damals vom Kriege noch nicht zur Hervorhebung des Prinzips „Volk gegen Volk" verhalten worden, weil es nach der Auflockerung der Imperien und der aus dem Aufkommen der Dynastien sich ergebenden Staatenbildungen zu der Formel „Staat gegen Staat" hingedrängt wurde. Der Westfälische Friede hat darauf besonders scharf eingewirkt. Das ergibt sich von selbst, wenn man bedenkt, daß das Deutsche Reich damals in mehr als 300 Staaten aufgelöst worden ist und von einer Gesamtheit des deutschen Volkes nicht mehr gesprochen werden konnte. Bezold hat dazu ein bitteres Wort gesetzt, indem er darauf hinweist, daß das deutsche Fürstentum sich damals in dem Kampfe um seine Seele vollends „dem Dämon einer europäischen Politik verschrieben" habe, die noch fast drei Jahrhunderte ein Haupthindernis der Genesung des deutschen Volkstums von diesem unter Kuratel gestellten Frieden sein sollte. Noch stärker aber wirkte auf diese Formulierung und die daran sich knüpfende Lehre der Übergang zum dynastischen Absolutismus, der den Begriff Volk vollends verbannte und von der Nation nicht mehr wußte, als ihm dienlich war. Als Frankreich auf diesem Marsch in die Zukunft die Spitze nahm und Ludwig XIV. das Wort prägte: „L'Etat c'est moi", wurde die soeben erfolgte reinliche Scheidung zwischen Krieg und Frieden in der Allmacht des Staates und der Souveränität der Fürsten verankert. Damit ist der Eroberungskrieg in das „bon plaisir" des Monarchen gestellt und darauf fußend späterhin der Kabinettskrieg ins Leben gerufen worden.

Auf diesem Wege schreitet der Krieg vom 17. ins 18. Jahrhundert, opfert er der Erbfolge und der durch diese legitimierten Eroberungssucht Frieden auf Frieden. Auf diesem Wege stellt er aber auch die vielen Denksäulen auf, die von den Waffentaten Turennes, Monte-

cuccolis, Luxembourgs, Villars', des Prinzen Eugen von Savoyen, Marlboroughs, König Karls XII. von Schweden und des Marschalls Moritz von Sachsen Zeugnis geben; auf diesem Wege gelangt er zu Friedrich dem Großen, der den fehlerhaften Zirkel zerbricht, indem er sich als Prince-Connétable zum Staate als der alle bindenden Lebensform gemeinsamer Betätigung in Krieg und Frieden bekennt und sich als dessen ersten Diener zu erkennen gibt. Da erst vollzieht sich die Synthese ganz, die schon im Schicksal Gustav Adolfs am Werke war. Nun wird in einem königlichen Feldherrn die Selbstüberwindung großgezogen, die „den Seelendurst nach Ruhm und Ehre" nach den herbsten und erhabensten Prüfungen im Kriege durch das Aufgehen in dem von ihm in alle Gefahren gestürzten und von ihm aus allen Kriegen emporgehobenen Staate zu stillen sucht. Wir müssen den Blick schon vom Ausgang des Dreißigjährigen Krieges auf Friedrich hinlenken, um einen solchen Zielpunkt zu setzen.

*

Der Krieg hat sich auf diesem Wege taktisch fortgebildet und erneuert, indem er von der schwedischen Ordonnanz zur preußischen Ordonnanz fortgeschritten ist; indem er den Methodismus aufkommen ließ und überwand und indem er versucht hat, sich so zu benehmen, daß die Völker möglichst wenig von den Kriegen merkten. Die Könige wurden dadurch noch mehr veranlaßt, außerhalb ihrer Grenzen zu schlagen. Da aber dann der Gegner oder ein dazwischen liegender Dritter um so mehr davon merkte, ist der Krieg dadurch mitnichten um seine Dämonie betrogen worden. Er blieb so lange in dieses erkünstelte Verhältnis eingespannt, als er nicht von der Nation aus begriffen wurde. Dann riß er sich los und zeigte dies schon dadurch an, daß er die zur Vollendung gediehene Lineartaktik und das Mietvolk verließ und zu neuer Auflockerung und zugleich zu stärkerer Zusammenfassung der nun als Ganzes bereitgestellten Kräfte überging. Da kam es aus einer großen, die Geister aufrufenden und die Grenzen versetzenden Revolution zum ersten Völkerkriege, der die Nationen als solche in die Arena rief. Wir kehren von diesem Ausblick zum Westfälischen Frieden zurück, um diesen Ausgangs-

punkt festzuhalten und so einen Leitsatz von dauerndem Bestand zu gewinnen.

Der Krieg, der uns zuerst auf der Königsstele von Lagash und in ägyptischen und hethitischen Friedensschlüssen entgegentrat, ist nach dem Ausgang des Dreißigjährigen Krieges auf unsere Zeit zu in Marsch gesetzt worden.

Das Wesen des Krieges hat sich, soweit wir ihn bis anhin begleitet haben, nicht geändert. Er wandelt nur seine Erscheinung und wandelt diese im Sinne der Politik, in deren Dienst er immer bereitwilliger eingetreten ist, aber er tut dies, ohne sich selbst aufzugeben. Er ist eine dämonische Macht geblieben. Das Mittel konnte sich seiner Eigengestalt nicht entäußern, weil der Krieg auf Willens- und Widerstandsbrechung gerichtet bleibt und diese von vornherein volle Kraftentfaltung verlangt, ohne daß über den absoluten oder relativen Erfolg Gewißheit bestünde. Es handelt sich also im Kriege immer um eine „äußerste Anstrengung der Kräfte". Das darin beschlossene „Spiel mit dem Tode" macht ihn zum gewaltigsten, aber auch zum furchtbarsten aller Lebensverhältnisse auf Erden.

Biblioteka Śląska

Verzeichnis der Namen und Schlachtorte

Abderrahman 244
Adrian von Bubenberg 330
Aëtius 225 f.
Ahremberg, Herzog von 401
Alarich 214 f.
Alba 394, 397, 400—407, 419
Albrecht Alcibiades von Brandenburg 392
Alemannen 194—198, 204, 206, 209, 216
Alençon, Herzog von 358
Alesia 168
Alexander der Große 70, 91, 95, 96—112, 124, 126, 192, 276, 441 f.
Alexander VI., Papst 347
Alexander Farnese von Parma 405
Alexius, Kaiser von Byzanz 258
Alub-Chan 282 f.
Amenophis I. 38
Amenophis IV. 46
Ammian 210
Amosis 34 f.
Amselfeld, Schlacht auf dem 345
Anabasis 86, 89
Angora 301, 345
Anhalt, Christian von 413 f.
D'Annebaut, französischer Marschall 386
Antiochus der Große 143
Antipater 100
Aquä Sextiä 150
Aragonien, Ferdinand von 348
Ariovist 162—166
Aristoteles 478
Arkadius, Kaiser von Byzanz 214, 215
Arnulf, Herzog von Bayern 248
Arrian 107
Arsakes II. 192
Artaxerxes 86—89
Artefelde, Philipp von 310
Artois, Graf 308
Asculum 118
Assar-Haddon 49
Assur-Nasirbal 48
Atrebaten 167
Attila 220—231, 272
Aurelian 188
Azincourt 316, 318, 319 f.

Baber 399
Baitarchan 291—299
Bajazet I. 301, 321
Bajazet II. 361
Balduin II., Kaiser von Byzanz 300
Banner 434 f., 438, 460 f.
Bannockburn 310
Batuchan 290—300
Bayard 358
Bela IV., König von Ungarn 299 f.
Belisar 232
Belle-Alliance 20
Benevent 118
Bernhard von Weimar 449, 457 bis 463
Bessus 109 f.
Bethlen Gabor 424 f.
Bezold 487
Bibrakte 162, 313
Bicocca, La 372, 379, 475
Boguslawski 419
Boulogne, Graf von 270

Bouquoi 414
Bouvines 269 f., 296, 307, 310, 319
Breitenfeld (1631) 433—437, 438, 443 f., 465, 476
Breitenfeld (1642) 461
Bruce, Robert 310
Burgunder 216

Carcano 266
Cardona 354
Cäsar, Gajus Julius 154, 156 bis 181, 187, 193, 199, 203, 212, 251, 313, 469, 478
Ceresole 388 f., 395, 475
Chäronea 91, 94 f.
Chemnitz, Philipp 483
Chnodomar 195—201
Christian von Braunschweig 416 f., 424, 426
Christian IV., König von Dänemark 421, 424, 427 f.
Christian, Erzbischof von Mainz 267
Cicero 154
Claudius 188
Clausewitz, Karl von 4 f., 9, 69, 90, 137, 150, 156, 180
Colonna, Prosper 355, 371—374
Condé 464 f.
Coquéville 401
Cordova, Gonsalvo Hernandez, de, spanischer Heerführer 348
Courtray 307, 308—310
Coutras 409
Crécy 316, 318 f.
Cromwell 469—474, 486
Cyrus 86, 87 f.

Darius 60, 63, 68, 72
Darius Codomannos 100—109
Datis 63
Delbrück, Hans 42, 58, 91, 102, 139, 259, 453, 480
Delion 85, 86
Descartes 482
Dessau 425
Dessauer, Der alte 20
Dietrich in der Halden 331
Diodor 91, 107, 478
Domitian 187
Dornach 349
Drake, Franz 486
Dreux 409
Drusus 187, 212
Dschelalleddin 284 f.
Dschingis-Chan 271—290, 315
Dschudschi 278, 280 f.
Dufrêsnes de Francheville 476
Durazzo 258 f.
Dyrrachium 173

Eannadu 16
Eburonen 168
Eduard III., englischer König 318 f., 322
Eickstedt 218 f.
Ekkehard von Aura 261
Elster, Schlacht an der 259
Enghien, Herzog von 388 f.
Epaminondas 81, 86, 91—94
Erman 47
Ermanrich 220
Eugen von Savoyen 488

Fairfax 470
Ferdinand, deutscher König 392
Ferdinand II., deutscher Kaiser 413, 418, 433
Feria, Herzog von 458
Flarchheim 259
Fleurus 417
Foch 482
Foix, Gaston de la 354 f.
Fontenoy 20
Fornuovo 348
Franken (in der Römerzeit) 198, 204, 206, 209, 216
Franz I., französischer König 357 f., 371—391
Friedrich I., Barbarossa 265 f., 316
Friedrich II., deutscher Kaiser 268, 291, 297, 299, 316
Friedrich III., deutscher Kaiser 323

Friedrich Herzog von Babenberg 300
Friedrich Heinrich von Oranien 424
Friedrich V. von der Pfalz 413—417, 421
Friedrich der Große 488
Frundsberg 374, 379
Fürstenberg, Graf Heinrich von 349
Fürstenberg, Reiterführer unter Tilly 434, 436

Gallas 458
Gallieni 482
Gaugamela 106 f., 124
Gembloux 405
Georg Friedrich von Baden-Durlach 416
Germanikus 187
Godunow, Boris 399
Grandson 314, 325—328, 335
Granikus, Schlacht am 101
Gratianus 209 f.
Gravelotte 20
Gregor VII., Papst 259, 262
Gregor IX., Papst 297
Grotius, Hugo 486
Guasto, del, Kaiserlicher Feldherr 387—389
Guébriant 465
Guinegate 361, 364
Guiscard, Robert 256, 258
Guise, Herzog Franz von 386, 396 f.
Gustav Adolf 409, 428, 432—455, 460, 462, 469, 473 f., 476, 480

Hamilkar Barkas 123
Hammu-rabi 29
Hannibal 124—140, 150, 159, 190, 276
Harald, angelsächsischer König 256
Hasdrubal 136
Hastings 256
Hedin, Sven 287
Heiligerlee 401
Heinrich I., deutscher König 247, 248
Heinrich IV., deutscher Kaiser 258, 259—262
Heinrich V., englischer König 320
Heinrich VII., englischer König 347
Heinrich VIII., englischer König 353, 364, 381, 387 f.
Heinrich II., französischer König 396
Heinrich IV., französischer König 409, 438
Heinrich der Fromme, Herzog in Schlesien 292—294
Heinrich von Nassau 385
Helvetier 161 f., 166, 313
Heraklea 116, 118
Heraklit 150
Herodot 81
Hieron von Syrakus 129
Höchst 417
Holzappel, Melander Graf von 466
Honorius, weströmischer Kaiser 214 f.
Hoogstraaten 401
Horn, Gustav 434, 457 f.
Hunnen (s. auch unter Attila) 208, 219, 222, 337
Hunyadi, Johannes 345
Hussiten 313, 321
Hydaspes 110

Ireton 470 f.
Issus 102—106, 125
Iwan VI. 399
Jagiello 321
Jankau 461, 477
Janke 102
Jarnac 409
Jeanne d'Arc (s. Johanna von Orléans)
Jemgum 401
Johann, Herzog von Brabant 307
Johann Friedrich von Sachsen 392, 394
Johann Georg von Sachsen 438
Johanna von Orléans 320 f.
Jovinus 199
Juan d'Austria 405
Julian 191, 193—206

Julius II., Papst 351, 354, 364
Justinian 232
Juvy 409

Kadesch 46 f.
Kalka, Schlacht an der 290
Kallimachos 65
Kannä 130—133, 134—137, 138, 140
Karl der Große 246, 251 f.
Karl V., deutscher Kaiser 369, 370—396
Karl I., englischer König 469—472
Karl VII., französischer König 320
Karl VIII., französischer König 347, 361, 451
Karl von Bourbon 358, 376, 379
Karl der Kühne, Herzog von Burgund 306, 313 f., 317, 322—333, 335, 346, 361
Karl XII., König von Schweden 488
Katalaunische Felder, Schlacht auf den 224, 227—229, 230 f., 237, 243
Kesselsdorf 20
Klearchos 88 f.
Königgrätz 17, 20
Königsmarck 467
Konrad I., deutscher König 247
Konrad IV., deutscher König 297
Konstantin der Große 181
Krassus, Markus Lizinius 157, 192
Krassus, Publius 165 f.
Kunaxa 89
Kynoskephalä 142

Landrecies 387
Landriano 381
Langobarden 233
Lautrec 372—375
Lechfeld, Schlacht auf dem 250
Legnano 268
Leo III., Kaiser von Byzanz 244
Leo VI., Kaiser von Byzanz 244, 478, 480
Leo X., Papst 364
Leonidas 74
Leopold III., Herzog von Österreich 310 f., 317
Leopold, Erzherzog 417
Leuktra 91—94
Leuthen 20
Liegnitz 293—295, 296, 299
Lipsius, Justus 480
Livius 478
Ludwig XI., französischer König 314, 323 f.
Ludwig XII., französischer König 348—352, 364
Ludwig XIV., französischer König 487
Ludwig von Nassau 401—404
Ludwig, König von Ungarn 381
Luitpold, Markgraf von Bayern 247
Lutter am Barenberg 427
Lützen 447—450, 455, 476
Luxembourg 488

Machiavelli 365, 429, 478 f.
Mac Mahon 200
Magenta 20
Mago 136
Mansfeld 414—417, 424—427
Mantinea 91, 93 f.
Marathon 62—66, 67—72
Marchfeld, Schlacht auf dem 306
Marcian 229
Mardonius 60—81
Marignano 314, 344, 356—360, 364
Marius, Gajus 144—152
Marlborough 488
Marston Moor 470
Martell, Karl 242, 243, 245
Maslama 242
Maupertuis 316, 318, 319
Maximilian, deutscher Kaiser 335, 341, 347, 349, 353, 360, 361 bis 365, 369
Maximilian, Kurfürst von Bayern 438, 443, 467
Megiddo 40—45

Mellrichstadt 259
Melos 464
Menes 28
Miltiades 64—72
Mithridates 143, 152, 153, 155
Mohacz 381
Mohammed, Schah von Chwarasmien 275—284
Mommsen 153
Montecuccoli 488
Montesquieu 120
Montmorency 396
Morgarten 310
Moritz von Oranien 405—409, 419, 438, 480
Moritz von Sachsen 392 f., 488
Moro, Ludovico 347, 350
Mühlberg 394
Murten 314, 329—333, 344

Nancy 314, 332
Napoleon 9, 20, 38, 137, 140, 162, 193, 210, 465
Naram-Sin 28
Narses 232
Naseby 470—472, 477
Nasir 275
Necho 49
Nervier 167
Niebuhr, Carl 45, 47
Nieuport 406
Nikopoli 301, 316, 321, 345
Nördlingen 457
Normannen 255
Novara 351, 353 f., 358, 364

Ogodai 300
Omar II. 242
Ostgoten 208, 231 f.
Otto I., deutscher König 250, 253
Otto IV., deutscher König 269 f.
Ottokar II., König von Böhmen 306
Oxenstjerna 439, 446, 451

Pappenheim 434—439, 446—449
Paullus, Lucius Ämilius 143
Pausanias 81
Pavia 377
Perikles 82 f.
Perseus 143
Pescara 355, 374, 377 f., 387, 419
Pharsalus 174, 177 f., 193
Philibert von Oranien 380
Philipp August, König von Frankreich 269 f.
Philipp VI., französischer König 319
Philipp II. von Mazedonien 70, 94—96, 99
Philipp V. von Mazedonien 142
Philipp von Savoyen 396
Philipp II., spanischer König 396, 405 f.
Philipp III., spanischer König 406
Piccolomini 467
Platää 67, 78—81
Plato 478
Plutarch 91
Poitiers 242, 243, 244 f.
Pollentia 215
Polybius 139, 478
Pompejus, Gnäus 154—158, 172 bis 177
Porus 110
Probus 188
Prokop 232, 478
Psammetich 49
Pydna 142, 143
Pyrrhus 112, 116—119, 121

Ramses II. 46—48
Ramses III. 48
Ranke 189, 473
Ratzel, Friedrich 10, 217, 301
Ravenna 353, 358, 465
Regulus 123
Reinhard, Erzbischof von Köln 267
Renatus, Herzog von Lothringen 329, 332
Rheinfelden 462
Richelieu 432, 461, 481
Rocroi 464
Rohan, Heinrich von 463, 481

Romont, Graf von 332
Rosebeke 310
Rubikon 168
Rudolf von Habsburg 306
Rudolf von Schwaben 259—261
Rupert von der Pfalz 469—472

Sagunt 126
Sahir-ud-din Mohammed (s. Baber)
Saint-Paul 381
Salamis 67, 75
Salisbury, Earl of 270
Saluzzo 380
Sambre, Schlacht an der 167
St. Denis 409
St. Jakob 336
St. Quentin (1557) 396
Sargon I. 28
Savelli 462
Schertlin, Sebastian 380, 383
Schi-Hwang-ti 190
Schlieffen 134, 137
Schulte, Aloys 246, 482
Scipio Africanus, P. Cornelius 132 f., 139, 141, 148
Scipio, P. Cornelius 129
Sedan 20
Sekenen-Ra 34
Selim 369
Sempach 311—312, 313, 317 f.
Sempronius, Tiberius 129
Senlac 256
Sethos I. 46
Severus, Septimius 188, 199
Sforza, Maximilian 351
Siegfried, Erzbischof von Köln 307
Sigismund von Österreich 329, 345
Sigismund, König von Ungarn 301, 321
Skippon 470—472
Snofru 27
Solferino 20
Spinola 416
Stadtlohn 417
Stilicho 214—216
Suleiman II. 375, 381, 386, 390 f.
Sulla 152

Tacitus 193, 478
Taginä 232
Tannenberg (1410) 316, 321
Tannenberg (1914) 131
Tenkterer 168
Tessin, Schlacht am 130
Teutonen 144 f.
Thann 462
Themistokles 75, 82
Theodorich der Große 231, 251 f.
Theodorich, Westgotenkönig 227
Theodosius 210, 211—214
Thermophylen 74
Thérouanne 353, 364
Thukydides 82, 478
Thutmosis I. 38
Thutmosis III. 35, 38—46
Tilly 414—439, 442, 476
Timur 289, 300 f., 345
Torstenson 435, 460 f., 477
Totila 232
Trajan 187, 191, 193
Trasimenischer See, Schlacht am 130
Trebbia, Schlacht an der 130
Tremouille, La 358
Trivulzio 358
Tschagatai 278, 280
Turenne 464—467, 482, 487
Tusculum 267

Ulrich von Württemberg 467
Urban V., Papst 345
Usipeter 168

Valens 209 f.
Valentinian I. 198
Valentinian III. 225
Vandalen 215, 226
Varro, Terrentius 134
Varus 187
Vegetius 121, 478
Vercellä 150 f.
Vercingetorix 168

Verona 215
Villars 488
Viromanduer 167
Vithicab 199

Wallenstein 422—457, 460, 462, 473 f.
Warna 345
Waterloo 20
Weißer Berg, Schlacht am 413 f., 418, 433
Westgoten 209—216, 225, 228, 229
Wiesloch 416
Wilhelm der Eroberer 256 f.
Wilhelm von Oranien 401—404
Wimpfen am Berg 416
Winckler, Hugo 28
Winkelried, Arnold 312
Witold 321
Wittenweier 462
Wittstock 461
Wolfram, Georg 383
Wolgast, Ernst 486
Worringen 307
Wrangel, schwedischer Heerführer 466 f.

Xenophon 86, 90 f., 478
Xerxes 72—77

Zabern 193
Zama 132—134, 137—138, 140
Zimbern 144 f.
Zorndorf 20
Zusmarshausen 465, 467

Die Werke von

Hermann Stegemann

Historisch-politische Werke

Weltwende

Der Kampf um die Zukunft und Deutschlands Gestaltwandel

349 Seiten. 30. Tausend. Gebunden M 7.50

Deutschland und Europa

Eine geschichtliche Schau und ein politischer Ausblick

448 Seiten. 10. Tausend. Gebunden M 9.60

Der Kampf um den Rhein

Das Stromgebiet des Rheins im Rahmen der großen Politik und im Wandel der Kriegsgeschichte

678 Seiten. 63. Tausend. Gebunden M 9.60

Das Trugbild von Versailles

Weltgeschichtliche Zusammenhänge und strategische Perspektiven

360 Seiten. 32. Tausend. Gebunden M 10.75

Geschichte des Krieges

1914–1918

4 Bände, zusammen 2250 Seiten

Band 1: 236. Tsd.; Band 2: 218. Tsd.; Band 3: 150. Tsd.; Band 4: 121. Tsd.

Gebunden M 36.–

Erinnerungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit

528 Seiten. 6. Tausend. Gebunden M 13.50

Erzählende Werke

Schicksalssymphonie. Ein Buch für Deutsche. 12. Tausend. Gebunden M 6.50

Die Herren von Höhr. Roman. 5. Tausend. Gebunden M 6.25

Das Kind Eva. Roman. 6. Tausend. Gebunden M 5.50

Die letzten Tage des Marschalls von Sachsen. Roman. 5. Tausend. Gebunden M 5.75

Das Ende der Grafen Krall. Roman. 13. Tausend. Gebunden M 6.75

Jakobäa. Eine Historie. 7. Tausend. Gebunden M 5.25

Die Bantiger. Roman. 7. Tausend

Daniel Junt. Roman. 4. Tausend. Gebunden M 4.50

Überwinder. Roman. 15. Auflage

Der gefesselte Strom. Roman. 23. Tausend. Gebunden M 5.75

Die Krafft von Illzach. Roman. 36. Tausend. Gebunden M 5.50

Die Himmelspacher. Roman. 5. Auflage

Thomas Ringwald. Roman. 5. Auflage

Theresle, die Wirtin von Heiligenbronn. Roman. 17. Tausend. Gebunden M 6.–

Die als Opfer fallen. Roman. 8. Tausend. Gebunden M 6.–

Heimkehr. Novellen. 7. Auflage. Gebunden M 3.60

Lyrische Werke

Von Leben zu Leben. Sonette. Gebunden M 4.50

Vita somnium breve. Gedichte. Gebunden M 2.–

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart Berlin

Biblioteka Śląska w Katowicach
Id: 0030000278729
II 465152
K 81